

Ungarische Revue



UNGARISCHE REVUE.

V. JAHRGANG.

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1885.

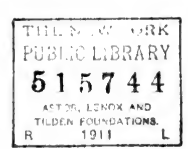
FÜNFTER JAHRGANG.

BUDAPEST.

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1885.



Die «Ungarische Revue» erscheint mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, doch ist für den Inhalt derselben allein die Redaction verantwortlich.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. ABHANDLUNGEN.

II. BESPROCHENE BÜCHER.*

III. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

IV. ÜBERSETZTE DICHTUNGEN.

V. VERMISCHTES.



DENKREDE AUF D[r] EDUARD FENZL,

auswärtiges Mitglied der ung. Akademie der Wissenschaften, gelesen in der Gesammt-Sitzung am 27. Oct. 1884 von

D[r] LUDWIG HAYNALD,

Cardinal, Erzbischof von Kalocsa, Directions- und Ehrenmitglied der ungarischen Akademie.

Wenn ich heute im ehrenden Auftrage der g. Akademie an das vor fünf Jahren, am 29. September 1879 geschlossene Grab eines ihrer auswärtigen Mitglieder, einer der hervorragenden Grössen der botanischen Wissenschaft des gegenwärtigen Jahrhunderts, Dr. Eduard Fenzl's trete, und von der Gewalt des Todes, der nach dem Spruche: «latet anguis sub herba» auch inmitten der anmutigen Blumen seine verheerende Ernte hält, das geistige Teil, die glänzenden Eigenschaften dieses ihm zum Opfer gefallenen ausgezeichneten Mannes in meiner Denkschrift gleichsam zurückerobernd Ihnen vorführe: so tue ich dies nicht allein aus schuldiger Huldigung für den Auftrag der Akademie, der mir bereits vor Jahren geworden ist, aber, leider! von mir meiner vielfachen Obliegenheiten wegen erst jetzt erfüllt werden kann, sondern mit allem Eifer meiner Seele; denn ich stand mit dem Verewigten in engerer Bekanntschaft, und verehrte in ihm nicht nur den grossen Gelehrten, nicht nur einen allbeliebten Mann, der durch die unmittelbaren Aeusserungen seiner Herzensgüte, durch seinen guten Humor, seine geistvolle Umgangsweise, sein einfaches, edles Wesen, seine Menschenliebe und Ehrenhaftigkeit Jedermann für sich gewann, — sondern auch einen meiner Führer und Aneiferer in den Studien, welche ich in meiner Jugend auf den blumigen Gefilden der Botanik betrieb, — und einen bis zum Tode aufrichtigen, wahrhaften Freund.*

I.

Es ist Gepflogenheit und Pflicht des Biographen, auch den Geburtsort desjenigen aufzuzeichnen, den er zu feiern gedenkt; gestatten Sie mir,

* Die einzelnen, auf Fenzl's Leben bezüglichen Daten habe ich aus meinen eigenen Erinnerungen, aus seinen Werken und aus den nachstehenden Arbeiten seiner zwei ausgezeichneten Biographen geschöpft: Nekrolog Fenzl's in den von Dr. August KANITZ redigirten «Magyar Növénytani Lapok» (Ungarische Blätter für Botanik), III. Jahrgang, Nr. 34, October 1879. — Eduard Fenzl. Eine Lebensskizze

über diese meine Aufgabe nicht mit der trockenen Erwähnung des Datums hinwegzugehen, dass Fenzl in der wohl nur von Wenigen gekannten Ortschaft Krummnussbaum in Nieder-Oesterreich das Licht der Welt erblickte; sondern dass ich an der Hand eines glücklichen Zusammentreffens der Umstände darauf hinweise, wie das ganze Wesen dieses in seinem Gemütsleben so *liebenswürdigen*, in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit *classisch*-ausgezeichneten Mannes gleichsam das Bild des *lieblichen* und *classischen* Landes widerspiegelt, in welchem er geboren wurde.

Dort wo die Donau, vielfach zerschellt und gebrochen, sich den berühmten Greiner Wirbeln entwindet und zwischen den malerischen Höhen des für das innere Leben von hunderttausenden jährlich dahin pilgernder Wallfahrer so segensreichen Gnadenortes Maria Taferl einerseits, und einem seit Jahrhunderten hochberühmten Heiligtume österreichischer Gelehrsamkeit: den riesigen Klosterbauten von Melk andererseits sich hinschlängelnd, eine *liebliche* Landschaft belebt, — dort wurde am 15. Februar 1808 in der oben erwähnten Ortschaft Fenzl zur Welt geboren; und zwar auf, durch die Heldensage verherrlichtem, *classischem* Boden; denn in unmittelbarer Nachbarschaft seines Geburtsortes dämmert aus längst geschwundenen Jahrhunderten das Andenken der Burg *Pöchlarn* in unsere Tage herein, deren ritterlicher Gebieter *Rüdigier* von Pöchlarn *Chriemhilden*, die Witwe Siegfrid's, als sie auf ihrer Brautfahrt nach unseren Landen zu *Attila* dem Hunenfürsten begriffen war, mit glanzvollem Gepränge empfing und durch diese im Nibelungenliede besungene Gastfreundschaft das Gedächtniss seiner gepriesenen Gastfreundin ebenso, wie sein eigenes verewigte.

Der gebildete und sorgsame Vater Fenzl's, ein Fürstlich-Stahremberg-scher Beamter, leitete bereits im häuslichen Kreise mit Glück die Studien seines Sohnes durch die Elementar- und drei Mittelschul-Classen hindurch; später gab er ihn in die Erziehungsanstalt der Benediktiner von Melk, wo der begabte Jüngling die Mittelschule und den philosophischen Curs absolvirte. Im Jahre 1825 begann Fenzl seine medicinischen Studien an der Wiener Universität, — wo er sich alle die Vorteile und Hilfsmittel, welche die ausgezeichnete Hochschule, die berühmten Lehrer, die reichen Bibliotheken, die ausgedehnten Museen und Gärten der österreichischen Hauptstadt dem wissensdurstigen Studierenden darboten, mit ernstem und ausdauerndem Fleisse zu Nutze machte, — bestand seine medicinischen Rigorosen mit dem Calcul «valde bene», und erwarb am 4. März 1833 die medicinische Doctorwürde.

von August Kanitz. (Bot. Zeit. 1880. Nr. 1.) — Eduard Fenzl. Eine Lebensskizze von Dr. H. W. Reichardt. (Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1880.)

Mit tüchtiger Befähigung also ausgerüstet, trat er nun ins practische Leben und war fortan in, seinen Kenntnissen und seiner Geschicklichkeit entsprechenden Stellen und Aemtern erfolgreich tätig fast bis zu seinem Hinscheiden.

Nach seiner Promotion wurde er nämlich an die Seite des Professors der Botanik und Chemie an der Wiener Universität BARON JACQUIN zum Assistenten der botanischen Lehrkanzel ernannt; und als i. J. 1836 nach der Pensionirung TRATTINICKS unser Landsmann STEFAN ENDLICHER zum Custos des k. k. botanischen Hof-Cabinets ernannt worden war, wurde ihm Fenzl als Custos-Adjunct beigegeben, in welcher Stellung er mit seinem ausgezeichneten Practikanten PUTTERLICK die Vereinigung der noch immer in einzelne Sammlungen zersplitterten Pflanzenschätze des Hofherbariums, (eine Arbeit, welche bereits Endlicher begonnen hatte, später aber, als ihn sein epochales Werk: die innerhalb vier Jahren herausgegebenen, staunenswerten «Genera Plantarum» vollständig in Anspruch nahmen, an Fenzl überliess,) im Jahre 1838 glücklich zu Ende führte.

Als im Jahre 1839 nach dem Ableben BARON JACQUIN's dessen Lehrkanzel der Botanik an der Wiener Universität ENDLICHER erhielt, trat Fenzl an die Stelle dieses Letzteren als Custos des botanischen Hofcabinets, in welcher Eigenschaft ihm auch die Leitung der vereinigten grossen zoologischen und botanischen Bibliothek übertragen wurde. Und er war es, der i. J. 1845, als das botanische Hofcabinet wegen Raummangels aus dem Hof-Naturalien-Cabinete am Josefs-Platz ausgeschieden, in das damals eben vollendete Museum-Gebäude im botanischen Garten übertragen und unter Wahrung des Eigentumsrechtes der Universität zum Studiengebrauche überlassen wurde, die Transferirung des genannten botanischen Hofcabinets in den botanischen Garten, die Einverleibung der demselben schenkweise überlassenen Privatherbarien Fenzl's und Endlicher's, die Aufstellung der ganzen Sammlung nach Endlicher's System und die Ausscheidung der botanischen Werke aus der bis dahin gemeinsamen Bibliothek des Hof-Naturalien-Cabinets bewerkstelligte.

Fenzl's etwa vierzig Jahre lange eifrige Sorgfalt und Tätigkeit gestaltete die Pflanzen-Sammlung zu einem der reichsten, bestgeordneten und am leichtesten zu benützenden Herbarien.

Die gleichfalls von ihm verwaltete Museumsbibliothek aber wurde sowohl durch Ankäufe, als durch Schenkungen fremder Gelehrter und Fenzl's eigene Geschenke, — insbesondere an wertvollen Monographien und Separatabdrücken,* welche im Wege des Buchhandels nicht zu

* Fenzl liebte es, bei jeder Gelegenheit den Reichtum der Bibliothek an solchen schenkweise überkommenen Werken und ihren eben daher stammenden hohen Wert hervorzuheben.

beschaffen waren, ihm aber von den Autoren als Zeichen der Hochachtung eingesendet wurden und die er dann der Museumsbibliothek überliess — immer mehr bereichert, so zwar, dass schon 1851 einer der competentesten Fachmänner, Pritzel, von derselben schreiben konnte: «Bibliotheca in Horto Endlicheri et Fenzlii auspiciis orta nunc fere omnium ditissima facta est.» *

In seiner Stellung als Museums-Director betrachtete er als wirksames Mittel zur Förderung sowohl der wissenschaftlichen Zwecke dieses ausgezeichneten Institutes, als der Wissenschaft überhaupt die möglichst gute materielle Dotation der Museums-Beamten und bekundete in seinem Eifer um die Beschaffung dieser Subsistenzmittel grosse persönliche Selbstlosigkeit, indem er, als er die Sanirung von Einbussen, welche die Bezüge der Directoren des Wiener naturgeschichtlichen Museums erlitten hatten, selbst urgirte, und auch durch mich im Wege von Empfehlungen betreiben liess, lieber auf ein ihm zur Entschädigung angebotenes persönliches Beneficium verzichtete, als dass er durch Annahme desselben die Sache seiner Stellung und seiner Nachfolger im Princip fallen gelassen hätte. **

Der Wert des botanischen Gartens wurde unter seiner Direction namhaft erhöht durch die grosse Zahl der Pflanzen, welche durch Neuanschaffungen acquirirt, oder im Wege des Samen- und Exemplarentausches vermehrt wurden; durch die verständige Pflege derselben seitens tüchtiger Obergärtner, so des als Pflanzenzüchter und Pflanzenkenner gleich ausgezeichneten Dieffenbach und des nach dem Tode des Letzteren bereits von Fenzl angestellten Friedrich Benseler, nachmaligen k. k. Garten-Inspectors; durch die in der Aufzucht gepflogene Beobachtung kritischer oder zweifelhafter Arten und die wissenschaftliche Bestimmung derselben; sowie durch die Emendation unrichtiger Benennungen in den zu diesem Zwecke herausgegebenen «Adversaria».

Nach dem im J. 1849 erfolgten Ableben Endlicher's erhielt Fenzl die Lehrkanzel desselben für Botanik unter Beibehaltung seines Amtes als Cabinets-Custos. Er befasste sich zumeist mit dem Vortrage der Systematik und Formenlehre der *Phanerogamen*, da für botanische Anatomie und Physiologie im J. 1850 ein eigener Lehrstuhl errichtet wurde. In seiner Eigenschaft als Lehrer übte er lebhaften Einfluss auf die Ausbildung und

* Thesaurus literaturae botanicae. Curavit G. A. Pritzel. Lipsiae 1851.

** «Von der mir in Aussicht gestellten Begünstigung, eine Personal-Zulage zu erhalten, werde ich, wie Eure Excellenz gewiss billigen werden, keinen Gebrauch machen, da diese Angelegenheit keine persönliche, sondern eine principielle für uns alle dabei Betheiligten geworden ist. Also nochmals meinen wärmsten und verbindlichsten Dank für Ihre überaus gütige und für uns ebenso schmeichelhafte Verwendung.» — In einem an mich gerichteten Briefe vom 26. Mai 1873.

somit auf das nachmalige wissenschaftliche Leben unserer jungen Landsleute, die an den Lehrkanzeln der Wiener Hochschule Unterweisung und wissenschaftliche Bildung suchten. Bis 1870 las er nur in den Sommersemestern, daher auch bis 1868 sein Professorengehalt geringer war, als jenes der Uebrigen; im Jahre 1868 aber, als er mit dem Titel eines Regierungsrates bekleidet wurde, erhielt er auch das ordentliche Professorengehalt. Von 1870 bis zu seiner im Jahre 1878 erfolgten Pensionirung trug er seine Fachwissenschaft in beiden Semestern des Jahres vor.

II.

Und gleichwie er in allen seinen bisher erwähnten amtlichen Stellungen seine grossen Obliegenheiten gewissenhaft erfüllte und der Wissenschaft unvergängliche Dienste leistete, so entfaltete er auch in seinen Privatbeziehungen in gleicher Richtung eine eifrige Thätigkeit.

Sein auf Verbreitung und Förderung der Wissenschaft gerichtetes Streben im Vereine mit seiner Herzensgüte und Urbanität wendete sein Interesse jedem auch noch so bescheidenen Bemühen auf dem Gebiete der Botanik zu und er wusste dasselbe mit zuvorkommender Dienstbeflissenheit anzueifern, zu ermutigen, zu fördern und fruchtbar zu machen. Und an dieser Stelle sei es mir gestattet, in Dankbarkeit jenes vierzigjährigen innigeren Verhältnisses zu gedenken, in welchem ich zu ihm gestanden und zahllose Beweise seiner Güte empfangen habe. Im Jahre 1839 trat ich, als Zögling des höheren Priesterbildungs-Institutes zu Sct. Augustin in Wien, zum erstenmale bei ihm ein, um die freien Stunden, welche mir meine regelmässigen Beschäftigungen übrig liessen, durch das Studium der Schätze jener Sammlungen nutzbar zu machen: heute noch erinnere ich mich mit einer gewissen Pietät jenes Momentes, als er mir im Beisein seines unmittelbaren Vorgängers, unseres berühmten, an Körpergestalt wie an Geistesgaben unter seinen Zeitgenossen hervorragenden Landsmannes Stefan Endlicher, der nachmals ein so erschütternd tragisches Ende nehmen sollte, die eben erst erschienenen ersten Hefte des Werkes desselben, der von dem riesigen Wissen und der enormen Arbeitskraft des Autors zeugenden «Genera plantarum» in die Hand gab und mich in das natürliche System unterweisend einführte, — da ich bishin in einem damals schon etwa vierzehn Jahre lang betriebenen botanischen Dilettantismus ausschliesslich das Linné'sche System kannte und befolgte.*

* Fenzl erfuhr seinerseits den gleichen Dienst von dem ausgezeichneten schwedischen Botaniker *Karl Adolf Agardh*, früher Professor der Botanik an der Universität Lund, seit 1834 Bischof von Karlstadt, den er bei den Gelehrten-Versammlungen in dem gastlichen Hause *Jacquins* kennen gelernt hatte und der ihn zum Studium des natürlichen Systems aneiferte, ihn in dasselbe einführte.

Und der Mann, der in dieser Weise in der Erkenntniss der Errungenschaften der fortgeschrittenen Wissenschaft mein Meister gewesen, hat mich nachmals vier Jahrzehente hindurch in den botanischen Arbeiten, die ich neben meinen schwierigen Amtsobliegenheiten zur Erholung betrieb, in jeder Weise unterstützt, indem er mich auf ausgezeichnete Fachwerke aufmerksam machte, vortreffliche Mikroskope und sonstige optische Instrumente zur Untersuchung und zum Genusse der Wunder des Mikrokosmus der Pflanzenwelt bestellte und mich im Gebrauche derselben unterwies, mir namhafte Sammlungen zum Ankauf empfahl. Er tat alles dies im Interesse seiner geliebten Fachwissenschaft: und indem er es nicht blos bei mir, sondern in gleicher Weise auch bei anderen tat, erwarb er sich nicht geringe Verdienste um die Verbreitung der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Und in dieser Hinsicht — aber auch nur in dieser — ist es von einiger Bedeutung, wenn ich der Freundlichkeit, die er gegen meine geringe Person bekundete, an dieser Stelle gedenke; * aus eben demselben Grunde ist es aber wohl auch berechtigt, dass ich in dieser meiner Denkschrift durch Citate aus den zahlreichen an mich gerichteten Briefen Fenzl's einzelne interessante Momente aus seinem botanischen Stilleben markire, in deren Lichte auch dem Anscheine nach minder bedeutende Taten, welche unser Gefeierter im Dienste seiner Wissenschaft vollbrachte, hoch interessant werden, weil sie den höheren Schwung seiner geistvollen Seele bekunden und den Stempel seines Eifers für die Sache, seiner ernsten Liebe zur Wissenschaft an sich tragen. **

* Es sei mir gestattet, mein Verhältniss zu ihm in derselben Weise zu kennzeichnen, wie er es betreffs eines von ihm in einer Denkschrift mit Recht verherrlichten Mannes, des berühmten Afrika-Reisenden *Welwitsch* in dankbarer Pietät getan, indem er schrieb: »Seinem wissenschaftlichen Eifer und seiner aufopfernden Tätigkeit .... Anerkennung .... zu Teil werden zu lassen, freut mich persönlich umsomehr, als ich in ... ihm ... zugleich einen alten .... Freund und Förderer meiner ersten Schritte auf dem Felde der Scientia amabilis zu verehren habe.« (Bericht über einige Ergebnisse der Bereisung der portugies. Colonie von Angola in Westafrika in den Jahren 1850—60 durch Dr. Fr. Welwitsch.)

** Um zu zeigen, wie es nicht selten in der Tat geringfügig scheinende Dinge waren, auf welche sich sein eifriges Wirken im Dienste der Wissenschaft erstreckte, will ich hier als interessantes Curiosum einige Zeilen aus einem Briefe vom 18. März 1855 anführen, mit welchem er die Einsendung eines ausgezeichneten Plössl'schen Mikroskopes an mich begleitet; nach einer langen Gebrauchsanweisung schliesst er folgendermassen: »Häufig beschlägt sich auch, besonders bei längerem Nichtgebrauche, die Innenfläche der Oculare und Linsen mit einem zarten Hauche. Man gewahrt denselben bei einem Abschrauben der Gläser sogleich, wie man sie schief gegen das einfallende Tageslicht hält. Uebersicht man dies und entfernt man diesen Anflug nicht, so erscheint mit der Zeit ein trübes Bild und man glaubt dann mit Unrecht, das Instrument habe an Schärfe verloren. Ich glaubte Excellenz darauf aufmerksam machen zu sollen, denn häufig wird dieser unvermeidliche Uebelstand

Im Laufe der Jahre fand er auch inmitten seiner vielfältigen Obliegenheiten immer Zeit, mir aus den Bücherverzeichnissen der Buchhändler Europas, insbesondere des Specialisten für derlei naturwissenschaftliche Fachwerke, des Berliner Buchhändlers *Friedländer,** alte und neue Werke zum Ankaufe zu bezeichnen, welche geeignet waren, zur Mehrung meiner botanischen Bibliothek zu dienen, die ich sammt meinem Herbarium meiner Nation als Erbschaft zu hinterlassen gedenke; besondere Rücksicht nahm er dabei auf Werke von Botanikern aus der Zeit vor Linné, auf die sogenannten «Patres», deren vorzüglicher Kenner er war und deren ich denn auch eine hübsche Anzahl zu erwerben vermochte.

Welche Bedeutung er der Conservirung interessanter und seltener Exemplare der Herbarien beimass, das bekundet unter anderem das fast an Kleinlichkeit streifende Vorgehen, welches er bei der Uebersendung einer Ferula galbanifera, die er behufs näherer Untersuchung für mich von dem berühmten Rigaer Botaniker Dr. Buhse verlangt und erhalten hatte, befolgte und bei der Rücksendung befolgt wissen wollte. **

Er hat mir wiederholt Gelegenheit geboten, durch Einsendung interessanter Pflanzen der siebenbürgischen Flora, welche er für den Wiener botanischen Garten verlangte: seltener Arten von *Sempervivum, Colchicum, Muscari* u. s. w., der wissenschaftlichen Gärtnerei einige Dienste zu leisten und zur Bereicherung seiner Wiener Herbarien mit siebenbürgischen Raritäten beizutragen; er erwiderte solche Dienste durch Geschenke von österreichischen Pflanzen, welche er eigenhändig präparirt und kritisch beschrieben hatte.

Als ich im Jahre 1867 auf den erzbischöflichen Stuhl von Kalocsa berufen wurde, eiferte mich Fenzl an, auch inmitten der schwierigen Obliegenheiten dieses Amtes meine botanischen Beschäftigungen fortzusetzen,

übersehen und bei der Benützung nicht in Rechnung gebracht. Plössl erhielt schon zu wiederholten Malen solche Instrumente mit Klagen über Abnahme der Lichtstärke zurück, während ein zartes Anhauchen und Scheuern der Gläser mit einem Linnenlappen genügt hätte, alles wieder gut zu machen.»

* Die vorzügliche Bedeutung der Firma Friedländer für die Wissenschaft hebt Fenzl in einem Briefe vom 26. Mai 1873 mit folgenden Worten hervor: «Die Cataloge Friedländers sind für die Bibliographie in neuester Zeit durch ihre Einrichtung so wertvoll geworden, dass ich sie alle aufbewahre und binden lasse. Ich möchte dies auch Excellenz empfehlen, namentlich für künftige Bestellungen.»

** Als schönes Curiosum mag das folgende Bruchstück seines hierauf bezüglichen Briefes vom 8. August 1869 gelten: «Da die Herbarexemplare sehr brüchig sind und gut verwahrt werden müssen, lege ich an den betreffenden Ort einen Papierstreifen ein und überschreibe die beigelegten Segmente des Stammes wie der Wurzel. Das grössere Stück des ersteren wird zur Raumausfüllung mit ein Paar runden, in Papier gewickelten Holzstücken begleitet, die nach gemachtem Gebrauch zur Rücksendung an Buhse wieder verwendet werden können.»

indem er in den folgenden schönen Worten auf die Befriedigung hinwies, welche abgesehen von den höheren Rücksichten auch aus dem Verlaufe der irdischen Dinge geschöpft werden kann: «Das Verfolgen der wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen vermag allein wahre, geistige Befriedigung und Ersatz für alle Mühen, Sorgen und Enttäuschungen im Leben zu gewähren.» (Fenzl's Brief vom 1. Juni 1867.)

Sein lebhaftes Interesse für die mächtigen Mittel zur Förderung der botanischen Wissenschaft: für Gärten, Herbarien und Museen, — welches ihn nicht nur in der Heimat in seiner mehrseitigen amtlichen Tätigkeit immer begeisterte, sondern auch zu grossen Reisen behufs Studiums ausländischer Gärten und Museen vermochte, so im Jahre 1854 nach den deutschen Niederlanden, 1864 nach England und Frankreich, 1871 nach Dänemark und Schweden, — richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die Förderung privater Gärten und Sammlungen, weil er wohl wusste, dass auch diese mehr weniger zur Hebung und Verbreitung der Wissenschaft beitragen. Mit demselben Bestreben wendete er sich auch mir zu; — indem er sich für die Disposition der neuen Warmhäuser, die ich in meinem Kalocsaer Parke erbauen liess und für die Wahl des Architecten, des tüchtigen Meisters im Gartenbaufache Abel, interessirte, ja selbst an Ort und Stelle erschien und bezüglich der gartenmässigen Behandlung einzelner exotischer Gewächse Instructionen erteilte.

Nach dem tragischen Ende des Kaisers von Mexico *Ferdinand Maximilians* erwarb er für mich das aus dessen Nachlasse nach Wien zurückgebrachte grosse Schott'sche Herbarium, sowie zahlreiche botanische Werke desselben und erreichte dadurch auch, dass diese wissenschaftlichen Schätze nach dem patriotischen Wunsche Sr. k. Hoheit, des an der Spitze der Gebahrung des erwähntem Nachlasses stehenden Herrn Erzherzogs *Karl Ludwig*, in der Monarchie verblieben. (Juni, Juli 1868.)

Zur Erleichterung meiner botanischen Arbeiten versah er mich leihweise mit Büchern, nahm aber hinwieder in der Bibliothek des kaiserlichen Museums fehlende Werke aus meiner Büchersammlung zu seinem Gebrauche in Anspruch. Wenn von Pflanzen, welche das kaiserliche Herbarium und das meinige aus denselben Sammlungen einzelner berühmter Botaniker in noch unbestimmtem Zustande überkommen hatten, späterhin Bestimmungen gemacht wurden, teilte er mir dieselben mit und verlangte von mir die analogen Mitteilungen.*

* Vollen Ausdruck für seinen Eifer für die Wissenschaft finden wir in einem Briefe (vom 7. März 1876), mit welchem er mir das von H. G. REICHENBACH angefertigte Namensverzeichniss der *Cuming*'schen Pflanzen von den Philippinen, das ich ihm gesendet hatte, zurückschickte; er ruft in diesem Schreiben aus: «Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich Sie mich damit gemacht haben; denn jetzt erst kann ich daran gehen, die Massa der Dubia dieser Sammlung zu lust-

Um die Reihe der Aufmerksamkeiten, welche er mir im Interesse der Wissenschaft erwiesen, mit einem, ihn schön charakterisirenden Ausspruche voll liebenswürdiger Laune würdig zu schliessen, will ich erwähnen, dass, wie er bei seiner freundschaftlichen Besorgniss um meine Gesundheit mich oft mahnte, meine Kraft zu Rate zu halten, er auch am 22. Juli 1871 folgendermassen schrieb:

«Vor Allem ist Ihnen körperliche und geistige Ruhe nötig. Sie haben sich überarbeitet und müssen einige Zeit ausspannen. Denken Sie einmal, *dass die Welt nicht zu Grunde geht, wenn man für einige Zeit die Dinge gehen lässt, wie es Gott gefällt.*»

Durch seine grosse Güte für mich wollte er ohne Zweifel gegen die Kirche, welche sich ihm in meiner Person darstellte, eine Verpflichtung abtragen, deren Gefühl noch aus der allerersten Zeit seiner botanischen Studien herrührte.

Schon damals nämlich, als er Zögling der gutberufenen Anstalt des Kremser Benedictiner-Klosters war, hatte er es unter anderem auch der Leitung seiner wissenschaftlich tüchtigen Lehrer aus dem Orden zu danken, dass sich sein Geist, dessen reges Interesse für die Pflanzenwelt und für Gärtnerei bereits im Familienkreise geweckt worden, mit der Sammlung und Bestimmung der Pflanzen der Umgegend in glücklicher Weise befasste. Aber überdies wurden die Grundlagen seiner dereinstigen botanischen Gelehrsamkeit von geistlicher Seite auch noch in anderer Weise erweitert; er, der anfangs blos TRATTINICK's «Flora austriaca», MATTHIOLI's «Epitome» * und BOUCHÉ's «Anleitung zur Zimmergärtnerei» besass und zum Gebrauche verfügbar hatte, ward späterhin durch die Werke WILDENOW's «Grundriss der Kräuterkunde» und SCHULTES' «Flora austriaca», welche er von dem Pfarrherrn zu Weissenkirchen in Niederösterreich, MÜHLBÖCK, einem ausgezeichneten Botaniker, zum Geschenke bekam, in die Lage versetzt, sich eingehendere Kenntniss der Flora seines Vaterlandes zu erwerben.

III.

Wie wir im Vorstehenden gesehen haben, liebte und verstand es Fenzl, die Strebungen einzelner Privaten zum Dienste jener Wissenschaft heranzuziehen, deren hochernster Jünger er selber war. Aber er suchte dies noch wirksamer durch Vereinigung der vielen vereinzelten Kräfte zu bewerkstelligen.

riren.... Reichenbach hat sich durch die Zusammenstellung der Cumingiana ein grosses Verdienst um die Wissenschaft erworben und damit einen Vorantritt zu einer Flora philippinica geschaffen.»

* MATTHIOLI: De plantis Epitome utilissima. Francoforti a. M. 1586.

Denn er erkannte sehr wohl, um wie viel erfolgreicher die zur Pflege der Wissenschaften gegründeten Gesellschaften und Vereine Fachkenntnisse zu verbreiten und zu entwickeln vermögen, wie gross und lobenswert sonach die Bedeutung der auf diesen Zweck abzielenden Tätigkeit solcher Gesellschaften und Vereine sei. Und eben daher ward er sowohl in seinem Vaterlande, als auch in dem, in derlei Angelegenheiten mit ihm in häufiger Berührung stehenden Auslande ein eifriger Apostel und Vorkämpfer der Associations-Idee, insbesondere zu den Zwecken seiner Lieblingswissenschaft.

So wurde er einer der Begründer der Wiener kaiserl. *Zoologischen und botanischen Gesellschaft*, welche durch ihre interessanten Publicationen ein mächtiger Factor der Entwicklung und Bereicherung der Naturwissenschaften ist; er leitete die Angelegenheiten der Gesellschaft als Präsidenten-Stellvertreter und einer ihrer massgebendsten Männer mit vielem Glück bis zum Jahre 1860.

Da er ein Freund grösserer und kleinerer botanischer Ausflüge und Ferienreisen war, die er in seiner Jugend frühlich begonnen hatte und bis in sein weit vorgerücktes Alter fortsetzte, ja nicht selten mit seiner ganzen Familie unternahm, da er insbesondere die Alpenwelt gerne besuchte und durchforschte: wirkte er zu der Begründung des *österreichischen Alpen-Vereines* mit und nahm Einfluss auf die Führung der Angelegenheiten desselben.

Seit 1848 war er ordentliches Mitglied der Wiener *kaiserl. Akademie der Wissenschaften*, trug ihre Angelegenheiten jederzeit am Herzen und nahm an ihren Arbeiten tätigen Anteil.

Schon im Jahre 1832 Secretär der botanischen Section des *Wiener Congresses deutscher Naturforscher und Aerzte*, war er späterhin mit regem Eifer bestrebt, für die zu Beginn der Siebziger-Jahre unseres Jahrhundertes geplante und durchgeführte zweckmässige Neuorganisirung der *Deutschen Naturforscher-Akademie Leopoldina-Carolina* die tätige Teilnahme der Mitglieder zu gewinnen. Und als nach dem am 28. Juli 1869 erfolgten Ableben des Präsidenten K. G. Carus in Folge Auftretens des Ephemeridum-Directors, des hochverdienten Ludwig Reichenbach betreffs der Präsidentenwahl ein bis zur richterlichen Entscheidung gekommenes Zerwürfniss entstanden war, da war es auch Fenzl, der gestützt auf seine Stellung als Adjunct des österreichischen Kreises der Akademie trotz seiner hohen Verehrung für Reichenbach energisch auftrat und durch nachdrückliches Betonen der richtigen Principien und eifriges Sammeln der von ihm abhängigen Voten wesentlich zur Sanirung des für die Gesellschaft schädlichen Zwiespaltes beitrug.

Seinem Cultus der Associations-Idee und jenem hervorstechenden Zuge seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, nach welchem er seine gründ-

lichen Kenntnisse mit Vorliebe in den Dienst practischer vaterländischer Ziele stellte, ist auch jenes lebhafte Interesse zu danken, welches er dem Bestande und der Tätigkeit der *Wiener Gartenbau-Gesellschaft* und den mit derselben in näherer oder entfernterer Verbindung stehenden *Gartenbau-Ausstellungen* zuwendete. Er begleitete als Vicepräsident der Gesellschaft die Entstehung, die Kämpfe, die Entwicklung, die Existenzgefahren und die Erstarkung derselben zwei Jahrzehente hindurch mit sympathischer und werktätiger Aufmerksamkeit und übernahm wiederholt die leitende Tätigkeit, indem er, wenn die Präsidentenstelle erledigt war, provisorisch die Agenden derselben versah. All das tat er aber ohne jedes Nebeninteresse, ohne jede Ambition, ja er erklärte bei jeder Gelegenheit auf das Bestimmteste, dass er höchstens eine Stelle im Ausschusse oder das Vicepräsidium, niemals aber eine höhere Stelle anzunehmen geneigt sei.* Ein weiteres Feld eröffnete dieser seiner eben gekennzeichneten wissenschaftlichen und gemeinnützigen Tätigkeit die mit der 1873-er Wiener Weltausstellung verbundene *Gartenbau-Ausstellung* (sammt einem *Gartenbau-Congresse*), deren geistvoller Wortführer und Interpret unser Gelehrter auch in seiner Eigenschaft als Regierungsvertreter** wurde, zuerst in einer Rede «Ueber die Bedeutung der Ausstellungen für den Gartenbau», dann in einer Serie während der Dauer der Ausstellung selbst geschriebener und im 1873-er Jahrgange des Wiener Fachblattes «Der Gartenfreund» erschienener interessanter Artikel, endlich in dem von der Direction der Weltausstellung im Jahre 1874 edirten amtlichen Berichte, dessen auf die Gartenbau-Angelegenheiten bezüglicher Teil aus seiner fachkundigen Feder stammte.

Bei der grossen practischen Bedeutung der Sache erachte ich es für angezeigt, die ideenweckenden Anschauungen Fenzls in dieser Angelegenheit hier zu würdigen. Er sucht in den eben genannten Schriften ein lebendiges Bild der schönen Bewegung zu geben und deren Bedeutsamkeit klar zu machen. Zu diesem Behufe wirft er vor Allem einen Rückblick auf die *Entstehung solcher Ausstellungen*, und führt uns als die ersten Veranstalter derselben einzelne reiche, zumeist der Aristokratie angehörende Amateurs des Gartenbaufaches vor, denen er es als Verdienst anrechnet, durch diese ihre Bestrebungen in weiteren Kreisen liebevolles Interesse für die Blumencultur erweckt, den Geschmack veredelt und die Idee der Zweckmässigkeit von Vereinigungen zum Behufe der Gartencultur angeregt zu

* Siehe: Die k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Wien. Von Prof. Dr. Ed. Fenzl. «Oesterr. Revue» 1867. 9. Heft. Pag. 121—142.

** Als Delegirter Oesterreichs besuchte er überdies die internationalen Blumen-Ausstellungen und botanischen Congresse in Brüssel (1864), Amsterdam (1865), Petersburg (1869), Florenz (1874), Köln (1875).

haben. Mit dieser Bewegung — sagt Fenzl — befreundeten sich späterhin auch die Berufs- und Handelsgärtner, die sich anfangs den Gartenbau-Ausstellungen gegenüber eifersüchtig und ablehnend verhalten hatten, und so begannen zum unzweifelhaften Vorteile der Horticultur die Gartenbauvereine durch Gründung von Fachblättern, durch unentgeltliche Verteilung von Sämereien und Pflanzen und durch allerlei der persönlichen Eitelkeit schmeichelnde Auszeichnungen allmälig zu prosperiren. Dann erzählt Fenzl, wie mit der Zeit auch Landwirte und Gärtner, die ehedem in Folge des herrschenden Kastengeistes und in allerlei Vorurteilen befangen, einander ferne standen, zu erspriesslich wirkenden Verbänden zusammentraten; er ermahnt dieselben, eine der Grundbedingungen sicheren Gedeihens in der vereinigten Tätigkeit zu erkennen, die schon aus dem Grunde geboten ist, weil ja Landwirt und Gärtner denselben Boden cultiviren und ihr analoger Beruf in vielen seiner Zweige, so z. B. in der Obst- und Gemüsezucht, völlig in einander fällt.

II. Als nützliche, instructive Beispiele führt Fenzl in seinem «Berichte» die bei Gelegenheit der Weltausstellung im Jahre 1873 nach einander veranstalteten fünf *Gartenbau-Ausstellungen* an; er weist hin auf die guten wie auf die nachteiligen Seiten derselben und gibt eine detaillirte, wissenschaftliche Beschreibung derselben, wie er das schon vorher in ähnlicher Weise in seinen im «Gartenfreund» erschienenen, durchweg interessanten Artikeln getan hatte.

III. Schliesslich erteilt er, damit die Erfahrungen der Vergangenheit für die Zukunft nicht verloren gehen, im Geiste der practischen Natur seiner literarischen Tätigkeit erspriessliche Ratschläge, wie in Hinkunft derlei Ausstellungen zu arrangiren wären, damit sie sowohl der Wissenschaft, als auch der Sache des Gartenbaues zu je grosserem Nutzen gereichen mögen.

Endlich, um für einen erfreulichen Aufschwung je tieferen Grund zu legen, dehnt er seine Ausführungen zu umfassendem Umfange aus, indem er behauptet, dass alle Bestrebungen der Gartenbau-Gesellschaften insolange nicht zum Ziele führen werden, als nicht «die Liebe zur Gärtnerei so in Fleisch und Blut der ganzen Bevölkerung übergegangen sein wird, wie dies in einigen Teilen Deutschlands, Belgiens, Hollands und Englands der Fall ist . . . . Dazu bedarf es aber einer anderen Erziehung im Hause wie in der Schule, als bei uns herrschend ist. So lange man — so führt Fenzl weiters aus — *darin* nichts bessert, so lange man nicht in der Volksschule dort, wo es die Verhältnisse gestatten, die Jugend mit den einfachsten Lehrsätzen der Cultur der Pflanzen und den wichtigsten Handgriffen bei ihrer Vermehrung vertraut macht, so lange man daselbst nur Arbeitsmaschinen, aber keine denkenden Arbeiter heranzieht, so lange werden alle Anstrengungen, welche die Gartenbau-Gesellschaft zur Hebung der

Horticultur in dieser Richtung macht, nicht die gewünschten Erfolge erzielen.»*

Fenzl's Eifer und Interesse, welche er auch in dieser Richtung an den Tag legt, sind jedenfalls lobenswert; nur muss seine Mahnung richtig verstanden und mit Maass und Ziel befolgt werden; denn vorerst müssen wir doch auch bezüglich dieser Angelegenheit, wie bezüglich so vieler anderer jedenfalls der besten Absicht entsprungener Anregungen das «ne quid nimis» betonen, denn sonst würde der ohnehin schon sehr weite Kreis der Lehrgegenstände der Volksschule noch mehr ausgedehnt, durch die Masse des von allen Seiten immer und immer wieder neu zugeschobenen Lehrstoffes würden Lehrer und Schüler erdrückt, eine Verflachung des Unterrichtes, demnach die Oberflächlichkeit der Schule in ihren Hauptgegenständen nothwendig erfolgen.

Ich habe noch keinen auf dem Gebiete irgend einer Wissenschaft, Kunst, eines Gewerbszweiges oder einer Fertigkeit mehr weniger fortgeschrittenen Enthusiasten gekannt, der nicht mit den Vorkenntnissen seines Lieblingsgegenstandes die in den Mauern der Elementarschule heranwachsende künftige Generation hätte beglücken wollen. Und es ist doch allbekannt, dass schon heute ausgezeichnete Schulmänner, Gemeinden und Unterrichtsbehörden nicht eine Vermehrung, sondern im Gegenteil die Verringerung des Lehrstoffes der Volksschule in Erwägung ziehen.** In einzelnen Ländern, in gewissen Gegenden mag es für das Leben und das materielle Gedeihen des Volkes von eminenter Bedeutung sein, dass in der Volksschule auch die Gärtnerei in umfassender Weise behandelt werde. Allein wo die besonderen Bedingungen des Betriebes und der Nutzbarmachung der Gärtnerei in der Umgegend und im Volksleben fehlen, wo die Erwerbung anderweitiger practischer Fertigkeiten durch die Umstände mehr geboten erscheint, — auch dort ganz im Allgemeinen, also für jede Schule aller Länder und aller Gegenden den Vortrag dieses Unterrichtsgegenstandes obligatorisch machen zu wollen: das würde sogar nachteilig sein.

Erscheint ja doch die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse, zumal in einem Agricultur-Lande, wie es das unsere ist, in der Tätigkeit der zur practischen Bildung des Volkes allein berufenen Volksschule weitaus wichtiger, als der Unterricht in der Gartenbaukunde; und doch befolgt selbst das Unterrichtsministerium in dem im Jahre 1877 festgestellten Lehrplane für Volksschulen, während es einerseits die Pflege der landwirtschaftlichen und Gärtnerei-Kenntnisse nachdrücklich urgirt, an-

* Die k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Wien. l. c. p. 140.

** Die Hauptstadt Budapest und das Unterrichts-Ministerium. «Pesti Napló», Morgenblatt vom 9. October 1884.

dererseits eine gewisse Mässigung, indem es verordnet: «In Gegenden, wo sich die Bevölkerung mehr mit Industrie als mit Landwirtschaft befasst, ist das hauptsächliche Gewicht auf den gewerblichen Unterricht zu legen.»

Beachtung verdient hier auch der Umstand, dass Gegenstände, deren Kenntniss dem Volke im grossen Ganzen allgemein und allenthalben notwendig ist, mit denen dasselbe sich das ganze Leben hindurch beschäftigt, das Kind in der Schule des Lebens spielend erlernt, während andererseits, wenn man dieselben zum Objecte des Schulunterrichtes auch ohne Rücksicht auf die localen Bedürfnisse des Volkslebens machen, oder übermässig ausweiten wollte, durch sie jene Lehrgegenstände, mit denen man sich späterhin nicht so leicht vertraut zu machen vermag, in den Hintergrund gedrängt werden würden, um Encyclopädisten zu bilden, die in jeden einzelnen Zweig des practischen Lebens theoretisch eingeführt seien.

Und doch gilt hier auch im Kleinen, was im ganzen Grossen — von dem Encyclopädismus.

Die Zeit der Encyclopädisten, und eben daher der encyclopädisch Alles umfassenden wissenschaftlichen Erziehung ist vorüber. Ehedem mochte man auf das Grab der Tostatusse schreiben:

«Hic stupor est mundi, qui scibile discutit omne»;

seitdem aber bei dem enormen und rapiden Fortschritte der wissenschaftlichen Bildung schon der Umfang der einzelnen Wissenschaften das ganze Gebiet des ehemaligen Gesammtwissens weitaus überragt, — seither darf man wohl noch weiter gehend sagen, dass es selbst in den einzelnen Fachwissenschaften keine Encyclopädisten mehr gibt, die alle Einzel-Teile derselben gleichmässig beherrschen können. *

Dazu kommt noch dass der grösste Teil der Volksschullehrer — selbst wenn etwa einzelne derselben eine glückliche Ausnahme bilden sollten — schon in Folge der Kürze ihrer Vorbereitungszeit, ** welche

* Um diese meine Behauptung gerade bei der Fachwissenschaft Fenzl's zu illustriren, genügt es anzuführen: dass die Geistes-Grössen der Botanik sich je nach den hervorragenden Partien ihrer Wissenschaft oder nach ihrer schriftstellerischen Tätigkeit in Systematiker, botanische Anatomen, botanische Physiologen, Chemiker, Palaeontologen, botanische Geographen, Vertreter der verschiedenen Zweige der angewandten Botanik u. s. w. teilen. Ja selbst inmitten dieser vielfachen Abzweigungen erscheinen die Systematiker, je nachdem sie sich vornehmlich mit den Phanerogamen, oder den Cryptogamen, oder wohl gar nur mit einzelnen hauptsächlichen Ordnungen dieser grossen Reiche der Pflanzenwelt, ja vielleicht selbst nur mit bestimmten Familien derselben befassen, auf diesem beschränkten Gebiete ihrer Tätigkeit als Lichenologen, Algologen, Mycologen, «Compositen-Männer» u. s. w.

** Welche auch noch durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre materielle Lage mannigfach bedingt ist.

sie ohnehin zumeist auf die ordentlichen Lehrgegenstände zu verwenden haben, nicht in der Lage ist, sich alle jene encyclopädische Kenntniss anzueignen, welche erforderlich wäre, wenn sie allen den gleichlautenden Wünschen eifriger und ausgezeichneter Specialisten der vielfältigen Zweige der Wissenschaften entsprechen sollten.

Indessen betreffen alle diese meine Bemerkungen nur im Allgemeinen den gesammten Volksunterrichts-Apparat und alle Schulen insgesammt, und es soll damit durchaus nicht ausgeschlossen werden, dass in Gegenden, wo den localen Verhältnissen und der Richtung des Volkslebens zufolge die Gärtnerei und die Blumenzucht ein einträglicher Erwerbszweig sind oder werden können, die ausser ihrer allgemeinen Lehrbefähigung auch noch hiezu besonders qualificirten Lehrer die ihrem Unterrichte anvertraute Jugend in den Beschäftigungen des Gartenbaues theoretisch und practisch eingehender unterweisen.

IV.

Alle, die die Producte der literarischen Tätigkeit Fenzl's, welche er ein Jahrzehent vor seinem Tode abschloss, verdientermassen würdigen, rühmen einhellig seine ausgezeichnete Kenntniss der einheimischen und ausländischen Pflanzenformen, seine grosse Vertrautheit mit der Literatur der systematischen Botanik, seinen scharfen Blick bei practischen Beobachtungen und seine Geschicklichkeit im Präpariren; seine ausgezeichnete Gewandtheit im Zeichnen und im Fixiren der Ergebnisse seiner Untersuchungen, in seinen Descriptionen das meisterhafte Hervorheben der charakteristischen Merkmale, die Zusammenstellung und Formirung der natürlichen Pflanzengruppen und das richtige Einfügen dubioser Gattungen in das System. Betreffs dieser Gruppirungsarbeiten stellt man ihn mit dem geistesgewaltigen Endlicher in eine Reihe.

Ueberdies wird an ihm noch was gerühmt, was ihn gleichfalls den ausgezeichnetsten Schriftstellern an die Seite stellt, ja selbst über Endlicher erhebt. Und dies ist seine Präcision in den Diagnosen und Beschreibungen der Arten; er gruppirt Arten und Varietäten mit grosser Geistesschärfe und wirft mit entsprechender Berücksichtigung der Synonymen orientirendes Licht auf die Abweichungen der speciellen Individuen.

Mit ebenso geistesscharfer Kritik würdigt oder verurteilt er aber auch die Ansichten anderer Botaniker über die Selbständigkeit, die Berechtigung, beziehungsweise die Zugehörigkeit einzelner Arten; er bringt mit meisterhaften Descriptionen, in denen er schwankende Merkmale der Art fallen lässt und mit Bestimmtheit sichere Charakteristica anführt, Licht in das grösste Wirrsal; er streicht ganze Reihen unrichtiger Arten, statuirt rich-

tige und setzt solche, die in nicht entsprechende Gattungen oder Familien eingereiht sind, an die gehörige Stelle.

Dass ihn bei der Feststellung und Verlautbarung seiner wissenschaftlichen Ansichten nur inniges Interesse und lauterer Eifer für die Wahrheit und Richtigkeit, nicht aber persönliche Eitelkeit, oder die Sucht Aufsehen zu erregen, leiteten, das hat er unter Anderem auch durch jene Haltung zur Genüge bekundet, welche er der von Schleiden verkündeten und von ihm (Fenzl) sowohl als auch mehreren anderen namhafteren Gelehrten, so Endlicher und Reissek, geteilten Ansicht gegenüber befolgte: dass der Blütenstaub im Zeugungsleben der Pflanzen nicht ein befruchtender, «männlicher», sondern ein «weiblicher» Factor wäre. Aus dieser Anschauung, welche er eine zeitlang hegte, sind — wie er selber zu einem seiner Vertrauten, Dr. Kanitz [1] äusserte — manche Ausdrücke und Benennungen zu erklären, die er gelegentlich gebrauchte, als: «Flores staminigeri», «Flores pistilligeri» [2] u. a. Allein gleichwie er diese seine Anschauung, die er in Folge wissenschaftlicher Deductionen acceptirt hatte, eine zeitlang offen aussprach, ebenso gestand er später, nachdem er die Unstichhältigkeit derselben erkannt hatte, diesen seinen früheren Irrtum mit aller Ingenuität zu und bemerkte lachend, dass, während Ednlicher diese irrige Meinung mit sich ins Grab genommen, er die Erkenntniss «noch erleben konnte, dass das eine grosse Täuschung war.»

Für die Förderung der botanischen Geographie erkannte er es als höchst erspriesslich, jene Daten zusammen zu stellen, welche die allgemeine Verbreitung der einzelnen Pflanzenfamilien und der Gattungen und Arten derselben, sowie deren besondere Verteilung auf einzelne Gegenden dartun; schon in seiner ersten schriftstellerischen Arbeit leistete er der botanischen Wissenschaft in dieser Richtung einen Dienst, indem er, als er sich im Jahre 1833 für das Doctorat der Medicin vorbereitete, zum Gegenstande seiner Inaugural-Dissertation die *Alsineen* wählte, für die Familie derselben durch ausgezeichnete Gattungs-Diagnosen eine richtigere Classification nach dem natürlichen Systeme schuf und ihre geographischen Verhältnisse darlegte. Dieser seiner Behandlung zog er aber engere Grenzen, indem er nur die Polarregion und einen Teil der an diese grenzenden gemässigten Zone der alten Welt [3] in Betracht nahm, und eine erschöpfende,

[1] Kanitz in litt.

[2] So z. B. Fenzl: Nova quaedam genera et species plantarum vascularium. Denkschriften der math. naturw. Cl. der Akad. d. Wissensch. I. Bd. Wien 1850. Pag. 256. Urticaceae.

[3] Versuch einer Darstellung der geographischen Verbreitungs- und Verteilungs-Verhältnisse der natürlichen Familie der Alsineen in der Polarregion und einem

eingehende Ausarbeitung des ganzen Gegenstandes: die geschichtliche Einleitung, die Charakteristik der sämmtlichen Gattungen der Familie und der statuirten neuen Arten derselben, die Gesetze ihrer Verbreitung und ihres Verhältnisses zu den nächstverwandten Familien der Ordnung der *Caryophyllineen*, welche in entsprechend detaillirter Weise nur aus einer allgemeinen Uebersicht der sämmtlichen Regionen dieser Flora abgeleitet werden können, einem späteren Werke vorbehielt, welches jedoch niemals das Licht der Welt erblickt hat.

Eine Lieblingsaufgabe seines von Liebe zu seiner Heimat wie auch zu der schönen Wissenschaft erfüllten Herzens war es, ausgezeichnete Botaniker seines Vaterlandes zu verherrlichen und ihnen in begeisterten Lebensskizzen für ihren der Wissenschaft bekundeten Eifer, für ihre Verdienste um die Pflege und Bereicherung derselben den Kranz zu reichen

Als zwei der trefflichsten unter diesen trefflichen Männern feiert er Theodor Kotschy und Heinrich Wilhelm Schott. Wenn wir der auf diese Beiden bezüglichen Schriften ausführliche Erwähnung tun, so mag uns ausser dem eben Gesagten auch der Umstand zur Entschuldigung dienen, dass er in Beiden auch ihre grosse Bedeutung für die Flora unseres ungarischen Vaterlandes würdigt.

Der eine dieser beiden Männer ist wie gesagt Theodor Kotschy, der unbemittelte, aber für seine Wissenschaft glühende, unglaublicher Anstrengungen fähige, mit eiserner Constitution ausgestattete botanische Reisende, der mit geringen Geldmitteln versehen aufbrach, ein Vierteil der Welt zu bereisen; wo er unter unaufhörlicher Not und Selbstverleugnung, mit den fortwährenden Beunruhigungen seitens seiner Gläubiger, und den Anfällen eines von Anstrengungen und Entbehrungen herrührenden Fiebers kämpfend, unter wilden Völkern am Leben bedroht, auf einer grossen asiatischen und drei Afrika-Reisen, von Cypern durch die Taurusgebiete Kleinasiens bis an den Meerbusen und die himmelanstarrenden Alpengebirge Persiens, und in Afrika von der Küste Egyptens bis in die goldreichen Gebiete von Fazoglu und das Weihrauch erzeugende Kordofan vordrang; als der erste europäische Reisende den feuerspeienden Riesen des asiatischen Elbrus-Gebirges, den 6500 Meter hohen Demavend erstieg und uns die Pflanzenschätze des cilicischen Taurus, wie der von den Wogen des blauen und des weissen Nils bespülten Gebiete Mittelafrikas in hunderttausenden, gut getrockneten und mit genauen Angaben der Fundstellen versehenen Exemplaren erschlossen hat. — Dieser Mann ist für uns Ungarn deshalb auch von besonderer Bedeutung, weil er, nachdem er kaum 22 Jahre alt, mit

Teile der gemässigten Zone der alten Welt. Von Eduard Fenzl, Dr. der Medicin. Wien, 1833. — Dies war die erste medicinische Doctor-Dissertation, welche an der Wiener Universität in deutscher Sprache erschien.

leerer Tasche, aber die Seele voll Wissensdurst und Drang nach Kenntnissen ausgezogen war, auf seinen grossen europäischen Studienreisen einmal das Banat und dreimal die blumigen Alpen Siebenbürgens aufsuchte, mit den dort gesammelten neuen und interessanten Pflanzen die Sammlungen Europas und die Wissenschaft bereicherte und auch durch die Beschreibungen seiner mehrfachen interessanten botanischen Studienreisen, sowie durch seine systematischen Werke erhebliche Dienste leistete. Indem Fenzl auf die hervorragenden Leistungen und wissenschaftlichen Verdienste Kotschys rühmend hinweist, hebt er zugleich in einer von seinem eigenen Seelenadel zeugenden Weise hervor, um wie viel wertvoller als jene Auszeichnungen, die sonst das Leben zu bringen pflegt, deren aber Kotschy niemals teilhaftig geworden ist, jene persönlichen Vorzüge sind, die — dies sind Fenzl's eigene Worte — «nur die Wissenschaft verleihen kann und die um so schwerer wiegen, als sie nicht mühelos wie andere verdient werden, welche nur das Auge der Menge blenden, das Herz aber dabei kalt lassen.»

Der andere von Fenzl besonders Gefeierte war der berühmte Brasilien-Reisende und kaiserliche Gärtner W. Heinrich SCHOTT, dessen Leben und darin auch seine grossen Verdienste um die Flora Ungarns Fenzl in einer, in der Wiener Akademie der Wissenschaften vorgetragenen Denkrede in geistvoller Weise schildert. Er verherrlicht in dieser Skizze den Mann, der, als er mit der Expedition, welche die Erzherzogin *Leopoldine* auf ihrer Brautfahrt nach Brasilien geleitete, nach Rio-Janeiro kam, dort vier Jahre hindurch die Pflanzen des in vielen Teilen noch unbekannten Landes sammelte, späterhin als Director der Schönbrunner Hofgärten über die von ihm vorzugsweise gesammelten, cultivirten und studirten *Aroideen* dem Inhalte wie der Ausstattung nach glänzende Werke schrieb, in einem seiner hochbedeutsamen Werke aber, in den im Vereine mit Nymann und Kotschy redigirten «Analecta botanica» zahlreiche neue, von ihm bestimmte Pflanzen der Flora Siebenbürgens beschrieb. Und dem hohen Werte dieses Werkes tat es keinerlei Eintrag, dass nachdem die demselben zur Grundlage dienenden siebenbürgischen Pflanzen, welche sammt der ganzen grossen Sammlung Schott's — mit Ausnahme der Aroideen — meinem Herbar einverleibt, nachmals aber von mir einem der tüchtigsten botanischen Kritiker unserer Zeit, NEILREICH zur weiteren Prüfung ausgefolgt wurden, von diesem in dem Werke: «Ueber Schott's Analecta botanica»* lustrirt teilweise die Einbusse der Neuheit erlitten, indem mehrere der neuen Species Schott's Neilreich ihrer Selbstständigkeit als Arten entkleidete; — denn jedenfalls hat Schott zahlreiche *neue Formen* der östlichen Flora unseres Vaterlandes, die, wenn sie auch nicht durch-

* Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften zu Wien. Mathem. naturw. Classe. LVIII. Band. 1868. Pag. 552—574.

weg einen Species-Wert haben, doch jedenfalls interessant sind, in die Wissenschaft eingeführt und damit zur Kenntniss unserer herrlichen heimischen Pflanzenwelt namhaft beigetragen.

Haben wir die Verherrlichung der bisher erwähnten zwei gediegenen Männer der botanischen Wissenschaft durch Fenzl deshalb grösserer Aufmerksamkeit gewürdigt, weil sie in der Reihe der Forscher der ungarischen Flora Ehrenplätze einnehmen, so wollen wir dasselbe nunmehr auch bezüglich eines dritten durch Fenzl gefeierten österreichischen Gelehrten aus dem Grunde tun, weil derselbe, nicht blos wie bereits erwähnt, einer der Führer Fenzls in der Botanik, sondern auch der Entdecker einer seiner Zeit allgemein bewunderten neuen Form der Welt-Flora war. Es ist dies der von Fenzl in seiner Abhandlung: «Berichte über einige der wichtigsten botanischen Ergebnisse der Bereisung der portugiesischen Colonie von Angola in Westafrika in den Jahren 1850—60 durch Herrn Dr. *Friedr. Welwitsch*»* gefeierte Botaniker Dr. Friedrich Welwitsch, von Geburt ein Kärnthner, der erst die Flora von Portugal durchforschte, dort eine Lehrkanzel an der Universität erhielt und nachmals von der Regierung seines neuen Vaterlandes Portugal nach deren afrikanischen Colonien zum Studium der Natur-Schätze derselben entsendet wurde. In dieser seiner Mission beschäftigte er sich mit der botanischen Durchforschung der Provinzen Loango, Congo, Angola und Benguela an der Südwest-Küste der heissen Zone Afrikas; inmitten der tagtäglichen Gefahren des mörderischen Klimas, der ungeheuren Schwierigkeiten der Reise und der Angriffe der wilden Landesbewohner hatte er es einzig und allein seiner gestählten Körperconstitution und der Ausdauer seines eisernen Willens zu danken, dass er trotz peinlicher Entbehrungen, trotz der Leiden seines mit Wunden bedeckten Körpers nicht zu Grunde ging, auch den Mut nicht sinken liess, so aber in hochbedeutsamen wissenschaftlichen Entdeckungen reichen Lohn für seine ausdauernden Bemühungen erntete.

Obwohl nun seine Arbeiten teils für die botanische Geographie, teils für die botanische Formenlehre höchst wertvoll sind, so bildet doch die Krone derselben die Entdeckung eines absonderlichen Gebildes der im natürlichen Systeme den Coniferen am nächsten stehenden Familie der *Gnetaceen*, nämlich der *Welwitschia mirabilis Hook.*** Diese Pflanze ist ein, auf dem nur wenige Schuhe hoch aus dem Boden aufragenden Stamme sich ausbreitender, massiger, holzartiger Körper von der Form eines umgekehrten Kegels, mit platter Oberfläche und einem Durch-

* Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. W[illegible] Mathem. naturw. Cl. XLVIII. Bnd. 1. Abth. 1863. Pag. 1[illegible]

** L. Hooker on Welwitschia, a new [illegible] Gnetace[illegible] [illegible]ons of the Linnean Society, Vol. XXIV. P. 1.

messer von zwei ein halb bis drei Meter; vom Rande der einem runden Tische änlichen und in der Mitte ein wenig eingetieften oberen Fläche treten zwei einander gegenüber stehende Blätter, welche in der Form breiten Bandschleifen gleichen und sich später in der Längenausdehnung spalten, in einer Länge von zwei bis sechs Meter hervor; und gleichfalls aus diesem Rande wachsen die breit auszweigenden, kurzstieligen Blüten heraus, welche teils kleinere, d. h. etwa einen Centimeter lange, unfruchtbare Zwitterblüten, teils grössere, d. i. circa sieben Centimeter lange, den Tannenzapfen gleichende, karminrote, fruchtbare weibliche Blütenkätzchen sind.

V.

Aber nicht nur auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft entfaltete Fenzl ein ganzes arbeitsames Leben hindurch rühmlichen Fleiss, sondern wo immer es auch ausserhalb dieses Gebietes galt, grosse wissenschaftliche Ziele zu erstreben, verabsäumte er es niemals, die Mittel zu deren Erreichung — wenn dieselben in seinen Bereich fielen — mit seltener Energie aufzugreifen. So mühte er sich namentlich um das Zustandekommen jener maritimen Expedition ab, welche die Männer der Wissenschaft aus Deutschland unter Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Monarchie zu dem Behufe planten, um im indischen Ocean eine geeignete Stelle zur Beobachtung des für die Astronomie hochbedeutsamen Ereignisses: des Durchganges des Planeten Venus durch die Sonnenscheibe im December 1875 zu ermitteln. Fenzl interessirte sich warm für die Sache, tat nach allen Richtungen hin Schritte und ersuchte unter Anderem auch mich in wiederholten Briefen um die Förderung derselben.*

* Von der Energie dieses seines schönen Eifers mag das folgende Bruchstück eines am 10. März 1871 an mich gerichteten Briefes Zeugniss geben: «Die Durchführung ist weder schwierig, noch besonders kostspielig, epochemachend aber für den Gesammtstaat und im höchsten Grade ehrenvoll für beide Reichsteile, wenn sie durch ein gegenseitiges Uebereinkommen der beiden Unterrichts-Ministerien zu Stande käme. Jedenfalls dürfte die Wissenschaft besser fahren, wenn die Lösung dieser Aufgabe einem Corps wissenschaftlich durchgebildeter Männer *allein* in die Hand gelegt würde, als wenn ein Militär-Commando ersteres dirigirt und beeinflusst. Facta loquuntur, nicht blos bei uns, sondern all' überall! Aber auch weit billiger wird man im ersteren Falle fahren, mindestens mit demselben Kostenbetrag (70,000 Guld. ö. W.) weit mehr leisten. Es könnten vor allem mehr wissenschaftliche Personen, so Vertreter der Botanik, Zoologie, Geologie und Physik mitgenommen werden, als im anderen Falle. Ungarn soll sein Contingent dazu stellen .... Dr. Neumayer, vormaliger Director der Sternwarte in Melbourne und neuest designirter Leiter des neu kreirten Marine-Institutes in Hamburg, würde die Seele des ganzen Unternehmens sein. Neumayer ist nicht nur ein durch seine astronomischen Arbeiten und seine unter den furchtbarsten Beschwerden zu obigen Zwecken erfolgreich unternommenen Reisen ins Innere von Australien allgemein hochgeachteter Gelehrter, son-

Der Umstand, dass mehrfacher Schwierigkeiten wegen die materielle Mitwirkung der Regierungen Oesterreichs und Ungarns zur Unterstützung des Unternehmens nicht zu erreichen war, kann der Verdienstlichkeit der Bemühungen Fenzl's in dieser Sache keinen Abbruch tun.

VI.

Gleichwie in seiner wissenschaftlichen Auffassung, so bewährte sich Fenzl auch im alltäglichen Leben und in der Würdigung der socialen Zustände jederzeit als klar schauender, unbefangener, ruhig beobachtender, richtig schliessender Beurteiler. Er erkannte Vorzüge wie Mängel und Gebrechen mit grosser Verstandesschärfe und liebte es, Verkehrtheiten jeder Art mit geistvoller Satyre, mit echtem attischen Salze zu rügen. Seine Vertrauen bekundende und Vertrauen erweckende Manier im Umgange, seine Jedermann gegenüber zu Tage tretende Herzensgüte, seine stete Bereitwilligkeit zu unterweisen und zu dienen gewannen ihm schon in den ersten Minuten die Herzen Aller, die mit ihm in Berührung traten.

Gleichwohl aber wusste er seinen entschiedenen Anschauungen und Ueberzeugungen bei all seiner ausnehmenden Höflichkeit auch scharfen Ausdruck zu geben. Es findet dies seine Erklärung in seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, welche eine seiner Haupteigenschaften bildeten.

Fenzl war ein Verehrer der Capacitäten, der Autoritäten, der Macht, aber ein ehrlicher Verehrer. Daher fehlte niemals das wahre Wort auf seinen Lippen, wenn ihm Ungehörigkeiten aus den Regionen der persönlichen Notabilität oder der gesellschaftlichen Höhen aufstiessen.

Er lobte und rühmte das Wahre, das Edle, das Gute nach Verdienst, ohne dabei zu übertreiben. Und das mit Recht; denn das überschwängliche und eben daher unwahre Lob ist nicht nur an und für sich zu missbilligen, sondern übt auch, zufolge der blendenden Kraft der Eigenliebe, zumeist nachteiligen Einfluss auf den Gerühmten. Und wenn es Unterge-

dern ein eben so gründlich geschulter und erfahrener Seemann, der den Dienst zur See vom gemeinen Matrosen, Steuermann bis zum Capitän auf seinen wiederholten Weltumsegelungen practisch durchgemacht und durch sein entschiedenes Eingreifen in den entscheidenden Momenten wiederholt Schiff und Mannschaft vom sicheren Untergang gerettet hat. Dazu kommt noch, dass er nichts in Oesterreich zu suchen beabsichtigt, geradezu mit der zu übernehmenden Aufgabe ein grosses, persönliches Opfer bringt; aber einen Ehrenpunkt dareinsetzte, Oesterreich den Ruhm zu vindiciren, eine so wichtige, wissenschaftliche Aufgabe zuerst aufgegriffen und die Mittel zu ihrer Lösung geboten zu haben. Neumayer befindet sich gegenwärtig hier und wird in einigen Tagen in dieser Angelegenheit nach Pest reisen. Im Vertrauen auf die mir mehr als zur Genüge bekannten Gesinnungen gegen mich und Ihren hundertfach bewährten Eifer für die Wissenschaft habe ich mir erlaubt, ihn und seine Angelegenheit Ihrem gnädigen Wohlwollen wärmstens zu empfehlen.»

benen gegenüber ausgesprochen, diesen vielleicht doch zuweilen zur Aneiferung dient, insoferne sie sich innerlich beschämt fühlen und dem ihnen für die Vergangenheit ungebührlich gespendeten Lobe in der Hinkunft zu entsprechen bestrebt sind, — so kann es auf aus Schmeichelei gerühmte geistige oder gesellschaftliche Sommitäten verderblich wirken, denn da sie die Bedeutung ihrer Tätigkeit in dem ganzen Umfange derselben zu erfassen nicht im Stande sind, werden sie nur allzu geneigt sein, in dem Lobe ein treues Bild ihres Wertes zu erblicken und ihre wirklichen Verdienste zu überschätzen. Ihnen gegenüber die Wahrheit zu sagen, ist daher doppeltes Verdienst.

In seiner leitenden Stellung als Museums-Director hatte Fenzl seine Vorgesetzten in den Hofkreisen. Allein obwohl er ihnen pflichtgemäss alle Ehrerbietung bezeugte: das wahre Wort verschwieg er auch ihnen gegenüber nicht. So um nur einen Fall anzuführen: als nach dem Tode Heinrich Schott's davon gesprochen wurde, dass der Hofgarten in Schönbrunn, der unter seiner, hohe wissenschaftliche Zwecke im Auge haltenden Leitung zu grosser Bedeutung gebracht worden war, in Hinkunft nicht so sehr einer wissenschaftlichen Capacität, als vielmehr den Händen eines tüchtigen Ziergärtners anvertraut werden solle, — da sprach Fenzl mit edlem Freimute vor der Wiener Akademie, welche die hervorragendsten Männer des geistigen Lebens Oesterreichs zu ihren Mitgliedern zählt, die folgende Apostrophe aus, die in weiten Kreisen Widerhall fand: »Schönbrunns Gärten verlieren in Schott ihren Regenerator und Erhalter ihres altberühmten wissenschaftlichen Rufes.... Mögen Jene, welchen es obliegt, den Glanz dieser wundervollen Schöpfung kaiserlicher Munificenz zu erhalten, nicht vergessen, dass Schönbrunns Gärten nicht durch die Fülle ihrer blumistischen Schätze allein, sondern vor Allem durch den vorherrschend wissenschaftlichen Geist, der sich aller Orten kund gab, seiner Zeit an der Spitze aller Hofgärten in Europa standen.... Ist man eifersüchtig auf den ererbten Ruhm und Glanz des allerhöchsten Hofes in allen Zweigen seines Haushaltes, so wahre man sie auch auf jener Stelle und lasse sich jetzt nicht von kleineren Höfen darin überflügeln.«*

Und wie er den Lebenden gegenüber tat, so glaubte er auch verstorbenen Capacitäten gegenüber handeln zu sollen. Seine eben gekennzeichnete Wahrheitsliebe gestattete ihm nicht, an den würdigen Gegenständen seiner Verehrung, an den Capacitäten der wissenchaftlichen Kreise, die er akademisch oder auf anderem Wege verherrlichte, jenes ihnen anhaftende Teil menschlichen Erbes, welches ihre Glorie beschattet, wie die Flecken an der Sonne, selbst bei den ausgezeichnetsten Menschen zu ver-

* H. W. Schott. Eine Lebensskizze desselben. Von Dr. E. Fenzl. Wien 1865. Pag. 128.

schweigen, wenn er an ihrem Grabe ihre wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und ethischen Vorzüge pries. Mit richtiger Beschränkung des Grundsatzes «de mortuis nil nisi bene» wies er nebst den guten Eigenschaften, die er von ihnen rühmte, auch auf die zumeist hervortretenden Unvollkommenheiten hin, wenn und insoferne dieselben zur Beleuchtung des zu würdigenden Charakters erforderlich waren. Und das ist recht getan; denn gleichwie die Treue und Naturwahrheit eines Bildes durch die Schattenzüge, welche den Lichtpunkten zur Folie dienen, nur erhöht werden und jedes Gemälde, wäre es auch noch so meisterhaft ausgeführt, ohne die Schattenzüge naturwidrig und unwahr erscheinen müsste: so werden in jeder selbst der ausgezeichnetsten, der menschlichen Natur gemäss aber immer unvollkommenen Persönlichkeit die glänzenden Eigenschaften richtig und mächtig erst durch die Schattenzüge hervorgehoben welche auf den edlen, das ganze Leben hindurch geführten Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen hinweisen und den schliesslichen Sieg der besseren Eigenschaften über die schlimmeren in um so hellerem Lichte erstrahlen lassen.

Im Sinne des eben Gesagten preist nun zwar Fenzl die Vorzüge des hochgelehrten und nicht minder arbeitsamen Heinrich Schott, aber er verschweigt mit der Wahrheitsliebe des glaubwürdigen Geschichtsschreibers auch dasjenige nicht, was «dem Character dieses energischen, leicht erreg- und verletzbaren, sonst aber vortrefflichen Mannes eine gewisse Härte verlieh», die er übrigens von dessen übermässig strenger Erziehung, den ungünstigen Verhältnissen seiner Jugendzeit, den Unannehmlichkeiten seiner nachmaligen amtlichen Stellung und seiner vieljährigen, immer mehr zunehmenden Kränklichkeit herleitet.

Ebenso zollt er Kotschy's bewunderungswürdiger Ausdauer in dessen Weltreisen, dem Eifer und der Gewandtheit desselben im Sammeln botanischer Schätze, seiner Herzensgüte und Bescheidenheit alle Anerkennung; gleichzeitig erwähnt er aber mit aller Offenheit des Historiographen, wie Kotschy in seiner Jugend nur ganz ungenügende wissenschaftliche Vorbildung erworben habe. Er schreibt diesbezüglich: «Sich eine breite, wissenschaftliche Grundlage für spätere Arbeiten zu verschaffen, gebrach es ihm bei einem so reich bewegten Leben in früheren Jahren einfach an Zeit, in späteren an Mut, das Fehlende nachzuholen und sich in die Wissenschaft zu vertiefen.» — Mit gleicher historischer Ehrenhaftigkeit weist er darauf hin, wie das Leben Kotschy's, «indem er seiner Phantasie nur zu gerne die Zügel schiessen liess und die Schwierigkeiten der Lösung einer sich selbst gestellten Aufgabe nur zu häufig unterschätzte, sich ihm zu einer fast ununterbrochenen Kette von Enttäuschungen gestaltete.» — Aber in edler Weise entschuldigend, bemerkte er auch: «Dass ein Mann, wie Kotschy, der sich der Opfer wohl bewusst war, welche er, unbekümmert

um den materiellen Lohn seiner Taten, der Wissenschaft gebracht hatte, empfindlich wurde gegen Bemerkungen und Vorstellungen Anderer, welche seine Anschauungen nicht teilen konnten; dass er ängstlicher, zurückhaltender mit den Kundgebungen seiner Pläne, misstrauischer gegen freundlich erteilte Ratschläge besser Unterrichteter wurde; dass er erstere häufig, als aus Missgunst oder speciellem Interesse hervorgegangen wähnend, unbeachtet liess und in den letzteren nur geheime Gegner zu erblicken glaubte, wer wollte alles dieses ihm verübeln?!»*

Er verabsäumte also nicht neben den guten Eigenschaften selbst von ihm verehrter Männer auch der ihnen anhaftenden, die edle Kritik herausfordernden und rechtfertigenden Sonnenflecken Erwähnung zu tun, — mit ehrlicher Aufrichtigkeit, aber gleichwohl mit edler Schonung. Doch wusste er auch ganz anders zu sprechen, wo ein härteres Wort am Platze war; er verstand es ganz wohl, seiner, durch wertlose Grosstuerei oder aufdringliche Unbescheidenheit geweckten innerlichen Erregung in kräftigen Worten Ausdruck zu verleihen. Als Beispiel hiefür mag das nachstehende Urteil dienen, welches er im October 1877 von einem celebren Schriftsteller niederschrieb:

«Der Mann, der von Rubus-Arten wie ein Igel starrt, scheint das Publiciren aufgegeben zu haben, wofür ihm die Wissenschaft nur zu Dank verpflichtet sein kann.»

Und ein andermal schreibt er von einem kostspieligen Werke, welches im Auslande mit prachtvoll colorirten Tafeln in Bogenformat und grossartiger Ausstattung eben zu erscheinen begann und welches er, da es im kaiserlichen Museum fehlte, aus meiner Bibliothek zum Gebrauche entlehnt hatte, mit nicht minderer Schärfe Folgendes:

«Ich hoffe dieses wunderliche Opus sehr bald zurückstellen zu können. Schade um das Geld, das es gekostet. Genützt hat es der Wissenschaft gar wenig.» (Brief. Dec. 1863.)

So sprach jener Fenzl, der es so wohl verstand, das wirkliche Verdienst zu würdigen und öffentlicher Anerkennung teilhaft zu machen, und zwar nicht blos die bereits voll entwickelte Capacität, sondern auch die erst in der Entfaltung begriffene; derselbe, der inmitten seiner vielfachen Obliegenheiten stets bereit war, mit mühevoller Gefälligkeit entsprechende Verbesserungen für zuweilen auch recht schwache Arbeiten anzugeben, wenn er nur irgend etwas Brauchbares darin gefunden hatte.

Und wenn es vielleicht doch zuweilen vorkam, (was hinwieder ich nicht verschweigen darf,) dass er in gewohntem Eifer seiner Ueberzeugung schärferen Ausdruck gab und seine Missbilligung Anderen gegenüber in

* Theodor Kotschy. Eine Lebensskizze. Schriften d. Wiener Akad. d. Wissensch. Feierliche Sitzung. 1867. Pag. 204.

weiterer Allgemeinheit aussprach, als es der Billigkeit entsprechend gewesen wäre, — so findet dies einesteils seine Erklärung in dem sehr wahren Spruche «quivis suos patitur manes», andererseits wird es seinem für alles Edle lebhaft fühlenden Herzen um so nachsichtiger zu imputiren sein, als er auch mit derlei härteren Aussprüchen nur Gutes erreichen wollte und bei weiterer Erörterung der Sache sein scharfes Urteil in edlem Billigkeitsgefühle ohne Zweifel selbst gemildert haben würde. Hieher möchte ich jene Worte zählen, mit welchen er in seiner Abhandlung «Die k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Wien»* unter den Hindernissen des Zustandekommens und Erstarkens der eben genannten Gesellschaft die Indolenz und Teilnahmslosigkeit der jetzigen Generation edlen Zielen und Absichten gegenüber anführt und folgendermassen characterisirt: «Sind doch Derjenigen, welche sich in unseren Tagen noch für einen edlen Zweck zu begeistern im Stande sind, so wenige, und so viele der Anderen, welche keine andere Triebfeder des Wollens und Handelns kennen, als schnöde Habsucht und nichtige Eitelkeit!»

VII.

Einem Manne, in dem sich so viele hervorragende Eigenschaften des Geistes und des Herzens mit solchem Adel des Characters und so unermüdlichem Fleisse vereinigten, wie wir dies bei unserem Fenzl gesehen, — dem konnte es auch an wohlverdienter Anerkennung in den weitesten Kreisen nicht fehlen. Mit vollem Rechte gebührten ihm jene hohen Ehren und Auszeichnungen, welche ihm als dem mit seltener Geistesschärfe ausgestatteten Forscher und Schilderer, dem «Botanices egregius cultor» — wie ihn Host in seinem vortrefflichen Werke «Flora Austriaca» nennt, — dadurch zu Teil wurden, dass die botanische Wissenschaft seinen Namen in ihrem Systeme verewigte; so benannte Endlicher im Jahre 1834 eine Myrtaceen-Gattung (Fenzlia) nach ihm und mehrere Gelehrte gaben zahlreichen Pflanzenarten seinen Namen.

Und mit den Fachgelehrten wetteiferten Fürsten, Regierungen und Körperschaften, in seinem Vaterlande wie auswärts, seinen Verdiensten in ihrer Weise Anerkennung zu zollen.

Se. Majestät der Kaiser und König verlieh ihm vorerst Rang und Titel eines Regierungsrates, nachmals aber, als er im Jahre 1878 sein siebzigstes Lebensjahr vollendet hatte und den für die Professoren der österreichischen Universitäten geltenden Normen gemäss in Pension trat, erhielt er in Anerkennung seines verdienstvollen Wirkens den Titel eines kais. Hofrates. Der Kaiser von Brasilien gab Fenzl den Christusorden;

* Siehe: Oesterr. Revue 1867. 9. Heft. Pag. 121—142.

der russische Kaiser den Sct. Annen-Orden II. Classe; der den Wissenschaften so holde, unglückliche Kaiser Maximilian von Mexico das Offizierskreuz des Guadeloupe-Ordens; der König von Italien das Comthurkreuz des italienischen Kronenordens; der König der Belgier den Leopold-Orden.

Seinen siebzigsten Geburtstag feierten mehr als hundert seiner Berufsgenossen, die Lehrer der Botanik in ganz Europa, in glänzender Weise, indem sie ihm ein ihre photographischen Porträts enthaltendes Album* überreichten; die Professoren Dr. Anton Kerner Ritter von Marilaun und Dr. J. Wiesner ehrten ihn bei dieser Gelegenheit durch Fest-Adressen, die Gelehrten-Gesellschaften und Vereine, die ihn zu ihren Mitgliedern zählten, durch Glückwunsch- und Begrüssungs-Schreiben. — Die Universität endlich, deren ausgezeichneter Professor und hohe Zierde er eine lange Reihe von Jahren hindurch gewesen, wollte sein Andenken nicht blos in grossen Erinnerungen, sondern auch im Bilde bewahren; sie liess daher mit Zustimmung des Unterrichts-Ministeriums durch den tüchtigen Maler Johann Berger sein Porträt anfertigen und verwendete dasselbe zum Schmucke des neuen Universitätsgebäudes.

Schliesslich will ich die, von seinem gelehrten Biographen Dr. H. W. Reichardt** mitgeteilte Liste aller jener Akademien, Gesellschaften und Vereine anführen, welche Fenzl, um ihm ihre huldigende Anerkennung zu bekunden, in die Reihen ihrer Mitglieder aufgenommen haben.

Zu ihrem *Ehrenmitgliede* wählten ihn die folgenden Gesellschaften:

Wiener k. k. Gartenbau-Gesellschaft, — Academia Panormitana scientiarum ac literarum, — Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin, — Kaiserl. russische Gartenbau-Gesellschaft in Sct. Petersburg, — Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau, — die naturwissenschaftlichen Vereine «Isis» und «Agricola» in Dresden, — Gartenbau-Gesellschaft in Graz, — Mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues in Brünn, — Apotheker-Verein in Wien, — Naturhistorischer Verein «Lotos» in Prag, — Naturwissenschaftlicher Verein in Graz, — Naturforschender Verein in Brünn, — Naturwissenschaftlicher Verein der bayerischen Pfalz «Pollichia», — Naturhistorischer Verein in Augsburg, — die Gartenbau-Vereine für Toscana, zu Dresden, Würzburg, Hamburg, Baden, Mödling u. a.

* Am 13. März 1877 schreibt Fenzl an mich: «Unter den vielen Beweisen herzlicher Teilname, die mir bei dieser Gelegenheit zu Teil wurden, überraschte mich keine so absolut, als die Ueberreichung eines prachtvoll ausgestatteten Albums mit den Photographien von mehr als 100 Fach- und Amtsgenossen aus ganz Europa, von welchen ich mindestens 80—90 persönlich zu kennen das Glück habe.»

** Eduard Fenzl. Eine Lebensskizze von Dr. H. W. Reichardt. (Almanach der kais. Akad. der Wissensch. Jahrgang 1880.)

Zum *wirklichen* Mitgliede: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien, — Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie, — K. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien, — K. k. geographische Gesellschaft, — K. k. Gesellschaft der Aerzte, — Kaiserl. russische Naturforscher-Gesellschaft in Moskau, — Grossherzogl. sächsische Gesellschaft für Mineralogie in Jena, — Naturforschende Gesellschaft in Bamberg, — Siebenbürgischer Verein für Landeskunde.

Zum *auswärtigen* Mitgliede: Ungarische Akademie der Wissenschaften, — Linnean Society in London, — Svenska Trädjards Föreningen in Stockholm.

Zum *correspondirenden* Mitgliede: die Akademien zu Padua und Neapel, — K. k. Geologische Reichsanstalt in Wien, — Königl. bayerische botanische Gesellschaft in Regensburg, — Königl. bayerische Gartenbau-Gesellschaft in München, — Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, — Physikalisch-medicinische Gesellschaft in Erlangen, — Société des sciences naturelles in Cherbourg, — Société royale de botanique de Belgique, — Société phytologique d'Anvers, — Boston Society of Natural History, — Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Sta Fé de Bogota. — Naturforschender Verein des Harzes in Eisleben.

Nicht minder hoher Wertschätzung begegnete Fenzl auch im gesellschaftlichen Leben; eine zahlreiche Schaar von Freunden umgab, liebte und achtete ihn hoch. Es kann nicht Wunder nehmen, dass dem Manne, dem seine schönen Eigenschaften und seine aus denselben entspringenden Verdienste die ehrende Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der Machthuber und der glänzendsten Corporationen zuwendeten, — dieselben liebenswürdigen Eigenschaften auch im täglichen Leben und in den gesellschaftlichen Kreisen Förderung, Beliebtheit und Anhänglichkeit erwarben. Gleichwie die Gelehrten des Auslandes, insbesondere die in seiner Fachwissenschaft tätigen, die ihn auf seinen europäischen Reisen kennen gelernt hatten, ihn in Wien aufsuchten, oder aus seinen Werken und nach seinem Rufe würdigten, seiner auch vor uns, so oft wir in ihre Kreise kamen, in achtungsvollster Weise Erwähnung taten, — ebenso hielten es die Wiener wissenschaftlichen Kreise, in denen der verdiente, liebenswürdige Mann ein gerngesehener Freund und Genosse war. Bei einer der Koryphäen der botanischen Wissenschaft in Oesterreich, Baron Jacquin, dessen glücklicher Schüler er war, hatte er es durch seine Strebsamkeit und seine schönen Fortschritte schon in jungen Jahren dahin gebracht, dass er im Kreise seines Hauses, wo alle ausländischen Gelehrten, die nach Wien kamen, vorsprachen, als willkommener Gast verkehren durfte; in gleicher Weise ehrten ihn fast alle wiener und zahlreiche österreichische wie ungarische Gelehrte, ältere sowohl wie jüngere, durch ihre Freundschaft. Wir haben den Kennern der hervorragenden Grössen der

Botanik der Neuzeit wie sonstiger Wissenschaften wohl genug gesagt, wenn wir ihnen unter Fenzl's Gönnern Freunden und Verehrern die Folgenden nennen: Den kaiserlichen Hausarzt und berühmten Autor der «Flora austriaca» HOST; den Custos des kaiserlichen botanischen Museums TRATTINICK; den Brasilien-Reisenden POHL; den berühmten Forscher des südwestlichen Afrikas WELWITSCH; den hochbegabten classischen Kenner und Schilderer der Flora Nieder-Oesterreichs NEILREICH, der auch das Materiale der Flora Ungarns, Siebenbürgens und Croatiens als berufener Kritiker durchforscht und in vortrefflichen Schriften lustrirt hat; Heinrich SCHOTT, den berühmten Aroideologen, den Forscher der selteneren Pflanzen Siebenbürgens und Entdecker mehrerer siebenbürgischer Pflanzenspecies; den Salzburger Gelehrten Anton SAUTER; GAROVAGLIO in Pavia; DIESING, den grossen Kenner der Algenwelt und den berühmten Helminthologen; ENDLICHER, UNGER, RUPRECHT, ROCHEL, HEUFFEL, DORNER, BEER, TOMMASINI, PITTONI, DESCHMANN, HILLEBRAND, Ritter v. ENDERES, Ritter v. KÖCHEL, TRAUNSTEINER, HÖLZEL, DOLLINER; seinen Freund aus der frühesten Jugendzeit, LORENZ, nachmals Arzt in Wiener-Neustadt, zu dessen Doctor-Dissertation: «De territorio Kremsensi» Fenzl das botanische Materiale geliefert hatte; KERNER von MARILAUN; den geographischen Schriftsteller SIMONY, MAYERHOFER, J. WIESNER, REISSECK, PEYRITSCH, WAWRA, REICHARDT, JANKA, KANITZ u. A. Dies sind die Männer, die zu Fenzl in mehr-weniger intimen Freundschaftsbeziehungen standen und zur Genüge jenes wissenschaftliche lebende Athenæum bekunden, in dessen Atmosphäre unser gefeierter Gelehrte lebte und wirkte.

Und während er von den im Alter ihm voran oder gleich stehenden bedeutenden Gelehrten seines Faches Gunst, Wohlwollen, Freundschaft empfing, war ihm die jüngere Gelehrten-Generation sammt und sonders in tiefer, durch seine hervorragende Trefflichkeit erworbener, für empfangene geistige Gutthaten gezollter dankbarer Hochachtung anhänglich und ergeben; so nahezu alle die namhafteren jungen Botaniker, welche in den letzteren Jahrzehenten in der Monarchie aufgetaucht sind.

Sie alle haben tatsächlich, oder im Geiste zu des Meisters Füssen gesessen, aus seinen Unterweisungen und Schriften Begeisterung für die scientia amabilis geschöpft und die geistigen Schätze dieses Gebietes der Wissenschaft gesammelt, jene Schätze, welche nicht allein die Erkenntniss bereichern, sondern auch das Gemüth erheitern und der Seele noch unter ergrauten Locken glückliche, freudige Stimmung und Jugend bewahren.

Denn obgleich seine Vorträge sich in weiterem Kreise bewegten und den vorzutragenden Gegenstand nicht immer völlig erschöpften, so wusste doch sein ungezwungen sich bewegender Unterricht, durch interessante Details anziehend gemacht, in den spielend unterwiesenen Schülern die Selbsttätigkeit zu wecken, den Unterricht doppelt nützlich und wertvoll zu

machen und das Geistes- und Gemütsleben des Schülerkreises enger an den Lehrer zu knüpfen.

VIII.

Ein solcher Mann sollte gar niemals sterben; indessen

«statutum est, omnibus hominibus semel mori»,

spricht die ewige Wahrheit; und so sprach sie auch zu ihm! Schon in der zweiten Hälfte seiner Sechziger Jahre klagte er häufig, dass sein Gedächtniss schwächer werde: als ich ihn eines Tages auf einem Spaziergange im botanischen Garten um den Namen einer auffälligen Pflanze fragte, erwiderte der wegen seiner exacten Pflanzenkenntniss stets bewunderte Gelehrte, indem er sich in seiner gewohnten lebhaften Weise beide Ohren zuhielt: «Fragen Sie mich nur nicht um Pflanzennamen, ich würde Ihnen nunmehr vielleicht nicht einmal Taraxacum officinale nennen können.» Und bald darauf klagte er mir noch betrübender über Verfall seiner Kraft und Gesundheit; in einem Briefe aus dem Jahre 1878 (26. Feber) schreibt er: « . . . eine Nevrose des plexus solaris erschwert mir die geringste geistige Arbeit . . . ohne dass Esslust und Schlaf gestört werden. Eine beständige, taumelähnliche Eingenommenheit des Kopfes ohne Congestion und eine peinliche Zerstreutheit nötigten mich zuletzt . . . ärztlichen Rat zu holen.» — Indessen, auch damit vermochte er seine teure Gesundheit nicht wieder zu erlangen; ja im Mai eben desselben Jahres traf ihn ein Schlaganfall sehr empfindlich, indem er die Sehkraft seines linken Auges, sowie sein Erinnerungsvermögen erheblich beeinträchtigte. Vergebens suchte er in der erquickenden Luft von Gastein Linderung, — sie wurde ihm nicht; im Gegenteil, sein stetig zunehmendes Leiden nötigte ihn gegen Ende eben dieses Jahres, auch auf seine Stelle als Director des k. k. botanischen Hof-Cabinetes zu resigniren. — Gleich erfolglos blieb ein Aufenthalt in der reizenden Umgegend von Ebensee in Oberösterreich, wohin er sich im Sommer 1879 in der Hoffnung auf Genesung begab. Sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, so dass er kurz nach seiner Rückkehr nach Wien am 29. September in Folge eines neuerlichen apoplectischen Anfalles sein der edelsten Tätigkeit gewidmetes Leben beschloss.

Es beweinten ihn seine unzähligen Freunde und Verehrer, und mit diesen als den edlen Gatten, den musterhaften Familienvater die seiner würdige, an allen Frauentugenden reiche Gattin, eine geborene *Josefine Knoll,* die mit ihm zweiundvierzig Jahre lang in ungetrübt glücklicher Ehe gelebt hatte, dann seine zwei Töchter, die Freude und Zierde seines häuslichen und Gemütslebens, deren eine, *Hermine,* an den Universitäts-Professor Hofrat Dr. Gustav Tschermak, die andere, *Adeline,* an den Uni-

versitätsprofessor und Director des kaiserlichen astronomischen Institutes Hofrat Dr. Eduard Weiss vermählt, zwei in ganz Europa rühmlichst bekannte Gelehrte beglücken.

IX.

Indem ich Fenzl's Lebenslauf skizzirte, war ich bestrebt, ein treues Bild seiner Tätigkeit zu geben, — indessen geben dies wohl am besten auch nur die Titel seiner Werke selbst, welche seine vielseitige Beschäftigung bekunden. Ich habe dieses Verzeichniss nach den Jahren des Erscheinens der einzelnen Werke zusammengestellt und dabei — ausser meinen, durch gewissenhafte Durchsicht gewonnenen Daten — die trefflichen biographischen Arbeiten von Dr. Reichardt und Dr. Kanitz benützt, mit denen diese dem mit Recht so hochverehrten Fenzl ein dauerndes Denkmal gesetzt haben.

Die Titel seiner Werke sind die folgenden:

Versuch einer Darstellung der geographischen Verbreitungs- und Verteilungsverhältnisse der natürlichen Familie der Alsineen in der Polarregion und einem Teile der gemässigten Zone der alten Welt. Wien, 1833. Dissertation behufs Erlangung des Doctordiplomes.

Die Gattungen Schiedea, Brachystemma und Odontostemma. In Endlicher's «Atacta botanica». Wien. 1833.

Sertum Cabulicum. Enumeratio plantarum, quas in itinere inter Dera — Ghazee — Khan et Kabul mensibus Majo et Junio 1833 collegit Dr. Martin Honigberger. Auctoribus Stephano Endlicher et Eduardo Fenzl. Fasc. I. Vindobonæ 1836. p. 8. Tab. 4 in 8°. (Die Fortsetzung ist nicht erschienen.) Von Fenzl ist darin die Beschreibung und Zeichnung von Silene Honigbergeri und Scabiosa Olivieri. (Dr. Martin Honigberger ist ein Landsman von uns, im J. 1795 in Kronstadt geboren, ward er Hausarzt des Sultans von Lahore, Maharadscha Rundsit Sing; machte von dort aus öftere Besuche in die Heimat und starb 1869 in Kronstadt. Er schrieb: Früchte aus dem Morgenlande. Wien 1851.)

Acanthophyllum C. A. Meyer. Eine neue Pflanzengattung aus der Ordnung der Silenen, näher erläutert und begleitet von einer Charakteristik sämmtlicher Gattungen der Alsineen. (Annal. des Wien. Mus. d. N. G. I. 1836. p. 23.)

Monographie der Mollugineen und Steudelieen, zweier Unterabteilungen der Familie der Portulaceen. 1. Artikel. (Ibidem I. 1836. p. 337.)

Die Cyperaceen, Chenopodieen, Amarantaceen, Polygoneen, Mesembryanthemeen, Portulacaceen, Caryophylleen, Phytolaccaceen. — In Endlicher's «Genera Plantarum». Wien 1836—1840.

Die Rhamneen, Portulacaceen, Ficoideen, Halorageen und Loran-

thaceen; in dem im Vereine mit BENTHAM und ENDLICHER herausgegebenen Werke: «Enumeratio plantarum, quas .... in Nova Hollandia collegit CAROLUS Liber Baro de HÜGEL». Wien 1837.

Ueber den Bau der Cucurbitaceenfrucht, (Flora XXI., II. 1838. p. 427.)

Beschreibung von Kochia salsoloides Crossopteryx Kotschyana, Conomitra linearis, Irlbachia Bonplandiana, Diplochonium sesuvioides, Ancistrostigma cypseloides Monocosmia corrigioloides, Silene thysanodes, Semonvillea fenestrata, Limeum telephoides und Gisekia Miltus; in dem im Vereine mit ENDLICHER herausgegebenen Werke: «Novarum stirpium decades. Editæ a Museo Cæsareo Palatino Vindobonensi.» Wien 1839.

Beitrag zur Charakteristik sämmtlicher Abteilungen der *Gnaphalieen* DE CANDOLLE's nebst einer Synopsis aller zur restituirten Gattung *Ifloga* CASSINI's gehörigen Arten. (Flora XXII, II. 1839. p. 705.)

Monographie der *Mollugineen* und *Steudelieen*, zweier Unterabteilungen der Familie der *Portulaceen*. 2. Artikel. (Annal. d. Wien. Mus. d. N. G. II. 1840. p. 243.)

Darstellung und Erläuterung vier minder bekannter Pflanzengattungen. (*Carpodetus* FORST., *Anisadenia* WALL., *Cevallia* LAG., *Rhigozum* BURCH., = *Rhizogum* REICHENB.) Gefolgt von einer Abhandlung über die Placentation der echten und einer Kritik der zweifelhaften *Bignoniaceen*. (Denkschr. d. bot. Ges. zu Regensburg III. 1841. p. 1.)

Die Gattung *Tetradiclis* STEVEN und ihre Stellung im natürlichen Systeme. (Linnæa XV. 1841. p. 289.)

Pugillus plantarum novarum Syriæ et Tauri occidentalis. Wien 1842. In diesem Werke sowohl, als in der unter dem Titel: «Illustrationes et descriptiones plantarum novarum Syriæ et Tauri occidentalis» erschienenen Ausgabe desselben (im Anhange zu RUSSEGGER's Reisebeschreibung — Stuttgart 1843) beschreibt Fenzl die von KOTSCHY (der Russegger auf seinen mineralogischen Studienreisen in Afrika und Kleinasien begleitete) dortselbst gesammelten Pflanzen.

Die Gattung *Gypsophila*, die *Alsineen*, *Paronychieen*, *Portulacaceen*, *Phytolaccaceen*, *Salsolaceen* und *Amarantaceen*: in LEDEBOUR's Werke «Flora rossica». I, II, III. Stuttgart 1842—1851.

Plantarum generum et specierum novarum decas prima. (Flora XXVI. I. 1843. p. 389.)

Umbelliferarum genera nova et species. (Ibidem XXVI. II. p. 457.)

Pemptas stirpium novarum Capensium. (Linnæa XVIII. 1843. p. 323.)

Habrosia: Eine neue Gattung der *Sclerantheen*. (Bot. Zeitung von SCHLECHTENDAL und MOHL. I. 1843. p. 231.)

Ankyropetalum: Eine neue Gattung der *Sileneen*. (Ibidem. I. p. 393.)

Ueber die bisher ihrer Stellung im natürlichen Systeme nach zweifel-

hafte Gattung *Oxera*. (Amtl. Ber. über die 21. Versamml. deutscher Naturf. und Aerzte zu Graz im September 1843. p. 148.)

Ueber eine neue *Crescentieen*-Gattung. *(Sotor aethiopum)* (Ibidem. p. 166.)

«Eclogæ plantarum rariorum aut minus cognitarum» von Baron Franz Josef JACQUIN, Band II. und ebendesselben: «Eclogæ Graminum rariorum aut minus cognitorum». Nach dem Tode des Autors herausgegeben von Fenzl. Wien 1844.

Aufzählung mehrerer neuer æthiopischer Pflanzengattungen und Arten. (Flora XXVII. I. 1844. p. 309.)

Alsineae Samojedorum Cisuralensium. (In RUPRECHT's «Beiträge zur Pflanzenk. des russischen Reiches». II. Petersburg. 1845.)

Ueber monströse Blütenbildungen von *Rosa centifolia*. (Schriften d. k. Akad. der Wissensch. Sitzungsber. III. 1848. p. 155.)

Arctocalyx eine neue *Gesneraceen*-Gattung. (Ibidem. Denkschriften I. 1849. p. 177.)

Nova quædam genera et species plantarum vascularium. (Ibidem. Denkschriften I. 1849. p. 253.)

Commissionsbericht über die botanische Erforschung des Königreiches Bayern und Vorschläge zu einer ähnlichen Oesterreichs. Im Vereine mit UNGER, von FENZL. (Ibidem. Sitzungsber. V. 1850. p. 210.)

Die *Umbelliferen*. V-ter Anhang zu ENDLICHER's «Genera plantarum». Wien 1850.

Ueber die Blütezeit der *Paulownia imperialis*. (Schriften der k. Wien. Akad. d. Wissensch. Sitzungsber. VI. 1851. p. 551.)

Beitrag zur näheren Kenntniss des Formenkreises einiger inländischer *Leucanthemum*- und *Pyrethrum*-Arten. (Verhandl. d. zool. bot. Ges. III. 1853. p. 231.)

Berichte über die von Herrn Dr. CONSTANTIN REITZ auf einer Reise von Chartum nach Gondar gesammelten geographisch-statistischen Notizen. (Schriften der k. Wien. Akad. d. Wissensch. Denkschr. VIII. 1855. p. 1.)

Cyperus Jacquini, C. prolixus und *Conostemum Montevidense*, ein Beitrag zur näheren Kenntniss des relativen Wertes der Differential-Charactere der Arten-Gattung *Cyperus*. (Ibidem. Denkschriften VIII. 1855. p. 230.)

Bericht über Dr. Jos. LORENZ' Abhandlung betitelt: «Die Stratonomie von Aegagropila Sauteri», worin er die morphologischen und physiologischen Erscheinungen und Gesetze einer, Aegagropila Sauteri benannten, im «Zeller-See» im Salzburgischen beobachteten, zu filzigen Stücken von verschiedener Grösse zusammengeballten, sehr interessanten eigenen Algengattung nach Lorenz's oben citirter Abhandlung erörtert. (Ebendaselbst; Sitzungsber. XVII. 1855. p. 254.)

In einer Kritik der, unter dem Titel: «Mitteilungen über die neue Färberflechte Lecanora ventosa Achar. nebst Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Flechten» an die Wiener Akademie eingesendeten Abhandlung des Münchener Oberbergrates C. W. GÜMBEL, schildert er die blauen und purpurvioletten Farbstoff liefernden, unter den Benennungen: Lacmus, Persio, Orseille und Cudbear bekannten Flechten (Roccella tinctoria Ach., Lecanora parella Ach., Lecanora tartarea Ach., und Variolaria Oreina Fries) und disserirt in interessanter Weise über den Standboden, die geographische Verbreitung, die chemischen Elemente und die physiologischen Erscheinungen der Carminfarbstoff gebenden Cladonien, sowie schliesslich der Lecanora ventosa Ach. (Ebendaselbst. Sitzungsber. XVIII. November 1855. p. 119.)

Sedum Hillebrandii FENZL. Ein Beitrag zur näheren Kenntniss einiger *Sedum*-Arten aus der Gruppe von *S. acre*. (Verhandl. d. zool. bot. Ges. VI. 1856. p. 449.)

»Instruction, die Botanik betreffend» in dem Werke: «Bemerkungen und Anweisungen für die Naturforscher, welche die Expedition von Seiner k. k. Ap. Majestät Fregatte Novara begleiten.» Wien 1857.

Illustrirte Botanik oder Naturgeschichte des Pflanzenreiches nach seinen wichtigsten Ordnungen dargestellt. Pest 1857. 307 S. und 16 Tafeln. Das Werk, auf Wunsch VINCENZ KOLLÁRS geschrieben, bildet einen Teil der Naturgeschichte desselben.

FRANZ XAVER Freiherrn von WULFEN's Flora Norica phanerogama im Auftrage des zool. bot. Vereins in Wien herausg. von EDUARD FENZL und P. RAINER GRAF. Wien 1858.

Diagnosen von *Muscari azureum, Dianthus pruinosus* JANKA und *Althaea apterocarpa*. Im Anhange zu: «Delectus seminum in horto botanico Univ. Vindob. collectorum a. 1858.» Abgedruckt in den Annal. d. scienc. nat. Bot. Zeitschrift 4. ser. XVII. 1859. p. 165.

Diagnoses plantarum orientalium TCHICHATCHEFF' in dem Werke: «Asie mineure», III. Paris 1860.

Mitteilungen aus einem Schreiben des Dr. R. A. PHILIPPI aus Santiago in Chili vom 3. April 1862, welches die landwirtschaftlichen Verhältnisse im südlichen Chili, das Gedeihen der dort angesiedelten deutschen Colonisten, die dortigen Schwefelbäder, Schwefelgebirge und einen neuestens entstandenen Vulkan behandelt und die locale Flora in anziehender Weise schildert. (Sitzungsber. d. k. Wien. Akad. d. Wissensch. Math. naturw. Cl. XLVI. Bnd. 20. Juni 1862.)

Bericht über einige der wichtigsten Ergebnisse der Bereisung der portugiesischen Colonie von Angola in den Jahren 1850—1860 durch Herrn Dr. FRIEDR. WELWITSCH. (Ibid. Sitzungsber. XLVIII. 1863. p. 134.)

Note über mittelalterliche Bau- und Kunstdenkmäler im Virgenertale. (Mitt. d. öst. Alpenver. I. 1863. p. 149.)

Salsolaceae. In MARTIUS' Flora Brasiliensis. V. I. Leipzig 1864.

Darstellung des Entstehens und Wirkens der k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Wien. 1864.

Diagnoses præviæ Pemptadis stirpium æthiopicarum novarum. (Schrift. d. Wien. k. Akad. d. Wissensch. Sitzungsb. LI. 1865. p. 101.)

HEINRICH WILHELM SCHOTT. Eine Lebensskizze. (Ibidem. Feierliche Sitzung vom Jahre 1865. p. 128.)

Bemerkungen zu PHILIPPI's Aufsatz: Ueber zwei neue Pflanzengattungen. (*Arachnites uniflora* und *Lactoris Fernandeziana*). (Verhandl. d. zool. bot. Ges. XV. 1865. p. 523.)

Sedum magellense TEN. und *olympicum* BOISS. nebst einer Notiz über *Armeria rumelica* und *canescens*. (Ibidem. XVI. 1866. p. 917.)

THEODOR KOTSCHY. Eine Lebensskizze. (Schriften d. Wien. k. Akad. d. Wissensch. Feierliche Sitzung des Jahres 1867. p. 204.)

Ueber den Kaiserpreis u. seine Bedeutung. (Gartenfreund III. 1870. p. 139.)

Ueber die Resultate der Samenbeschaffungs-Commission. (Ibidem. III. 1870. p. 161.)

Eine im Freien ausdauernde *Opuntia*-Art. (Ibidem. VI. 1873. p. 5.)

Narcissus Clusii. (Ibidem. VI. 1873. 68.)

Ueber die Bedeutung der Ausstellungen für den Gartenbau. (Ibidem. VI. 1873. p. 93.)

Officieller Bericht über den Gartenbau auf der Weltausstellung zu Wien im Jahre 1873.

Die Cardinalbedingungen des an den Gärtnerschulen in Oesterreich zu erteilenden Unterrichtes. (Gartenfreund VIII. 1875. p. 101.)

Beschreibung der *Zonicarpa*-Arten und des *Anthurium Maximiliani*. In dem Werke von SCHOTT und PEYRITSCH: Aroideæ Maximilianæ. Wien 1879.

DER AUFSTAND DES HORA IN SIEBENBÜRGEN.

(Auf Grund archivalischer Forschungen.)

Seit dem Verfalle des römischen Kaiserreiches schien die staatliche und gesellschaftliche Ordnung nie auf so fester Grundlage zu ruhen, als im XVIII. Jahrhundert. In Westeuropa hatten die Fürsten, der Adel die Bauern niedergeworfen, dann war der Adel dem Fürsten und dem stehenden Heer unterlegen. Gerade im XVIII. Jahrhundert war der Kampf in Osteuropa in derselben Richtung entschieden. Der Pressburger Reichstag 1687 beraubte den ungarischen Adel seiner hervorragendsten Rechte und

der Friede von Szathmár bekräftigte das Sinken der aristokratischen Elemente in der ungarischen Verfassung. In Russland erstickte Peter der Grosse die Aufstandsversuche der Strelitzen und Bojaren in Blut, und Katharina II. hatte mit Pugacseff alle Factoren des russischen Anarchismus gebeugt. Die adelige ungebundene Freiheit hatte noch ein Asyl, Polen. Aber auch dies sank beinahe widerstandlos zusammen vor den Kanonen der drei mächtigen Nachbarn. Noch hatte die französische Revolution nicht gelehrt, wie schwach der Tron sei, den nur Bajonette stützen. Nur von aussen schien der fürstlichen Macht Gefahr zu drohen; den Untertanen gegenüber stand sie unangreifbar da.

Josef II. beurteilte die gegen seine Politik gerichteten Bewegungen aus diesem Gesichtspunkte. Er hatte nichts zu befürchten, er brauchte gar nicht grausam zu sein, um auch nur die Möglichkeit eines Aufstandes zu vernichten. Wenn man vor ihm von der Unzufriedenheit seiner Untertanen sprach, fragte er scherzhaft: «Wie viel Soldaten haben sie?» Seine Erfahrungen in Belgien und Ungarn überzeugten ihn gegen das Ende seiner Laufbahn von der Unzulänglichkeit der Militärmacht als Stütze des Absolutismus. In seinen Principien jedoch blieb er unerschütterlich, betrachtete jede Revolution nicht blos als Verbrechen, sondern als Wahnsinn und fand nicht Worte genug, um die Schwäche seines Schwagers, Ludwigs XVI., zu brandmarken. Dieselbe Ueberzeugung war auch in Ungarn vorherrschend. So sehr die Reformen des Kaisers die wichtigsten ständischen und nationalen Interessen beleidigten, von einem bewaffneten Aufstand konnte bis zum Ende seiner Regierung keine Rede sein. Die Unzufriedenheit war allgemein, aber wie konnte man an einen Aufstand denken dem riesigen kaiserlichen Heere gegenüber, das in stets wachsender Zahl im Lande Quartier nahm!

Und doch ward unter Josef II. Regierung unser Vaterland der Schauplatz einer schrecklichen Tragödie der Volksleidenschaften. Der Tumult der siebenbürgischen Walachen, der so blutige Spuren hinterliess, steht in keiner Verbindung mit den Ursachen, welche die Treue der ungarischen Nation erschütterten. Er erhält seinen eigentümlichen Charakter eben dadurch, dass das Hausen einer barbarischen Horde als der Verbündete der Ideen des Herrschers und als das bewusste oder unbewusste Vollstrecken seiner Tendenzen erscheint.

Der grösste Teil des siebenbürgischen Walachenvolkes seufzte unter dem harten Joche dreifacher Unterdrückung. Ob sie nun Ureinwohner waren oder Colonen, sie lebten als Grundholden der Ungarn und Sachsen. Im Zeitalter der Freiheiten und Vorrechte ward ihnen kein Privileg zu Teil. Der Chronist Michael Cserey hält sich beinahe wörtlich an den Text des Gesetzbuches, wenn er von ihnen spricht als von der «unnützen, fremden walachischen Nation, welche das Land nur propter interesse

publicum tolerirt.» Dieselbe Anschauung war auch bei den Sachsen vorherrschend. Weder Abstammung noch Religion fesselte diese Nation von Frohnbauern an die Herren.

Das geschichtliche Recht und die Gesetze der Entwickelung erklären diese Unterdrückung, ohne sie zu rechtfertigen. Die Institution der Leibeigenschaft war nicht nur in den Grenzen unseres Vaterlandes einheimisch. Nie hat im Mittelalter eine herrschende Nation dem Unterworfenen gleiches Recht erteilt. In Siebenbürgen ward der Walache als Ansiedler betrachtet, der sich auf Gnade oder Ungnade in die Hände der Ungarn und Sachsen gab, um leben zu können. Eben so wenig konnte man anderswo auf Toleranz oder auf Gleichberechtigung der Religionen zählen. Die Lage der Walachen war nur insofern ausserordentlich ungünstig, als sie sowohl in Bezug auf ihre Nation, als auf Religion und Besitz unterdrückt waren, und nichts den Gegensatz zwischen dem Unterdrücker und dessen Opfer linderte. Nur dem Iren wurde ein noch härteres Schicksal zu Teil, der Knecht wurde im eigenen Vaterlande.

Gewiss kann die elende Situation des walachischen Volkes schon an und für sich den Ausbruch gegen die regierende Classe erklären. Aber der Druck lastete mehrere Jahrhunderte hindurch und doch griff das walachische Volk nie zu den Waffen, trotzdem die Ungarn sich oft in einer sehr kritischen Lage befanden. Und was den Schauplatz der Revolte, das Dominium von Zalatna anbelangt, ist es gewiss, dass die Kammerdirection, besonders durch die schonungslose Ausbeutung des Wirtshausregales dem Bauer eine neue schwere Last aufbürdete. Es ist gewiss, dass deren Beschwerden und Anklagen weder vor den Gerichtshöfen, noch in Wien zum Ziel führten; aber diese Fälle waren damals nicht so selten, dass sie der Forscher als genügende Ursachen dieses grossen Bauernaufstandes betrachten könnte. Von 1768—80 waren die Grundholden im westlichen Ungarn und in Croatien ohne Unterschied der Nationalität in fortwährender Unruhe. Aber dort erfolgte kein dem siebenbürgischen vergleichbarer Ausbruch. Wir müssen daher ausser den localen und urbarialen Verhältnissen auch andere Factoren in Betracht ziehen, wenn wir die wahrhafte Geschichte der Entstehung und des Verlaufes der walachischen Bauernrevolte schreiben wollen.

Ein wichtiger Factor, der die Empörung der Walachen ermöglichte, war, dass ein bedeutender und vielleicht der kräftigste Teil dieses Volkes dem Räuberleben sich zuwandte.

Jedes Volk verlässt nur unter grossen Erschütterungen das Nomadenleben, um zum Ackerbau und zur Ansiedlung überzugehen. Eine solche Veränderung bringt schwerere Arbeit und einen grösseren Zwang mit sich, und es ist natürlich, dass die unternehmenderen und tapfereren Männer sich dem zu entziehen suchen. Geht der Zwang von einer fremden Nation

aus, so trennt nur ein Schritt den nationalen Helden vom Räuber, und er, der arme Geselle, Hajduke, konnte stets auf die Teilnahme seiner Stammgenossen rechnen. Das türkische Joch erhob das Hajdukenwesen bei allen Völkern des Türkenreiches sozusagen zum Range einer nationalen Institution. Auch die Walachen bildeten keine Ausnahme. Die Wälder und Gebirge ihrer Heimat leisteten dem noch Vorschub. Es war immer leicht an den Grenzen Siebenbürgens, Serbiens, der Walachei und des Banates durch Urwälder und Gebirgspfade aus einem Lande ins andere zu flüchten. Der fortwährende Grenzkrieg war ihre sicherste Unterstützung. Wir hören viel von ihnen, als man die Türken aus dem Lande jagte und Alexander Károlyi bot ungarische Hajduken auf, um der walachischen Herr zu werden. Unter den letzteren gelangte Pintye Gregor, «der Alpenkönig», zu grossem Ansehen, dessen Kühnheit so weit ging, im Jahre 1703 selbst die Stadt Nagy-Bánya anzugreifen. Mit der Erneuerung der Kuruzenbewegung erhoben auch die walachischen Räuberbanden wieder ihr Haupt. Es ist nicht unsere Aufgabe, die sehr romantische Geschichte dieses Räuberwesens zu erzählen; wir wollen nur bemerken, dass immer neue Banden bis zum Regierungsantritt Kaiser Josefs II. auftauchten.

Im Jahre 1781 erstattet das Comitat Krassó einen besonderen Bericht über eine Räuberbande, deren Hauptmann Ardelian war. Das Comitat sucht um das Verbot der freien Passage und des Pulverhandels an, und bittet einen Preis auf den Kopf eines jeden Räubers zu setzen. Das Comitat Arad hofft nur durch die Zerstörung der in den Bergen zerstreuten Häuser und durch Zusammenziehung der Bevölkerung in den Dörfern dem Unwesen ein Ende setzen zu können. Auch baten die Comitate um Militär-Assistenz, ohne sie jedoch zu erhalten. Selbst die Kanzlei stimmt dem Vorschlage eines Obergespans bei, dass die soeben aufgehobene Tortur gegen die Räuber wieder angewendet werden könne. Aber der Kaiser hält es nicht für richtig, die Wahrheit durch Foltern zu erfahren, er hält das häufige Durchsuchen der Wälder und der schlecht beleumundeten Ortschaften und die exemplarische Bestrafung der Schuldigen für das beste. Die Bewegung wird allgemeiner, sobald das Banat aus den Händen der strengen militärischen Regierung in die der Comitats-Verwaltung übergeht und die Verbrechen einen agrarischen Charakter annehmen. In Ittebe erhebt sich das Volk mit den Popen an der Spitze gegen die neuen Grundherren. Močoni Popovič, ein neuer Besitzer, ward in Foen erschlagen, was den Kaiser sehr unangenehm berührte, da solche Ereignisse den Verkauf der banater Güter verhindern. Er befiehlt gegen die Verbrecher sehr streng vorzugehen. Ein Teil der soeben unter Civil-Regierung gegebenen Landschaft ward wieder zur Militärgrenze geschlagen. Bald bereiste der Kaiser selbst diese Gegend und fand Alles in einem so verzweifelten Zustande, dass er einen besonderen königlichen Commissär, Anton Jankovics, dahin

entsandte. Der Kaiser hebt hervor, dass die Grundbesitzer selbst diese Unruhen verursachen, indem sie, um ihr Weideland zu vergrössern, ihre Untertanen zur Auswanderung zwingen. Es ist derselbe Grund, der auch in Irland als einer der Hauptmotoren der agrarischen Unruhen auftritt.

Trotz alledem nahm die Zahl der Räuber und der Räubereien stets zu. Jetzt ist besonders das Arader Comitat ihr Schauplatz. Die ungarische Kanzlei sieht ein, dass die bisherigen Verordnungen nicht zum Ziele führten. «Es ist gewiss, dass die Kerkerstrafe auf dieses wilde und jeden menschlichen Gefühles entkleidete Volk gar keinen Einfluss ausübe. Die Genossen des Räubers bleiben ungestraft. Auch früher gab es dort viel Verbrecher, aber sie wurden ausgerottet, nun stehe der ganze Zustand in Gefahr. Nur die Tortur und die Todesstrafe können helfen.» Fürs erste hat das Arader Comitat 24 Panduren in Dienst genommen.

Die Antwort des Kaisers ist für seine Auffassung sehr bezeichnend. Weder die Tortur noch das Verhör durch Stockprügel ist erlaubt. Ein mehrfacher Mörder, den das Torontáler Comitat zur Pfählung verurteilte, wird zum ewigen Gefängniss und Brandmarkung begnadigt. «Man sieht auch aus dieser Proposition, wie mangelhaft die ungarische Verwaltung ist, da ein Comitat sich nicht schämt, 24 Panduren zu dingen, um nur seine erschrockenen Beamten zu beruhigen, und vielleicht dass sie in ihren Curien mehr Gesinde haben, das gewiss durch das arme Volk erhalten wird. Die Panduren müssen entlassen werden.» Seine Verachtung gegen das Comitat geht so weit, dass er es selbst gegen die gefährlichsten Elemente nicht schützen will.

Die Comitate, in denen es bekanntlich keine nennenswerte ungarische Bevölkerung gab, konnten den ungeheuer überhand nehmenden Gesetzlosigkeiten nicht steuern. Die Räuber kennen keine Schonung. Sie metzeln selbst Kinder nieder; man musste schon glauben, dass nicht nur Rache oder Habsucht die Frevler bewege, sondern eine wirkliche Wut sie befallen habe. Niemand wagt mehr seiner Arbeit nachzugehen. Die Aerarialcassen befinden sich in Gefahr, nur eine grössere Anzahl Soldaten kann helfen. Ein grosser Teil der Bevölkerung begünstigt die Mörder, sie hoffen straflos zu bleiben. Dieser Bericht der Kammer fand bei dem Kaiser mehr Glauben, als der der Comitate. Wohl gab er noch keine Soldaten, aber er setzte eine Taglie auf das Haupt eines jeden Verbrechers. Auch jetzt gestattet er die Todesstrafe nicht, und empfiehlt dafür eine grosse Zahl Stockprügel.

Diese Räubereien hatten noch keinen politischen oder religiösen Anstrich. Im Comitate Arad hauste eine Schaar von 20—25 Bewaffneten, die gegen ihre eigene Religion und Nationalität wütete. Die kaiserliche Proclamation, die einen Preis auf ihren Kopf setzte, blieb doch nicht ohne Wirkung: 24 bewaffnete Walachen überraschten den Vicegespan Andreas Forray, einen Greis, und nahmen ihn gefangen, um durch ihn Gnade zu

erhalten. Das erschreckte Comitat bittet um deren Gewährung und der Kaiser erteilt sie, auch gestattet er schon dem Comitat die Werbung von 24 Husaren. Während dieser Zeit waren in dem gebirgigen Teile des Comitates, der an die siebenbürgische Gespanschaft grenzt, die Räuber die Meister. Niemand wagte mehr nach Siebenbürgen zu reisen.

Der griechisch-nichtunirte Bischof von Arad ging selbst zu den Räubern, um Forray auszulösen. Er fand sie in Dumbrovicza, nahe zur Grenze. Er hielt feierlich Gottesdienst, dann machte er die kaiserliche Gnade kund und legte den Schwur ab. Die Räuber nahmen keine Rücksicht auf seine Würde, ein Schuss wurde gegen ihn abgefeuert, der ihn jedoch nicht traf. Von den 56 Räubern baten nur 8 um Gnade und von diesen brachten nur 3 ihre Flinte mit. Das Comitat Arad urteilte richtig, als es dieses Volk hartnäckig nannte, das sich dem friedlichen Bauernleben nicht anbequemen wolle und dem das sorglose freie Räuberleben vorziehe. Ein verhältnissmässig grosser Teil der Räuber hatte einen besonderen Grund nicht heimzukehren: es gab unter ihnen viel Deserteure, aus dem aus Walachen bestehenden Regimente De Vins allein 13. Sie setzen das Rauben fort, sie sind die Herren der Gegend. Aus Temes kommen noch 40 zu ihrer Verstärkung heran. Der ganze Buttyiner Kreis ist ihnen verbündet. Nur ein anderes nicht walachisches Regiment kann helfen.

Wir sehen, wie die banater Räuber zu einer Landplage werden. Die Horden ziehen langsam gegen Norden, so dass sie im Sommer 1784 schon in der Zaránd benachbarten Gegend am gefährlichsten auftreten. Das Comitat kann sie nicht vernichten, das Militär schreitet gegen sie nicht ein und Deserteure verstärken ihre Anzahl. Diese vermehren die Kraft der Gesetzlosen durch ein neues und aufs äusserste entschlossenes Element. Der Kaiser misst anfangs der Bewegung wenig Bedeutung bei, er erlaubt weder die Anwendung der Tortur, noch die Todesstrafe, was wir billigen; aber er sorgt nicht zugleich für entsprechende Anstalten zu ihrer Verfolgung. Nur dann setzt er einen Preis auf ihr Haupt und schickt Soldaten gegen sie, als sie schon die königlichen Cassen bedrohen.

Eine radicale Heilung erwarten die Comitate Krassó und Arad nur von folgenden Veranlassungen: 1. von der Zerstörung der isolirten Häuser; 2. von der Verfolgung durch ein ganzes Regiment; 3. von der Ausrottung der Wälder in einer Entfernung von 20 Klaftern von den Strassen; 4. von der Vermehrung der Comitats-Panduren; 5. von der Zerstörung des Hauses des Verbrechers und der Gefangennahme seiner Verwandten, die gewiss von ihm wissen und ihn unterstützen. Die Statthalterei hält die Bitte um Pardon für eitel Spiel. Man nimmt die Gnade im Herbste an, weil man sich vor dem Winter fürchtet, Frühlings aber kehrt man in die Wälder zurück. Wem fällt nicht die Note Andrássy's über die herzegowi-

nischen Unruhen ein, die neue Unruhen in Aussicht stellt, »sobald der Schnee schmilzt« ?

Die Kanzlei wünscht zwei Commissäre mit der Ordnung dieser Verhältnisse zu betrauen, einen General und einen Civilbeamten. Der General soll mit dem Comitate vereint die Zahl der Panduren bestimmen, die Nachbar-Comitate und die siebenbürgischen Municipien sollen mitwirken. Die Vorschläge der Comitate werden gutgeheissen, den ausgenommen, welcher die Zerstörung der Wohnungen der Verbrecher fordert. Zur Abschreckung soll die Execution am Schauplatze der Tat stattfinden. Der Kaiser war selbst schon von der Notwendigkeit strengerer Massregeln überzeugt, er nimmt den Antrag der Kanzlei an und sendet hundert Soldaten gegen die Räuber, den Deserteuren erteilt er keinen Pardon. Zu Commissären ernennt er am 7. October den General Papilla (der selbst zur walachischen Nation gehörte) und Anton Jankovich.

Dies war die Einleitung des blutigen Drama in Siebenbürgen ; schon im Sommer und Herbst 1784 haust eine bewaffnete, jede gesetzliche Schranke vernichtende zahlreiche Schaar an den Grenzen des Comitates Zaránd. Die Horde besteht rein aus Walachen. Sie sind grausam bis zur Unmenschlichkeit und doch finden sie in der Sympathie ihrer Volksgenossen eine Stütze. Ein grosser Teil des eben Erzählten könnte trotz der amtlichen Quelle als Uebertreibung der ungarischen Comitatsbeamten betrachtet werden, wenn es nicht durch eine gleichzeitige deutsche Quelle bestätigt würde. Wir wollen die ausführlichen Berichte des Reisenden im Auszuge hier mitteilen.*

»Jenseits dem Theissfluss kommt man ins ehemalige Banat, welches seit wenigen Jahren zu Ungarn gehört und durch Comitatspolizei gesichert wird. Der grösste Teil der Einwohner dieser Gegend besteht aus Walachen, deren abschreckende Gesichtszüge, hängende Haare, einfache, schlechte und beinahe eckelhafte Tracht in einem Zaghaften den aufgefassten Spruch bestätigen: »Jeder Walach ist ein Spitzbube.« Es gibt keine unmenschlichere, leichtsinnigere Behauptung als diese von einer ganzen Nation: »Es gibt Walachen, welche Spitzbuben sind, folglich sind alle Walachen Spitzbuben!« Ein schöner Schluss von wenigen auf alle: »Die Walachen sind auch Menschen, folglich sind auch alle Menschen Spitzbuben.«

Eines ist so wahr als das andere. Eine andere Beschuldigung, welche diese Nation trifft, muss ich, obwohl ungern, zugeben. Man beschuldigt sie der Blutgierde und Rachsucht. Besser der Blutgierde, welche aus Rachsucht entsteht. Unzählige neue schreckliche Beispiele bestätigen diese Beschuldigung. Sie hat aber nichts Abschreckendes für den Reisenden in

* Johann Lehmann's Reise von Pressburg nach Hermannstadt. 1785.

sich. Der Walach beleidigt nicht: wird er beleidigt, so sucht er sich mit ausgesuchter Kunst erst nach verstrichenen Jahren zu rächen, und dies meistens im Blute des Beleidigers. — Der Reisende, welcher seinen Weg fortsetzt, klug und friedlich sich bezeigt, hat sich alles Beistandes von dem rachgierigsten Walachen zu versehen. Ich könnte viele Fälle anführen, in welchen sich der unter den Walachen wohnende deutsche Bauer weit unmenschlicher gezeigt hat als der Walach selbst. . . .

Der Walach ist blutdürstig, rachsüchtig. Welcher lebende Mensch wäre anders, wenn er nicht in zarter Jugend gehört hätte, was gut und böse ist, wenn er nicht wäre gelehrt worden: «was du nicht willst, dass Andere dir tun, das tue ihnen auch nicht», wenn ihm nicht in zarter Kindheit wäre eingeschärft worden: «du darfst nicht nehmen dem andern, du kannst sicher deine Rache Gott und der Obrigkeit überlassen», wenn er nicht durch Beispiele guter Männer Hang zum Guten, durch Beispiele von Ruchlosen Abscheu vor dem Bösen sich gesammelt hätte, wenn die Kraft der göttlichen Religion, welche Liebe übt und befiehlt und wirkt, nicht Samen zum Guten in die junge Seele gestreut, der die ganze Lebenszeit den Menschen zum Guten stimmt.

Es ist nicht genug zu sagen: «Der Walach ist wie sein Vieh.» Wehe euch, dass ihr ihn nicht anders gemacht, ihr, die ihr seine Seele auf dem Gewissen habt! Ihr Vorgesetzten der Geistlichen, Bischöfe und Lehrer in Klöstern, jagt eure Popen weg und bildet euch nützlich sein wollende und könnende Priester fürs Landvolk. Die jetzigen sind nicht blos unwissend, sie sind nicht selten tückisch und boshaft und trachten ihre Heerde auch so zu machen. Selten ergeht ein Criminalprocess über einen Walachen, in welchem der Pope nicht verwickelt ist. Eure Nachbarn sind so voll Grimm deswegen, dass sie ungescheut behaupten: neben dem aufgehängten Walachen sollte, nach Recht und Billigkeit, ohne Untersuchung sein Pope hängen: er sei Ursache, dass der Walach da hänge, er habe ihn nie gelehrt: «Du sollst nicht morden, sondern deine Rache Gott und der Obrigkeit überlassen!» Diese Beschuldigung der walachischen Popen habe ich etwa nicht aus dem Munde Eines oder des Andern. Jeder spricht in dem Tone von ihnen. Ich kenne ihre Sprache nicht, dass ich mich selbst von dem Mangel ihrer Kenntnisse hätte überzeugen können. Wenn das Sprichwort: «wie der Führer so die Heerde» noch gilt, so ist die Beschuldigung noch viel zu glimpflich ausgedrückt. Auch habe ich an Vielen solche Sitten gesehen, welche, indem sie die grösste Unwissenheit voraussetzen, alle Bosheit vermuten lassen. — Und die Sache bleibt noch so? — Leider noch so! — — —

Der Arm der weltlichen Obrigkeit ist zu einer Seelenänderung der Walachen unzulänglich. Es wäre auch gefährlich, wenn sich die Comitate nachdrücklich damit beschäftigen wollten. Der Vicegespan, welcher so

etwas mit Eifer zu betreiben suchte, möchte sich ja seiner Haut wehren. Die Popen finden schon Leute, die einem Vicegespan gewachsen sind.

Diese Räuber sind eine wahre Plage des im Banate wohnenden Landmannes, ein Schrecken der Beamten. Ich halte mich, der Unglaublichkeit wegen, länger bei ihnen auf, als ich mir vorgenommen. — Ihr Anführer ist meistenteils einer, welcher glaubt, ihm oder seinem Vater oder einem seiner Verwandten sei Unrecht geschehen: er glaubt Ursache zu haben, sich oder seinem Verwandten Genugtuung zu verschaffen. Die Walachen ehren das Andenken der Ihrigen, wären diese auch am Galgen verfault, sehr. Kaum lässt ein solcher seine rachsüchtigen Gesinnungen merken, so findet er Zulauf von ebenfalls sich beleidigt Glaubenden. Mit diesen geht er ins türkische Gebiet, verlangt Schutz, welchen er gegen einen gewissen jährlich zu erlegenden Tribut erhält. — Im Winter ruhen die Räuber in türkischer Heimat. Mit Anfang Frühlings ziehen sie herüber. In der ersten Zeit beobachten sie eine gewisse Ordnung unter sich sowohl, als gegen die Unglücklichen, denen es gilt, mit wenig Unmenschlichkeit verknüpft. Ihr Vorsatz ist, Lebensmittel zu suchen und so viel Geld zu erbeuten, dass sie ihren Tribut bezahlen und den Winter gemächlich leben können, bis die Zeit der Rache kommt. — Sie schicken in die Dörfer, fordern Lebensmittel und etwas Geld, im Verweigerungsfalle wird das Dorf in Brand gesteckt. Die Bauern geben das Geforderte und geniessen dann Ruhe. Sie melden das Verfahren selten an höheren Stellen, teils weil es ihnen der Gewohnheit wegen nicht auffällt, teils weil sie sich vor der Rache der Räuber fürchten. Die Städte meiden die Räuber noch behutsam. Die Reisenden kommen mit einer mässigen Abgabe durch. Je näher der Herbst rückt, desto mehr leidet ihre unter einander festgesetzte Ordnung, desto mehr steigt ihre Habsucht und ihr Kummer um Nahrung für den Winter. Sie werden unmenschlicher mit dem abnehmenden Tage; die Reisenden werden nun rein ausgeplündert, oft ermordet. Gegen die Zeit ihres Rückzuges fangen sie an Städte zu brandschatzen: so erst vor einigen Jahren Oravicza, eine Stadt, in welcher ein Berggraf mit seinem Departement von Räten, Beisitzern und Beamten wohnt.»

So wie dieser Schriftsteller, sehen auch die Behörden den Hauptgrund des Uebels in der Geistlichkeit und in der Unbildung des Volkes. Als sicherstes Heilmittel wird die Errichtung von Schulen, die bessere Bildung des Clerus anempfohlen. Die zwei grundverschiedenen Begriffe — die Kirche und die gesetzwidrige Gewalt — sind nach dem Urteile unparteiischer Männer hier vereint. Und es ist gewiss, dass die Bewegung der Walachen durch die Teilnahme der Popen ein eigentümliches Gepräge erhält.

Man darf den Popen von damals nicht mit dem jetzigen vergleichen. Er gehörte nicht zur gebildeten Classe, sondern zu dem Volke, aus welchem

er hervorging. Das Volk hatte keine weltliche Aristokratie, die einzige höhere Stellung, die ein Walache, so lange er zu seinem Volke zählte, erreichen konnte, war die eines Popen. Eine hohe Stellung, nicht der Einkünfte oder der Würde halber, sondern wegen der Macht über die Gemüter. Der Pope erhob sie auf keine höhere Stufe, sondern er sank zu ihnen herab und heiligte ihren Aberglauben, ihre guten und schlechten Gewohnheiten. Er lebte ärmlich, meistens trieb er Handel, sah aber doch mehr von der Welt als seine Dorfgenossen. Und wie musste sich das Bild der Welt in der Seele eines eifrigen, armen, ungebildeten Popen gestalten! Er sieht den Bischof reich und mächtig, den protestantischen Geistlichen geehrt, sich selbst, den Besitzer und Verkünder der Wahrheit, ohne Ansehen in den Staub gedemütigt. Und doch wird seine Religion nicht durch die Bischöfe aufrecht erhalten, unter denen viele für weltliche Güter ihre Kniee gebeugt hatten, sondern durch ihn, den verachteten, als Bauer angesehenen Dorfpopen. Auch machten die Behörden keinen Unterschied zwischen Bauern und Popen. Ein Geschworener bedrohte den widersprechenden Geistlichen mit Fesselung und Kerker. Ein Stuhlrichter forderte 25 Sperlingsköpfe vom Popen in Beese, sonst wird man ihm den Bart ausreissen. Ein Pope wird in die Hühnersteige gesperrt. Aber wie sollte auch die Behörde die achten, an denen sich ihr eigener Bischof tätlich vergreift und von denen jeder Mann wusste, wie ungebildet und dem Trunk ergeben sie sind.

Und so verachtet der Pope von den Fremden ist, mit solcher Ehrfurcht sieht sein Volk zu ihm hinauf. Wenn sein Volk, sein Glaube zur Herrschaft gelangte, wie im mächtigen Russland, oder wenigstens wie in der Walachei! Katharina II. naht eben mit starken Schritten unserem Vaterlande. Ihre Heere hatten gegen das Ende des Türkenkrieges 1768—74 die Moldau und Walachei besetzt. Der Friede von Kutsuk-Kainardsi gibt zwar diese Provinzen der Türkei zurück, aber gerade dieser Friede befestigte den russischen Einfluss in den Fürstentümern. Die Pforte muss die christlichen Kirchen in Schutz nehmen. Russische Kaufleute beeilen sich Factoreien anzulegen und die Türkei ist im Jahre 1781 gezwungen, einen russischen Generalconsul in Bukurest anzuerkennen. «Dieser kann dereinst für die Pforte ein gefährlicher Mann werden, weil durch ihn das Geschäft, im Notfalle den russischen Hof um Hilfe anzurufen, den walachischen Missvergnügten sehr erleichtert werden wird,» so schliesst Gebhardi seine Geschichte der Walachei im Jahre 1782. Wie es scheint, trugen die russischen Agitationen bald reichliche Früchte, die Pforte verbot im Jahre 1785 bei Todesstrafe jedes politische Gespräch und dieser Befehl musste in allen Kirchen und in allen Häusern der Hospodare kundgegeben werden.

Auch bei dem Aufstande in Siebenbürgen dachten Viele an russische Aufwiegelei. Man verdächtigte besonders russische Kaufleute, die mit

Heiligenbildern im Lande herumzogen. In den Acten findet sich, wie schon Szilágyi hervorhebt, davon keine Spur. Russland war damals nicht nur in Frieden, sondern in Bündniss mit dem Kaiser, und ihre gemeinschaftliche Politik war gegen die Pforte gerichtet. Aber wer kann die Richtung berechnen, in der die Leidenschaften eines erhitzten Volkes sich Ausbruch verschaffen werden? Die Agitation war in erster Linie religiöser Art. Die walachische und russische Nachbarschaft übte gewiss einen grossen, wenn auch actenmässig nicht nachweisbaren Einfluss aus. Vielleicht wussten die Bauern nichts davon, gewiss aber ihre Popen.

Es ist kein Wunder, wenn die armen, unpolitischen Popen sich allerlei Conjecturen hingaben. Es gab damals — vielleicht die Czarin Katharina ausgenommen — keinen kühneren Plänemacher, als Josef II. Bei dem Bunde der beiden Herrscher war einesteils die Erneuerung des oströmischen, andererseits die des weströmischen Reiches der nicht ausgesprochene Hintergedanke. Ein Teil dieser Pläne ging die Walachen sehr nahe an und obgleich das Bündniss noch geheim blieb, verlautete doch so manches über seine Ziele. Katharina träumte für ihren Enkel vom Kaisertron in Konstantinopel und war mit dem Kaiser über die Teilung der Türkei einig. «Zwischen den drei Kaiserreichen muss ein selbständiger Staat errichtet werden. Dieser Staat, das alte Dacien, könnte aus der Moldau, Walachei und Bessarabien bestehen unter einem zu dem dort herrschenden Bekenntniss gehörenden Herrscher.» So schreibt die Czarin an den Kaiser am 21. September 1782. Josef hat gegen die beiden griechisch-nichtunirten Reiche, von denen er Dacien ein Königreich nennt, keine principielle Einwendung, nur wünscht er für sich gewisse Vorteile, unter andern die freie Schifffahrt auf der Donau, zu sichern. Es ist für gewiss anzusehen, dass die russische Diplomatie in Rumänien alles aufbot, um die Ausführung dieses Planes vorzubereiten. Ein unabhängiges grosses Land, einer Nation und eines Glaubens: das war das Feldgeschrei im heutigen Rumänien, und die Popen des benachbarten Siebenbürgens sollten nichts davon gehört haben?

Wir können die Rolle der Popen im Aufstande kurz in Folgendem zusammenfassen. Sie waren die Anstifter der durch die Conscription erregten Unruhen. Wie aus den Untersuchungsacten hervorgeht, ging der Empörung eine Popenversammlung voraus. Ein Brief Hora's beweist, dass die Popen seinen Willen dem Volke kundgaben. Vor allem aber: die stark religiöse Färbung des Aufstandes, der Bekehrungseifer und der blutige Hohn den andern Religionen gegenüber, kann nur darauf zurückgeführt werden. Der ungarische Adel sah in dieser religiösen Richtung einen Hauptfactor der Empörung und die gleichzeitigen Berichte erzählen von wahrhaft schrecklichen Ausbrüchen des Fanatismus. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Aufrührer nur unter der Bedingung: ihren Glauben

anzunehmen, Pardon gaben. Vor dem Kaiser selbst war dieser Einfluss der Geistlichkeit kein Geheimniss. «Eine Hauptursache der Unruhe ist die ausserordentliche Finsterniss, welche unter dem walachischen Volke in Religion und Sitten noch allenthalben herrscht. Nur die Errichtung von Nationalschulen und die Erziehung des ungebildeten Clerus können helfen, . . . und für die Zukunft so traurige Ereignisse verhüten.»* Jedermann wusste, welcher Abgrund die Dorfpopen von den Bischöfen scheidet, die schon einigermassen zur regierenden Classe gehörten. Die Popen wiegelten das Volk auf; was konnte es nützen, wenn der Bischof, den das Volk nicht kannte und als Werkzeug der Ungarn ansah, zur Ruhe mahnte? In Hora's Aufstand ist also ausser dem agrarischen auch noch ein räuberisches, ein nationales und ein kirchliches Element wirksam. Aber der Anführer selbst verkündete einen anderen Grund. Er stellte sich mit grosser Kühnheit als den Vollstrecker der Befehle des Kaisers hin. Jetzt wird dies wohl von Niemandem mehr ernst genommen, damals aber glaubten seine Anhänger daran, und dieser Glaube war auch auf das Verhalten der Ungarn von Einfluss. Wir müssen untersuchen, welche Taten und Gedanken des Kaisers für Freund und Feind das Zusammenwirken der kaiserlichen Majestät mit einem empörten Pöbelhaufen für möglich ansehen liessen. In der Politik ist die Reinheit unserer Absicht und unserer Taten nicht genügend, wir müssen auch in Betracht ziehen, wie die darüber urteilen, welche nicht richtig urteilen können. Die Regierung Josefs II. liefert eine sehr bedentende Lehre dafür, wie gefährlich es sei, wenn der Herrscher die psychologischen Folgen seiner Taten nicht in Betracht zieht.

(Schluss folgt.) DR. HEINR. MARCZALI.

DER ERSTE UNGARISCHE KATHOLISCHE KATHECHISMUS.

Dass NIKOLAUS TELEGDI den kleinen Katechismus des Jesuiten Peter Canisius ins Ungarische übersetzt hat, war auch bisher bekannt, beruft sich doch Telegdi in seiner, gegen Bornemissa gerichteten ungar. «Antwort» (1580) selbst auf diese Uebersetzung; Exemplare dieses Büchleins waren jedoch bis auf die jüngste Gegenwart nicht bekannt, so dass man dasselbe für verloren hielt. Da entdeckte der ref. Theologe STEF. BENKÖ im Jahre 1882 in einem Colligatum *(F. O. XI, 1. Varia Abecedarium et Catechismus glagol. Tübingen 1561)* der Universitäts-Bibliothek zu Basel ein Exemplar des Werkchens, das nun ARON SZILÁDY, der ausgezeichnetste Kenner der älteren ungar. Literatur, im Auftrage der Literar-historischen Commission

* Kaiserliches Handschreiben an den Grafen Pálffy vom 12. Juli 1785.

der ungar. Akademie in pünktlichster Facsimile-Ausgabe mit wertvollen Erläuterungen publicirt hat.* Das Buch ist zwar als Uebersetzung ohne literarhistorischen Wert, aber in sprach- und cultur-historischer Beziehung von grossem Interesse.

Der Verfasser des Katechismus PETER CANISIUS (eig. de Hondt), der erste deutsche Jesuit, war am 8. Mai 1521 zu Nymwegen geboren, trat am 8. Mai 1543 zu Köln in den Jesuiten-Orden und galt bereits 1545 als vorzüglicher Kanzelredner. Im Jahre 1549 schickte ihn Loyola nach Deutschland, wo er zunächst zwei Jahre hindurch Professor in Ingolstadt war. Durch Ferdinand I. nach Wien berufen, wirkte er hier 1552—56 mit grossem Erfolg, worauf er nach Ingolstadt zurückkehrte und besonders für die Verbreitung seines Ordens tätig war, aber in Folge seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und administrativen Begabung auch in kirchenpolitischen Angelegenheiten wiederholt Verwendung fand. So sandte ihn Papst Paul IV. im Jahre 1558 an den polnischen Reichstag, Ferdinand berief ihn 1559 an den Reichstag nach Augsburg, und 1562 entfaltete er auf dem wieder eröffneten Trienter Concil eine grosse Rührigkeit. Seit 1569 widmete er sich ausschliesslich literarischen Arbeiten, wurde aber auch jetzt wiederholt nach Rom berufen und erschien 1576 auf dem Regensburger Reichstage. Seit 1580 lebte er in Freiburg, wo er noch im Jahre 1588 predigte und am 21. December 1597 starb. Papst Pius IX. nahm ihn am 20. November 1864 in die Zahl der Seligen auf.

Die Entstehung seines kleinen Katechismus, der uns hier allein beschäftigt, ist von zeitgeschichtlichem Interesse. Die Reformation begann im Jahre 1520 in Wien Wurzel zu fassen, wo nicht blos die Universität und die Statthalterei, sondern auch die nächste Umgebung des Kaisers, besonders die verwitwete Königin Maria der neuen Lehre Vorschub leisteten. Maria soll ja, nach der Behauptung des päpstlichen Nuntius,** das Zustandekommen der gegen die Lutheraner geplanten katholischen Liga vereitelt haben. Auch der Erlass vom Jahre 1546, nach welchem an der Wiener Universität nur Katholiken als Professoren wirken durften, war ohne Erfolg. Da kam im Jahre 1552, auf Ferdinands ausdrücklichen Wunsch, Canisius nach Wien und gewann dergestalt die Sympathien des Monarchen, dass derselbe ihn zum Bischof von Wien ernennen wollte. Von Ferdinand stammte auch der Gedanke, die zahlreichen protestantischen Katechismen durch ein ähnliches katholisches Volks- und Schulbuch zu verdrängen,

* *Az keresztyenseqnec fondamentomirol valo rövid keonyvechke.* (Druck von Raphael Hofhalter in Wien, 1562. Auf der Rückseite des Titelblattes das Porträt des Erzbischofs Oláh), Budapest, 1884, Druck des Franklin-Vereins.

** Der sich auf das Zeugniss des kaiserlichen Vicekanzlers Mathias Held beruft. Held hielt übrigens die Königin für eine Lutheranerin.

den Canisius bereits im Jahre 1554 ausführte. Als 1559 ohne sein Wissen (er war eben auf dem Augsburger Reichstag) ein Auszug aus diesem Buche unter dem Titel *Parvus Catechismus Catholicorum* erschien und grosse Verbreitung fand, entschloss er sich, auf Ferdinands wiederholte Mahnungen, selbst einen solchen Auszug zu verfassen (Antwerpen 1561), der zahlreiche Auflagen erlebte und in viele Sprachen übersetzt wurde.

Ein Erlass Ferdinands vom 10. December 1560 erklärte das Compendium des Canisius als obligates Lehrbuch und wohl in Folge dieses Erlasses erschien bereits im folgenden Jahre die ungarische Uebersetzung desselben. In Ungarn gab es damals bereits mehrere protestantische Katechismen; der erste, von Stef. Gálszécsi, war bereits 1538 erschienen demselben folgten die Katechismen von Stef. Székely in drei Auflagen, von Andreas Batizi (1550, 1555), von Kasp. Heltai (1553), von Pet. Melius 1561, gleichzeitig mit der Uebersetzung Telegdi's, welche Erzbischof Oláh in Druck gab, und welche bis zum Schlusse des XVI. Jahrhunderts zahlreiche Auflagen und grosse Verbreitung fand.*

Ueber die Herkunft Nikolaus Telegdi's wissen wir nichts. Er stammte wahrscheinlich aus einer armen bürgerlichen Familie und studirte auf Kosten des Erzbischofs Oláh. Er war 1535 geboren und lernte in Krakau, wo er bereits im October 1557 Baccalaureus und einstimmig gewählter Senior der ungarischen Burse war. Nach seiner Heimkehr wurde er 1558 zum Priester geweiht und schon 1561 Graner Domherr, in welcher Eigenschaft er auch als Professor in Tyrnau wirkte. Telegdi spielte unter dem Erzbischof Oláh und unter dessen Nachfolger Verancsics eine grosse Rolle. Bald nach dem Tode Oláh's, schon im Beginne des Jahres 1569 beginnt sein Streit mit den Tyrnauern, der ihm viele Unannehmlichkeiten bereitete und schliesslich einen Hochverrats-Process zuzog. Verancsics erwähnt der etwas mysteriösen Angelegenheit bereits am 15. Mai 1569 an Maximilian: *causa Telegdini et civium Tyrnaviensium currit per varias et multas foeditates.* So weit die Sache klar liegt, handelte es sich um Folgendes: Das Tyrnauer Capitel wurde wegen Ausstellung eines falschen Privilegiums verklagt und verurteilt, wälzte jedoch die ganze Schuld auf Telegdi und den Obersenior Martin Garai. In der Tat wurde das Vermögen dieser Beiden mit Beschlag belegt und der Process weiter geführt. Verancsics nahm sich Telegdi's mit tatkräftiger Teilnahme an, wie aus seinen Briefen erhellt; so schreibt er z. B. an den Agramer Bischof Georg Draskovics: *Tantum doleo de hoc eius naufragio, ut non conquiesco, metuens, ne hominem, adeo meae Ecclesiae necessarium, amittam. Spero tamen, quod resurget;*

* Im Jahre 1599 hat der Jesuit Gregor Vásárhelyi den Katechismus des Canisius neuerdings ins Ungarische übersetzt. Auch diese Uebersetzung erlebte zahlreiche Auflagen.

quoniam patrociniis non est destitutus. Juxta quae et ego ea facio, quaecunque possum, ne collabescat. Der Abschluss des Processes, der im Juni erfolgt sein muss, ist nicht bekannt, doch wurde Telegdi unstreitig freigesprochen, da ihn Verancsics schon im folgenden Jahre, wohl um ihn für die erlittenen Kränkungen zu trösten oder zu entschädigen, zum Grossprobste und im Feber 1573 zu seinem Vicar ernannte.

Telegdi's literarische Wirksamkeit hat seit der Uebersetzung des Canisius'schen Katechismus bis zum Tode des Erzbischofs Verancsics, durch volle elf Jahre hindurch entweder gefeiert oder, was wahrscheinlicher ist, seine Schriften aus dieser Zeit sind in Verlust geraten. Erhalten sind von ihm (in ungar. Sprache): *Erläuterung der Evangelien*, 3 Teile, Wien, 1577—80. — Seine polemische »*Antwort*« *gegen P. Bornemissa*, Tyrnau, 1580. — *Dass der Papst nicht der Antichrist sei*, das. 1580. — *Weshalb er Luthers Lehren nicht annehmen könne*, das. 1581. Der Hauptantrieb zu seinen literarischen Arbeiten lag in den confessionellen Verhältnissen Tyrnaus.

In der Stadt Tyrnau hatte die Reformation schon vor dem Jahre 1550, trotz Oláh's gewaltigen Anstrengungen, grosse Fortschritte gemacht. Wir besitzen Urkunden aus den Jahren 1558, 1562, 1564, 1565, ja noch 1576, welche beweisen, dass die Tyrnauer wiederholt protestantische Geistliche berufen hatten. Mit welchem Erfolge diese Vertreter der Reformation wirkten, ist aus den Worten Telegdi's ersichtlich, der im Mai 1576 an den Papst Gregor XIII. schreibt: *Acerrimo conatu summaque contentione a pluribus jam annis elaborarunt nonnulli primarii cives Tyrnavienses, labe variarum haeresium infecti, ut introducto concionatore haeretico, universam plebem ad impium cultum traducerent, idque nuper, mense nimirum Februario efficere serio agressi sunt. Nam homini cuidam perdito, in hac ipsa civitate ecclesiam Xenodochii assignarunt, ubi suas blasphemias detonet; quod facit strenue, et auditur a multis cum magno impiorum hominum applausu et jubilo.* Und in seinen Predigten klagt er wiederholt, dass nur Wenige kämen, ihn anzuhören; auch sonst bemerkt er, dass ihn der Erfolg seiner Wirksamkeit nicht zufriedenstelle. Er war ein wirklich frommer Mann, dem es mit seiner religiösen Ueberzeugung und dem Seelenheile der Gläubigen heiliger Ernst war.

Kaum dass von Telegdi's dreibändigem Werke der erste Band erschienen war, trat demselben Peter Bornemissa Ende 1577 oder Anfang 1578 mit einer *Erörterung* (Fejtegetés) betitelten polemischen Schrift entgegen, von welcher sich kein einziges Exemplar erhalten hat. Bornemissa war der bedeutendste Gegner, gegen den Telegdi auftrat, um so energischer auftrat, da der populäre protestantische Kanzelredner und Schriftsteller in Tyrnau selbst sehr geachtet war und ein grosses Publikum hatte. Uebrigens war Bornemissa nicht blos Telegdi's grösster Gegner, sondern viefach auch dessen Vorbild. Wie jener, schrieb Telegdi seine Bücher in ungarischer

Sprache, wie jener suchte er dem naiven Volke verständlich zu sein, wie jener verschaffte sich auch Telegdi später eine eigene Druckerpresse, auf welcher er seine Schriften herstellte, wie jener wendete sich auch der katholische Priester mit seinen Schriften an einflussreiche Männer oder Gemeinden und verteilte dieselben auf dem Pressburger Reichstage unter die versammelten Magnaten und Abgeordneten.

Wohl in Würdigung seiner erfolgreichen schriftstellerischen Wirksamkeit wurde Telegdi am 6. Feber 1579 zum Bischof von Fünfkirchen ernannt. Da seine Diöcese in der Gewalt der Türken lag, blieb er auch weiterhin in Tyrnau und verwaltete als Capitularis generalis vicarius das erledigte Erzbistum, dessen Administrator er 1582 wurde.

Auf den Pressburger Reichstagen wirkte Telegdi bis zum Jahre 1582 lediglich als Kanzelredner, — gegen seine kirchenpolitische und administrative Tätigkeit aber traten die Protestanten schon auf dem 1576er Reichstage auf und erklärten vor dem Palatin-Stellvertreter, dass sie den ungesetzlichen Erlässen und Urteilen, welche in den Comitaten unter Telegdi's Einfluss zustande kommen, fürder nicht gehorchen werden. Maximilian versprach am 1. Feber 1576, den Wirkungskreis der Diöcesan-Anwälte einschränken zu wollen, doch blieb im Uebrigen Alles beim Alten.

Seit dem Jahre 1582 spielte jedoch Telegdi auf dem Reichstage auch eine grosse active Rolle und zwar sowohl in eigener Person, als auch in Vertretung des greisen königlichen Kanzlers, des Cardinals Georg Draskovics. In den Kreis dieser seiner Wirksamkeit gehört auch die Ausgabe des Corpus Juris, welche 1584 in Tyrnau, in Telegdi's Hause gedruckt wurde und an welcher er mit dem Neutraer Bischof Zacharias Mossóczi Teil hatte. Telegdi starb am 22. April 1586, 51 Jahre alt. Er liegt in der St. Nikolauskirche in Tyrnau begraben. Seine Grabschrift lautet: *Reverendiss. Nicolaus Telegdinus Episcopus Quinque Ecclesien. Consiliar. Caes. R. M. Administrator Archi-Episcopatus Strigon. In Spiritualibus vivens hunc sepulturae locum sibi elegit: Moriens vero in Domino anno MDLXXXVI. April. XXII. Die aetatis LI. Cleri populique orationibus se commendat.*

Telegdi war eine bedeutende Persönlichkeit, zwar nicht so universell gebildet wie Oláh und Verancsics, auch kein so hervorragendes diplomatisches Talent, aber ein gelehrter Theologe, und in dieser Richtung jenen beiden grösseren Gestalten überlegen. Sein Glaube war fest, seine Tätigkeit wirklich fieberhaft; seine Religiösität verleitete ihn oft zur Unduldsamkeit. Auf ein Ziel gerichtet, war seine in ihren Mitteln durchaus nicht wählerische Wirksamkeit von grossen Erfolgen begleitet; aber die vorsichtige und umsichtige Berechnung seiner Taten lag ihm ferne. Auf der Kanzel wusste er sich noch zu mässigen; wo aber auch die gegnerische Ansicht zu Worte kam, riss ihn sein heftiges Temperament zu Schmä-

hungen und Drohungen hin. Im Angriff ziemlich ruhig und besonnen, ist er in der Verteidigung leidenschaftlich und grob, — ein Kind seiner Zeit und ihres Geschmackes, dem sich auch die Besten nicht ganz zu entziehen vermochten. — In der Geschichte der ungarischen Prosa gebührt ihm ein hervorragender Platz. GUSTAV HEINRICH.

MADAME ADAM ÜBER UNGARN.

Madame Adam (Juliette Lamber). La patrie hongroise. Souvenirs personels. Paris. Nouvelle Revue. 1884.

Seit Monaten schon liegt das Buch, das den vorstehenden Titel führt, auf meinem Schreibtische, und seit Monaten schon ist mir der ehrenhafte Auftrag zuteil geworden, dem Leserkreise dieser Revue Einiges aus diesem und Einiges über dieses Buch mitzuteilen. Und wenn sie diesen Artikel dennoch so spät zu Gesichte bekommen, so ist keineswegs der stets willfährige Raummangel und noch weniger die bei solchen Verspätungen am häufigsten supponirte Faulheit des Kritikers schuld daran, sondern ganz andere Momente haben diese Verzögerung nicht — verschuldet, sondern veranlasst. Wir sagten uns nämlich:

«Da liegt ein Buch vor uns, das Buch einer Dame, einer französischen, das Buch einer geistreichen Dame, das Buch einer Dame, die vor Jahresfrist und darüber unseren Landsleuten, die einen Besuch am Seine-Ufer abgestattet, viel Gutes und Liebes erwiesen, das Buch schliesslich einer Dame, die vor Jahresfrist und darunter unsere Gastfreundschaft erfahren und diese Gastfreundschaft in ihrem Buche quittiren zu müssen glaubte, das uns, wie gesagt, nunmehr vorliegt.»

Und wir sagten uns ferner:

«Das ist das Buch einer Dame, einer schriftstellernden Dame von Beruf, die ein bis zwei Wochen in unserer Mitte geweilt, ohne ein Wort ungarisch zu wissen und ohne auch jener Sprache kundig zu sein, welche nächst der ungarischen das verbreitetste und vulgärste Idiom in unserem Lande ist. Die Dame konnte also unsere Literatur nicht kennen, sie war nicht im Stande, unsere Zeitungen zu lesen, und selbst ihr Secretär, Mr. Alphonse *Bernhard*, der ihr Gefolge bildete, konnte ihr höchstens Auskunft über deutsche Zeitungsstimmen geben. Die Dame, die in ihrer Pariser Heimat den Mittelpunkt eines grossen und angesehenen Cirkels bilden mag, war daher hierzulande auf die Gesellschaft jener wenigen Persönlichkeiten angewiesen, die des Französischen ebenso mächtig wie in den heimischen Verhältnissen bewandert sind, und es ist somit nur na-

türlich, wenn das Buch, das sie über uns geschrieben, nichts anderes ist, als das Dictat jener Persönlichkeiten, die während ihres hiesigen Aufenthalts ihre Gesellschaft ausgemacht haben und denen Gespräche über Politik, Volkswirtschaft, Gesellschaft und Literatur in französischer Sprache zu führen, keine Schwierigkeiten verursacht. Nun wissen wir aber, dass sich, namentlich auf der Alföldreise der Frau Adam, in Gesellschaft der letzteren auch übrigens sehr achtungswerte Personen befanden, denen die französische Conversation — sagen wir — ungewohnt ist und die auch in Folge ihrer regelmässigen Beschäftigung mit Fachfragen über literarische und sociale Themata nicht augenblicklich erschöpfenden Bescheid zu geben wissen.

«Nun sehen wir auf der einen Seite die wissbegierige, nervöse Madame Adam, die jeden Augenblick rasch hinausgestossene Fragen stellt, die ihre gastfreundliche Umgebung nicht immer versteht, oder nicht immer richtig versteht und aus mehr als einer Ursache nicht ganz richtig beantwortet. Wie unrichtig wird schliesslich das Bild sein, das sich in Madame Adam's Kopf über Land und Leute bilden muss und wie objectiv wird das Urteil sein, das sie sich über unsere Verhältnisse machen dürfte, die sie durch so parteiische Brillen beobachtet! Und das Wort «parteiisch» muss hier in des Wortes eigentlicher Bedeutung verstanden werden, denn tatsächlich gehörte der ungarische Cavalier, der Madame Adam bis nach Laibach entgegengefahren, der äussersten Linken an und tatsächlich waren es die Matadore dieser Partei, sowie jener der gemässigten Opposition, die sich um das Ohr der geistreichen «Étrangère» am meisten bewarben, um dieselbe zu einer Beurteilung Ungarns unter einem Gesichtswinkel zu veranlassen, der für die gegenwärtige Regierung und deren Partei keineswegs günstig sein konnte. Die Herren, welche die Unkenntniss der Madame Adam mit unseren Verhältnissen und deren bonne foi auf diese Weise missbraucht, sie wissen gar nicht, welchen schlechten Dienst sie nicht nur der liebenswürdigen Dame selbst, sondern auch der ungarischen Sache selber geleistet hätten, wäre glücklicherweise das Buch selbst nicht ernster genommen worden, als es in Folge der Einseitigkeit seiner Inspirationen auch verdiente und wäre es in Folge dessen nicht noch rascher vergessen worden als es geschrieben wurde.»

Und wir sagten uns ferner:

«Madame Adam ist sicherlich unschuldig daran, wenn sie sich, freilich unbewusst, als Mundstück der äussersten Linken gebrauchen liess. Sie sah die Dinge eben an, wie man sie ihr zeigte. Aber an ihrer Antipathie gegen das in Ungarn herrschende Regime dürfte die verletzte Eitelkeit der Frau oder der Schriftstellerin vielleicht eben so vielen Anteil haben wie die Brille der Umgebung selbst. Das «ungarische Vaterland» ist nämlich nicht die erste ausserfranzösische «patrie» gewesen, welche

unsere liebenswürdige Madame kennen lernte. Zuletzt hatte sie Russland einen Besuch abgestattet und sie war an der Newa mit jener Auszeichnung empfangen worden, welche dort die mit gewissen politischen Kreisen der französischen Hauptstadt intime Fühlung besitzende Dame sowohl verdiente wie auch beanspruchen durfte. Anders standen aber die Dinge in Ungarn. Abgesehen davon, dass Madame Adam im vorigen Jahre nicht mehr jene politische Egeria war, welche sie zu Beginn der siebziger Jahre gewesen, muss wohl oder übel in Betracht gezogen werden, dass sie, eine enragirte Deutschenfeindin, auf einem beträchtlichen Umwege nach Budapest kam, nur um Deutschland und Oesterreich nicht passiren zu müssen. Nun, einer Dame mit solch ausgesprochenen politischen Tendenzen, mit Tendenzen, die sich gegen einen Staat kehren, mit dem wir die innigste Gemeinsamkeit unterhalten, mit Tendenzen ferner gegen einen Alliirten, zu welchem wir in den intimsten Beziehungen stehen: einer solchen Dame gegenüber mussten sich die hiesigen *officiellen* Kreise möglichst passiv und gleichgiltig verhalten, und diese Gleichgiltigkeit dürfte es auch gewesen sein, welche Madame Adam für die lebhaften Schilderungen empfänglich machten, die sie von der ihr spontan zur Verfügung stehenden Umgebung erhielt.»

All' dies sagten wir uns, als wir das auf elegantestem Papier auf geradezu galante Weise hergestellte Buch zu Ende gelesen hatten, zu Ende unter häufigem Lächeln, noch häufigerem Kopfschütteln, zuweilen auch mit aufwallender Aergerlichkeit, an einer Stelle sogar unter aufsteigender Zornesröte. Und letzteres war dort der Fall, wo die Autorin von dem «Verräter Görgei» in demselben Tone und mit denselben Ausdrücken spricht, als hätte sie ihre Informationen direct aus dem sehr ehrenwerten Informationsbureau des ehrenwerten Herrn Julius Verhovay erhalten. Da wir aber voraussahen, dass solch' ein *ira et sine studio* geschriebenes Buch den Weg aller Tissot's gehen werde, glaubten wir in unserer Höflichkeit gegen die französische Collegin, die unseren Landsleuten gegenüber französische Gastfreundschaft geübt und die ungarische Gastfreundschaft auf ungarischem Boden genossen, nicht mittun zu sollen an der Vernichtung eines Buches, das sich doch durch die Unsolidität seines Materials selber todtschlagen musste. Das Buch der Madame Adam gleich bei seinem Erscheinen angreifen, hätte doch nur offene Türen einrennen geheissen, und zwar solche Türen, die Madame Adam selber offen gelassen. Nun aber «La patrie hongroise» gründlich abgefallen ist und von Freund und Feind mit gleichem Mangel an Emotion aufgenommen wurde, nun drängt es uns, unser aufrichtiges Bedauern darüber auszudrücken, dass dies so gekommen.

Und zwar unser aufrichtigstes und ernst gemeintes Bedauern. Denn selten haben wir Gelegenheit, einen fremden Autor in unserer Mitte zu

sehen, der so viel Wohlwollen für uns mitgebracht hätte, und selten einen fremden Autor von der Begabung und der Beliebtheit wie Madame Adam. Bei der holden Ignoranz, in welcher die eminentesten Culturnationen mit Bezug auf uns unbefangen hinleben, und bei dem grossen Interesse, das wir daran haben müssen, dass das gesittete Ausland über uns und über unsere Zustände und Aspirationen aufgeklärt werde, hätte die Gelegenheit wohl ergriffen werden müssen, um das Zustandekommen eines nicht nur wohlwollenden, sondern auch correcten Werkes über Ungarn zu ermöglichen. Diese Gelegenheit ist nicht benützt, sie ist, wie gesagt, missbraucht worden im kleinlichen und ephemeren Parteiinteresse. Freilich ist ein Autor, der in fremdem Lande mit seiner geliebten Muttersprache sein Auslangen zu finden glaubt, solchen Missbräuchen im Vorhinein ausgesetzt, die Unsereinem im Auslande gar nicht passiren können. Denn wenn Unsereins seine beispielsweise in Frankreich gemachten vierwöchentlichen Erfahrungen in einem Buche verwerten will, stehen ihm in den Geschichtswerken Frankreichs, steht ihm in der französischen Literatur ein unerschöpfliches Material zu Gebote, und er kann aus jenen Quellen schöpfen, die ihm die lautersten zu sein dünken. Madame Adam aber war ausschliesslich auf die Unparteilichkeit und den Gerechtigkeitssinn ihrer zufälligen Umgebung angewiesen und sie ist gewiss unschuldig daran, wenn sie in diesem Punkte im Stiche gelassen wurde. Was ihr Verdienst ist, das ist die poetisch schöne Darstellung, die sie von Land und Leuten gibt, eine Darstellung, die sich übrigens nicht überall auf Selbstgesehenes und Selbsterlebtes stützt, sondern auch gern die ihr tel quel übersetzten Proben aus ungarischen Dichtern zur Unterlage nimmt. Ihr Verdienst ist ferner die bei einem französischen Autor, zumal bei einer französischen Autorin seltene Mühe, die sie sich gab, um sich über Geschichte, Verfassung, Literatur und sociale Zustände zu unterrichten, Verdienste, die nicht anzuerkennen schwarzer Undank wäre. Ihr — wir möchten fast sagen — Unstern war es, dass ihre Beobachtungsgabe sich auf dem hiesigen Terrain in Ermangelung der notwendigen Vorkenntnisse nicht entfalten konnte und dieser Mangel an Vorkenntnissen, mit welchem sie an die Behandlung des «ungarischen Vaterlandes» ging, hatte auch den Misserfolg dieses Werkes zur Folge.

All' dies sagten wir uns und warteten demnach, bis der Mangel an Befriedigung, mit welchem «La patrie hongroise» aufgenommen wurde, allgemein constatirt war. Und da wir nunmehr durch unser Hinzutun dem im Verschollenwerden begriffenen Werke weder schaden noch nützen können, fühlen wir uns gedrängt, unser Urteil auch ein wenig zu detailliren.

Auf dem Wege von Paris über Italien stellt Madame Adam interessante Betrachtungen über Reisen und Leben an, ab und zu auch die-

Gegenden schildernd, an denen sie vorbeifliegt. In der Nähe Oesterreichs angelangt, memorirt sie laut die Lectionen, die sie über Ungarns Geschichte erhalten, Lectionen von einer phantastischen Oberflächlichkeit, die bei den Scythen Herodot's beginnen, um in fabelhafter Raschheit bei Stefan Széchenyi anzulangen.

Wieder folgen Reisebeschreibungen und Reminiscenzen; endlich auf Seite 27 kommt sie in Görz an, wo sie italienisch, deutsch und slovakisch sprechen hört und in Laibach (auf Seite 37) kann sie schon mit der Besprechung der eigentlichen «patrie hongroise» beginnen, denn im Namen ihrer ungarischen Freunde erwartet sie hier der damalige Abgeordnete Dionys v. *Pázmándy*, der ihr zunächst ein Privatissimum über unsere berühmteste Specialität der «Armen Bursche» im Allgemeinen und Savanyu Józsi insbesondere hält. Da es draussen kalt ist, erzählt ihr Herr v. Pázmándy, dass der ungarische Reichstag im Jahre 1875 auf Antrag Irányi's die obligatorische Heizung der Waggons dritter und die facultative der Waggons erster und zweiter Classe beschlossen habe, infolge dessen die Damen des Adels sich oft der dritten Wagenclasse bedienten.

?? . . . . ??

Den Plattensee passirt Madame Adam schon auf Seite 45; sie weiss von demselben zu erzählen, dass er nach der Meinung des gelehrten ungarischen Geologen Aladár *György* (Verbeugen Sie sich, Herr György!) ein Teil jenes Meeres ist, das Europa in der myocenen Epoche bedeckte.

In der Hauptstadt angelangt, wird Madame Adam mit falschen Daten und Märchen gefüttert. Die Donau hat für sie einen gewöhnlichen Wasserstand von 16 Fuss; der Urheber der Löwen auf der Kettenbrücke hat sich bei der Eröffnung der Brücke aus Verzweiflung darüber ins Wasser gestürzt, weil er seinen Löwen eine Zunge in den Rachen zu geben vergessen hatte; in dem Tannengehölze des Blocksberges tanzen allfreitaglich die Hexen: lauter Kleinigkeiten, die aber dem Eindruck der reizenden Schilderung, die sie von unserer Hauptstadt entwirft, Abbruch tun müssen.

Die Französin erfährt zu ihrer Genugtuung, dass deutsche Politik und Literatur den ungarischen Geist Jahrhunderte lang unterdrückt hielten und dass blos die französische Literatur und Philosophie im XVIII. Jahrhundert den ungarischen Geist zu durchdringen wussten. Eine französische Schule, an deren Spitze Bessenyei stand, bildete sich und übte einen glücklichen Einfluss auf die Entwickelung des ungarischen Geistes aus. O des culturhistorischen Aberglaubens von der Art, die unseren frommen Blocksberg mit Hexen bevölkert! Als ob ein wirklicher Kenner unserer literarischen Entwickelung den heilsamen Einfluss leugnen könnte, den eben die deutsche Renaissance unter Klopstock und Herder, Schiller und Goethe auf unsere Literatur ausgeübt! Hingegen verstehen wir die Motive, welche die Umgebung der Madame Adam veranlassten, derselben

zu erzählen, dass die im Volkstheater aufgeführten Operetten *moralisch* seien. Wir leben eben die Epoche der Ehrenrettungen und das «schwarze Schiff» kann eine solche ebenso ertragen wie «Szomszéd uram kakasa».

Von der Tragödie «Bánkbán», die ihr unser in Paris schriftstellernder Landsmann Glaser übersetzt haben soll, weiss sie, dass dieselbe Shakespeare'sche Schönheiten besitze; von Madách Hauptwerke aber, dessen Hauptcapitel ihr Frl. «v. Vadnai, deren Bildung und Intelligenz bemerkenswert sind», in wenigen Tagen übersetzte, bemerkt sie, dass dessen *confuser Styl manchmal «magnifique»* sei. Die Analyse des Stückes würde ihre (französischen) Landsleute lachen machen, sagt sie, gleichwohl sind die Tableau's «superb» und die Scenen «puissant».

Nun, wir glauben, dass es nicht schwer gefallen wäre, der geistreichen Französin eine solche Analyse von «Ember tragédiája» mitzuteilen, welche den Landsleuten Victor Hugo's kaum ein Lächeln entlockt haben würde.

Auf S. 72 lässt man Madame Adam folgenden Unsinn schreiben:

«Ich weiss nicht, ob die Zigeuner politische Ansichten besitzen, doch besitzen sie sociale Ansichten, die bizarr erscheinen, sie sind leidenschaftliche Antisemiten. (Gut gebrüllt, Löwe!) *Während der Unruhen von Zala-egerszeg war der grosse Anstifter ein Zigeuner.* Diese Schwärmer, diese Poeten verstehen nicht, dass man sich für ein Land besonders wegen seiner öconomischen Seiten, infolge seines Productionswertes interessire, und sie sagen, *dass die Juden allerdings Ungarn lieben, aber nur um es zu verschlingen.*»

Wer es wohl auf sich nehmen mag, die guten Zigeuner so angeschwärzt zu haben!

Folgt ein Capitel «Jókai-Gyulai-Pulszky-Liszt», welches, abgesehen von einigen blaustrumpfartigen Ueberschwenglichkeiten, wie «der Geist Pulszky's glänzte so funkensprühend wie die Sonne auf der Donau», das Geniessbarste im ganzen Buche ist. Die genannten vier berufenen Repräsentanten Ungarns in politischer, literarischer, künstlerischer und socialer Beziehung waren nämlich im Salon der Autorin vereint gewesen und sie hatte von diesen reinen Wein eingeschänkt erhalten. Dann aber kommt ein Excurs in die Geschichte der ungarischen Revolution von einer so gehässigen Tendenz, von einem solch' ungerechten Hass gegen Arthur Görgei inspirirt, dass Madame Adam es sich nie verzeihen würde, erführe sie, wie weit sie sich da von der objectiven Wahrheit entfernt. Madame Adam bemerkt zwar, dass sie die einschlägigen Daten aus Irányi's bezüglichem Werke entlehnt habe, allein wir glauben nicht, dass Daniel Irányi im vorigen Jahre Madame Adam den Rat gegeben hätte, sich dieser Quelle zu bedienen.

Lassen wir nun Madame Adam ihre Bewunderung über den ungari-

schen Parlamentarismus in überschwenglichen Worten ausdrücken, lassen wir sie unsere Comitatsverwaltung lobpreisen, lassen wir sie sogar Herrn v. Harkányi den Rothschild von Pest nennen und sehen wir, wie sie den Ministerpräsidenten Koloman v. *Tisza* behandelt, dem sie — wir wissen bereits warum — um jeden Preis gern Eins am Zeuge flicken möchte. Das ist ein trockener Geschäftsmann, der Ruin aller Talente, während alle seine persönlichen Widersacher die Grösse und der Adel in Person sind. Alle Mitglieder der liberalen Partei sind Stimmvieh, alle Mitglieder der Opposition stehen auf der Höhe ihrer, der vergangenen und der zukünftigen Zeit. So weiss sie von Dr. Max Falk zu sagen:

«Mr. Max Falk, Abgeordneter, politischer Director und Chefredacteur des Pester Lloyd, ist gleichfalls ein Mameluk. Seine Situation ist eine bedeutende unter den Politikern Ungarns und des Auslandes, aber er besitzt einen so ausgesprochenen Goût für Bismarck, dass ich an seine parlamentarische Carrière nicht glaube.»

Möchte man nicht glauben, dass dieser Mr. Max Falk eben erst an der Schwelle seiner parlamentarischen Carrière steht! Und woher Madame wohl wissen mag, dass Dr. Falk einen Goût für Bismarck besitzt! Dagegen ist für sie Herr Louis de Mocsáry ein «esprit élairé et influent». Habeat sibi! möchte der Lateiner sagen.

Was man Madame Adam von dem Regime Tisza's sagen lässt, erinnert in verdächtigster Weise an die schönen Reden, die wir anlässlich der verschiedensten Generaldebatten auf der linken Seite des Abgeordnetenhauses zu hören pflegen, was aber diese soufflirten Tiraden nicht hindert, einfach abscheulich zu sein. Alle Laster Napoleon's I., alle Schwächen Louis Philipp's, alle Fehler Guizot's werden diesem «calvinistischen Staatsmann» in die Schuhe geschoben. Herr v. Tisza ist schuld an den moralischen Uebeln, an denen das Land leidet, er hat einen Abscheu vor den Talenten und vor den höheren Gesellschaftsclassen, er ruinirt die aristokratischen Institutionen und widersetzt sich den Reformen, die die Linke im Interesse der Arbeiter in Vorschlag bringt. Die kleinen Bürger der Städte besitzen alle seine Gunst. Sie, die ehedem der Gentry gehorchten, gehorchen nun Herrn Tisza. Und diese kleine städtische Bourgeoisie besteht hauptsächlich aus Juden und Deutschen. Wenn man Tisza gewähren lässt, wird das Ende vom Liede sein, dass das Land revoltiren und eine ganze Kaste ausrotten wird. Kurz, Koloman Tisza ist nicht der Mann nach dem Geschmacke der vortrefflichen Madame; er ist nicht nobel, nicht Weltmann genug und «wir erlauben uns», sagt sie, «zu glauben, dass der ungarische Ministerpräsident nicht geschaffen ist, um sein Vaterland auf den Wegen des Heldentums und der Grösse zu erhalten.» Sie findet schliesslich auch, dass er den Antisemitismus auf dem Gewissen hat.

Hingegen ist Herr Louis de Mocsáry ein Cavalier nach ihrem Ge-

schmacke, sie teilt auch auf mehreren Seiten das von ihm verfasste Programm der äussersten Linken mit. Man kann gegen einen Souffleur unmöglich dankbarer sein.

In dem folgenden Capitel geht Madame Adam daran, uns mit unseren Nationalitäten auszusöhnen, wobei es ohne eine kleine Hetze gegen Mr. Tisza freilich nicht abgehen kann. So meint sie von Croatien, dass dieses Land im Princip eine sehr breite Autonomie besässe, wenn nicht alle autonomen Rechte von Tisza escamotirt worden wären. Sie redet den Slaven Ungarns ins Gewissen und fragt sie, was sie davon hätten, wenn sie den ungarischen Staat zerstörten. Wer würde sie dann vor Deutschland retten, «das die Slaven frisst?» und sie rät den Magyaren, den Nationalitäten alle erdenklichen Freiheiten zu geben. «Der loyale Föderalismus und die politische Association der Nationalitäten werden die Interessen garantiren, welche heute die grossen Reiche absorbiren und verschlingen. Dort wo andere eine Schwäche in der Verschiedenheit der Nationalitäten erblicken, dort sehe ich die convergirende Macht freier Kräfte. Mögen also die kleinen Nationalitäten und die Magyaren für ihre Freiheiten und für die wirkliche Autonomie des Comitats gegen Tisza ankämpfen!» . . .

Merkwürdig ist, dass sich hier Niemand gefunden hat, der Madame Adam Etwas von einer ungarischen Staatsidee gesagt, die keinen begeisterteren Verfechter besitzt, als eben den bei ihr so schlecht angeschriebenen Koloman Tisza! Dass sich Niemand die Mühe genommen, unseren freundlichen Gast darüber aufzuklären, dass von einem Föderalismus in einem Staate nicht die Rede sein kann, in welchem die zu föderirenden Teile local nicht abgegrenzt werden können und dass schliesslich «eine Allianz der kleineren Nationalitäten mit den Magyaren gegen Herrn Tisza» das Non plus ultra dilettantenhafter Kannegiesserei bedeutet. Madame Adam hätte bei ihrer hohen Intelligenz und bei ihrem Scharfblick für politische Constellationen die Situation gewiss sofort begriffen, hätte man ihr gesagt, dass sämmtliche politische Parteien des Landes, dass sämmtliche Nuancen der Reichstagsopposition in jenem Momente rallirt wären, in welchem Koloman Tisza, dieser Wauwau der Opposition, eine entschiedene Stellungnahme gegen die übertriebene Nationalitäts-Forderungen ins Auge fassen würde, dass von allen Parteien des Landes eben die liberale Partei jene ist, welche den Forderungen der Nationalitäten gegenüber die liberalste und indulgenteste Haltung bekundet: denn die äusserste Linke bedeutet den magyarischen Chauvinismus à outrance und die gemässigte Opposition die Assimilirung der Nationalitäten durch die herrschende, staatsbildende Nation. Und wenn man schliesslich der vielgefeierten Verfasserin der «Paienne» gesagt hätte, dass es eben Koloman Tisza ist, unter welchem die Nationalitäten sich mit der ungarischen Staatsidee einigermassen auszusöhnen beginnen; dass die Mehrheit der Serben bereits Frieden gemacht hat mit

dem ungarischen Staate, dass ein grosser Teil der Rumänen conciliante Schritte eingeleitet habe, dass die Ruthenen von den Panslaven augenscheinlich abgefallen sind, so hätte das einschlägige Capitel ihres Buches eine ganz andere Tendenz und einen ganz anderen Tenor erhalten.

Freilich, der ungarische Ministerpräsident musste, sich gewiss zu seinem grössten Leidwesen, das deliciöse Vergnügen versagen, Madame Adam seine Aufwartung zu machen und er kam daher in ihrem Buche nicht so gut fort wie Graf Albert Apponyi, in dessen Bewunderung die Pariser Schriftstellerin keine Grenzen kennt. Madame Adam, eine Liberale par excellence, hat da ein fascinirendes Lichtbild ohne Schatten gemalt: «Ich fragte ihn, was er tun würde, wenn er zwischen Ungarn und Rom wählen müsste und er antwortete ohne Zögern: «Ich würde mein Land wählen, denn ich bin vor Allem Patriot!»

Wenn Madame Adam wüsste, welche Komik in diesem grandiosen Ausspruche liegt, den Graf Apponyi *«ohne Zögern»* tat!

«Er spricht mehrere Dialecte der Nationalitäten Ungarns und fast alle Sprachen des Occidents!» Wähler von Bobró, denen der edle Graf sein qualvoll memorirtes Programm entwickelte, und die Ihr sein Slovakisch für Spanisch hieltet, Vasallen von Wersetz, die Ihr Euch an seinem classischen Deutsch ergötztet, ohne des Hochgenusses teilhaftig werden zu können, den grossen Grafen auch serbisch reden zu hören, Ihr könnt den Pasiglottismus Graf Albert Apponyi's bezeugen!

Sollen wir übrigens die trefflichen und ins geringste Detail liebevoll eingehenden Informationen der Dame über den Grafen auf letzteren selbst zurückführen, so erscheint es gewiss seltsam, dass in demselben Capitel, wo das Lob des Grafen Apponyi und des katholischen Clerus gesungen wird, anbei auch bemerkt wird, dass die verschiedenen Culte in gutem Einvernehmen miteinander leben, «nur die Rabbinen affectiren eine grosse Zurückhaltung.» Die bösen Rabbinen, die von einer intimen Entente mit dem Cardinal-Primas von Ungarn nichts wissen wollen!

Allein es scheint uns, dass wir bei dem kindischen Gesalbader, das man eine geistreiche Frau schreiben liess, schon länger verweilt haben, als dies die Galanterie gestattete. Wir wollten nur an einigen Pröbchen zeigen, wie recht wir hatten zu bedauern, dass Madame Adam durch unsere Landsleute nicht besser unterstützt wurde. Die nächstfolgenden Capitel, in denen sie, von begeisterten Patrioten begleitet, die Puszta besucht und in ihrer Ueberschwenglichkeit für Land und Staffage keine Grenzen findet, beweisen übrigens, dass Madame Adam's Talent zu derartigen poetischen Schilderungen grösser ist, als das zum Vortrage politischer Lieder, die doch stets garstige Lieder bleiben. Freilich müssen wir auch über die Ueberschwenglichkeit lächeln, mit welcher sie den Kot des Alföld

und die Unwegsamkeit seiner Strassen verherrlicht und in den Schweinehirten von Mezőhegyes homerische Gestalten erblickt. Alle unsere Gebrechen erscheinen ihr als patriarchalische Tugenden. Aber ebenso wie uns ihre Naivetät in der Erfassung unserer politischen und socialen Erscheinungen geärgert, ebenso muss uns das Wohlwollen rühren, mit dem sie das ungarische Alföld mit seinen Flüssen und Städten zu verklären sucht.

Die restlichen Capitel über den Grafen Beust und über Ludwig Kossuth entziehen sich unserer Besprechung. Wir wollten nur zeigen, wie schlecht sich Madame Adam über das «ungarische Vaterland» informiren liess und wünschen den übrigen europäischen Vaterländern, denen sie ihren hohen Besuch zu gleichem Zwecke zugesagt, eine ebenso wohlwollende aber gründlicher und unparteiischer informirte Madame Adam née Juliette Lamber! Dr. L. Hoffmann.

UNGARISCHE VOLKSBALLADEN.[1]

XXI. Stefan Fogarasi.

In dem Fenster lehnte Stefan Fogarasi.
Ihm zur Seite lehnte seine holde Schwester.
‚Weisst du schon die Kunde, liebe süsse Schwester,
Dass ich dich verlobte in das Land der Türken,
Dich als Braut verlobte an den Türkenkaiser?‘
«Welche neue Kunde, lieber süsser Bruder!
Gebe Gott mir lieber frohen Abend-Imbiss,
Nach dem frohen Imbiss kurzes leichtes Siechtum,
Lass' im ros'gen Morgen aus der Welt mich scheiden!»
Gott erhörte gnädig ihre fromme Bitte,
Gott verlieh ihr gnädig einen frohen Imbiss,
Nach dem frohen Imbiss kurzes leichtes Siechtum,
Liess im ros'gen Morgen aus der Welt sie scheiden.

Und es kam und es kam bald der Türkenkaiser,
Sprach: «Wo ist meine Braut, die du mir verlobtest?»
‚Ihren Blumengarten pflegt sie, Rosen pflanzend.‘
In den Garten eilte schnell der Türkenkaiser —
Sieh, die Blumen selber, welk sind alle Blumen,
Und die Braut, die holde, nirgends er sie findet.

Aus dem Garten eilt er, eilt der Türkenkaiser,
Frägt: «Wo ist meine Braut, die du mir verlobtest?»
‚In der Mädchenkammer schmückt sie sich zur Feier.‘
In die Kammer eilte schnell der Türkenkaiser —
Sieh, die Mädchen alle tragen Trauerkleider,
Und die Braut, die holde, auf der Bahre liegt sie.

[1] Nro. I—XV s. *Ungar. Revue* 1883, S. 138—161, Nro. XVI—XX. *Das.* S. 755—766.

»Gib sie mir, gib sie mir, Schwager Fogarasi,
Gib mir meine Gattin, die du mir vermähltest!
Einen Marmorsarg ich lasse ihr bereiten,
Lasse bis zur Erde schwarzes Tuch ihn decken,
Lasse ganz mit gold'nen Nägeln ihn beschlagen,
Stelle sechzig Krieger ihr zum Trauerdienste.«

‚Geb' sie nicht, geb' sie nicht, grosser Türkenkaiser,
Auch ich lass ihr aus Marmor einen Sarg bereiten,
Lasse bis zur Erde schwarzes Tuch ihn decken,
Lasse ganz mit goldnen Nägeln ihn beschlagen,
Stelle sechzig Krieger ihr zum Trauerdienste,
Ruhe sie in Frieden neben ihren Eltern,
Neben ihren Eltern in der Heimat Erde!'

Aus der Türkenzeit, verwandt mit *Boriska* (Nr. IX). Aber während in »Boriska« die geldsüchtige Stiefmutter das schöne Mädchen an den Türken verkauft, scheint in unserer Ballade Stef. Fogarasi (spr. Fogaraschi) seine holde Schwester notgedrungen dem Türkenkaiser verlobt zu haben; wenigstens macht Boriska ihrer Stiefmutter schmerzliche und heftige Vorwürfe über ihre Tat, während Fogarasi's Schwester kein hartes Wort für den Bruder hat. In beiden Balladen enden die unglücklichen Mädchen auf tragische Weise, aber während in »Boriska« die Stiefmutter am Schlusse ganz zurücktritt, findet in unserer Ballade der Schmerz des Bruders über das Schicksal der geliebten Schwester rührenden Ausdruck. Die Stimmungen der drei handelnden Personen sind echt poetisch gedacht und gelangen in wirkungsvoller Weise zum Ausdruck. Styl und Darstellung sind auch hier formelhaft und einfach, wie in allen echten ungarischen Volksballaden, die allen rhetorischen Schmuck und romantischen Aufputz verschmähen und nur durch das Dichterische des Stoffes und der Auffassung wirken.

XXII. Isak Kerekes.

Ward dir jemals Kunde vom berühmten Szeben,
Vom berühmten Szeben, vom berühmten Moha,[1]
Von Kerekes Peter,[2] der in Moha wohnte,
Von Kerekes Isak, seinem tapfern Sohne?
Dieser ging betrunken einst nach seinem Stalle,
Legte sich betrunken in die Pferdekrippe.

Und es ging sein Vater auf den Hausflur eben,
Sah hinab von oben, blickte in die Ferne:
Sieh, da kam gezogen eine schwarze Truppe —
Eine dunkle Wolke schien sie aus der Ferne.
Sind's Kurutzen? Labanzen?[3] Keiner kann es sagen,
Doch vermuten alle: Raizen sind's von Szeben.

[1] Szeben (später Hermannstadt) und Moha sind Ortschaften in Siebenbürgen.

[2] Im Ungarischen steht der Taufname *nach* dem Familiennamen, was hier des Rhythmus wegen beibehalten wurde.

[3] Im Rákóczi'schen Befreiungskriege hiessen die Anhänger des Fürsten Kurutzen, die Kaiserlichen Labanzen.

Isak's Vater ging nun in den Stall hinunter,
Zu der Pferdekrippe, und er sprach die Worte:
‚Auf, mein Sohn, erheb' dich! Auf, Kerekes Isak!
Denn es kommt gezogen eine schwarze Truppe,
Eine dunkle Wolke scheint sie aus der Ferne.
Ob's Kurutzen? Labanzen? Keiner kann es sagen,
Doch vermuten alle: Raizen sind's von Szeben?

Da erwachte Isak aus dem ersten Schlafe,
Doch erhob er sich nicht aus der Pferdekrippe.

In den Stall zum zweiten eilte seine Mutter
Und sie weckte Isak mit den schnellen Worten:
‚Auf, mein Sohn, erheb' dich! Auf, Kerekes Isak!
Denn es kommt gezogen eine schwarze Truppe,
Eine dunkle Wolke scheint sie aus der Ferne.
Ob's Kurutzen? Labanzen? Keiner kann es sagen,
Doch vermuten alle: Raizen sind's von Szeben.'

Da erwachte Isak aus dem zweiten Schlafe,
Doch erhob er sich nicht aus der Pferdekrippe.

Und zum dritten eilte aufwärts in den Hausflur
Seine schöne Gattin, blickte in die Ferne,
Und sie sah die Feinde, wie sie eilends nahten.
In den Stall nun lief sie zu der Pferdekrippe,
Und dem Gatten rief sie, ihrem lieben Manne:
‚Auf, mein Herz, erheb' dich! Unten sind die Feinde.
Ob's Kurutzen? Labanzen? Keiner kann es sagen,
Doch wir meinen alle: Raizen sind's von Szeben.'

Hurtig erhob sich nun Isak aus der Krippe —
Eilends aus dem Stalle brachten sie sein Ross ihm;
An die Seite band er eilends sich den Säbel.
Schwang sich drauf behende auf den guten Rappen,
Und zurückgewendet sprach er diese Worte:
«Ich vergiess mein Blut für Vater und für Mutter,
Lass' noch heut mich tödten für mein schönes Weibchen,
Sterbe für mein theures Ungarvolk noch heute.»

Sprach es und dem Pferde gab er flugs die Sporen,
Sprengte mut'gen Herzens auf die Schaar der Feinde;
Und es nah'n die Raizen, Isak sieht sie kommen,
Und geschwungnen Säbels sprengt heran der Kühne...
«Streck' die Waffen, Isak! Streck' die Waffen, Isak!»
— Also ruft von Weitem ihm der Raizen Stimme. —
«Frommt dein Heldenmut dir, da allein du nahest?
Selbst die Hoffnung, Isak, wird sogleich dir schwinden;
Nichts verspricht dir Rettung; unser bist du, unser!»

‚Nimmer acht' ich eurer, wenn ich auch allein bin!
Mich verletzt kein Säbel, wie ihr ihn auch schwinget!'

Sprach's und hieb nach rechtshin, hieb nach linkshin wacker;
Raizen über Raizen fällte fort sein Säbel;

Auf dem Hinweg hieb er einen schmalen Fusspfad,
Auf dem Rückweg hieb er einen breiten Fahrweg...
Aber plötzlich straucheln seines Pferdes Beine.
Dass er von dem Pferde jäh zur Erde stürzte.

So mit seinem Pferde stürzt Kerekes Isak —
Und die Raizen schlugen ihn mit Spiess und Säbel,
Schlugen ihn und hieben, stiessen ihn und hieben,
Bis er stille dalag, nicht mehr rang noch zuckte.

Also fiel der tapfre, so Kerekes Isak.
Der mit seinem Säbel Raizen viel getödtet.

Die Feste Szeben wurde — wie Kol. Thaly zu dieser schönen Ballade bemerkt — während der Rákóczi'schen Kämpfe zweimal belagert; zum ersten Male im Jahre 1705, als Graf Simon Forgách die Stadt dergestalt umschlossen hielt, dass die raizischen Reiter kaum Ausfälle zu unternehmen vermochten; und zum zweiten Male in den Jahren 1706 und 1707, als Graf Lorenz Pekry die Belagerer führte. In die Zeit dieser zweiten Belagerung setzt Thaly unser Gedicht, das zu den wenigen ungarischen Volksballaden gehört, deren Handlung einen historischen Hintergrund hat.

Die dreimalige Mahnung Isak's ist ganz im Geiste und Style der ungarischen, besonders der Székler Balladen, welche denselben Gedanken mit Vorliebe öfters und besonders gerne dreimal zum Ausdruck bringen. Ein schön gedachter Zug liegt in der Kürze der dritten Mahnung: die Not drängt, und Isak's Weib fasst sich kurz, um ihren Gatten zur Eile zu spornen. Auch der Kampf eines Einzelnen mit einer ganzen Schaar ist ein beliebter Gegenstand der ungarischen Volksdichtung, welche in einem solchen ungleichen Kampfe das höchste Heldentum des Kriegers — gleichgiltig ob der Kampf mit dem Siege oder dem Falle des Tollkühnen endigt — verherrlicht. Die zwei charakteristischen Verse:

Auf dem Hinweg hieb er einen schmalen Fusspfad,
Auf dem Rückweg hieb er einen breiten Fahrweg —

finden sich auch in der Volksballade von Szilágyi und Hagymási (Nr. XIX).

G. Heinrich.

DIE HARTWIC-LEGENDE UND IHR PESTER CODEX.[1]

Hartwic's Legende ist eines der berühmtesten Denkmäler unserer geschichtlichen Literatur. Sie ist nicht nur die ausführlichste Lebensbeschreibung des das Reich begründenden heiligen Stefan, sondern sie hängt auch vielfach mit den Fragen der Sylvester-Bulle, der Echtheit

* Aus dem November-Hefte 1884 der Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft («Századok»).

der pannonhalmaer Urkunde des heiligen Stefan und mit der Frage des ersten Graner Erzbischofs zusammen. Früher galt sie beinahe als canonische Autorität, *heute* wird ihre Zeugenschaft kaum beachtet. Man hält sie für ein interpolirtes Apokryphum und wir müssen gestehen, dass diese Anklage wenigstens einem ihrer Codexe gegenüber genugsam begründet ist. Zum Unglück ist dies jener Codex, welcher von unseren Gelehrten allgemein für den besten Codex gehalten wird, wodurch Schwierigkeiten entstehen, die die älteren Koriphäen unserer Geschichte, wie Pray, Katona nicht kannten, folglich auch nicht hoben. Es ist dies der 1814 aus Frankfurt am Main in das National-Museum gekommene, jetzt *Pester* genannte Codex, welcher aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts herrührt.[1] Dieser Codex wurde von Podhraczky, Endlicher und zuletzt von unserem hervorragenden Gelehrten M. Florianus edirt, von Letzterem mit der Bemerkung, dass dies der älteste und beste Codex der Hartwic-Legende sei. Dass er der älteste sei, in dem Sinne, dass das vorhandene Exemplar früher geschrieben wurde als die übrigen bekannten, abweichenden Exemplare der Hartwic-Legende, will ich zugeben; dass er aber der beste wäre, in dem Sinne, dass er Hartwic's Werk am getreuesten enthalte, kann ich nicht anerkennen. Er ist der weitläufigste, richtig; doch nur deshalb, weil er interpolirt ist, wie dies schon M. Florianus selbst dargetan hat, woraus ich jedoch nicht mit ihm schliessen will, dass *Hartwic's Werk* deshalb den Glauben nicht verdiene, der ihm bisher beigemessen wurde, sondern nur, dass der *Pester Codex* die echte Legende des Bischofs Hartwic nicht rein enthält. Eben seine sorgsame, beinahe alle Codexe umfassende, ihre Varianten in Notizen und besonderen Zusammenstellungen darlegende Ausgabe ermöglicht uns, in dieser Frage klar zu sehen und zu constatiren, dass der Pester Codex nicht das wahre Werk Hartwic's ist, sondern eine stellenweise sehr ungeschickte Erweiterung desselben mit einzelnen Daten und Wendungen der Legenda major, welche der wirkliche Hartwic bei der Schaffung seines Werkes nicht ohne Grund[2] vermieden hat.

Es liegt nicht in meiner Absicht, das Alter und die Glaubwürdigkeit der Legende des Bischofs Hartwic zu besprechen. Ich will nur versuchen, den eben erwähnten Satz zu beweisen, und wenn mir das gelingt, fallen — glaube ich — die meisten Einwendungen weg, die gemeinhin weniger dem Werke, als dessen Pester Codex gegenüber gemacht werden. Ich will also deshalb nur kurz erwähnen, dass seinem Vorworte gemäss Hartwic sein Werk auf Geheiss des Königs Koloman (1095—1114) schrieb, der — wie allgemein bekannt — ein nach damaligen Begriffen literarisch gebildeter Mann und ein grosser Verehrer Stefan des Heiligen war, dessen Institu-

* M. Florianus, Vitae Sanctorum Stephani regis u. s. w. III. Wattenbach, Mon. Germ. SS. XI. pag. 225.

** M. Florianus s. o. II. p. 190.

tionen er weiter entwickelte oder wenigstens entwickeln wollte.[1] Die Widmung ist derartig, dass sie auf einen auswärtigen Autor, der kein Untertan des Königs war, nicht schliessen lässt, und wir irren vielleicht nicht, wenn wir — wofür viel spricht — jenen Raaber Bischof für den Autor halten, der in zwei geschichtlichen Denkmälern Arduin genannt wird und der am Wendepunkt des XI. und XII. Jahrhunderts lebte.[2] Wir kennen zwei seiner Quellen sozusagen in ihrem vollen Umfange: die sogenannte Legenda major, die irgend ein Ausländer geschrieben haben mag, und die Legenda minor, die höchst wahrscheinlich ein Ungar schrieb, zwar fragmentarisch, dem Hören-Sagen nach, doch mit dem Gepräge der Wahrscheinlichkeit und des Lebens.[3] Was der Autor selbst diesen Quellen

[1] Vergl. z. B. Decretum Colomani regis. Bei Endlicher pag. 359, 360, 362.

[2] Wer war der Bischof Hartwic? Századok, 1883. pag. 803, welches sich hauptsächlich auf den Umstand basirt, dass Thietmar (MG. SS. III. pag. 783, 798, 805, 833, 837, 834) und nach ihm der Annalstta Saxo (l. c. VI. p. 647, 650, 651, 653, 654, 666, 669) Arduin von Jvrea consequent Hartwic nennen, zu welchen Daten noch erwähnt werden kann, dass die Ann. S. Disibodi um die Mitte des XII. Jahrhunderts den Regensburger Bischof Hartwic I. Artuinus nennen (M. G. SS. XVII. p. 23), was noch viel wahrscheinlicher macht, dass die Namen Hartwic, Hartwin, Arduin gleichbedeutend sind, oder wenigstens als gleichbedeutend gebraucht wurden.

[3] M. Florianus 2. B. pag. 1—27. Einige jener Gründe, auf Grund welcher wir den Autor der Legenda major für einen Ausländer zu halten berechtigt sind, erwähnte schon Podhraczky im Vorworte seiner Ausgabe, VI, nur dass er dieselben auf Hartwic selbst bezog; wir können hiezu noch Folgendes bemerken: Maria's Himmelfahrt »ipsorum lingua (nämlich die der Ungarn) dies reginae vocitetur« (M. Flor. s. o. 19) was ein Ungar nicht so geschrieben hätte, und was in die Hartwic-Legende auch nur in Folge gedankenlosen Abschreibens gekommen sein kann; und — hauptsächlich — dass: Géza »hungarie primatibus cum ordine sequenti« (ebenda 15) zusammenrief, in welchen Worten wir ausländische Begriffe auf ungarische Verhältnisse sehr unrichtig angewendet sehen. War der Autor aber ein Ausländer, so fallen jene Gründe weg, in Folge welcher M. Florianus s. o. p. 164—170 die Entstehung des Werkes in die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts — genauer in den Zeitraum 1157—1213 — versetzen zu müssen meint. Denn, wenn auch ein Ungar die Ausdrücke »Transylvanus« und »mons sacer« früher nicht gebrauchen konnte — was der genannte Gelehrte schön beweist, — so konnte es ein Ausländer doch immerhin tun. Ebenso enthält M. Florianus s. o. pag. 162 richtige Bemerkungen über die Legenda minor. In Bezug auf den Warschauer Codex kann ich jedoch die Meinung des gelehrten Herausgebers (s. o. 183—187) nicht teilen, denn mir scheint, dass derselbe nichts weiter ist, als ein Auszug der Hartwic-Legende — und zwar der Vorrede nach zu schliessen nicht aus dem Pester Codex — für das Chronicon mixtum. Ich kann also in dem, dass er Ascricus zweimal, so hingeworfen »presul strigoniensis ecclesie« (bei Endlicher Mon. Arp. pag. 69, 71) nennt, weder ein selbstbewusstes Vorgehen, noch eine auf einer besonderen Quelle basirende Kenntniss sehen, sondern es scheint, dass, da von einem ungarischen Bischofe die Rede ist, der Graner Name dem Autor oder Abschreiber unter die Feder kam, der hier irrte, wie er irrt, wo er den Papst Sylvester »Leo« nennt und der sozusagen im Laufe seiner ganzen Arbeit fortwäh-

beifügte, widerspricht der Annahme nicht, dass er ein höher gestellter *Ungar* war, der in mancher Beziehung mehr wusste und präciser ausdrückte als seine Quellen.

Er weiss, dass Sebastian der erste Erzbischof von Gran war. Er zählt die Privilegien der Stuhlweissenburger Kirche ausführlich auf und wo die Legende major Emerich den Heiligen «bonæ indolis *viri*», einen *Mann* mit guten Neigungen nennt, setzt er — der ungarischen Auffassung entsprechend — überall puer—Kind—anstatt vir. Endlich verändert er den Titel Stefan des Heiligen vor seiner Krönung fast überall in «dux», wo die Autoren der Legenda major und minor aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit schon den Namen König, «rex», gebrauchen.*

Doch nehmen wir die Interpolationen des Pester Codexes der Reihe nach, denn ich glaube, wir dürfen, ja müssen alle jene Einzelheiten des Pester Codexes Interpolationen nennen, welche vom gemeinsamen Texte der übrigen Codexe verschieden sind, ausser wir wollten annehmen, dass alle anderen Codexe der Hartwic-Legende einer aus dem andern fliessen und dass die Verschiedenheit zwischen ihnen und dem Pester Codex der Fehler eines einzigen, dem Pester an Wert untergeordneten Codexes sei, was wir schon aus dem Grunde nicht voraussetzen können, da wir diesen gemeinsamen Text, ohne die Einschiebung des Pester Codexes, in jenem Fragmente finden, welches die Stuhlweissenburger, Waitzner, Graner, Raaber und Neutraer Capitel um die Mitte des XIV. Jahrhunderts von der *authentischen* Legende Stefan des Heiligen — legenda Sanctissimi regis Stephani per sanctissimos papas approbata authenticata — in authentischer Form herausgaben;** und dieser gemeinsame Text passt auch in den meisten Fällen besser zum Bischof Hartwic und zum Ganzen des Werkes, als die Varianten des Pester Codexes.

Ein treffendes Beispiel dafür sehen wir — der Florianus'schen Ausgabe folgend — gleich im I. Capitel. Der Pester Codex erwähnt — *mit den*

rend irrt, wie denn ein ähnliches Machwerk die ganze, in diesem Genre so reiche Literatur des Mittelalters nur wenig aufzuweisen hat.

* Die sorgsam aufgezeichneten Varianten bei M. Florianus, ausserdem pag. 41, 47, 48. Der alten ungarischen — noch vor Anonymus her stammenden, — doch bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts erhaltenen Auffassung entspricht auch das, dass Hartwic Géza für den *vierten* und nicht für den fünften ungarischen Herzog hält, nur dass hier nicht Almos wegfällt, den man — nach der Zeugenschaft Albericus Monachus (MG. SS. XXIII. 748) noch gegen Mitte des XIII. Jahrhunderts für den ersten Herzog hielt, sondern Zoltán, wie in der, diese alte Auffassung in vielem wiederspiegelnden Agramer Chronik. (Tkalčić, Mon. Eccl. Zagrabiensis II. pag. 2, und M. Florianus Font. Domest. III. pag. 251.)

** Wenzel Cod. Nov. Arpád, XI, 3. u. f. S. M. Florianus s. o. 79, u. f. S. Die I. Sectio des Graner Breviariums aus dem XVI. Jahrhundert ist auch nach diesem Text geschrieben. (Florianus s. o. pag. 87.)

anderen übereinstimmend — kurz, was in der Legenda major fehlt, dass Gott seine Gnade, die alle Menschen selig machen will, auch auf die ungarische Nation, die einst die Geissel der Christenheit war, ausgebreitet, und setzt am Ende des Capitels hinzu: wie dies geschah? wollen wir erzählen. So viel ist in den Hartwic-Codexen. Die Legenda major enthält aber statt dessen eine lange Abhandlung über die fortschreitende Entwicklung des Christentums, welches sich endlich «in filios perditionis et ignorantiæ, populum rudem et vagum, creaturam dei esse se nescientem, ungaros videlicet pannoniæ patrium inhabitantes», d. h. «auf die Söhne der Verdammniss und Unwissenheit, die nicht wissen, dass sie Geschöpfe Gottes sind, auf das rohe Nomadenvolk, die in Pannonien wohnenden Ungarn», die die unergründliche Vorsehung zur Bestrafung der Christen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen nach Westen berief, verbreitete. Ich glaube, wir müssen es für natürlich finden, dass ein Ungar, oder in Ungarn ansässiger Autor diesen Wortlaut seiner Quelle, in einem dem ungarischen Könige gewidmeten Werke, nicht unverändert abgeschrieben, sondern den Gedankengang der ohnehin zumeist überflüssigen Einleitung in kurzem, die ungarische Nation nicht beleidigendem Auszuge gab. Der Interpolator der Legenda major behielt jedoch *diesen Auszug*, fügte aber den ganzen Text der Legenda major nochmals ein, unbekümmert darum, dass er damit denselben Gedanken zweimal, kürzer und länger, ausdrückt.[1]

Im II. Capitel, wo die Hartwic-Legenden Géza's Traum von seinem Sohne, der ihm geboren werden soll, und von dem Kommen Adalbert's mit dem Wortlaute der Legenda major erzählen, ist ein Passus im Pester Codex, dass Géza «timore perditionis ultime perterritus et amore raptus jugiter manentis spei que non confudit», «zitternd vor den Schrecken der letzten Verdammniss und ergriffen von der Liebe der unwandelbaren Hoffnung, welche nicht trügt»,[2] den Worten des Missionärs Gehör schenken möge. Aus allen übrigen Codexen der Hartwic-Legende sind diese Worte, die für Géza nicht eben schmeichelhaft sind, da sie durch Aengstigung Pression auf ihn üben zu wollen scheinen, weggelassen: der Pester Codex hingegen nimmt wieder den vollständigen Text der Legenda major auf. Es liesse sich wohl teilweise stylistischen Gründen zuschreiben, ist aber immerhin charakteristisch, dass sämmtliche Hartwic-Codexe jene Worte der Legenda major weglassen, nach welchen Géza sich dem ankommenden Adalbert gegenüber «propter *timorem* et amorem dei» in jeder Weise bereitwillig zeigte: der Pester Codex sie jedoch wieder aufnimmt.[3]

[1] M. Flor. s. o. pag. 10. resp. 33.

[2] M. Florianus. s. o. pag. 13.

[3] M. Florianus. s. o. pag. 14. In diesem Capitel des Pester Codexes ist auch jene Angabe der Legenda major enthalten, dass Adalbert Stephans Susceptor bei

Der Pester Codex fängt das *zweite* III. Capitel — denn die III. Zahl steht vor *zwei* Capiteln — mit den Worten der Legenda major an: «Regnoque Pannonico ipsius beati juvenis nutum attendente»: während die übrigen Hartwic-Codexe dies weglassen, gewiss aus dem Grunde, weil dieser Anfang nicht zu einem Capitel passt, in welchem unmittelbar darauf der Koppányi'sche Aufstand erzählt wird, und zwar bei Hartwic, der auch den Text der Legenda minor benützte, mit viel lebhafterem Farbenanstrich als in der Legenda major.[1] Da Hartwic — wie erwähnt — zur Geschichte dieses Aufstandes die Legenda minor benützte, fehlt in den Codexen die Erzählung der Legenda major von dessen Niederwerfung: der Pester Codex fügt sie jedoch wieder ein, was, in vielen Beziehungen ein Pleonasmus, besonders hervorsticht, und diese beiden Einfügungen sind es, welche in den aus der authentischen Legende genommenen Capitular-Ausgaben aus dem XIV. Jahrhundert nicht enthalten sind.[2] Die auffallendste Einschaltung finden wir jedoch im IV. Capitel, in welchem auch die berühmte Stelle von Ascricus' Kalocsaer Episcopat ist. Sämmtliche Codexe erzählen, dass Stefan sein Reich in zehn Bistümer teilte und das Graner zur Metropole machte, und setzen dann fort: «Cognoscente vero prudens dux predicti Ascrici religionem pontificalis ipsum dignitatis infula decoratum electione canonica sublimavit, et ei colocensis episcopatus dignitatem obtulit» und übergehen dann sofort auf die Sendung Ascricus nach Rom.[3] Die Legenda major hingegen schreibt, nachdem sie die Errichtung der zehn Bistümer und das Graner als Metropole mit denselben erwähnte: «cui — dem Graner Stuhle nämlich — iam dictum venerabilem Ascricum abbatem pontificatis dignitatis infula decoratum electione canonica præfecit.» Dann setzt sie fort, dass Stefan nach seinem Rate die übrigen Bistümer besetzte, andere kirchliche Institute errichtete, was sie weitläufiger beschreibt, und erzählt endlich, wie er in Pannonhalma ein Kloster zu Ehren des heiligen Martin baute, welches er «mit dem Zehent der Besiegten» reich beschenkte und so den Bistümern gleich stellte.[4] Es ist handgreiflich, dass die Legenda major im Hartwic'schen Werke benützt ist, doch ist auch die Abweichung natürlich. Hartwic nennt im weiteren Laufe seines Werkes Sebastian den *ersten* Bischof von Gran; er musste daher die dem widersprechende Angabe der Legenda major verändern und — vielleicht auf Grund der Sylvestrinischen Bulle — behaupten, dass Ascricus Bischof von

der Taufe war, was in den meisten Hartwic-Codexen fehlt, im Reiner Codex aus dem XIII. Jahrhundert jedoch vorhanden ist, und deshalb können wir diesem Unterschiede nicht die Bedeutung beilegen, wie jenen, die im Texte aufgezählt sind.

[1] M. Florianus s. o. p. 39.

[2] M. Florianus s. o. p. 40.

[3] M. Florianus s. o. p. 43.

[4] M. Florianus s. o. p. 17.

Kalocsa gewesen sei.* Er musste ferner, teils als unwahrscheinlich, teils als verfrüht alles, was die Legenda major vom Einflusse Ascricus' auf die Besetzung der übrigen Bistümer sagt, weglassen, denn er erzählt die Bestätigung der Bischöfe durch den Papst erst im folgenden Capitel, während die Legenda major sie sofort bei Errichtung der Bistümer mit einigen Worten erwähnt. Endlich musste er auch die Gründung des Klosters von Pannonhalma hier weglassen, da er die diesbezügliche Nachricht der Legenda major schon früher, an geeigneter Stelle, nach der Niederwerfung des Koppányi'schen Aufstandes benützte. Was tut jedoch der Pester Codex, um Hartwic's Text wieder der Legenda major gemäss umzuformen? Die Stelle der Legenda major, welcher gemäss Ascricus Erzbischof von Gran gewesen wäre, kann er nicht aufnehmen, da er die Erzählung Hartwic's von Sebastian als Graner Bischof — und zwar nicht als Einschaltung — aufnimmt, er will also wenigstens die *Worte* der Legenda major retten, und modificirt deshalb die Worte «cui . . . electione cannonica præfecit» dergestalt, dass er das sich auf das Graner Erzbistum beziehende «cui» weglässt, an Stelle des «præfecit» das Hartwic'sche sublimavit setzt und — da ihm der Raum ausgegangen — an den Rand schreibt: «et colocensi episcopatus præfecit». Ferner nimmt er den von der Besetzung der Bistümer, von den kirchlichen Instituten und der Gründung des pannonhalmaer Klosters handelnden Text einfach wieder auf, so dass er diese letzte Begebenheit fast mit denselben Worten *zweimal* erzählt, was aus den Podhraczky'schen und Endlicher'schen Ausgaben nicht ersichtlich ist, da dieselben die Wiederholung einfach weglassen.**

Man muss gestehen, dass dieses Capitel allein ein genügender Beweis dafür ist, dass die im *Pester Codex* enthaltene Hartwic-Legende im allgemeinen bedeutend und ziemlich sinnlos interpolirt ist. Eine fernere Interpolation ist in diesem Capitel noch, dass, während sämmtliche Hartwic-Codexe (mit Ausnahme des Reiner) am Anfange des Capitels, bei der Gründung der Bistümer, die Worte «per consensum et subscriptionem romane sedis apostolici» wie auch die Worte «ceterarum ecclesiarum» weglassen, da sie davon weitläufiger, später im V. Capitel bei der Erzählung von

* Es gehört, strenge genommen, nicht hieher, und darum will ich es auch nicht weitläufiger erörtern, sondern nur kurz erwähnen, dass ich die Sylvester-Bulle für vollkommen authentisch halte, in welcher wohl vom Original abweichende Abschreibe-Fehler enthalten sein können, jedoch nicht eine bemerkenswerte Interpolation ist. Dass in dem Briefe der Name des polnischen Fürsten Misca nicht wie bei Hartwic erwähnt ist, zeigt, dass der Autor nicht nach Hartwic schrieb, dass er besser als dieser über die Person des polnischen Fürsten unterrichtet war, den übrigens auch andere Autoren, z. B. auch der Zeitgenosse Koloman's, COSMAS Monum. Germ. SS. IX. pag. 56 u. 67 fälschlich Misca anstatt Boleslo nennen.

** M. Florianus s. o. pag. 43, der auch das Facsimile der fraglichen Stelle des Codexes giebt.

Ascrics Reise nach Rom erzählen: nimmt der Pester Codex, obwohl er dieses V. Capitel ebenfalls mitteilt, die ihresorts passenden, doch in Hartwic's Werk beinahe einen Widerspruch bildenden Worte der Legenda major wieder auf.[1]

Eine unbedeutende, doch sehr charakteristische Variante finden wir im VI. Capitel, wo die Hartwic-Codexe, wie das von einem einheimischen Autor natürlich ist, die Angabe der Legenda major, dass die Ungarn den Tag der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria aus Ehrerbietung einfach «Tag der Königin» «reginæ dies» nennen, in genauerer Uebersetzung des ungarischen «asszony» «nagyasszony», d. i. «Frau» «hohe Frau» in «dominæ» oder «magnæ dominæ dies» verändern; der Pester Codex jedoch restituirt die Worte der Legenda major.[2]

Wichtig und charakteristisch ist im X. Capitel, dass die Hartwic-Codexe aus der Mitteilung der Legenda major über den Tod Stephan des Heiligen weglassen, dass er Peter zu seinem Nachfolger ernannte. Es steht in ihnen, dass der kranke Stefan vor Allem eines Nachfolgers wegen mit seinen Grossen sprach, — «tractavit de substituendo pro se rege», doch ist in keinem enthalten, was in der Legenda major folgt: «petro videlicet sororis sue filio, quem in venetia genitum, ad se vocatum, jam dudum exercitui sui præfecerat ducem.»[3] Und das ist nur natürlich. Der ungarischen Auffassung gemäss war Peter ein Usurpator, den nur seine Schwester, die Königin Gizella auf den ungarischen Tron schmuggelte.[4] Wenn also die Hartwic-Legende wirklich am Wendepunkt des XI. und XII. Jahrhunderts, auf Befehl des Königs Koloman, also 50—60 Jahre nach Peters Tod sozusapen *officiell* geschrieben wurde, so konnte oder durfte der Autor dieser Angabe der Legenda major keinen Glauben schenken, deren Wahrheit übrigens — nebenbei bemerkt — zeitgenössische ausländische Autoren ausser Zweifel setzen.[5] Man wäre berechtigt zu zweifeln, ob die Hartwic-Legende wirklich das sei, was sie zu sein scheinen will, wenn sie jene Angabe enthalten würde: und im Pester Codex finden wir doch die Angabe von der Ernennung Peters aus der Legenda major wieder aufgenommen.

Mit der Ernennung Peters und der Ermahnung Stephans, dass die um sein Krankenlager versammelten Grossen des Reiches treue Anhänger

[1] M. Florianus s. o. p. 43.

[2] M, Florianus s. o. p. 47.

[3] M. Florianus s. o. p. 27.

[4] Abgesehen von unseren Kroniken und Urkunden-Sammlungen berufe ich mich nur auf die von Ferd. Knauz aufgefundene kleine Graner Kronik aus dem XI. Jahrhundert, Századok 1875 pag. 624, in welcher er unter den Königen nicht vorkommt.

[5] Hermannus Contract, MG. SS. V. 12. Wippso, ebenda XI. 273. Annales Altahenses ebenda XX. 794.

des wahren Glaubens bleiben mögen, bricht die Legenda major ab. In Bezug auf die übrigen — im Ganzen nur zwei — Abweichungen zwischen dem Pester und den andern Hartwic'schen Codices sind wir daher nicht im Stande darzutun, ob sie durch Restituirung des Textes der Legenda major entstanden sind? was in den betreffenden zwei Fällen ohnehin nicht eben wahrscheinlich ist; so viel jedoch erscheint als gewiss, dass die übrigen Hartwic-Codexe Recht haben und dass auch diese Einschaltungen des Pester Codex im Originalwerke Hartwic's nicht enthalten gewesen sein konnten. Eine solche Einschaltung ist jene Bemerkung des XI. Capitels, dass der Körper Stefans bis zu dessen Heiligsprechung so viele Jahre in der Erde ruhte, als er auf Erden die Krone getragen hatte — «quot annos spiritus mole carnis indutus terreni coronam imperii per donum gratie spiritualis gestare merebatur, tot corpus» d. i.: dass er also 45 Jahre regierte. Diese Behauptung widerspricht selbst dem Texte des Pester Codexes, welchem gemäss Stefan mit dem 997 erfolgten Tode seines Vaters den Tron bestieg und 1038 starb, also nur 41 Jahre regierte, entspricht aber der Auffassung mehrerer anderer unserer Quellen, welche schon am Beginne des XIII. Jahrhunderts die Regierungsdauer des heiligen Königs auf 44—46 Jahre setzen. Unsere Geschichtsschreiber meinten das so erklären zu können, dass Stefan schon bei seines Vaters Leben Mitregent war, und mit dieser Zeit zusammen 45—46 Jahre auf dem Trone verbrachte. Doch lässt sich eine solche Mitregentschaft aus den Legenden nicht erweisen, wie dies auch M. Florianus in einer seiner Ausgabe beigefügten Disquisition richtig bemerkt;* und auch in den Kroniken finden wir keine Spur, die darauf hinweisen würde. Es ist dies also einfach ein Irrtum unserer Autoren, in welchen auch der Interpolator des Pester Codexes verfiel und dessen Grund, meiner Meinung nach, in dem Umstande liegt, dass die älteste nachweisbare, vom Anfange des XIII. Jahrhunderts stammende *grössere* Kronik, deren Bruchstücke am reinsten in der Agramer Kronik erhalten sind,** die Regierungsdauer Stefan des Heiligen auf 41 Jahre, 7 Monate und 14 Tage angibt, was der Angabe der Legenden, dem Zeitraume von 997 bis 1038 entsprechen würde. Da aber daselbst, nach der Agramer Kronik zu schliessen, und auch in einigen Hartwic-Codices Stefans Tod auf 1034 angegeben war, fügten sie, als sie bemerkten, dass Stefan eigentlich vier Jahre später, 1038 starb, die vier Jahre hinzu und brachten so die 44—46 Jahre heraus, je nachdem sie die Monate mehr oder minder pünktlich rechneten. Uebrigens sei dem wie immer, die 45 Jahre sind ein Irrtum, den wir vom wirklichen Hartwic nicht

* M. Florianus s. o. p. 241.

** Tkalčić s. o. II. 1 u. f. S. und M. Florianus s. o. 250 u. f. S. Meine im Texte aufgestellte Behauptung in Bezug auf diese Kronik erachte ich für überflüssig zu erörtern.

voraussetzen können, sondern den wir einer leicht zu entschuldigenden Irrung des Interpolators zuschreiben müssen.[1]

Eine zweite Abweichung ist, dass der Pester Codex *allein*, nach dem Namen der in sämmtlichen Codexen erwähnten Matrone Machtildis, die ebenfalls bei Stefans Grab wunderbare Genesung fand, die Bemerkung hinzufügt: «comitis albi udalrici socia regis wladislai sororis filia.»[2] Diese Angabe ist nicht eben unmöglich, doch auch nicht wahrscheinlich; keinesfalls ist sie jedoch eine solche, dass wir in ihr eine Bemerkung des wirklichen Hartwic's sehen müssten und nicht voraussetzen könnten, was übrigens in Bezug auf die vorliegende Frage vollkommen irrelevant ist, dass sie ebenfalls eine Einschiebung des späteren Interpolators sei.[3]

Auf Grund des Gesagten können wir also — glaube ich — behaupten,

dass der Pester Codex der Hartwic-Legende bedeutend interpolirt ist und wenn wir dabei in Betracht ziehen: dass mehrere der Interpolationen Dinge enthalten, die mit der ungarischen Auffassung, mit den ungarischen Gefühlen unvereinbar sind;

dass wir nur *ein* Exemplar dieses interpolirten Werkes kennen, und auch das in Deutschland gefunden wurde, in Ungarn aber bis zu jüngster Zeit unbekannt blieb, können wir noch hinzufügen:

dass diese Interpolationen von einem Ausländer stammen, der damit — ich will es zugeben — Hartwic's Werk vollkommener machen wollte, in Wirklichkeit aber es so in stylistischer Beziehung wie in Bezug auf seine Daten nur verdarb und fälschte. Es wäre wirklich wünschenswert, wenn M. Florianus, der schon so viele Verdienste um die Klärung der Hartwic-Frage hat, mit dem ihm zur Verfügung stehenden, grossen Manuskript-Apparate eine nicht auf den Pester Codex basirende Ausgabe der Hartwic-

[1] Nur wenn man den Umstand, dass allgemein das Jahr 1034 für das Sterbejahr Stefan des Heiligen gehalten wurde, erwägt, wird die am präcisesten in der Agramer Kronik enthaltene Berechnung unserer Kroniken, dass zwischen dem Tode Stefans und dem Regierungsantritte Andreas des I. ein Zeitraum von elf Jahren und vier ein halb Monaten verfloss, was der vom 15. August 1034 bis zum Jahre 1046 liegenden Zeit vollständig entspricht, begreiflich, während sie sonst total unverständlich ist. Die 44 Jahre der Pressburger kleinen Kronik (M. Florianus. 1. B. III. 212), sind — wenn nicht ein Schreibfehler für 45 — das Resultat der im Texte erwähnten Combination, welche aber hier insoferne modificirt erscheint, als die erwähnte Kronik Géza's Sterbejahr um ein Jahr später (998) angiebt, in Folge dessen auch die Regierungszeit Stefans von 45 auf 44 Jahre reduciren muss.

[2] M. Florianus s. o. pag. 68.

[3] M. Florianus Einwürfe (s. o. pag. 219) beweisen nur, dass die erwähnte Machtild keine Nachkomme jener Schwester des Königs Ladislaus des Heiligen war, die Sofie hiess, was übrigens auch nicht behauptet wird, und schliessen nicht aus, dass sie die Tochter einer andern Schwester desselben Königs, uns unbekannten Namens hätte sein können.

Legende bewerkstelligen würde, damit wir dieses merkwürdige Denkmal unserer Vergangenheit in seiner wahren Form leicht und vollkommen beruhigt gebrauchen könnten, da die SCHWANDTNER'sche Ausgabe, welche vielleicht am leichtesten zu bekommen ist, wegen ihrer zahlreichen, wenn auch unbedeutenden, willkürlichen Aenderungen den Anforderungen einer kritischen Ausgabe nicht mehr entspricht. JULIUS PAULER.

DAS LIED VON DER NÄHMASCHINE.*

Seit einem Lustrum und darüber gehört JOSEF KISS zu den Koryphäen der jüngeren Poetengilde und zu den Lieblingen des grossen Publicums. Seine schwungvollen Balladen werden declamirt, so weit die ungarische Zunge klingt und die schöngeistige Damenwelt der Hauptstadt findet sich vollzählig zu den Matinées unserer belletristischen Gesellschaften ein, so das »Neueste« von Josef Kiss auf dem Programme steht. Gross und anhaltend war auch der Erfolg, den er am Vortragstische — wenn wir uns gut erinnern — der Petőfi-Gesellschaft mit seinem ersten grösseren erzählenden Gedichte, dem »*Märchen von der Nähmaschine*« erzielte, ein Erfolg, der dem Gedichte auch dann treu blieb, als es in allerdings reizend ausgestatteter Buchform erschien. Und nun liegt uns bereits eine Verdeutschung des Gedichtes vor, die sich das »*Lied von der Nähmaschine*« nennt. Sagen wir es gleich heraus: Das Gedicht enthält nicht, was der Titel verspricht. Wir haben es nicht mit einem Liede von der Näh*maschine*, sondern mit einem Liede von der Näh*mamsell*, oder wenn man will, mit einem »Liede von der *Näherin*« zu tun. Denn die Nähmaschine selbst spielt in unserem Poem eine untergeordnete Rolle. Auch wissen wir nicht, warum der Uebersetzer den Titel des Originals, welcher »Rege a varrógépről«, also »das *Märchen* von der Nähmaschine« heisst, in ein »*Lied* von der Nähmaschine« umgedichtet hat. Denn im modernen Sinne ist Lied eine bestimmte Gedichtform von einer sangbaren Kürze und es geht wohl nicht an, ein modernes Gedicht, das freilich Dank einer äusserst splendiden Ausstattung an siebzig Druckseiten füllt, ein »Lied« zu nennen. Doch sei dies nur en passant bemerkt.

Um unsere Ansicht zu erhärten, dass das Gedicht nicht von einer Nähmaschine, sondern von einer Näherin handle, brauchen wir nur die Handlung des Ganzen zu erzählen.

Therese war sechzehn Jahre alt, als sie, die Aelteste von fünf mutterlosen Waisen, das elterliche Haus, in welchem eine selbstsüchtige Stiefmutter waltete, verliess, um sich in der Hauptstadt nach einer selbständigen Existenz umzusehen, welche es ihr ermöglichen würde, die verwaisten Geschwister mit der Zeit zu sich zu nehmen. Lange wollte es ihr nicht glücken, Arbeit zu finden,

* Aus dem Ungarischen des JOSEF KISS von LADISLAUS NEUGEBAUER. Illustrirt von Otto v. Baditz. Leipzig, 1884, Verlag von Otto Wigand.

bis sie endlich ein Plätzchen in einem grossen Modeladen fand, wo sie vor einer kleinen Nähmaschine Platz nehmen durfte. Da bekommt eines Tages die Vorsteherin des Ateliers Migräne und Therese muss zu einer Bankiersfrau gehen, um derselben deren neueste Robe anzuprobiren. Die Dame ist ungehalten darüber, dass die Altmamsell nicht selber gekommen, in ihrem Aerger gefällt ihr auch die Robe nicht und sie reisst eine missliebige Schleife von dem farbenprächtigen Kunstwerk.

Therese starrte lautlos hin. — —
Dann schmerzlich lächelnd, — —
Sprach leise sie: «es ist mein Erstlingsstück . . .»
Das griff dem Frauchen tief in's Herz hinein:
«Ich Ungetüm! Ich Wehrwolf, was ich war!
Wie konnt' ich nur so unbarmherzig sein?» —
Drauf ruft erregt sie: «Rasch, probiren wir!»
Sie lief vor die Krystallglas-Spiegeltür
Und — klatschte in die Hände ungestüm:
«O wie bizarr! Wie chic! Und wie voll Adel!
Nie, nie hatt' ich solch reizendes Kostüm!
Kind — Kind, das ist ein Meisterwerk der Nadel!»

Jetzt trübte sich ihr strahlendes Gesicht
Und strahlte nun — in umso hell'rem Licht:
«Ich habe Sie verletzt. Ich werd' es sühnen.
Nur grollen Sie mir nicht! Gleich geb' ich Ihnen
Genugtuung. Wo ist das arme Band?» —
Und heftete mit unbeholf ner Hand,
Und einem Stich — so lang wie eine Elle —
Die winz'ge Schleife an die alte Stelle.

Das Ballkostüm fiel auf. Und strahlend drang
Theresens Stern empor. Sie kam in Schwang.
Ihr guter Engel, die Bankiersfrau teilte
Theresens Namen — unter Discretion —
Der Nachbarin, und die (im Flüsterton —),
Auch unterm Siegel der Verschwiegenheit,
Der andren mit . . . und in gar kurzer Zeit
Cursirte er im hohen Parlamente
Der «jours»; er klang so hell wie lautres Gold,
Und ward begehrt, wie an der Börse: Rente.

In ihre Brust kehrt ein der Glaube wieder,
Das Selbstvertrau'n: der starke, mächt'ge Hort,
Der Helden zeugt und Festen reisset nieder.
Und oben in der Schwalben Nähe dort,
In jenes kahle, kalte Kämmerlein,
Zog allgemach Licht und Behagen ein.
Und endlich kam ein artiges Gerät,
Es kam in's Haus 'ne kleine Nähmaschine!
Das war ein grosser, ein gewicht'ger Tag!
Mit Worten nicht zu schildern ich vermag
Den Ausbruch jener Freude, die Theresen
Durchzitterte bis in ihr tiefstes Wesen!

Vergleichbar war sie einzig dem Entzücken
Des Landmann's, der sich um den Preis
Kläglichsten Darbens und nach saurem Schweiss
Die Kuh zu Stalle führt, dass sie die Seinen
Ernähr' und ihn. Wenn dann in Augenblicken
Der Zeiten er gedenkt, da noch voll Bangen
Er zweifelte an's Ziel je zu gelangen:
Da sieht er auf das Tier . . . sein Aug' wird hell,
Und zärtlich streicht das buntgescheckte Fell
Er seines Lieblings mit der schwiel'gen Hand.
So auch Theres'. Sie tanzt um die Maschine,
Liebkoset sie mit seelenfroher Miene,
Und wünscht im Geist ihr alles Gute, Liebe —
Nun setzt sie hin sich an das Radgetriebe
Und lauscht dem Surren . . . Wie dann immer rascher
Die flinken Räder, ineinandergreifend,
Anstimmen ihren rauschendsten Choral,
Der Neuzeit hehrem Geist zu Lob und Preis, —
Fleht sie — zu ihr sich niederbeugend — leis:
»Du lässt mich nicht im Stich! Denn o, ich habe
Zwei Hände nur, und wir sind unser Fünf!»
Und einen langen Brief schrieb sie sodann,
Dictirt von ihres Herzens Lieb und Treu:
»Mein teurer Vater!» so der Brief begann,
Und schloss — die Mitternacht war längst vorbei —:
»Gebt Gretchen mir. Ich will sie auferziehn,
Sie soll mein Alles sein!» Und ein Jahr drauf:
»Schickt Else mir!» . . . Und ehe noch im Lauf
Des Zeitenstroms vier Lenze schwanden hin —
Gab's keine Waisen mehr am öden Herde
Daheim, und ruhig konnte in der Erde
Die todte Mutter schlafen. — —

Das war der Wendepunkt in der materiellen Lebensgeschichte Theresens gewesen. Nun kommen wir aber auch zu einem Wendepunkte in der Herzensgeschichte des alternden Mädchens, das eine tiefe Neigung zu einem Studenten gefasst, der in das hochgelegene Kämmerlein eingezogen, nachdem sie es bei wachsendem Wohlstand verlassen durfte. Indessen knüpfen sich, für die Beteiligten selbst unsichtbar, zarte Liebesbande zwischen dem Jünger Aesculaps und Gretchen, der jüngeren Schwester Theresens. Und eines Tages

Therese sass am offenen Fensterlein
Und sog voll Gier den Frühlingsodem ein,
In süsse, sel'ge Träumerei versunken . . .
Da pocht's mit leisen Schlägen an der Türe,
Und eintritt nun — Therese glaubt zu träumen,
Obschon das Blut ihr in die Wangen treibt,
Und sie wie festgewurzelt stehen bleibt, —
Ein schlanker Mann, dess' Bildniss sie so lange
Im Herzen trägt und hegt und hütet bange;
Eugen, der wohlbekannte Unbekannte. — —

»Ich komm' allein — sprach leis er und gesetzt —
... Arzt bin ich seit heute.
Ich hab' ein kleines Erbe dort zu Haus
Im Oberland . . .
Dort bracht' ich meine Kinderjahre hin . . .
Ich kehre nun als Mann dahin zurück,
Doch unvollkommen dünkte mich dies Glück,
Führt' ich mir heim nicht ein geliebtes Weib!« . . .

In diesem Augenblick fällt ein Geräusch
Eugen in's Wort, vom Nebenzimmer her,
Als rief es ihm gebietend zu: »Nichts mehr!«
Es war der kleinen Nähmaschine Surren.
Sonst nichts. In hast'gen, abgeriss'nen Schlägen
Ging sie in's Zeug ... und stockt ... und poltert fort ...
Als griff' zum Schlag sie eines fieberkranken,
Gequälten Mädchenherzens den Accord.
»Wir wohnen unter diesem Einen Dache
Nun sieben Jahre schon. Ich, ganz versenkt
In meine Bücher; während Sie, bedrängt
Von dem Geschicke, schwere Kämpfe kämpften.
Still und geheim hab' ich belauscht Ihr Walten —
Mit bebend stillem, innerstem Entzücken
Hab' ich die Knospe wachsen, blüh'n geschaut;
Das Kind mit Kinderspielen, Kindesblicken,
Hab' im Geheimen ich mir angetraut.
Und was des Jünglings stummer Eid gewesen,
Kommt der gereifte Mann nun einzulösen:
Besiegeln *Sie* nun unser Liebesband!
O geben, geben Sie mir — *Gretchens* Hand! ...«
Das Rädchen drin — das ward auf einmal stumm.
Theres' erschrak, — sie wusste nicht, warum? ...
Sie wurde leichenfahl . . .
Doch währte dies nur einen Augenblick.
Sie sammelt sich — sie wendet sich zurück
Zur Tür des Nebenzimmers, und ruft: »Gretchen!«
Das klang so tonlos ... und sie streckte, wie
Abwehrend, ihren Arm vor sich. — Doch sieh!
Des jungen Frühlings duft'ges Konterfei:
Das anmutsreiche Kind kommt nun herbei, —
Auf ihren Lippen glüht das Purpurrot,
In ihren blauen Augen Liebe loht;
Und wie Musik ertönt von ihrem Munde
So herzbestrickend: »Teuere Therese!«
Das war des wüsten Zaubers letzte Stunde.
Aufschluchzend beugt sie sich zu Gretchen hin,
Presst sie ans Herz mit mütterlichem Sinn,
Und zärtlich küssend sie viel tausendmal,
Sagt endlich sie in's Ohr ihr leisen Halles
Ein Wort — das ihre Lieb' und ihre Qual
Und ihr Entsagen, o, und Alles, Alles
In sich begreift: das Wort — sie bringt hervor
Es stammelnd nur — »O lieb' ihn! lieb' ihn, Gretchen!
Nicht wahr, Du wirst ihn lieben unaussprechlich!? ...«

Aus diesem Gange der Handlung, die wir da in grossen Zügen skizzirt haben, ist ersichtlich, dass es sich ausschliesslich um die Lebens- und Herzensgeschichte einer Näherin handelt und dass die Nähmaschine in derselben keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Geschichte selbst ist aber rührend und abgesehen von einigen manierirten Stellen, mit denen das Gedicht eingeleitet wird, mit wahrer Empfindung und poetischer Kraft und in einer glänzenden Diction dargestellt, Eigenschaften der Dichtung, die selbst in der nicht ganz vollkommenen, im zuweilen sichtlichen und hörbaren Kampfe mit der Sprache begriffenen Verdeutschung, deren Proben wir vorstehend geliefert haben, energisch genug zu Tage treten. Als erfreuliches Symptom für den Bildungsgang und Werdeprocess des Dichters ist auch die Art und Weise zu begrüssen, wie er sich da an einen realistischen Stoff gemacht und wie er denselben zu behandeln versteht. Was feinfühligere Leser kaum ansprechen wird, das ist das stereotype, ans Ammenmärchenhafte streifende Bild, das der Dichter von der bösen Stiefmutter im Anfange entworfen. Die Heldengestalt Theresens hatte eine so schwarze Folie kaum vonnöten, um sich wirkungsvoll abzuheben von den Millionen der zwecklos dahin lebenden beseelten Nähmaschinen.

Albert Sturm.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Die Staatsformen bei Sallustios und die politische Literatur der Griechen.** Unter diesem Titel las Dr. Julius Schwarz in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 9. December 1884 einen Beitrag zur Geschichte der politischen Literatur der Griechen. In der Einleitung seiner Abhandlung unterzog er die auf die Lebensgeschichte des Philosophen Sallustios bezüglichen Angaben der Lexikographen sowie des Kaiser Julian der Kritik, und nachdem er erwiesen, dass das Werk Περὶ θεῶν καὶ κόσμου nicht den Kyniker Sallustios, sondern nur den Platoniker Sallustios zum Verfasser haben kann, erörterte er die sechs Staatsformen, welche der Verfasser der erwähnten Schrift in dem 11. Capitel derselben bespricht. Sallustios stellt folgende sechs Staatsformen auf: die βασιλεία, die ἀριστοκρατία, die τιμοκρατία (welche er als richtige Staatsformen), sodann die τυραννίς, die ὀλιγαρχία und die δημοκρατία (welche er nicht sowohl als Abweichungen — παρεκβάσεις — als vielmehr als entartete Staatsformen — φαύλη πολιτεία — betrachtet wissen wollte), und lehnt sich an die Morphologie der Aristotelischen Politik an, mit dem Unterschied jedoch, dass er statt der Πολιτεία des Stageiriten in der Reihenfolge der richtigen Staatsformen die τιμοκρατία an dritter Slelle gelten lässt, (Vgl. Arist. Eth.), und dass er den Inhalt seiner diesbezüglichen Lehre dem Platon und der platonischen Schule entlehnt. Die Inconsequenz, in welche Sallustios gerät, indem er nicht die δημοκρατία, (mithin nicht eine φαύλη πολιτεία), sondern die τιμοκρατία (mithin eine ὀρθὴ πολιτεία), als eine dem Gemeinwohle verderbliche Staatsform stigmatisirt, sowie die unbedingte Bewunderung, welche er der βασιλεία darbringt, ohne die verschiedenen Arten des Königtums zu unterscheiden, sind unwillkürliche Kriterien, an

denen die staatswissenschaftliche Kritik den Mangel an Aufrichtigkeit erkennen muss. Ueberhaupt ist die ganze Staatsformenlehre ohne wissenschaftlichen Wert; dieselbe wiegt nicht einmal so viel, wie die Staatsformenlehre des Theophylaktos. Und doch hat dieses anspruchslose Capitel in dem «Περὶ θεῶν καὶ κόσμου» ein bedeutendes Interesse für die Geschichte der politischen Literatur der Griechen, denn die Tatsache, dass ein Philosoph wie Sallustios in einem Werke, das sein Verfasser Περὶ θεῶν καὶ κόσμου betitelt, ein ganzes, in sich abgeschlossenes Capitel von den Staatsformen zum Besten gibt, — diese Tatsache an sich vermag unseren Gesichtskreis in Bezug auf die Anfänge der politischen Literatur der Griechen in erheblichem Maasse zu erweitern.

In Anknüpfung an dieses literaturgeschichtliche Moment sucht nun Schwarz zu beweisen, dass auch die verlorengegangenen grossen Werke betitelt Περὶ φύσεως, Περὶ κόσμου u. dgl. in welchen «φυσικοί» wie Herakleitos von Ephesos, Anaxagoros von Klazomenai und Archelaos von Milet (oder von Athen) die gesammten Ergebnisse ihres Forscher- und Denkerlebens niederlegten, tatsächlich politische Abschnitte enthalten haben, mithin dass die politische Literatur der Griechen etliche Generationen älter sein dürfte als Hippodamos von Milet, dessen Werk «Ueber den besten Staat» die meisten Kritiker lediglich aus dem Grunde für die älteste politische Schrift der griechischen Literatur betrachtet wissen wollten, weil Aristoteles in der «Politik» keines älteren griechischen politischen Schriftstellers erwähnt.

Dem gegenüber sucht nun Schwarz die entschieden politische Natur gewisser Fragmente des Herakleitos so wie des Archelaos als Beweismittel für seine erwähnte Ansicht kritisch zu verwerten und den althergebrachten Glauben an die Unfehlbarkeit des Aristoteles in solchen Dingen mitunter wohl auch durch einen Hinweis auf die politischen Fragmente des Demokritos von Abdera so wie auf dessen augenscheinlich politische Bücher (im Kataloge bei Diogenes Laertios) zu entkräften. Aristoteles erwähnt auch der politischen Schriften des Demokritos in der «Politik» mit Nichten: und doch habe dieser Philosoph sich, wie aus seinen Fragmenten ersichtlich, sogar über Detailfragen der Verwaltung ausgesprochen. Schliesslich wendet sich Schwarz, nachdem er gegen Barthélemy Saint Hilaire, Oncken, Henkel u. s. w. polemisirt, gegen die Beweisführung Zeller's, womit dieser die ethische (resp. die politische) Schriftstellerei des Archelaos in Abrede gestellt wissen wollte und trachtet die Bedeutung jener Nachricht bei Diogenes Laertios, welche besagt, dass Archelaos πολλὰ περὶ νόμων πεφιλοσόφηκε, einzuschärfen. — Also beginnt die politische Literatur der Griechen nach Schwarz schon mit der Epoche des Herakleitos von Ephesos und, abgesehen von den Fragmenten der Pythagoreier, dürfte so Manches, von dessen διαδοχή wir bis jetzt keine Ahnung hatten, sowohl bei Platon als auch bei Aristoteles auf die politischen Abschnitte der verloren gegangenen grossen Werke der vorplatonischen, ja sogar der vor-hippodamischen φυσικοί zurückzuführen sein.

VERMISCHTES.

— **Die ungar. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1884.** Die ungarische Akademie zählte im Jahre 1884 insgesammt 331 Mitglieder. Von diesen waren 21 Ehrenmitglieder, 57 ordentliche, 155 correspondirende und 98 auswärtige Mitglieder.

Auf die einzelnen Classen verteilten sich diese 331 Mitglieder folgendermassen:

Die erste (sprach- und schönwissenschaftliche) Classe zählte 6 Ehren-, 12 ordentliche, 33 correspondirende und 27 auswärtige, zusammen 78 Mitglieder.

Die zweite (philosophisch-historische) Classe zählte 6 Ehren-, 24 ordentl., 61 corresp. und 40 auswärtige, zusammen 131 Mitglieder.

Die dritte (mathematisch-naturwissenschaftliche) Classe zählte 9 Ehren-, 21 ord., 61 corresp. und 31 auswärtige, zusammen 122 Mitglieder.

Von den 98 auswärtigen Mitgliedern entfielen auf Oesterreich 14, auf das deutsche Reich 27, auf Italien und England je 9, auf Frankreich 19, auf die Schweiz und Finnland je 3, auf Schweden, Russland, Ostindien und Amerika je 2, auf Belgien, Holland, Dänemark, Portugal, Serbien und die Türkei je ein Mitglied.

Durch den Tod hat die Akademie im Jahre 1884 zusammen 12 Mitglieder verloren, und zwar den Präsidenten Grafen Melchior Lónyay, das Directionsmitglied Graf Joh. Cziráky, die ordentlichen Mitglieder Josef Lugossy und Cyrill Horváth, die correspondirenden Mitglieder Ladisl. Hegedüs, Adolf Frankenburg, Andreas Vandrák, Johann Pompéry und Paul Lichner, endlich die auswärtigen Mitglieder Elias Lönnrot, Franz Mignet und Alexander Dumas.

Das Vermögen der Akademie betrug am 31. December 1883: 2.191,803 fl. 19 kr., die Ausgaben betrugen 119,769 fl. 54 kr.

Im Jahre 1884 hat sich das Stammcapital der Akademie durch Stiftungen und Schenkungen um 112,250 fl. und 40 Dukaten vermehrt.

Die Bibliothek der Akademie, so weit sie bereits geordnet ist, zählt (ohne die in- und ausländischen Zeitschriften und Zeitungen) 34,220 Werke.

— **Die Volksschulen der Hauptstadt Budapest 1883/84.** Die Hauptstadt besass im verflossenen Schuljahre 151 Schulen (nicht eingerechnet die ebenfalls in den Kreis des Volksunterrichtes gehörigen 9 Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien). Von diesen 151 Schulen waren 55 ausschliesslich von Knaben, 77 ausschliesslich von Mädchen und 19 von Zöglingen beiderlei Geschlechts besucht. Der Stufe nach waren: 133 Elementarschulen, 1 höhere Mädchenschule und 17 Bürgerschulen. Unter den letzteren 7 für Knaben, 10 für Mädchen. Nach den Schulerhaltern eingeteilt: 7 staatliche, 96 Communal, 8 röm.-katholische, 2 gr.-orientalische, 2 reformirte, 7 evangelische, 6 israelitische, 15 private und 8 Vereinsschulen. In den 151 Schulen waren 867 Lehrer beschäftigt, unter denen 844 Lehrer-Diplome besassen. Ordentliche Lehrerstellen hatten inne 692, als Hilfslehrer fungirten 175. Lehrer waren 454 (in den Elementarschulen 410, in den Bürgerschulen 44). Lehrerinnen 418 (in den Elementarschulen 381, in den Bürgerschulen 32). — In den Staatsschulen waren 45, in den communalen 645, in den confessionellen 107, in den privaten 48 und in den Vereinsschulen 22 Lehrer tätig. — Die Erhaltungskosten

der 151 Schulen betrugen 1,442.870 fl. An Schulgeldern und Einschreibegebühren gingen 192.000 fl. ein; aus der Staatscasse mussten 95.506 fl., aus der Communalcasse 869.714 fl. zur Deckung des Abganges verwendet werden. Das noch vorhandene Deficit von 62.000 fl. wurde von den übrigen Schulerhaltern gedeckt. Von den Ausgaben entfielen 714.420 fl. auf die Gehälter der ordentlichen und 128.404 fl. auf die Gehälter der Hilfslehrer. Die Zahl der Schüler betrug 45.136. Im Vorjahre besuchten nur 41.003 Zöglinge die Schulen. Eine Vergleichung zwischen den Schulbesuchenden im Jahre 1882/83 und jenen in dem Jahre 1883/84 ergibt Folgendes: Im letzterwähnten Jahre besuchten: die Elementarschulen 33.890, die Wiederholungs- und Fachschulen 2828, die höheren Volks- und Bürgerschulen 4486, die Privatschulen 454 und die Mittelschulen (Realschulen) 3478 Zöglinge Im vorhergehenden Jahre besuchten die Elementarschulen 30.588, die Wiederholungsschulen 2659, die Bürgerschulen 4026, die privaten 498 und die Mittelschulen 3232 schulpflichtige Zöglinge. Den Vergleich fortgesetzt, finden wir, dass von dem Plus von 4133 Zöglingen 2628 auf die Mädchen und 1505 auf die Knaben entfallen. Bezüglich der Volksschulen verteilt sich das Plus auf 2489 Mädchen und 813 Knaben. Auf die Bürgerschulen entfallen von dem Plus 221 Mädchen und 42 Knaben. Die Zunahme in den Mittelschulen beträgt 443. In den Wiederholungsschulen hat die Zahl der Mädchen um 38 abgenommen, die der Knaben um 207 zugenommen. — Was speciell die Wiederholungsschulen betrifft, ist zu bemerken, dass die Anordnung des Gesetzes, der zufolge der Wiederholungs-Unterricht die Absolvirung von sechs Elementarclassen zur Vorbedingung haben soll, nicht zur Ausführung gelangt ist; denn die sechste Elementarclasse wird kaum mehr frequentirt. (Im Jahre 1883/84 nur von 131 Knaben und 122 Mädchen.) Ausschliesslich die Wiederholungs-Elementarschulen wurden von den schulpflichtigen Kindern nur sehr spärlich, im Ganzen von 1149 Zöglingen besucht. Nicht weniger als 376 betrug die Zahl Derer, die gar keine oder beinahe gar keine Vorbildung besassen, so dass die Errichtung von Vorbereitungsclassen, die nicht im Gesetze begründet ist, sich als notwendig erwies.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Benedek Elek, Székely népmesék. (Volksmärchen aus dem Széklerlande von Alexius Benedek, mit Illustrationen von Ladislaus Gyulai und Lad. Pataky). Budapest, 1885, Pallas, XV und 287 S.

Bosnyák Zoltán. A birtokminimum mint agrarreform. (Das Besitz-Minimum als Agrarreform in Ungarn. Ein kritischer Versuch von Dr. Zoltan Bosnyák.) Budapest, 1885, Zilahy, 110 S.

Byron Lord, Don Juan. (Lord Byron's Don Juan, übersetzt von Emil Abrányi. I—VI. Gesang). Budapest, 1885, Révai, 352 S.

Censor, Tarsadalmunk s nemzeti hivatasunk. (Unsere Gesellschaft und unser nationaler Beruf von Censor). Budapest, 1884, Zilahy, 133 S.

* Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Concha Győző, Ujkori alkotmanyok. (Verfassungen der Neuzeit von Prof. Victor Concha). Budapest, 1885, Akademie, 314 S.

Dudás Gyula, A zentai csata. (Die Schlacht von Zenta. Monographischer Abschnitt aus der Geschichte der Stadt Zenta von Julius Dudás. Mit einem Vorworte von Alexander Szilágyi). Zenta, 1885, Schwarcz, 79 S.

Életrajzok, magyar történeti. (Biographien aus der ungarischen Geschichte, mit Unterstützung der Ung. Akademie, herausg. von der Ung. Historischen Gesellschaft, redig. von Alexander Szilágyi. I. Band: ALEXAND. MÁRKI, Maria, Königin von Ungarn.) Budapest, 1884, Mehner, 128 S.

Emlékek, magyarorszagi jogtorténeti. (Ungarische rechtsgeschichtliche Denkmäler. Sammlung der Rechtsbestimmungen der ungarischen Jurisdiktionen. Gesammelt und erläutert von Dr. ALEXANDER KOLOSVÁRI und Dr. CLEMENS ÓVÁRI, Professoren an der Universität in Klausenburg). I. Band: die Bestimmungen der Siebenbürger Jurisdictionen. Budapest. 1885, Akademie, 639 S.

Erdélyi Jan., A philosophia Magyarorszagon. (Die Philosophie in Ungarn von Johann Erdélyi). Budapest, 1885, Franklin, 156 S.

Gewerbegesetz, XVII. Gesetzartikel vom J. 1884. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen bearbeitet von Peter Fritz. Zweite, mit Bestimmungen der Einführungsverordnung und der Verordnung über die Baugewerbe ergänzte Auflage. Budapest, 1884, Ráth, 92 S.

Jokai Mor, A löcsei feher asszony. (Die weisse Frau von Leutschau, Roman von Maurus Jókai, mit Illustrationen von Rosa Jókai). Budapest, 1885, Révai, 5 Bde, 226, 178, 198, 181 und 135 S.

Jokai Mor, Az arany ember. (Der Goldmensch, Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel von Maurus Jókai). Budapest, 1885, Révai, 262 S. — Zum ersten Male aufgeführt im Budapester National-Theater am 3. December 1884.

Kacziany Géza, Alisz. (Alice, Roman in fünf Gesängen von Victor Kacziány). Klausenburg 1885, Selbstverlag, 209 S.

Kont Ign., Seneca tragédiai. (Die Tragödien des Seneca von Dr. Ignaz Kont). Budapest. 1884, Akademie, 112 S.

Mikszáth Kalman, A tekintetes varmegye. (Das geehrte Comitat, wahre Geschichten von Koloman Mikszáth, mit Zeichnungen von August Mannheimer). Budapest, 1885, Révai, 180 S.

Péch Ant., Alsó-Magyarorszag bányamuvelesének torténete. (Geschichte des Bergbaues in Nieder-Ungarn. Im Auftrage der ungar. Akademie von Anton Péch). I. Band, Budapest, 1884. Akademie, 502 S.

Plautus, vigjatekai. (Die Lustspiele des Plautus, im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft übersetzt von Gregor Csiky). III. und IV. Band. Budapest. 1885. Pfeifer, 329 und 380 S. — Mit den beiden vorliegenden Bänden ist diese treffliche Uebersetzung des römischen Lustspieldichters abgeschlossen.

Rakosi Jenő, Magdolna. (Magdalena, Bauerntragödie in fünf Aufzügen von Eugen Rákosi). Budapest, 1884, Verlag des »Budapesti Hirlap«, 87 S.

Tolnai Lajos, Daniel pap lesz. (Daniel wird Geistlicher, Roman von Ludwig Tolnai). Budapest, 1885. Athenaeum, 155 S.

Vécsey Tamás, Aem. Papinianus. (Das Leben und die Werke des Aemilius Papinianus, von Dr. Thomas Vécsey, Prof. des römischen Rechts an der Universität Budapest). Budapest, 1884, Akademie, 143 S.

MIGNET UND SEINE WERKE.

Gelesen in der Gesammtsitzung der Akademie am 3. Februar 1885.

«Die Wissenschaft hat kein Vaterland, sie ist das Gemeingut der ganzen Welt. Ihre Jünger werden nicht durch die Grenzen der Staaten von einander geschieden, sie verstehen sich trotz der Verschiedenheit der Sprachen. Sie sind Bürger desselben Ideenreiches, sie bilden eine grosse intellectuelle Gesellschaft, stehen unter den gleichen Gesetzen: unter der Herrschaft der ewigen Gesetze des menschlichen Geistes: die Richtung ihres Strebens wird durch dasselbe Ziel, durch die Auffindung der allgemeinen Wahrheit, bestimmt; ein gemeinsames Gefühl, sozusagen der Patriotismus der Civilisation belebt sie Alle.»

So sprach *Mignet* am 5. Mai 1845 in der französischen Akademie der politischen und Moral-Wissenschaften.

Und so denkt und so fühlt auch unsere Akademie, wenn sie hervorragende ausländische Gelehrte und Schriftsteller in die Reihe ihrer Mitglieder erwählt.

Eines der ausgezeichnetesten unserer auswärtigen Mitglieder verloren wir, als Mignet, der bedeutende französische Historiker und glänzende Schriftsteller am 24. März vorigen Jahres aus dem Leben schied.

Ich will über seine Werke sprechen. Meine Abhandlung möge unter den gegebenen Umständen auch als Denkrede gelten, sowie wir ja gerade von Mignet classische Muster dieser Form von Denkreden besitzen. Und wahrlich, wir feiern sein Andenken am würdigsten, wenn wir die Resultate seiner wissenschaftlichen Tätigkeit beleuchten.

I.

Franz Mignet, der 1796 in Südfrankreich geboren wurde, absolvirte die Schulen mit ausgezeichnetem Erfolge und richtete hierauf seine Schritte, wie jeder junge Franzose, der Carrière machen will, nach Paris. Anfangs fand er bei der Presse Beschäftigung. Später gründete er mit Armand Carrel und Thiers den «National».

Jedoch sein Talent, die höhere Richtung seines Strebens und sonstige

Eigenschaften bestimmten ihn, der für die politische Laufbahn keinen Beruf in sich fühlte, zum *Historiker*.

Sein erstes Werk war: «Die Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814.» Schon der Titel zeigt an, dass nach der Ansicht Mignet's die Revolution nicht schon mit dem Staatsstreich Bonaparte's, sondern erst mit dem Sturze des Kaiserreichs beendigt war.

Dieses Werk begründete die Stellung und das Ansehen Mignet's! Es wird noch heute so gelesen, wie kurz nach seinem Erscheinen vor 60 Jahren (1824). Im Jahre 1883 erschien die vierzehnte Auflage desselben.

Man kann dies Werk aus zwei Gesichtspunkten beurteilen: bezüglich seiner Form und seines Stoffes, in literarischer und in politischer Beziehung.

Mignet war der erste Geschichtsschreiber, der ein systematisch ausgearbeitetes Bild der französischen Revolution bot. In innerem organischem Zusammenhang, wenngleich in gedrängterem Rahmen, als später Thiers und Andere, schildert er die Tatsachen von der Eröffnung der états generaux bis zum Sturze Napoleon's; in einfacher, durchsichtiger Sprache, in harmonischer Gestaltung, wie sie in dieser Vollendung nur den Franzosen eigen ist, sowohl in ihren geschichtlichen Werken, wie in ihren Romanen, Dramen, kurzen Essays und selbst in ihren Journal-Artikeln.

Soweit Mignet Bemerkungen über die Ereignisse macht, Reflexionen an die Erzählung knüpft oder seine Kritik über die Tatsachen übt: ist er trotz seiner Jugend stets gemässigt und edel. Indess ist der Geist des Werkes mit diesen Eigenschaften nicht ganz in Harmonie. Dieser Geist ist ein *revolutionärer*, in gewisser Beziehung sogar *fatalistischer*.

Dies wird vor Allem durch zwei Gesichtspunkte erklärlich.

Das Buch hatte eine politische Richtung und Tendenz: gegenüber der nach dem ancien régime gravitirenden Regierung Carl's X. mit ihrer reactionären oder besser gesagt contrerevolutionären Haltung. Die Gegenwirkung, welche dieselbe hervorrief, konnte keine andere, als eine revolutionäre sein. Es ist ein eigentümliches Verhängniss der Menschheit, dass die Revolutionen Contrerevolutionen hervorrufen, und dass diese letzteren wieder zu den ersteren zurückführen.

Mignet verfügte zu der Zeit, als er sein Buch schrieb, nicht über den gesammten Stoff, den wir heute besitzen und durch den die Revolution nach allen Richtungen in die richtige Beleuchtung gesetzt wird. Das «Ancien régime» von Tocqueville, die Werke von Taine, Mortimer, Ternaux und Adolf Schmidt waren noch nicht geschrieben, und auch jene Quellen waren noch nicht eröffnet, aus welchen die späteren schöpften. Ausserdem waren viele politische und Staatsmaximen, deren Hohlheit seither offenbar wurde, damals noch allgemein im Schwange. So geschah es,

dass Mignet der eigentliche Begründer jener *Revolutions-Legende* wurde, welche später durch Thiers in grösseren Dimensionen ausgearbeitet wurde und Vielen, Franzosen sowohl als Auswärtigen, unrichtige Vorstellungen und falsche Urteile beibrachte.

Sowohl Mignet als Thiers hätten die Geschichte der ersten französischen Revolution gewiss ganz anders geschrieben, wenn sie dieselbe nach der Julirevolution abgefasst hätten, und wäre dies nach 1848 geschehen, wären sie noch wesentlicher von der vor 1830 herrschenden Auffassung und dem damaligen Geiste abgewichen. Diese meine Meinung wird durch die Denkreden Mignet's unterstützt, deren grösster Teil von Männern handelt, welche in der ersten Revolution eine Rolle spielten oder später in der Politik und auf volkswirtschaftlichem Gebiet wirkten.

Mignet stellt in diesen Denkreden Vieles von dem richtig, was er in seinem ersten Buche geschrieben.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: ob die erste französische Revolution notwendig und heilsam war? Ob sie unvermeidlich war und ob ihre Resultate nicht auf anderem Wege erreichbar waren? Bei Entscheidung dieser Frage kann man mit Recht die Bemerkung machen, dass verspätete Reformen zu Revolutionen zu führen pflegen oder im besten Falle statt der Lösung einen radikalen Bruch zur Folge haben.

Der Ausgangspunkt der französischen Revolution sind die états généraux, die Zusammenberufung der Ständeversammlung, welche nicht deshalb geschah, damit sie Revolution mache, sondern damit sie den Staat reformire. Die Zusammenberufung dieser Versammlung war unvermeidlich, denn der Staat und die Gesellschaft von ehedem hatten sich so sehr abgenützt und hatten Alles dergestalt verbraucht, dass es keine andere Rettung gab. Das Unglück bestand nur darin, dass diese Versammlung nicht schon viele Jahre früher zusammenberufen worden war. Trotz der Verspätung aber dachte noch Niemand an die Revolution. Jedermann strebte nur nach den unumgänglichen Reformen. Wenn wir aber die *Endresultate* des mit der erwähnten Einberufung der États beginnenden und 1814 endigenden Processes analysiren, so müssen wir dieselben als grossartig und heilsam anerkennen.

Wie sehr verschieden war im Jahre 1814 der Zustand von Staat und Gesellschaft in Westeuropa von dem Zustande vor der Revolution! Man mag noch so sehr Pessimist nach Ansicht und Stimmung sein und man wird anerkennen müssen, dass die Differenz zwischen heute und den Zuständen vor fünfzig Jahren eine bedeutende, dass der Fortschritt seit einem halben Säculum bis auf uns schon ein sehr grosser sei. Das Leben ist freier, humaner, gebildeter, angenehmer, auch die Menschen sind besser geworden, weil sie humaner und gerechter sind.

Hieraus darf man aber nicht im Entferntesten schliessen, dass die

Doctrinen, durch welche die Männer der Revolution geleitet wurden, die richtigen waren, oder dass alles Geschehene zu entschuldigen sei und dass das Vorgehen Derjenigen berechtigt war, die nicht immer wegen edler Zwecke, sondern oft wegen unerreichbarer Utopien zu den unmenschlichsten Mitteln griffen. Wir können vielmehr sagen, dass die kranke Phantasie im Verein mit dem bösesten Gemüt solche Tatsachen hervorbrachte, welche der Menschheit ewig zur Schande gereichen werden. Die Herrschaft und Theorie der Jakobiner, welche durch die Pariser Commune im Jahre 1871 neu heraufbeschworen wurde, ist die grösste Verirrung des menschlichen Geistes und das Nonplusultra moralischer Versunkenheit. Eine geschichtliche Lüge ist die Behauptung, dass der «terreur» Frankreich vor den Schrecken der ausländischen Invasion gerettet habe. Das gerade Gegenteil davon ist bewiesen.

Das Fiasco der 1789-er National-Versammlung ist auf verschiedene Gründe zurückzuführen. Der erste ist der, dass sie ohne Plan zusammengesetzt wurde und des Führers entbehrte. Ein anderer Grund war: dass mit Ausnahme von 20—25 Leuten die übrigen Mitglieder der Versammlung vom politischen Leben, vom parlamentarischen Organismus keinen Begriff hatten, so sehr, dass die Ausländer, welche die Zustände unbefangen betrachteten, so unter Anderen Morris, der Gesandte der nordamerikanischen Republik, schon zu Beginn eine fürchterliche Revolution prophezeiten. So äusserte sich auch Mirabeau, der trotz seiner Fehler und Schwächen dennoch, mit einziger Ausnahme Napoleon's, die grösste Figur und das ausserordentlichste Talent in der Zeit der französischen Revolution war.

Einer der Hauptgründe des Uebels war, dass mit der Berufung der Generalstände die Zügel den Händen des Königs und der Regierung vollständig entfielen. Es trat eine allgemeine Anarchie ein. Jedes Dorf machte und spielte im Kleinen seine Revolution, verweigerte die Steuern, begann den begüterten Adel zu verfolgen, die Castelle in Brand zu legen und zu plündern. In Paris nahm das Volksgericht seinen Anfang: mit der Einnahme der Bastille, mit Mord und Raub. Auf solche Elemente stützten sich Diejenigen, die in Frankreich eine Verfassung ins Leben rufen, die Freiheit begründen wollten!

Und was tat inzwischen die Assemblée nationale? Sie debattirte über Theorien und proclamirte Thesen von den allgemeinen Menschenrechten! Sie bewies damit deutlich, dass sie nicht im Stande war, ihre Aufgabe richtig zu erfassen und dieselbe zu lösen. Anstatt nach dem englischen Beispiel die Regierung formell durch einige ihrer Mitglieder übernehmen zu lassen, beschloss sie, dass keines ihrer Mitglieder ein Amt annehmen dürfe, was vornehmlich gegen Mirabeau gemünzt war.

Die denkwürdige Nacht des 4. August, welche ebensosehr durch ihre

Grossmut, wie durch ihren Leichtsinn glänzt, war ein grosser Fehler, weil die Grundbesitzerclasse dadurch mit einem Schlage dem Verderben nahe gebracht wurde. Dasselbe müssen wir von der Einführung der bürgerlichen Verfassung des Clerus behaupten. Es war dies in dieser Fassung auch überflüssig, denn was darin practisch war, z. B. die neue Einteilung der bischöflichen Diöcesen, all dies wäre auch auf gewöhnlichem Wege zu erreichen gewesem, denn der französische König und seine Regierung genossen eben solche Rechte der Kirche gegenüber, wie unser apostolischer König und unsere Regierung.

Die bürgerliche Verfassung des Clerus führte zu den grössten Erschütterungen, denn sie rief die Solidarität zwischen demselben und der Emigration hervor. Die Wirkung dieser Massregel erstreckt sich bis auf den heutigen Tag; derselben ist die Stellung zuzuschreiben, welche der französische Clerus dem Staate gegenüber einnimmt. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, deren Richtung eine geradezu antichristliche war, hatte sich so sehr in die Phantasie und in das Gemüt der Menschen eingenistet, dass sie den Sinn für die Würdigung der Kirche und Religion verloren. Sie konnten es absolut nicht mehr verstehen, welche Kraft Kirche und Religion im Staate repräsentiren.

Das Verfahren der Assemblée gegen die Emigranten war gleichfalls ein ungerechtes. Diesen unglücklichen Menschen war nichts Anderes übrig geblieben, als auszuwandern, nachdem ihnen das Verbleiben daheim unmöglich geworden war. Ihre Lage wendet sich erst dann, als sie sich zu den auswärtigen Feinden gesellten und die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen.

Wie die Kirche, wurde auch die Armee durch abstracte Auffassungen desorganisirt.

Schliesslich war eine der vornehmsten Ursachen der hereinbrechenden Katastrophe der Beschluss der Nationalversammlung, dass keines ihrer Mitglieder in den nächsten gesetzgebenden Körper hineingewählt werden dürfe.

Die Mitglieder der constituirenden Versammlung hatten während der zwei Jahre in dieser reichbewegten Zeit viel gelernt und erfahren. Männer, wie Barnave, Duport, Lameth reiften von unpractischen Revolutionären zu vollendeten Staatsmännern heran. Durch den erwähnten Beschluss jedoch wurden aus der Legislative alle Diejenigen ausgeschlossen, die politische Bildung und Erfahrung besassen. Die zweite Nationalversammlung, Assemblée legislative, bestand aus Visionären, Winkeladvocaten, Aerzten ohne Praxis, aus Schriftstellern zweiten und dritten Ranges, und allerlei sonstigen Nullen, die — wie Condorcet — der Meinung waren, man könne mit Menschen umgehen wie mit Zahlen in der Arithmetik, die glaubten, dass man Staaten nach Rousseau's Contrat social einrichten und die Menschen

nach dem «Emile» erziehen könne. Während sie die Menschheit nach diesen Theorien beglücken wollten, griff die Auflösung von Tag zu Tag mehr um sich und entwickelte sich die erbärmlichste Schreckensherrschaft, mit welcher blos die spanische Inquisition wetteifern konnte. Doch auch hier verschlang, wie immer, der Terrorismus sowohl Diejenigen, die ihn unbewusst vorbereitet, als auch Diejenigen, die ihn wie Wahnwitzige ausgeübt hatten.

Nach all' dem gereichte der 9. Thermidor der Menschheit zur Ehre; obzwar wir zugeben wollen, dass eine wichtige Triebfeder in dem Auftreten der Helden des Tages die Furcht war, welche oft die Feigsten in Tapfere verwandelt. Der Terrorismus fiel, die Gesellschaft schwankte jedoch noch einige Zeit zwischen Schrecken und Humanität einher.

Die Revolution hatte sich abgenützt. Und da erhoben ihre Häupter Diejenigen, welche die alten Zustände retabliren wollten. Diese Stimmung der Gemüter zog die Möglichkeit, vielleicht die Notwendigkeit eines Staatsstreiches nach sich; denn Jeder hatte Furcht, dass wenn der König und die Emigranten zurückkehren würden, dem Terrorismus die Aera der Rache und der Wiedervergeltung folgen könnte.

Es ist eine grosse Frage, ob es unbedingt nötig war, dass sich Bonaparte zum Kaiser wählen liess, und ob man nicht ohne dies die Revolution mit mehr Stabilität hätte abschliessen können? Soviel ist gewiss, wie wir heute bereits klar zu sehen vermögen, dass der Cäsarenwahnsinn, in welchen der grosse Feldherr verfiel, den revolutionären Stoff nicht aufzehrte, der im Innern des französischen Volkes noch jetzt fortwährend gährt und kocht.

II.

Die französische Revolution, welche ein Kind der Renaissance und Reformation war, zeigt einen innigen Zusammenhang mit den Ereignissen, welche sich aus jenen beiden grossen Bewegungen entwickelten.

Der Geschichtsschreiber der französischen Revolution befasste sich, ich weiss nicht ob in dieser bewussten Auffassung oder aus individueller Neigung, wiederholt mit den Ereignissen des Renaissance- und Reformations-Zeitalters. Er schrieb die Geschichte der Kämpfe zwischen Carl V. und Franz I., sowie die Geschichte des Aufenthaltes von Carl V. in San-Yuste und seines Todes; ebenso behandelte er eine interessante Episode aus dem Zeitalter Philipp's II. unter dem Titel: «Don Antonio Perez und Philipp II.» In demselben Kreise der Ereignisse und Ideen bewegt sich auch die Geschichte der Maria Stuart, sowie das Buch Mignet's über den spanischen Erbfolgekrieg.

Wenn Mignet diese Werke früher geschrieben und seine schriftstelle-

rische Laufbahn mit der Geschichte der französischen Revolution beendigt hätte, ich glaube, es wäre für dieses letztere Buch von günstiger Wirkung gewesen.

Zwischen den Werken Mignet's besteht in Hinsicht auf die Form eine grosse Verwandtschaft. Gemeinsam ist ihnen die Objectivität, eine Tugend des Historikers, aber im Uebermass gebraucht, eine Gefahr, weil sie die Darstellung farblos macht und leicht moralische Lauheit zur Folge hat.

Sowie in dem über die französische Revolution geschriebenen Werke Alles, selbst das Schreckensregime, im Lichte der Notwendigkeit erscheint, so sind auch in Mignet's späteren Arbeiten alle Erbärmlichkeiten des XVI. Jahrhunderts als notwendige Ergebnisse der Vergangenheit und der Umstände, als die menschliche Berechnung übersteigende Facten dargestellt.

Wenn diese Auffassung auf das Individuum und seine Handlungen übertragen wird, verschwinden Wahrheit, Moral, Rechtschaffenheit, der vollständige Bankerott der Gesellschaft wird unvermeidlich.

Die Kriege Franz I. gegen Carl V. dauerten von der Schlacht bei Marignano 1515 bis zum Frieden von Cambrai. Welche Beweggründe dieselben hatten, inwieweit die persönlichen Interessen mit denen der Länder verflochten waren, ist schwer zu entscheiden.

Im Laufe des ganzen Krieges nimmt jedenfalls den Vordergrund die Machtfrage ein, welche zu Gunsten Carl's und der spanischen Monarchie auf Kosten Italiens gelöst wurde.

Wenn wir nur die Geschichte dieser Kriege, ohne Bezug auf andere Epochen lesen, wenn wir sehen, wie Spanier, Franzosen und Deutsche das unglückliche Italien behandelt haben, wenn wir lesen, wie die Leiden dieses Landes gesteigert werden durch die Päpste und die kleineren italienischen Souveräne, besser gesagt, Tyrannen, die sich je nach persönlichen oder Familieninteressen bald der einen, bald der anderen feindlichen Partei anschlossen: dann können wir uns einen Begriff von dem Gefühle bilden, welches den heutigen Italiener im Hinblick auf das unabhängige Italien erfüllt. Es giebt keine Grässlichkeit, keine Bedrängniss und Peinigung, welche die unglückliche italienische Nation damals nicht hätte über sich ergehen lassen müssen.

Interessant ist der Gegensatz zwischen den beiden Hauptacteuren, zwischen Franz I. und Carl V. Franz war ein schöner Mann, kräftig und in allen Leibesübungen gewandt, ehrgeizig, geistreich; er hatte Sinn für Literatur und namentlich für Kunst; neben der Frivolität der Sitten, entbehrte er nicht den nötigen Ernst; er war mit einem Worte das, was man einen brillanten Cavalier nennt.

Carl war das gerade Gegenteil von alledem. Er war weder schön,

noch kräftig, aber ernster und energischer, als Franz; in grossem Maasse sinnlich, schwach gegen Frauen und gegen die Genüsse der Tafel. Alle diese Eigenschaften wusste er jedoch mit dem äusseren Firniss der Frömmigkeit zu verdecken.

Die «sors bona» lächelte Carl. Seine Macht und sein Glück spiegeln sich vornehmlich in zwei Facten: er nahm den Papst und den König von Frankreich gefangen, die auf diese Weise in seine Gewalt gerieten.

Characteristisch sind für diese Epoche die über Patriotismus und politischen Anstand, über Moral und Eigentumsrecht herrschenden Begriffe, welche sich in der Geschichte des Connétables von Bourbon lebhaft widerspiegeln. Dieser, ein Verwandter des Königs, verliess sein Vaterland, begab sich in den Dienst seiner Feinde, kämpfte gegen Frankreich, belagert endlich als der Feldherr des allerkatholischesten Fürsten Rom, wo er fällt, während seine Schaaren die ewige Stadt einnehmen, verwüsten und den Papst gefangen nehmen. Die wildeste Soldateska hauste eine Woche lang, schändete Frauen, Mädchen, Nonnen. So verfuhr der erste Held der katholischen Kirche mit dem Papst und seiner Metropole.

In vielen Beziehungen ist jenes Werk Mignet's interessant, welches die Abdankung Carl's V., sein Klosterleben und seinen Tod behandelt. Es ist jedenfalls ein grosses psychologisches Rätsel, dass der mächtigste Fürst der Welt, nach so viel Erfolgen und Glücksgunst, seiner Macht entsagt, sich von der Welt zurückzieht und seine Tage in einem Kloster beendigt, ein Rätsel,. welches man durch die Annahme der verschiedensten Motive zu erklären versucht hat. Manche schrieben seinen Entschluss einer von seiner Mutter geerbten Gemütskrankheit, Andere einer geistigen Erschöpfung oder einem körperlichen Uebel zu. Sicher ist, dass die Zusammenwirkung verschiedener Ursachen dabei tätig war.

Viele behaupten, dass er seine Weltflucht bereut habe. Mignet teilt diese Meinung nicht. Er bespricht ausführlich, wie lebhaft sich Carl V. bis zu seinem Tode für jede politische Action interessirt habe, so wie er auch jeder Zeit seinem Sohne mit Ratschlägen dienlich war. Als eifriger Katholik wurde er in die heftigste Aufregung versetzt durch das Auftauchen der Häresie in Spanien und durch deren Verbreitung selbst unter solchen Männern, die sein Vertrauen besassen. In Valladolid und Sevilla gab es zahlreiche Protestanten. Mit fieberhaftem Eifer gab sich Carl V. der Ausrottung derselben hin. Seine Briefe, die er in dieser Angelegenheit schrieb, lassen eine Wildheit erkennen, als ob sie ein Robespierre oder Saint-Juste geschrieben hätte. Auch das Verfahren der Inquisition war ein grässliches; man kann sagen, dass die französischen Communisten und Demagogen von den spanischen Königen diese Form des Herrschens erlernt haben.

III.

Mignet hat ein Werk, welches wir einen historischen Leckerbissen nennen möchten. Es betitelt sich: «Antonio Perez und Philipp der II.» Die Geschichte des XVI. Jahrhunderts besitzt kaum eine characteristischere Episode, als das Schicksal des Antonio Perez. Es ist zugleich ein spannender Roman und ernsteste geschichtliche Wirklichkeit. Das Benehmen Philipp's in dieser Angelegenheit spiegelt die niedrigsten Seiten der menschlichen Natur und der Verderbtheit jenes Zeitalters wider.

Der Minister Antonio Perez, der das grösste Vertrauen seines Königs besass, liess auf directen Befehl seines Herrschers einen andern Minister ermorden, der an der Seite Don Juan's in die Niederlande gesandt wurde. Als Perez den Verdacht des Meuchelmordes auf sich lenkte, lieferte ihn der König der Justiz aus, liess ihn auf die Folter spannen und zum Tode verurteilen, beraubte dessen Weib und Kinder ihres Vermögens, liess sie in den Kerker werfen und bis zu ihrem Tode im Gefängniss schmachten; er versuchte Alles, um Perez, dem es gelang aus Spanien zu fliehen, durch gedungene Mörder aus dem Wege zu räumen.

Es gibt kaum eine Tatsache, welche die niedrige Natur des Königs, in welcher wilder Fanatismus, Rachsucht und Bosheit des Gemütes sich vereinigten, dergestalt blosslegen würde, wie diese Verfolgung, welche lebhaft an Robespierre erinnert.

In das Schicksal eines Menschen spielt hier seltsamer Weise das Schicksal einer Provinz und die Vernichtung ihrer Freiheit hinein. Unter den feudalen Constitutionen des Mittelalters war keine, welche den Ständen so viel Freiheit sicherte, als die arragonische. Der Eid, durch welchen der König gebunden war, ist bekannt. Die Justiz war ganz unabhängig vom König.

Perez, dem Madrider Gefängniss entflohen, rettete sich nach Saragossa und stellte sich unter den Schutz der arragonischen Justiz. Doch nun traten die Kronjuristen mit der Behauptung auf, dass Perez ein Ketzer und Gottesläugner und folglich der Inquisition verfallen sei. Nun entspann sich eine heftige Fehde zwischen der Inquisition und der weltlichen Gerichtsbarkeit, in welcher endlich die letztere nachgab. Da legte sich jedoch das Volk ins Mittel und befreite Perez aus dem Kerker der Inquisition. Der Verfolgte rettete sich nach Frankreich.

Der Aufstand von Saragossa, der zu Gunsten von Perez organisirt worden war, diente als willkommener Vorwand zur Vernichtung der arragonischen Verfassung. Der König sandte ein Heer nach Arragonien, welches letztere nicht fähig war, Widerstand zu leisten. Nach dem Siege kamen die Executionen. Der Adel von Arragonien wurde niedergemetzelt.

Nachdem der weltlichen Rache Genüge geleistet war, kamen die Verfolgungen der Inquisition. Neunundsiebzig Bürger endigten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Perez wurde in contumaciam verurteilt und lebte seitdem als politischer Abenteurer teils in Frankreich, teils in England. Er kehrte selbst nach dem Tode Philipp's nicht mehr nach Spanien zurück.

Ich bedauere, dass ich nicht länger bei dem interessanten Buche verweilen kann. Ich hebe nur die eine Lehre daraus hervor, dass der Terrorismus weder eine französische, noch eine demokratische Erfindung ist. Derselbe ist übrigens gleichmässig zu verdammen, woher er immer kommen möge, so wie er immer böse Consequenzen gebiert, aus welcher Quelle er auch stammen möge.

IV.

Die Geschichte der Maria Stuart ist von Vielen behandelt worden, von Dichtern und Historikern. Diese Geschichte ist je nach dem Gesichtspunkte, aus welchem wir sie betrachten, ebenso romantisch, wie prosaisch. Das Buch Mignet's könnte man am treffendsten: die Geschichte der Rivalität zwischen Maria Stuart und der englischen Elisabeth nennen, in welcher hinter den Personen grosse Principien und wichtige Staatsinteressen verborgen sind. Der Kampf wird eigentlich zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, zwischen der britischen Union und der Unabhängigkeit Schottlands, zwischen dem Absolutismus und Constitutionalismus geführt. Elisabeth war die Vernünftigere und Gewandtere, und auch die Glücklichere. Sie siegte, Maria Stuart fiel. Der Sieg Elisabeth's hat der Menschheit nicht zum Schaden gereicht; trotzdem können wir das Verfahren Elisabeth's nicht recht und nicht gerecht finden, demgemäss sie ihren Sieg mit dem Tode ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin krönte. Dies bildete den Präcedenzfall für die Hinrichtung Carl's I. von England und diese wieder das Präcedens für die Guillotinirung Ludwig's XVI.

Wer nur die grösseren Werke Mignet's kennt, der kann sich kein rechtes Bild von den bedeutenden Eigenschaften dieses Schriftstellers machen. Man muss seine Essays oder Denkreden lesen, welche er von den vierziger Jahren bis zum Jahre 1877 schrieb. Es gibt kaum ein Zeitalter, ein Land, eine Wissenschaft, über die er nicht gelegentlich gehandelt hätte. Die Vorzüge dieser Arbeiten, welche wenigstens teilweise durch Uebersetzungen dem ungarischen Publicum zugänglich gemacht zu werden verdienten, sind: ein klarer, durchsichtiger Vortrag, tiefe Gedanken, gesundes Urteil.

Mignet beschränkt sich nicht blos auf französische Gelehrte und Schriftsteller; er zieht auch Engländer, Deutsche und Amerikaner in den Kreis seiner Betrachtungen. Eine seiner schönsten Abhandlungen ist die

über Hallam. In wenigen Blättern fasst er hier die Geschichte der Entwicklung der englischen Constitution zusammen, und schildert zugleich die tragischen Ereignisse des Schriftstellerlebens mit tiefer Empfindung. Mit Bedauern versage ich mir die weitere Erörterung dieses Essays, da die mir zugemessene Zeit zu kurz ist.

Mignet hat sich in der französischen Literatur einen dauernden Platz erworben. Das Studium seiner Werke ist dem ungarischen Publicum in hervorragendem Maasse zu empfehlen.

Es ist ein Spruch, der von Mund zu Mund geht, dass «die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens sei.» Indess ist dies eine der banalsten Phrasen, man möchte sagen eine conventionelle Lüge. Denn wie Wenige befolgen die Lehren dieser Meisterin!

Indess hat das Studium der Geschichte dennoch den einen Vorteil, dass der Kenner der Vergangenheit in der Regel gerechter zu sein pflegt in der Beurteilung der Gegenwart. Auch in dieser Beziehung könnte besonders die Geschichte der französischen Revolution auf Grund der Quellen bearbeitet, welche Mignet nur teilweise zur Verfügung standen, den jetzigen Schriftstellern aber vollständig geöffnet sind, auf die Klärung des Urteils des ungarischen Publicums eine grosse und wohltätige Wirkung ausüben.

August Trefort.

SCHULCOMÖDIEN IN DER BIBLIOTHEK DES UNGARISCHEN NATIONAL-MUSEUMS.

Indem ich im Begriffe bin, das bibliographische Verzeichniss der in der Bibliothek des Ungarischen National-Museums vorfindlichen Schulcomödien zu veröffentlichen, halte ich es für eine überflüssige Mühe, auf eine weitläufige Darlegung der geschichtlichen Entwickelung und vielseitigen Wichtigkeit der Schulcomödien einzugehen. Jeder mit der Geschichte des Schulschauspieles in Deutschland einigermassen Vertraute wird auch unser Schauspielwesen leicht verstehen und ich brauche — die Entwickelung des deutschen Schulschauspielwesens fortwährend im Auge behaltend — blos auf die bei uns zu Tage tretenden Abweichungen mit einigen Worten hinzuweisen.

Ich brauche darum auch nicht ausführlich darzutun, dass, wie in Deutschland, so auch bei uns schon am Ausgange des Mittelalters in den Schulen eine gewisse Art von Theatervorstellungen üblich gewesen, welche einen natürlichen Uebergang von den mittelalterlichen Mysterien zu den Schulcomödien in engerem Sinne bildet; ich kann meine flüchtige Uebersicht vielmehr gleich an dem Punkte, wo die neue Aera unserer Nationalliteratur anhebt, nämlich mit dem Reformationszeitalter beginnen.

Es ist allgemein bekannt, dass die Schulcomödien zu uns von den Deutschen herübergekommen sind und zwar im Reformationszeitalter, wo auf einmal eine ganze Flut neuer Ideen und Formen von unseren westlichen Nachbarn zu uns herüberströmte. Die Professoren der neu gegründeten protestantischen Schulen — insgesammt zugleich Vorkämpfer der Reformation — sind es gewesen, die dieses fremde Gewächs auf unseren vaterländischen Boden herüberpflanzten und ihm die erste Pflege angedeihen liessen. Sie hatten an den deutschen Universitäten, insbesondere in der Lehranstalt Melanchthons (in Wittenberg), diese Art der Schulspiele, als ein geeignetes Mittel sowohl zur geistigen und sittlichen Bildung der Schuljugend als auch zur Verbreitung der Reformationsideen, kennen und lieben gelernt, und machten mit derselben nun auch in den ihrer Obsorge anvertrauten vaterländischen Lehranstalten Versuche. Die Versuche fielen überaus günstig aus: die Schulcomödie ward in unseren Schulen sofort heimisch und schlug so tiefe Wurzeln, dass sie im Stande war, sich dritthalb Jahrhundert hindurch zu erhalten. In der Pflege des Schulcomödienwesens gingen bei uns die Schulen der deutschen Städte voran. Wie in den meisten Lehranstalten Deutschlands, waren auch bei ihnen insbesondere die Stücke der lateinischen Classiker, die Comödien des Plautus und Terentius stark im Schwange; doch alsbald entstanden nach dem Muster derselben auch neue Stücke in lateinischer Sprache, die ihre Sujets meistenteils dem alten Testament entlehnten. Nach unserem heutigen Wissen hat die erste derartige Schultheatervorstellung, deren Gegenstand uns namentlich bekannt ist, im Jahre 1553 in der evangelischen Schule zu Bartfeld stattgefunden. Es wurde der *Eunuchus* des Terenz im Original und noch im Laufe desselben Schuljahres die *Historie Kains und Abels* in deutscher Sprache dargestellt, — doch sind bei uns selbstverständlich schon viel früher theatralische Vorstellungen vorgekommen.* Der erste namentlich bekannte dramatische Dichter war bei uns VALENTIN WAGNER, Schuldirector in Kronstadt (Siebenbürgen) und einer der Gründer der evangelischen Kirche daselbst. Seine *Amnon incestuosus* betitelte Tragödie ist zwar auch im Druck erschienen (Coronæ, 1540), doch ist heute kein einziges Exemplar derselben zu finden. Auf ihn folgt von Seiten unserer deutschen Schulen der auch in Deutschland bekannte LEONHARD STÖCKEL, (circa 1510—1560), früher Lehrer in *Eisleben*, später (vom Jahre 1539 an) Schuldirector in Bartfeld. Sein dramatisches Werk: *Historia von Susanna in Tragedien weise gestellet zu vbung der Jugent, zu Bartfelt in Ungern,***

* Siehe EUGEN ABEL's Aufsatz *Ueber das Schauspielwesen Bartfeld's im XV. und XVI. Jahrhundert*, im IV. Jahrgang (1884.) dieser *Revue*.

** ROBERT PILGER: *Die Dramatisierungen, der Susanne im XVI. Jahrhundert. (Zeitschrift für deutsche Philologie.* Herausgegeben von HOEPFNER und ZACHER. XI. Halle. 1880. S. 129—217.)

welches angeblich nur eine Nachahmung eines gleichbetitelten Dramas des deutschen SIXT BIRK, (Xystus Betuleius, 1500—1554) ist, wurde 1559 in der Bartfelder Schule in deutscher Sprache aufgeführt und erschien noch im Laufe desselben Jahres im Druck (Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft 1559. 8° A_4—G_4=7 Bogen = 53 ungez. Bl.) Das einzige erhaltene Exemplar ist Eigentum der königlichen Bibliothek zu Berlin.*

In den ungarischen protestantischen Schulen hat sich mehr jene andere Gattung der Schulcomödie eingebürgert, welche vorzugsweise protestantische Schulcomödie genannt zu werden verdient, weil ihr Hauptzweck darin bestand, die Reformationsideen auch in der Schule zu verbreiten und die Festungen der alten Kirche durch dramatische Werke mit den Waffen sowohl des Ernstes als des Spottes zu stürmen. Hier gelangten demnach nicht aus dem Lateinischen übersetzte oder umgearbeitete, sondern ohne Ausnahme Stücke zur Darstellung, deren Sprache und Geist gleicherweise ungarisch waren. Sie schöpften auch ihre Sujets in der Regel aus den Erscheinungen des nationalen Lebens, bisweilen geradezu aus den religiösen und socialen Verhältnissen jener Zeit.

Der erste Repräsentant dieser nationalen Richtung war nach den bisher zu Tage geförderten Daten der berühmte MICHAEL SZTÁRAI, protestantischer Prediger und nachmals erster Superintendent des Baranyaer Kirchendistricts. Er ist zwar einer der bedeutendsten aus der Reihe unserer Epiker dieser Zeit und hat sich nicht minder um die Pflege unserer Kirchenliederdichtung bedeutende Verdienste erworben, seine höchste literarische Wichtigkeit aber besteht eben darin, dass er als Erzvater unserer nationalen dramatischen Literatur zu betrachten ist. Seine beiden Dramen *A papok házasságáról* («Von dem Ehestand der Priester») und *Az igaz papság tüköre* («Der Spiegel des rechten Priestertums» — jenes erschien im Jahre 1550, dieses 1559 bei Gallus Huszár zu Altenburg) bilden in jeder Beziehung schätzbare Grundsteine unserer nationalen Dramen-Literatur. Sie legen sowohl in Ansehung ihrer inneren Structur, als auch in Ansehung ihrer Sprache und Diction von einem so entwickelten dramatischen Sinn Zeugniss ab, welcher auf langwierige Praecedenzen zu schliessen erlaubt. Das politisch-satirische Drama mit dem Titel *Balassa Menyhart árultatásáról* («Verrat des Melchior Balassa», Gross-Schlatten, 1569), welches nicht so sehr für die Bühne, als vielmehr zum Lesen bestimmt ist und nichts an sich hat, was den eigentlichen Character der Schulcomödie bildet, darf hier nicht betrachtet werden; demnach können wir uns als dem dritten Product dieser nationalen protestantischen Dramen-

* Von der Existenz dieses einzigen Exemplars erhielt ich durch Dr. JOHANN BOLTE, Gymnasiallehrer zu Berlin, Kunde, dem ich für seine verbindliche Freundlichkeit hiemit öffentlich Dank sage.

Literatur, der *Válaszuti Comœdia* («Comödie von Válaszut») zuwenden. Diese von einem ungenannten Verfasser herrührende satirische Comödie führt eigentlich den Titel: *Disputatio Debrecinensis*, weil sie die in Debreczin zwischen den Anhängern Calvins (Peter Melius Juhász) und der Unitarier (Franz Dávid) öffentlich gehaltene theologische Disputation) im Jahre 1567) in dramatischer Form und in unitarischem Geiste auf die Bühne bringt, und in Válaszut, einer Ortschaft Siebenbürgens, von der Schuljugend auch öffentlich dargestellt wurde. Das vierte Drama unterscheidet sich durchaus von den drei vorgenannten; es ist nämlich weder in streng protestantischem Geiste geschrieben, noch original ungarisch. Es ist dies die *Theophania* von *Laurentius Szegedi*, welcher 1569 Prediger zu Békés und Senior der protestantischen Kirchengemeinden zwischen Körös und Maros war. Den Stoff seiner Schulcomödie finden wir unter den Werken des Hans Sachs sogar in vier Bearbeitungen; (Meisterlied, 1546; Spiel, 1553; Comoedia 1553 und Schwanck 1558); aber schon früher wurde derselbe ausgearbeitet und zwar einmal in der Form einer Schulcomödie, welche im Jahre 1516 von den Schülern in Freiberg zu Ehren des Herzog Georg's vorgetragen wurde; im Jahre 1560 aber von Selneccer ebenfalls als Schulcomödie, doch ist die ungarische *Theophania* etwas mehr, als eine blosse Uebersetzung. *

Die andere Gattung des primitiven Dramas, die Moralität, war in unseren Schulen niemals so häufig, wie zum Beispiel in Deutschland; und hat nur einen einzigen Repräsentanten gefunden in der: *Comico-Tragœdia*. welche ohne Namen des Verfassers und ohne Angabe des Druckjahrs zum erstenmal unzweifelhaft im XVI. Jahrhundert erschienen ist und im Laufe der folgenden Jahrhunderte mehrmal nachgedruckt wurde.

Diejenigen Schulcomödien, welche in unseren protestantischen Schulen nachher aufgeführt wurden, sind nie im Druck erschienen; ja selbst ihre Titel sind verloren gegangen und fortan begegnet uns nur ausnahmsweise eine Meldung über eine dramatische Aufführung. Diese sporadischen Daten genügen gerade nur, die fortwährende Uebung der theatralischen Vorstellungen in unseren protestantischen Schulen constatiren zu können: aus ihnen geht aber zugleich hervor, dass dieser Gebrauch daselbst allmälig in den Hintergrund zu treten beginnt. Und dies ist sehr natürlich. Die protestantische Schulcomödie war bei uns weit mehr als bei den Deutschen ausschliesslich ein Product der Reformation. Sie stand von Anfang an im Dienste der Reformationsideen und ihr Schicksal war daher mit derselben aufs Engste verbunden. Die Vorkämpfer des Protestantismus

* Ueber das Verhältniss der beiden Dramen zu einander und über den Ursprung ihrer Fabel siehe den Aufsatz «*Szegedi's Theophania*» von GUSTAV HEINRICH. «*Nemzeti Hirlap.*» 1878. 18 und 19. Juli.

schmiedeten bei uns auch aus der Schulcomödie eine Waffe und sie schwangen auch diese Waffe so lange siegreich, bis sie den Kampf zu Ende gekämpft hatten. Sobald aber die Ideen der Reformation sich eingebürgert und über die Lehren der alten Kirche die Oberhand gewonnen hatten. Angriffswaffen also nicht mehr von Nöten waren: verloren auch die Schulcomödien in den Augen unserer protestantischen Professoren bedeutend an Wichtigkeit und ihr Eifer auf diesem Felde wurde von Tage zu Tage lauer. Im XVII. Jahrhundert ist die Mode der Schulcomödien in den protestantischen Schulen schon bedeutend im Rückgange; an den meisten Orten wurden nur mehr in Ausnahmsfällen, anlässlich aussergewöhnlicher Feierlichkeiten, theatralische Vorstellungen veranstaltet.

Zu derselben Zeit, wo wir das Schauspielwesen in den protestantischen Schulen dergestalt in Verfall geraten sehen, geht dasselbe auf der gegnerischen Seite, in den katholischen Lehranstalten, einer höheren Entwickelung entgegen. Die Bewerkstelliger dieser Entwickelung waren die Jesuiten, deren Auftreten in der Geschichte unseres öffentlichen Unterrichts überhaupt, und in Verbindung damit auch in derjenigen unseres Schauspielwesens in den Schulen einen Wendepunkt bildet. Sowie die Schulcomödie, diese gewaltige Waffe der Reformation, den Händen der protestantischen Schulmänner entsinkt, greifen ihre neuen Gegner, die Jesuiten, dieselbe augenblicklich auf, um nebst den übrigen andern Waffen auch diese gegen sie zu wenden. Sowie sich der Orden bei uns niederlässt und zu Lehrstühlen gelangt, beziehungsweise Schulen eröffnet, erwacht auf den Schulbühnen ein neues Leben und die Entwickelung des katholischen Schulschauspielwesens nimmt einen so raschen Lauf, dass sie die Entwickelung des protestantischen Schuldramas weit überflügelt. Die Professoren dieses Ordens fassen indessen das Schuldrama ganz anders auf, als die protestantischen Professoren dies getan hatten. Auch sie lassen zwar den religiös-sittlichen oder geradezu dogmatischen Gesichtspunkt nicht aus den Augen, legen aber das Hauptgewicht doch nicht auf diesen, sondern vielmehr auf die pädagogische Seite der Sache. Auch sie trachteten mit ihren Schulcomödien sowohl in der Schuljugend, als auch in den Zuschauern das religiöse und sittliche Gefühl zu kräftigen; noch weit mehr aber ist ihr Absehen darauf gerichtet, ihren Schülern auf diese Weise Gelegenheit zu bieten, sich im schönen Vortrag, im feinen Benehmen zu üben und — was die Hauptsache war — ihre Kenntniss der lateinischen Sprache zu fördern.

Von dieser Seite fasst auch die für die sämmtlichen Lehranstalten des Ordens ausgearbeitete *Ratio Studiorum* die Schulcomödie auf, und diese galt auch bei uns als Richtschnur. Unsere Jesuitenprofessoren hielten sich indessen nicht streng an diese Vorschrift, oder besser gesagt, sie waren bemüht, derselben auch über das von ihr vorausgesetzte Mass hinaus zu

entsprechen. Denn während dieses Regulativ die Schultheatervorstellungen nicht fordert, sondern vielmehr nur gestattet, wurden dieselben von unseren Jesuitenprofessoren so zu sagen ganz systematisch behandelt. Kaum dass der Orden in irgend einer Stadt eine Schule eröffnete und die Zahl der Schüler auf 30 oder 40 anwuchs, nahmen sofort die Aufführungen ihren Anfang und wurden fortan mit gewissenhafter Pünktlichkeit Jahr für Jahr wiederholt. Im Anfang begnügten sie sich jährlich mit einer Aufführung und arrangirten allenfalls bei ausserordentlichen Feierlichkeiten, wie z. B. bei Kirchweihfesten, Besuchen hoher geistlicher oder weltlicher Würdenträger und in anderen dergleichen Ausnahmsfällen eine zweite Vorstellung. Später aber, als die Teilnahme für die Theatervorstellungen auch im Publicum schon rege geworden war, verlegten sie sich besonders in den grösseren Schulen so stark auf die Schauspielerei, dass sie jährlich vier bis fünf, ja sechs Aufführungen veranstalteten. In der Regel traten je zwei Classen zusammen, nämlich die Elementaristen mit den Principisten, die Grammatisten mit den Syntaxisten, und die Poeten mit den Rhetoren; ebenso gaben auch die Mitglieder des Maria-Vereins (wo nämlich ein solcher Verein bestand) ihre Theatervorstellungen.

Die Theatervorstellungen der Jesuitenschulen können wir in drei Classen teilen. In die erste fallen die *Charfreitags-* und *Frohnleichnams-Vorstellungen,* welche gleichsam die Fortsetzungen der mittelalterlichen geistlichen Mysterien bilden und als solche an manchen Orten einen wesentlichen Bestandteil der Liturgie ausmachten. Sie wurden gelegentlich der feierlichen Procession auf einem offenen Platze, in der Regel auf dem Marktplatze der Stadt, auf dem freien Raum vor der Kirche oder vor der Statue der heiligen Jungfrau Maria aufgeführt. Die Gegenstände der Vorstellungen wurden zumeist dem alten Testamente entnommen und in eigentümlicher Weise zu einzelnen hervorragenden Momenten des Lebens Christi in Beziehung gebracht. Diese Art der theatralischen Vorstellungen hatte die Bestimmung, das andachterfüllte Publicum der Processionen geistig zu erbauen, im Glauben zu bestärken; und sie entsprach diesem Zwecke auch. An anderen Feiertagen z. B. am Weihnachts- oder Pfingstfeste, wurden solche mysteriumartige Theatervorstellungen nur in ganz exceptionellen Fällen aufgeführt; auch in meinem Verzeichnisse finden wir nur ein Weihnachts- und ein Pfingstspiel.*

Die in die zweite und dritte Classe fallenden Schulcomödien stimmen in ihrem Wesen mit einander überein und unterscheiden sich von einander blos hinsichtlich der Art und Weise der Aufführung. Diesbezüglich bestand nämlich ein Unterschied zwischen den im Laufe des Schuljahres und den am Schlusse des Schuljahres gehaltenen theatralischen Vorstellungen.

* Siehe Nr. 141 und 142.

Die im Laufe des Schuljahres gehaltenen Vorstellungen gingen mit minder grossem Gepränge, vor einem minder zahlreichen Publicum, gleichsam im häuslichen Kreise vor sich. Die Bühne wurde in der Regel im Festsaale der Schule, oder wo es zwei Theatersäle gab, im kleineren, ohne besonderen Decorationsaufwand aufgestellt. Ebenso waren auch die bei solchen Gelegenheiten aufgeführten Stücke auf mässige Ansprüche berechnet; sie hatten weder eine grosse Zahl handelnder Personen, noch eine bedeutende Ausdehnung. Mit einem Worte, diese im Laufe des Jahres arrangirten theatralischen Darstellungen hatten eine gewöhnliche Alltags-Physiognomie.

Dagegen trugen die am Schlusse des Schuljahres oder bei aussergewöhnlichen Feierlichkeiten, zu Ehren irgend eines hohen geistlichen oder weltlichen Würdenträgers veranstalteten schauspielerischen Aufführungen in jeder Hinsicht das Gepräge der Feierlichkeit an sich. Zu einer solchen feierlichen Vorstellung wurden jedesmal grosse Vorbereitungen getroffen. Die handelnden Personen wurden nicht aus je zwei Classen, sondern aus der ganzen Schuljugend gewählt, und ihre Zahl war gewöhnlich sehr gross. In Tyrnau, Neutra und an anderen Orten, wo im Schulgebäude zwei Theatersäle eingerichtet waren, wurde bei solchen Gelegenheiten immer der grössere geöffnet und sowohl dieser selbst, als auch die Bühne desselben bestmöglich decorirt; oft wurden sogar neue Costüme und Bühnendecorationen aus Wien, ja selbst aus Venedig besorgt. Die Versendung von Einladungen war zwar nicht üblich, doch erhielt das Publicum von den Vorbereitungen frühzeitig Kunde und strömte an dem bestimmten Tage immer in grosser Anzahl herbei; um so mehr, da bei uns niemals Eintrittsgebühren behoben wurden: die Vorstellungen wurden ausnahmslos unentgeltlich gegeben. Vor Beginn der Vorstellung wurde unter das Publicum ein aus einigen Blättern bestehendes gedrucktes Heft verteilt, welches die Stelle des heutigen Theaterzettels vertrat und das Programm der Vorstellung enthielt. Solche Programme wurden auch von den im Laufe des Schuljahres stattfindenden Vorstellungen ausgegeben; jedoch nur in Ausnahmsfällen. Die Zahl der darstellenden Personen war sehr verschieden. In den während des Schuljahres gegebenen theatralischen Vorstellungen spielten in der Regel nur 8—10 Personen; in den bei festlichen Anlässen gegebenen aber belief sich die Zahl der Mitwirkenden selbst auf hundert. Selbstverständlich kamen in den dargestellten Stücken weibliche Rollen nur in seltenen Fällen vor und wurden auch in diesen Fällen durch männliche Zöglinge dargestellt. Uebrigens waren die aufgeführten Stücke nicht von übermässiger Länge. Die Vorstellung nahm in der Regel um 2—3 Uhr Nachmittags ihren Anfang und erreichte je nach den Umständen um 5 bis 6 Uhr ihr Ende. Die Vorstellung eines Schauspieles wurde in einem Zuge bis zu Ende geführt; es kommen bei uns kaum einzelne Fälle vor, in wel-

chen das an dem einen Tage begonnene Theaterstück am andern Tage zu Ende gespielt worden wäre, wie dies bei den Deutschen häufig geschah.*

Das Stück wurde mit einem kurzen Prolog eröffnet und mit einem eben so kurzen Epilog geschlossen. Indessen bildeten Prolog und Epilog bei uns niemals wesentliche Bestandteile der Schulcomödie und kommen auch nicht so regelmässig vor, wie bei den Deutschen. Die Einteilung des Stückes in Acte und Scenen war bei uns nicht so streng geregelt, wie bei unsern Nachbarn, wo die Zahl der in einem Act zusammengefassten Scenen regelmässig bestimmt war. Die Pausen zwischen den Aufzügen wurden in der Regel durch Chorgesang, Musik und Tanz ausgefüllt, ja es gibt sogar einige Beispiele dafür, dass in den Actpausen einer fünfactigen Tragödie eine in drei Abteilungen geteilte Comödie oder sonst ein possenartiges Stück dargestellt wurde.**

Mit der theatralischen Vorstellung hatte indessen die Feierlichkeit noch nicht ihren Abschluss gefunden. Die am Schlusse des Schuljahres stattfindenden Vorstellungen waren in der Regel mit einer Prämienverteilung verbunden und führten deswegen auch den Namen *actio praemialis*. Es war nämlich Sitte, dass einzelne hochherzige Gönner zum Zwecke der Prämiirung der preiswürdigen Schüler jährlich mehr oder minder grosse Geldbeträge spendeten. In Tyrnau machte der Fürst Paul Eszterházy, welcher überhaupt ein grossmütiger Patron des Schulschauspielwesens war, sogar eine Stiftung von 1000 Gulden zu diesem Zwecke, wofür die Lehranstalt die übliche actio præmialis alljährlich pietätsvoll dem Andenken des hochherzigen Stifters widmete. In anderen Anstalten gab es gleichfalls derartige Stiftungen, wenn auch bedeutend kleinere. An den meisten Orten aber spendete jedes Jahr ein anderer Mæcenas Prämien; wenn sich aber kein solcher fand, übernahm der Director der Anstalt selbst die Rolle des Maecenas. Der Preis bestand meist in baarem Gelde, doch wurden bisweilen auch Bücher, ja in einem Falle Kleidungsstücke als Prämien gegeben. Nach beendigter Vorstellung des Stückes wurden die Namen der durch Prämien ausgezeichneten Jünglinge öffentlich verlesen und diese traten unter Trommel- und Trompetengeschmetter hervor, um den Preis in Empfang zu nehmen.

Die Schauspiele wurden von den Professoren selbst verfertigt. Jeder Professor hatte die Verpflichtung, seine Classe mit einem passenden Schauspiele zu versehen, dasselbe durch seine Zöglinge einüben zu lassen, mit ihnen Proben zu halten und gelegentlich der eigentlichen Vorstellung die Agenden des Regisseurs zu versehen. Sie traten meist mit Original-

* Etwas Aehnliches ist geschehen im Jahre 1758 in dem Jesuiten-Gymnasium zu *Skalitz* bei der Aufführung des »*Aurelius*«, welche mit grossen Unterbrechungen beinahe den ganzen Tag in Anspruch genommen hat. Siehe Nr. 88.

** Siehe z. B. die N. 56.

Erzeugnissen hervor; erst in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts fangen sie an, die Werke fremder Verfasser und zwar unter den Classikern die Lustspiele des *Plautus* und *Terentius*, unter den ausländischen Jesuiten-Autoren aber insbesondere die Stücke von *Friz* und *Granelli* umzuarbeiten. So überarbeitete z. B. *Franz Faludi*, der einzige Dichter der Verfalls-Periode unserer nationalen Litteratur, aus dem Italienischen zwei Schulcomödien anonymer Verfasser, von deren Stücken eines bisher unbekannt war. * Diejenigen, welche diese Literatur mit Originalarbeiten bereicherten, schöpften ihre Sujets bisweilen aus der heiligen Schrift, häufiger aus den Legenden, aus der Lebensgeschichte der Heiligen der katholischen Kirche, oder aus der Geschichte und hier richteten sie ihr Augenmerk insbesondere auf die Geschichte unserer Nation, so zwar, dass sie die Gegenstände der feierlichen Vorstellungen in den meisten Fällen der letzteren entlehnten. Bedauerlich ist es indessen, dass sie die nationale Sprache — insbesondere im ganzen Verlaufe des XVII. und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts — consequent vermieden. Indessen floss dies natürlich aus dem Geiste der Zeit. Nach der damaligen allgemein herrschenden Auffassung — nicht allein bei uns, sondern im ganzen gebildeten Europa — bildete die vollkommene Kenntniss der lateinischen Sprache, der sichere und präcise Gebrauch derselben und das gründliche Verstehen der lateinischen Classiker die höchste Stufe der geistigen Bildung. Es ist sehr natürlich, dass unsere Professoren ihre Zöglinge diesem grossen Ziele auch durch die Schulcomödien näher zu bringen trachteten. Dieses Bestreben herrschte insbesondere unter den Jesuiten, welche die Schulcomödie vornehmlich aus diesem Grunde in ihre Pflege genommen hatten. So erfuhr die nationale Sprache mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch eine stiefmütterliche Zurücksetzung; sie wurde allenfalls in den Prologen und Interludien geduldet. Später aber trat auch in dieser Hinsicht eine erfreuliche Wendung ein, und es ist von Interesse zu bemerken, dass diese Wendung eben damals eintrat, die nationale Sprache auf der Schulbühne eben damals in Aufnahme zu kommen begann, als sie im socialen Leben in den Hintergrund zu treten anfing. Nach der Mitte des XVIII. Jahrhunderts versuchen die Professoren hie und da ein Stück in ungarischer Sprache aufführen zu lassen; das Publicum greift begierig nach solchen Aufführungen und wünscht die Wiederholung des Experiments. So wird sodann die Schulbühne allmälig zurückmagyarisirt, die Schulcomödie erklingt wieder in ungarischer Sprache wie ehedem und wird, indem sie in den Herzen fortwährend das Nationalgefühl belebt, zu einem mächtigen Factor jener nationalen Renaissance, welche bei uns die Morgenröte der neuesten Zeit unserer Literatur ankündigt.

* Siehe Nr. 8., 130., 132. und 133.

Dieses blühende Schauspielwesen erlitt zwar durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens (1773) einen empfindlichen Schlag, doch hatte es damals bereits so tief Wurzel geschlagen, dass es sich von demselben bald wieder erholte. Die übrigen Lehrorden, die wackeren Pauliner und Piaristen, welche die Lehrstühle der Jesuiten einnahmen, folgten ihrem Vorgange auch in der Pflege der Schultheater-Vorstellungen. Ihr Eifer war um nichts geringer und der Erfolg ihrer Bemühungen offenbarte sich in augenfälliger Weise. Die Schulcomödie erreichte unter ihrer sorgfältigen Pflege die höchste Stufe der Entwicklung; sie führten das Schulschauspielwesen bis zu jenem kritischen Punkte, wo die theaterspielenden Zöglinge der Schulen auf einmal in das Leben tretend und von der wunderbaren Gewalt des erwachten Nationalgeistes ergriffen, die erste ungarische Schauspielgesellschaft bildeten und damit den Grund zum ungarischen nationalen Schauspielwesen legten (1790).

Nach dieser skizzenhaften Darstellung wird uns nunmehr die litterarhistorische Wichtigkeit unserer Schulcomödie einleuchtender geworden sein. Dieselbe äussert sich bei uns in ganz anderen Tatsachen, als bei den Deutschen. Wir sehen nämlich, dass sich diese Kunstgattung bei uns dritthalb Jahrhunderte hindurch stetig entwickelt, immer neue Pfleger findet und stufenweise zu immer höherer Wirkung emporsteigt. Im Anfange bieten ihr unsere eigenen vaterländischen Verhältnisse, die Erscheinungen unseres religiösen und socialen Lebens den Stoff und sie redet in nationaler Sprache zum Volke. Auch später, wo sie in den Dienst pädagogischer Zwecke tritt und dem zu Folge die nationale Sprache mit der lateinischen vertauscht, verlässt sie niemals den Boden des nationalen Lebens; sie verlebendigt jederzeit mit hervorragender Vorliebe die grossen Gestalten und grossen Begebenheiten unserer vaterländischen Geschichte und bleibt unentwegt der Dolmetsch des nationalen Gefühls. In jener wüsten Epoche (1711—1772), welche in der Geschichte unserer Literatur die Zeit des Verfalls genannt zu werden pflegt, zeigt sich nirgends eine so rege Tätigkeit, wie auf dem Gebiete der Schulcomödie; und in jenen Jahren traurigen Andenkens, wo die nationale Gesinnung und Sprache aus unseren vornehmsten Kreisen von Tag zu Tag immer mehr und mehr zu verschwinden begann, wird die Schulcomödie, als ob sie der Repräsentant der nationalen Reaction hätte werden wollen, wieder magyarisch. Und schliesslich, als der Jahrzehnte hindurch erstickte nationale Geist hervorbricht und im ganzen Vaterlande allenthalben seinen Triumph feiert, als sich endlich die Zeit erfüllt hat, tritt die Schulcomödie auf einmal aus den engen Schulmauern heraus und wird die Grundlage unserer nationalen Schauspielkunst. Das sind insgesammt Tatsachen, welche der Schulcomödie bei uns eine so ausserordentliche Wichtigkeit verleihen, wie sie dieselbe in der Literatur keiner einzigen anderen Nation gehabt hat.

II.

Da unsere Schulcomödien nicht so sehr für die Literatur, als vielmehr nur für die Schulbühne verfasst wurden, so wurden von ihnen nur wenige in Druck veröffentlicht, so dass die in Druck erschienenen nur einen verschwindend kleinen Teil dessen bilden, was in dieser Gattung bei uns innerhalb der dritthalb Jahrhunderte, von der Reformation bis 1790, hervorgebracht worden ist. Wenn wir demnach die Literatur unserer Schulcomödie gründlich erkennen wollen, müssen wir unser Augenmerk in erster Reihe auf jene gedruckt erschienenen Programme richten, welche gelegentlich der Vorstellungen unter den Zuschauern verteilt wurden und wohl verdienen, hier etwas weitläufiger besprochen zu werden. Die Einteilung dieser Programme war sehr verschieden und bei weitem nicht so festgesetzt, wie bei den Deutschen; insbesondere bei den ältesten zeigen sich die mannigfaltigsten Abweichungen; aber in dem Wesentlichen, in dem Inhalt kamen sie alle überein, nur die Aufeinanderfolge der einzelnen Teile ist verschieden. In den meisten Programmen, besonders in denen der späteren Zeiten, ist die Einteilung folgenderweise bestimmt. Auf dem Titelblatt des kleinen Heftes steht der volle und in den häufigsten Fällen ausserordentlich lange Titel des zur Aufführung gelangenden Stückes; der Name desjenigen, zu dessen Ehren oder Andenken die Vorstellung gegeben wurde; ferner die vorstellende Classe und der Tag der Vorstellung verzeichnet.* Auf der zweiten Seite wurde in der Regel das Sujet des aufzuführenden Stückes mit wenigen Worten angezeigt; und dieses hiess *Argumentum.* Auf den folgenden Blättern aber wurde der Inhalt des ganzen Stückes nach Aufzügen und Auftritten bekannt gegeben. Auf dem letzten Blatte endlich standen die Namen der handelnden Personen und der dieselben darstellenden Jünglinge verzeichnet. An all' dies schliesst sich noch bei einer actio præmialis das volle Namensverzeichniss der mit Prämien ausgezeichneten Schüler.

Es fand kaum eine nennenswertere Vorstellung statt, von welcher nicht ein derartiges Programm veröffentlicht worden wäre, so dass wir mit Hilfe dieser Programme — wofern sie nämlich in voller Zahl erhalten geblieben wären, — im Stande sein würden, eine ziemlich vollständige Bibliographie der ausserordentlich reichen Literatur unserer Schulcomödien zusammenzustellen. Leider ist indessen ein beträchtlicher Teil dieser Programme der Vernichtung anheimgefallen; auch scheinen die Zeitgenossen selbst sich um dieselben wenig bekümmert, sie für zu unbedeutend gehalten zu haben, um sie der Aufbewahrung zu würdigen. Nebst anderen

* Siehe z. B. die Nr. 31, 32, 33, 40, 41 u. s. w.

wertvollen Schätzen unserer Literatur ging denn auch ein beträchtlicher Teil dieser gedruckten Schultheater-Programme verloren, so dass von den vielen tausenden heute nur einige hunderte in unseren öffentlichen Bibliotheken vorfindlich sind.

Die Bibliothek des ungarischen National-Museums, diese reichste Schatzkammer der geistigen Kleinodien unserer National-Literatur, steht auch mit der grossen Zahl der in ihr aufbewahrten Schulcomödien unseren übrigen öffentlichen Bibliotheken voran. In keiner unserer Bibliotheken findet sich eine so vollständige Sammlung der in Druck erschienenen Schulcomödien, wie hier; und das Gleiche dürfen wir auch hinsichtlich der gedruckten Schultheater-Programme sagen. — Wir finden in der Gruppe der kleinen Drucke (Cimelien) sorgfältig ausgewählt und in chronologischer Reihenfolge aufgestellt, 107 solche Programme, eine Anzahl, welcher in unserem Vaterlande nur die derartige Sammlung der Budapester Universitätsbibliothek nahe kommt. Diese wertvolle Sammlung unserer Museumsbibliothek ist unseren Fachmännern nicht vollständig unbekannt, nachdem der ehemalige eifrige Custos dieser Bibliothek, *Gabriel Mátray*, bereits ein Verzeichniss dieser Sammlung veröffentlicht hat. Dieses Verzeichniss ist aber überaus mangelhaft.*

Natürlicherweise bezieht sich der überwiegende Teil dieser Programme auf vaterländische Schultheatervorstellungen; von Schultheatervorstellungen, welche im Auslande, an deutschen Lehranstalten stattgefunden haben, befinden sich in unserer Sammlung blos 8 Programme, und auch diese sind denjenigen, die sich mit dem Studium der Literatur der Schulcomödien in Deutschland befassen, sicherlich bekannt.

Mit den im Druck erschienenen Schulcomödien und Programmen ist indessen die Zahl der Schulcomödien unserer Bibliothek noch keineswegs erschöpft: wir finden deren auch in der Handschriften-Abteilung, und zwar vom ersten bis zum letzten mit vollständigem Text. Natürlicherweise sind auch diese zum überwiegenden Teile in lateinischer Sprache verfasst; doch befinden sich darunter auch 10 Nummern mit ungarischem Text.

Besondere Rücksicht verdient in dieser Abteilung die zweibändige Sammlung des Jesuiten-Professors zu Kaschau und später zu Tyrnau, JOSEPH BARTAKOVICH, welche 36 Schulcomödien, und darunter zwei in ungarischer Sprache**, enthält, welche alle um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts herum entstanden zu sein scheinen. Der Name BARTAKOVICH ist

* MÁTRAY GÁBOR: *A magyar nyelv divatozasarol hazánk tanodaiban a XVII. szazad folytan.* (GABRIEL MÁTRAY: *Ueber die Herrschaft der ungarischen Sprache an unseren vaterlandischen Schulen im Laufe des XVII. Jahrhunderts.*) *Magy. Akad. Értesitö.* XI. Jahrgang. (1851) XX. S. 253—259.

** Siehe d. Nr. 131 und 133.

in unserer Schulcomödienliteratur seit lange bekannt; zwei lateinische Schulcomödien desselben, «*Moyses*»[1] und «*Symon Machabaeus*» sind auch gedruckt erschienen. Ob sich in der erwähnten Sammlung auch von ihm verfasste Stücke befinden? und welche diese zufälligerweise sein sollen? — das sind Fragen, auf welche wir, wegen Mangels diesbezüglicher Daten, eine bestimmte Antwort zu geben ausser Stande sind; doch scheint es sehr glaublich, dass er diese grosse Sammlung auch mit eigenen Erzeugnissen vermehrt haben wird, um so mehr, da er, als Lehrer der Jugend, fortwährend auf die Anfertigung von Schulcomödien hingewiesen wurde. Wir begegnen ferner in der Reihe dieser handschriftlichen Schulcomödien auch den Namen zweier vortrefflichen Arbeiter unserer Literatur, nämlich: Franz Faludi und Andreas Dugonics. Beide waren Kirchenmänner: jener aus der Gesellschaft Jesu, dieser aus dem Piaristen-Orden, beide wirkten als Professoren und bereicherten also zufolge ihres Berufes auch unsere Schulcomödienliteratur. Franz Faludi überarbeitete — wie schon erwähnt war — zwei italienische Originaldramen, von welchen die eine in unserer Literatur bisher unbekannt geblieben ist;[2] der brave Dugonics aber, dem auch in späteren Jahren, als die weltliche Schauspielkunst bei uns bereits Wurzel zu schlagen begann, das Interesse derselben so sehr am Herzen lag, trug mit mehreren aus dem Lateinischen (Plautus und Terentius) überarbeiteten und auch Originaldramen, — welche, mit Ausnahme des einzigen Gyöngyösi, ebenfalls unbekannt waren, — sein Opfer zu dieser Literatur bei.[3] — Die Schulcomödien des Illavaer Professors Andreas Sartorius[4] sind insofern einzig in ihrer Art, als sie nichts anderes sind, als neuzeitliche Nachahmungen mittelalterlicher Mysterienspiele. Sie behandeln einzelne Begebenheiten aus dem Leben Christi in dramatischer Form. In den Jesuiten-Schulen wurden bei uns, wie schon erwähnt, am Charfreitag und am Frohnleichnahmstag auch solche mysterienartige Schulcomödien aufgeführt; Schultheatervorstellungen am Weihnachts- und Pfingstfeste aber gehören bei uns zu den grössten Seltenheiten.

Das gegenwärtige bibliographische Verzeichniss enthält demnach die in der Bibliothek des ungarischen National-Museums befindlichen:

1. gedruckten Schulcomödien,
2. Programme derselben;
3. handschriftlichen Schulcomödien, und endlich
4. die Programme ausländischer Schulcomödien.[5]

[1] Siehe unter Nr. 22.
[2] Siehe unter den Nr. 8, 130, 132 u. 133.
[3] Siehe unter den Nr. 34, 135, 136, 183, 184 u. 186 (?).
[4] Siehe unter den Nr. 140—143.
[5] Die in Druck erschienenen ausländischen Schulcomödien hier aufzuzählen.

Der leichteren Uebersicht halber habe ich die letzte Classe aufgestellt; und unter den vaterländischen Schulcomödien und Programmen die in ungarischer Sprache verfassten von den in fremden Sprachen (lateinisch, deutsch und französisch) geschriebenen geschieden. Zugleich habe ich bei jedem einzelnen Drama den Namen der Schule, in welcher es gespielt, und der Classe, von welcher es dargestellt wurde, nicht minder das Datum der Aufführung möglichst genau angegeben.

Ich teile dieses Verzeichniss an dieser Stelle in der Absicht mit, die Fachmänner des Auslandes mit dieser wertvollen Sammlung unserer Museumsbibliothek bekannt zu machen und ihre bezüglichen Forschungen in derselben, und insbesondere die Vergleichung der unseren und der deutschen Schulcomödie-Literatur möglichst zu erleichtern und zur Bestimmung des zwischen den beiden existirenden Verhältnisses beizutragen. Ich tue es zugleich mit dem Wunsche, die gelehrten Custoden der öffentlichen Bibliotheken des Auslandes möchten auch ihrerseits sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die Bibliographie der zufälligerweise in den ihrer Obhut anvertrauten Bibliotheken vorfindlichen aus Ungarn stammenden, oder wenigstens ungarische Stoffe behandelnden Schulcomödien zu veröffentlichen.

I. AUSGABEN.

1. In ungarischer Sprache.

1. 1575. *Theophania,* Az az: Isteni meg ielenes. Wy es igen szép Comoedia a mi elsö Atyainknac allapattyárol, es az emberi tiszteknec rendeleseröl auagy gradiczarol. SZEGEDI LÖRINTZ által: Debrecembe Nyomtatattot Komlos Andras altal 1575. — *Theophania,* Das ist: Gottes Erscheinung. Neue und sehr schöne Comoedie von dem Stande unserer Urväter und von dem Anordnen oder Grade der menschlichen Würden. Durch LAURENTIUS SZEGEDI. Gedruckt in Debrezin durch Andreas Komlós. 1575. 4. A—F = 6 Bogen = 24 ungez. Bl. (Ende fehlt.) Unicum.

2. 1646. *Comico-Tragoedia.* Constans Scenis Quatuor. Quarum 1 agit De Virtute et Vitio. 2 agit De Divite purpurato et Paupero Lazaro. 3 agit De Milite scelerato. 4 agit De Præfecto tyranno. Varadon. Nyomtattatott Szenczi Abraham altal. 1646. (Gedruckt in Wardein, durch Abraham Szenczi.) 8. Nur der untere Theil des Titelblattes und die Trümmer von drei Blättern sind erhalten. Unicum. Das Werk ist in ungarischer Sprache geschrieben, nur der Text des Titelblattes und die Ueberschriften der einzelnen Actus und Scenen sind lateinisch.

3. 1683. *Comico-Tragoedia.* Constans Scenis Quatuor. U. s. w. wie oben. Lötsen, Nyomtatt: Brewer Sámuel által. (In Leutschau. Gedruckt durch Samuel Brewer.) 1683. 8° A—E4 = 4½ Bogen = 36 ungez. Bl. [Das Exemplar unserer Bibliothek — das zweite existirende Exemplar dieser Ausgabe — ist nicht voll-

halte ich für gänzlich unnötig, weil unter denselben wohl keine einzige sich befindet, welche in den ausländischen Bibliotheken nicht zu finden wäre.

ständig: es besteht nur aus den A—B₈] Die späteren Ausgaben siehe unter N. 4, 6 und 10.

4. 1699. *Comico-Tragoedia*, Constans Scenis Quatuor, Az-az Négy Szakaszokból álló, rész-szerint Vig, rész-szerint Szomoru Historia. Quarum I. agit De Virtute et Vitio, az-az: A' Jóságostselekedetröl és Vétekröl. II. De Divite purpurato et paupero Lazaro, az-az: A' fényes Gazdagról, és a szegény Lázárról. III. De Milite scelerato, az-az: A' hires lator Katonáról. IV. De Præfecto tyranno, azaz: A' kegyetlen Tiszttartóról. Kolosváratt, Nyomtattatott M. Tótfalusi Kis Miklós által 1699-esztendőben. (Clausenburg, gedruckt durch Niclas M. Tótfalusi Kis im Jahre 1699.) 8°. A—D_4 = 3½ Bogen = 28 ungez. Bl. (wenn es complet ist. — Das Exemplar unserer Bibliothek, welches aus einem alten Einbanddeckel losgelöst wurde, besteht nur aus 7 (A_1, A_2, A_3, A_4, C_1, C_2, C_3 und C_4) Blättern. Der untere Theil des Titelblattes, wo Jahr und Ort der Ausgabe aufgezeichnet war, ist zwar abgerissen; weil aber dieses Exemplar von denen der übrigen Ausgaben dieses Werkes verschieden ist, und sein Titel mit dem der Clausenburger Ausgabe vom J. 1699 pünktlich zusammenstimmt, habe ich kein Bedenken, dieses Bruchstück für das zweite existirende Exemplar dieser Clausenburger Ausgabe zu halten.)

5. O. J. (1740.) *Jekoniás.* Szomoru szabásu, vig kimenetelü játék, mellyet egy némelly Jesus Társaságbeli Tanitó-Mester (Kozma Ferencz) szerzett és előállatott. — *Jekonias.* Ein Spiel von traurigem Inhalte, aber fröhlichem Ausgange. Verfasst und vorgestellt von einem Schulmeister (Franz Kozma) aus der Gesellschaft Jesu. Raab. O. J. (1740.) 8°. II, 131 und 6 Bl. In 5 Aufzügen. [In Handschrift siehe unter Nr. 131.]

6. 1748. *Comico-Tragoedia.* Constans Scenis Quatuor, Az az: Négy Szakaszokból álló rész szerént Vig, rész szerént Szomoru Historia. Quartum *(sic!)* 1 agit De Virtute et Vitio. 2 agit De Divite purpurato et Paupero Lazaro. 3 agit De Milite scelerato. 4 agit De Præfecto tyranno, az-az: 1. A' Jóságos-tsekedetről és Vétekről. 2. A' Fényes Gazdagról, és a szegény Lázárról. 3. Az hires lator Katonáról. 4. A Kegyetlen Tiszttartóról. Nyomtattatott M.DCC.XLVIII. (H. n.). Gedruckt im Jahr 1748. O. O. 8°. A_1—D = 28 ungez. Bl.

7. 1749. Ama Hires Bátor szivü és Vitézi Nagy erejü Nevezetes *Szent Judith Asszonynak* Holofernessel, Nabugodonozor erős Táborának kevély Fő Hadi Vezérével lett jeles dolgairól iratott Rövid Historia, Melly Tragyediás Magyar Versekben ujonnan foglaltatván, kibocsáttatott. Nyomtattatott Budán, 1749. Esztendőben. A_1—B_8 = 16 sztlan lev. — Kurze Historia von den merkwürdigen Thaten jener berühmten muthherzigen und tapferen namhaften *Heiligen Frau Judith* mit Holofernes, dem hochmüthigen Ober-Feldherrn des mächtigen Heeres Nabugonodozor's, welche neuerdings in ungarische Tragœdien-Verse gefasst, herausgegeben wurde. Gedruckt in Ofen, im Jahre 1749. 8. A_1—B_8 = 16 ungez. Blätter. XIII Actus, in Versen.

8. 1750. *Constantinus Porphyrogenitus.* Szomorujáték öt végezésben. Irta Faludi Ferencz. — *Constantinus Porphyrogenitus.* Trauerspiel in fünf Abhandlungen. Von Franz Faludi. («Acta in albano castro collegii Tyrnaviensis. XIII. Septembris MDCCL.» und in dem Jesuiten-Collegium zu Erlau im Jahre 1754.) Siehe *Faludi Ferencz költeményes maradványai.* Egybeszedte ... Révai Miklós. — *Franz Faludi's nachgelassene Dichtungen.* Gesammelt ... von Niclas Révai. Raab 1786. II. Band. 1—114 S. (In Handschrift siehe unter Nr. 132 u. 133.)

9. 1754. *Sedecziás.* Keserves játék, mellyet magyar nyelven szerzett KUNITS FERENCZ, Jesus Társaságának szerzetes papja. — *Sedecias.* Trauerspiel, in ungarischer Sprache verfasst von FRANZ KUNITS, Ordensgeistlicher aus der Gesellschaft Jesu. Kaschau. 1753. 8. 88 S. In 5 Aufzügen.

10. 1756. *Comico-Tragœdia,* u. s. w. (wie oben). Gedruckt im Jahre M.DCC.LVI. O. O. 8. A_1—D_2 = 28 ungez. Bl. (Die früheren Ausgaben siehe unter den Nrn. 2, 3, 4 und 6.)

11. 1767. *Salamon.* (In einem Aufzuge).

12. 1767. *Ptolomæus.* (Trauerspiel in 5 Aufzügen,) und

13. 1767. *Titus.* (In 3 Aufzügen.) Siehe: *Három szomorujáték,* kettejét ennen maga szerzette, harmadikát pedig Metasztaziusból forditotta ILLEI JÁNOS, Jesus Társaságának papja. — *Drei Trauerspiele,* deren zwei selbst verfasste, den dritten aber aus Metastasio übersetzte JOHANN ILLEI, Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu. Kaschau. 1767. 8. II u. 168 S.

14. 1767. *Cyrus.* Szomorujáték, mellyet magyar nyelvre fordétott KERESKÉNYI ÁDÁM, Jesus Társaságának szerzetes papja. Kassán, 1767. — *Cyrus.* Trauerspiel, ins Ungarische übersetzt von ADAM KERESKÉNYI, Ordensgeistlicher der Gesellschaft Jesu. Kaschau. 1767. 8. 88 S. In 3 Aufzügen.

15. 1767. *Mauritius tsászár.* Szomorujáték, mellyet magyar nyelvre fordétott KERESKÉNYI ÁDÁM, Jesus Társaságának szerzetes papja. — *Kaiser Mauritius.* Trauerspiel, ins Ungarische übersetzt von ADAM KERESKÉNYI, Ordensgeistlicher aus der Gesellschaft Jesu. Kaschau. 1767. 8. 82 S. In 3 Aufzügen.

16. 1789. *Tornyos Péter.* Farsangi játék. Szerzette ILLEI JÁNOS. — *Peter Tornyos.* Ein Faschingsspiel. Verfasst von JOHANN ILLEI. Komorn und Pressburg. 8. 66 S. In 3 Abhandlungen.

2. In lateinischer und französischer Sprache.

17. 1723. *Emericus Bebekus et Joannes Zápolya,* Roxiæ Gubernatores a Ludovico I. Hungariæ rege constituti. Per PAULUM KOLOZSVARI. Claudiopoli. 1723. 12°. A—D = 32 ungez. Bl. Actus III.

18. 1728. *Tenerorum lusus amorum cum infante Deo,* Quorum auspex Gratiosissimus Excellentissimus Dominus Stephanus Kohari, Judex Curiæ Regiæ. Budæ. 1728. 8°. p. 34. Carmina VII.

19. 1730. *Arsinoe.* Tragœdia, Nuper visa, Nunc Honoribus Reverendorum, Prænobilium, Excellentium, ac Doctissimorum Dominorum AA. LL. et Philosophiæ Magistrorum ... A *Rhetorica Tyrnaviensi* inscripta, Anno salutis M.DCC.XXX. Mense Aug. Die 22. (Auctore STEPHANO VILÁGHI, e Soc. Jesu.) Tyrnaviæ. S. a. (1730.) 8° 4 et 66 p. Actus III. (Das Programm s. unter Nr. 58.)

20. 1733. *Ludi poetici.* Honoribus . . . D. D. Neo-Baccalaureorum pro eodem actu solenni a *Poetis Cassoviensibus* dicati. Anno æræ Christianæ MDCCXXXIII. Mense . . . Die . . . Cassoviæ. S. a. (1733.) p. 31. Ludi III sunt sequentes: Musæ novellæ ad Parnassum admittuntur. — Annus novus e veteris busto surgens. — Peccator pœnitens.

21. 1741. *Spectacula Heroicæ in Oriente Juventutis.* Honoribus . . . DD.

AA. LL. et Philosophiæ Magistrorum oblata ab Ill. . . . *Rhetorica Tyrnaviensi etc* Anno MDCCXLI. Mense . . . Die . . . Tyrnaviæ, 1741. 8°. p. 71. Spectacula XI.

22. 1749. *Moyses.* Nuper acta ab Academicis, Nunc oblata Illustrissimis Spectabilibus etc. DD. AA. LL. et Philosophiæ Magistris a Perillustri, Prænobili, Nobili *Rhetorica Tyrnaviensi* . . . Anno M.DCC.XLIX. Mense Aug. die . . . (Auctore Josepho Bartakovich e Soc. Jesu.) Tyrnaviæ. S. a. 1749. 8°. p. 64. Actus V.

23. 1749. *Innocentia læsa divinitus vindicata in Sancto Martyre, Confessore et Virgine Joanne Nepomuceno.* Musicali prosâ et Scenis Theatralibus exhibita. Honori ac Venerationi Sancti hujus Thaumaturgi Famâ periclitantium Patroni, a quodam fideli et indigno Magni ejusdem Sancti Veneratore et Cliente composita. Opera in 3 actibus. Jaurini. 1749. 4°. A—J₃ = 35 ungez. Bl.

24. 1765. *Le plaisir.* Comédie en un acte et en vers. (Par M. Geiger.) Kommt dazu:

25. O. J. (1765.) *Le Mariage de Rois des Romains Joseph II. avec Josephe Duchesse de Bavière.* Pastorale. En deux actes en vers. Siehe beide: *Fêtes celebrées à Tyrnau* par la jeune Noblesse de l'Académie Royale et Archiepiscopale à l'occasion du Mariage de la Majesté le Roi des Romains Joseph II. avec Son Altesse Serenissime Marie Josephe Duchesse de Bavière le 5 Février de l'an 1765. A Tyrnau, s. a. (1765.) 8°. 65 p.

26. 1769. *Isaac, Figura Redemtoris.* Actio sacra, per musicam producta. Magno-Varadini. 1769. 8°. 20 ungez. Bl. Partes II. Opern-Text. (In Handschrift s. unter dem Nr. 180.)

27. 1776. *Drama.* Illustrissimo Reverendissimo ac Amplissimo Domino Domino Andreae Sauberer . . . Ecclesiæ de Jaszow etc. Abbati, sacerdoti jubilo sacratum. Cassoviæ 1776. 4°. A—D. = 13 ungez. Bl. Actus III.

28. 1791. *David pœnitens.*

29. 1791. *Absolon in patrem perduellis* (Scenæ X.)

30. 1791. *Lessus sive David lugens filium Absolon.* Scenæ X. Siehe: *Ludi Tragici* in Academia nuper exhibiti, nunc restituto postlimino latiæ linguæ cultu patriæ juventuti per Joannem Illei oblati. Comaromii. 1791. 8°. pag. 70.

II. PROGRAMME.

1. In ungarischer Sprache.

31. 1758. *Cyrus.* Tragœdia *(sic!)* Játék. A Nagyságos és egész Országbul egybeszedetett Nemes Nagy-Szombatban levő Királyi és Érseki Convictusnak Iffiaitul Játék néző helyre kiadatott Az 1758-ik esztendőben, szent Jakab havának 16. napján. *Nagy-Szombat*ban. 1758. — *Cyrus.* Tragödie. Von den hochgebornen und aus dem ganzen Land eingesammelten edlen Jünglingen des königl. und erzbischöflichen Convictus in *Tyrnau* zum Schauplatz gegeben im Jahre 1758, den 1-ten des Heumonats Tyrnau. 1758. 4°. 2 ungez. Bl. (In deutscher Sprache s. unter dem Nr. 84.)

32. *Imre és Konrád Esztoráz.* Szomoru szabású, vig ki-menetelü játék, mellyet . . . gr. Eszterházy Károly, egri püspök stb. tiszteletére játszott a Jesus Tár-

sasága gondviselése alatt nevelkedő s tanuló Nagyságos Nemes, Nemzetes Academiai Iffinság. *Kassán*, 1765. pünkösd havának 30-ik napján.— *Emerich und Conrad Esztoráz*, ein Spiel von traurigem Inhalte, aber fröhlichem Ausgange, welches... zu Ehren des Grafen Carl Eszterházy, Bischofs zu Erlau, u. s. w. von der unter der Obhut der Gesellschaft Jesu wachsenden und studirenden hochgebornen, edlen und wohlgebornen akademischen Jugend vorgetragen wurde, in *Kaschau* im Jahre 1765, den 30. des Pfingstmonats. O. O. u. J. (Tyrnau. 1765.) 2. 2 ungez. Bl. VII Ausgänge.

33. 1766. *Boldizár*. A Jesus Társassága Nemes Iffjuságától *Székes-Fehérvárott* Magyar Nyelven tartatott Szomoru játék, Gyurkovits Ferencz Urnak... tiszteletére. — *Balthasar*. Ein Trauerspiel von einer adelichen Schuljugend Societatis Jesu in der Königl. Freystadt *Stuhlweissenburg* vorgestellet. Ihro Gnaden Herrn Francisco Gyurkovics ... gewidmet. Pest im Jahre 1766. 4. 1 Bl. (Die deutsche Uebersetzung siehe unter Nr. 122.)

34. 1766. *M. A. Plautus* magyarra forditott s mocskaiból kitisztitott *Menechmus* nevü vig szabásu játéka, melyet előada a III. és IV. *Váczi* kegyes Oskola. Dugonics Andrástól. — *Menechmus*. Ins Ungarische übersetztes und von seinem Schmutze gereinigtes Lustspiel von *M. A. Plautus*, welches durch die III. und IV. Piaristen-Schule in *Waitzen* vorgetragen wurde. Von Andreas Dugonics Ofen. O. J. (1766.) 4. 1 Bl. (Den Text in Handschrift s. unter Nr. 135.)

35. 1776. *Tamerlanes stzitziai nagyhertzeg:* kit második és első oskolában nevekedő nemes ifjuság szokott mulató játékában elő-adott *Gyöngyösen*. MD.CC. LXXXVI. Esztendőben. Sz. Jakab havában.— *Tamerlanes Erzherzog von Scythien:* welcher von der in der zweiten und ersten Schule studirenden Jugend in ihrem gebräuchlichen Spiele vorgetragen wurde, in *Gyöngyös*, im Jahre M.D.CC.LXXVI, im Heumonat. (Juli.) Erlau. O. J. (1776.) 4°. 4 ungez. Bl. In 3 Abhandlungen.

36. 1776. *Adelphi* avagy Publius Terentius irásiból magyar nyelvre forditott játék, mellyet az ország hét főbirás és királyi táblája előtt élő nyelven játszott a Pesti Áhitatos oskolabéli nemes ifjuság 1776-dik esztendőben. — *Adelphi* oder aus den Schriften des Publius Terentius in die ungarische Sprache übersetztes Spiel, welches vor dem septemviralischen und königlichen Landesgerichtshof von der edlen Jugend der Piaristen-Schule zu *Pest* mündlich vorgetragen wurde, im Jahre 1776. Pest. O. J. (1776.) 4° 1 Bl.

37. 1783. *Kozroes király*. Szomoru játék, melly a püspöki iskolában előadatott Egerben MDCCLXXXIII. Esztendőben, Pünköst Havának 4-ik napján. — *König Kozroes*. Trauerspiel, welches in der Bischöflichen Schule zu *Erlau* vorgetragen wurde, im Jahre MDCCLXXXIII, den 4-ten des Pfingstmonats. Erlau. 1783. 4°. 2 ungez. Bl. In 3 Abhandlungen.

2. In lateinischer, deutscher und französischer Sprache.

38. O. J. (circa 1652.) *Statua Mineralis* qua Prividiensem Populum ad, Exercitia I. Memoriæ et Eloquentiæ II. Disputationis Publicæ. III. *Lusus Apollonis quem ludent Nitriades Musæ in Lyceo Prividiensi*. Publice audienda Honorofice officiose, peramanter invitat M. Zacharias Kalinkius. S. l. et a. (Trenchinii circa 1652.) 4°. 4 ungez. Bl. Actus I. Programm mit Texte.

39. 1537. *Gymnasium Sapientiae Ac Virtutum.* Inter initia gymnastica novi Gymnasii *Posoniensis* exemplo dramatico in theatro extructum. Auctore Rehlino (Johanne.) Trenchinii. 1657. 4°. 4 ungez. Bl. Actus V. In lateinischer und deutscher Sprache.

40. 1668. *Eleazar Constans,* quem honori Incl. Status Evangelici in Collegio *Eperiensi* Inspectorum . . . Velut Examinis Publici habiti Coronidem juventus ejusdem Collegij in scenam produxit. Anno M.DC.LXVIII. Die 13. Octobris. Bartphæ S. a. (1668.) 4°. 4 ungez. Bl. Actus V. Der Verfasser ist Elias Ladiver, Professor zu Eperies.

41. 1669. *Papinianus Tetragonos. Hoc est, Vir Magnanimus, Justus, Constans rectique pertinax,* in Theatrum productus et Generosis, Nobilissimis ac Amplissimis Hung. Statuum Evang. Ablegatis, Inspectoribus necnon reliquis omnium Ordinum Civibus, ab Ill. etc. Juventute Incluti Gymnasii Evangelici, quod *Eperjessini* est, pro felici Examinis Publici Colophone scenice monstratus Anno Christi CIƆIƆCLXIX. die 3. Octobris. Leutschoviæ. 1669. 4°. Actus V. 8 ungez. Bl.*

42. 1669. *Melos Paschale Rhythmicum.* Jesu Christo Primo et Ultimo, sine Principio sine Termino, Angelorum et Hominum Imperatori semper Augusto etc. etc. Sacrum et Juventuti Scholasticæ *Olassiensi* dicatum ab ejusdem Ludi Ephoro M. Daniele Kleschio, N. H. P. L. Cæs. Eccl. Olass. Pastore etc. Anno CIƆIƆCLXIX. Leutschoviæ. 2°. 2 ungez. Bl. Passions-Spiel. In V Actibus. »So von der Schul-Jugend zu Wallendorff am Heil. Oster-Montag Abends, Dem Edlen und Vesten Hr. Steffan Halligantz, als durchreisenden glückseligen Bräutigam zu Ehren, und dessen (tit.) Epperiesserischen Reise-Gefärten und Beyständen zu sonderlichen gefallen ist vorgestellet worden. . . .«

43. 1682. *B. C. D. Decennale Expirium et Primum Respirium Status Evangelici.* Summo Rerum Moderatori D. T. O. M. in Gloriam nec-non Publicæ Pacis Curatoribus, Nutricijs et Fautoribus in honorem scenice præsentatum a tenera huctenus dispersa Juventute *Eperiensi.* S. l. (Leutschoviæ.) 1682 Die . . . Octobris. 4°. 4 ungez. Bl. Partes II. In lateinischer und deutscher Sprache.

44. 1695. *Hungariæ Triumphus in Quirinali.* Musicis modis celebratus. dum Ill. et Rev. D. Comes Emericus Csaky de Keresztszegh Perpetuus Terræ Sce-

* Dieses Programm ist in einem »*Tököly Imre és iskolatársai mint szinjátszok*« (»*Emerich Tököly und seine Conscholaren als Schauspieler*«) betitelten Artikel von Koloman Thaly besprochen. (Siehe: *Szazadok.* XVI. Jahrg. (1880.) S. 411—417.) Für den Verfasser dieses interessanten Schauspiels halten Andreas Vandrák (*Az eperjesi egyházkerületi ag. h. evang. collegium multjának és jelen állapotjának vázlatos rajza. — Kurze Darstellung der Vergangenheit und des gegenwärtigen Zustandes des aug. evang. Kirchendistricts-Collegiums zu Eperies.* Eperies. 1867. S. 11.) und nach ihm Aladár Molnár (*A közoktatás története Magyarországon. — Geschichte des öffentlichen Unterrichtswesens in Ungarn.* I. Bd. Budapest, 1881. S. 345.) den Eperieser Professor, Elias Ladiver, Verfasser des »*Eleazar Constans*«. Ich weiss nicht, welchen Grund diese Annahme haben kann; doch ist jedenfalls auch das beachtenswert, dass auf dem in der Bibliothek des Ungarischen National-Museums befindlichen handschriftlichen Exemplar (siehe unter Nr. 180) desselben Schauspiels der Kremnitzer David Brumer als Verfasser bezeichnet ist.

pusiensis Dominus Abbas B. M. V. de Curru, Cathedr. Eccl. Agriensis Canonicus, Hungarus, Collegii Germ. et Hungarici Alumnus, In Romano Soc. Jesu Collegio Theologicâ Laureâ donaretur eamque Innocentio XII. Pont. Max. dicaret, A. *Josepho Octario Pitonio.* Romæ 1695. 4°. pag. 14. Oper in 3 Theilen. Vorn steht die Widmung des Emerich von Csáky an Innocenz. Programm mit Text.

45. 1695. *Hungaria in libertatem ab Austria vindicata.* Melodrama Musicis concentibus decantandum, dum sub auspiciis Josephi I. Rom. Hungariæ etc. Regis Ill. et Rev. D. Comes PAULUS ZICHY de Zichs Perpetuus in Vasonkii, Palota etc. Necnon Præpositus B. M. V. ante Castrum Budense, Collegii Germ. et Hungarici Alumnus Hungarus, In Templo S. Ignatii Collegii Romani Soc. Jesu pro Doctoratus Laurea publice Universam Theologiam propugnat. Armonicis modulis donavit *Joseph Octarius Pitonius.* Roma. 1695. 4°. pagg. 14. Oper in 3 Theilen. Programm mit Text.

46. 1705. *Fata Hungariæ sub Ladislao et Mathia Corvino.* Auctore MICHAELE MISSOVICZ. Leutschoviæ. 1705. 4°. Vorgetragen in dem Evang. Seminarium zu *Rosenau.*

47. 1706. *Europa Comico-Tragica.* Quam Duobus a Geniis Meo Tuoque exagitatam : tot a lustris vicinis intestinisque insanientem cladibus : tot feralibus fumantis Martis funesta — tam Scenis : Geographice et Politice in Theatrum dedit Ludi Aug. Evang. Prænobilis Ingenua et Christiana Juventus *Rosnariæ* (Præmia Palæstritis exhibente Per Illustri et Generoso Domino Lani) S. l. (Leutschoviæ.) 1706. 4°, 4 ungez. Bl. Actus V.

48. 1707. *Pigritius, scholarum hostis ad Caucasum deportatus* . . . . , 1707. 4°. Vorgetragen im evang. Lyceum zu *Eperies.*

49. 1708. *Cyrus, virum providentiæ divinæ in personis arduis a Deo destinatis fatis speculum,* pro Coronide Publici Examinis in scenam productus a Spect. Perill. Gen. et Ingenua Evangel. Seminarii *Rosnariensis* Studiosa Juventute. (Auctore MICHAELE MISSOVICZ). S. l. et a. (Leutschoviæ. 1708.) 4°. 4 ungez. Bl. Actus VI.

50. 1713. *Homagium Religionis, Palladis et Honoris,* Eminentissimo ac Serenissimo Principi *Christiano Augusto* S. R. Ecclesiæ Presbytero Cardinali . . . . *Archi Episcopo Strigoniensi* etc. a devotissima honori ejusdem Archi-Episcopali Universitate Societatis Jesu *Tyrnaviensis,* salutatoria scena exhibitum. Anno M.DCC.XIII. Tyrnaviæ. 1713. 4°. 4 ungez. Bl. Inductiones VIII.

51. 1714. *Fraternæ in fratrem impietatis ultio, in Alexio, Isaacii Imperatoris Constantinopolitani Filio adumbrata,* ac honori posthumo Celsiss. Princ. R. I. Pauli Eszterhazi de Galantha . . . in Alma Archi-Episcopali Societatis Jesu Universitate *Tyrnaviensi* in scenam data. (Der Verfasser ist: EMERICH MINDSZENTI, Professor Soc. Jesu zu *Tyrnau.*) Tyrnaviæ. 1714. 4°. In lateinischer und ungarischer Sprache. 10 ungez. Bl. Actus III.

52. 1719. *Vidrs. Intestina accendens odia inter Principes Vngariæ, Ducem et Regem Consanguinitatis fœdere iunctos,* honori ac venerationi Eminentissimi et Serenissimi Principis ac Domini Domini *Christiani Augusti . . . Archi Episcopi Strigoniensis* a prænobili nobili et ingenua Rhetorices et Poeseos Gymnasii Palfiani *Prividiensis* Juventute Lineamentis Theatralibus depictus Claroque Cabalistico Carmine concinnatus, Typis vero editus Anno quo Regna vigent passim bona queis

Concordia regnat. A tanto Eugenios cupit optima fœdera bello (1714.) Tyrnaviæ. 4°. A—O₃ = 55 ungez Bl. Actus III. Programm mit Text. (Die zwei oberen Zeilen des Titel-Blattes sind abgerissen.)

53. 1726. *Nexus indissolubilis Damonem inter et Pythiam amicissimus.* Honori Dom. Dom. Comitis *Ladislai Adami Erdődi*, Episcopi Nitriensis. Tyrnaviæ. 1726. 4°. Actus III. Vorgetragen in dem Piaristen-Gymnasium zu *Neutra*.

54. 1728. *Onomasticus Mercurii Stephanitus seu Natalis Coronatus Excellentissimi ac Illustrissimi Domini Comitis, Domini Stephani Koháry* .... A Clientibus Scholis Piis *Pesthiensibus* infra Octavam S. Stephani Protomartyris scenice adumbratus. Budæ. s. a. (1728.) 4°. 6 ungez. Bl. Actus III.

55. 1728. *Felix Bellator ubique sive Thomas Erdődius patriæ propugnator portæque Ottomanicæ oppugnator utrinque acerrimus.* — Zu Ehren des *Ladislaus Erdődy*, Bischofs zu Neutra. Tyrnaviæ. 1728. 4°. Actus III. Vorgetragen in dem Piaristen-Gymnasium zu *Neutra*.

56. 1729. *Artaxerxes, de Artabano triumphans.* Drama Ab Illustrissima, Perillustrissima. Perillustri Prænobili, Nobili et Ingenua Supremæ, ac Mediæ Grammatices Classis Juventute exhibitum in Episcopali Societ. Jesu Gymnasio *Eperiesini* Anno M.DCC.XXIX. Mense Junio die (12.) Cum ex Munificentia cujusdam Anonymi Comitatus Sárosiensis Membri Nobilissimi bene meritis in Arena Literaria Victoribus Præmia decernerentur. Cassoviæ. S. a. (1729.) 4°. 2 ungez. Bl. Scenæ XIV. Zwischen der VII. und VIII. Scene ist ein *Interludium*.

57. 1729. *Gygas pusio seu Sanctus Puer Celsus Jesu Christi, martyr inclytus.* Honori ac Venerationi Illustrissimi Domini Domini *Lazari L. B. Aponyi de Nagy-Apony.* Ab Ill. Prænob. Nob. ac Ing. Collegii *Nitriensis* Mattyasovszkiani Schol. Piarum Adolescentia Elementari in scenam datus. Anno 1729. Tyrnaviæ. S. a. (1729.) 4°. 4 ungez. Bl. Actus III.

58. 1730. *Arsinoe.* Tragœdia. Honori posthumo Celsissimi Sacri Romani Imperii Principis *Pauli Eszterhazy de Galantha* consecrata, cum Anniversaria ejusdem munificentia bene merita de re literaria Juventus in Alma Archi-Episcopali Universitate Societatis Jesu *Tyrnaviensi* Prœmiis donaretur, Anno M.DCC.XXX. Mense Augusto die 8. Tyrnaviæ. S. a. (1730.) 4°. 18 ungez. Bl. Actus III. Programm in lateinischer, ungarischer und deutscher Sprache. (Den Text siehe unter Nr. 19.)

59. 1730. *Neo-Phœbus Novo Scholarum Piarum Gymnasio illucescens, siue Excellentissimus ac Illustrissimus Dominus Dominus S. R. J. Comes Joannes Jacobus a Löwenburg Dominus D. Fundator gratiosissimus*, a Piis neo-fundati Gymnasii *Rosenbergensis:* Scholis Scenice adumbratus Anno quo Liptoviæ festus patefecit Apollo Theatra S. l. et a. (1730.). 4°. 4 ungez. Bl. Actus III.

60. 1734. *M. Lucullus et Volumnius.* Drama Ab Illustrissima. Perill. Prænob. Nob. ac Ing. Infimæ Classis Grammatices Juventute in scenam datum. In Alma Archi-Episcopali Societatis Jesu Universitate *Tyrnaviensi* Anno M. DCC. XXXIV. Mense Junio, Die .... S. l. et a. (Tyrnaviæ. 1734.) 4°. 4 ungez. Bl. Scenæ XII.

61. 1735. *Præmium fidei et amoris in Insigni Heroe Michaele Eszterházy* Theatralibus ludis exhibitum. — *Belohnung der Trey und Liebe in der Person des grossen Heldens Michaelis Eszterházy* in offentlichen Schau-Spill vorgestellet. Ab Illustrissima Perill. Prænob. Nob. ac. Ingen. *Sopronienses* S. J. Gymnasii Juven-

tute .... Anno 1735. Mense Junii die 12. Sopronii. S. a. (1735.) 4°. 12 ungez. Bl. Partes III.

62. 1735. *Dux conspicuus fide Idantyrsus, a quo Philomusus in Helicona aditus est.* Honori ac Venerationi Perillustris ac Generosi Domini Domini *Stephani Sehy* etc. Ab Ill. Spect. Prænob. Nob. ac Ing. *Bistriciensis* P. Scholarum Piarum Gymnasii Rhetorices et Poeseos Juventute in scenam datus. Claudiopoli. 1735. 4°. 2 ungez. Bl. Inductiones XIII.

63. 1738. *Jagello, ex magno Lithuaniæ duce Rex Poloniæ electus.* Das ist: *Jagello* Ausz einen Gross-Fürsten von Lithauen Erwöhlter König in Pohlen. Ab Ill. Perill. Prænob. Nob. Ac Ing. *Sopromiensis* Societatis Jesu Gymnasio in scenam datus ... Anno 1738. Mensis Maij ... die ... Sopronii. S. a. (1738.) 4°. A—D₂ = 16 ungez. Bl. Actus V.

64. 1738. *Zrinius ad Sigethum.* Acta in Aula Celsissimi Principis *Primatis Hungariæ et Archi-Episcopi Strigoniensis.* XI. Cal. Feb. Anni MDCCXXXVIII. a Rhetoribus *Posoniensibus.* Deinde Ejusdem jussu et impensis typis data. Posonii. S. a. (1738.) 4°. A—B₂ = 7 ungez. Bl. Actus III. (Programm mit Text. In Handschrift siehe unter Nr. 175.).

65. 1738. *Mithridates.* Tragœdia S. l. et a. (1738.) 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von der Grammatical-Classe des erzbischöflichen Gymnasiums zu *Pressburg.*

66. 1744. *Sanctus Ladislaus Episcopatus Varadiensis author.* Cassoviæ. S. a. (1744.) 4°. 4 ungez. Bl. Actus III. In ungarischer und lateinischer Sprache. Vorgetragen im Jesuiten-Gymnasium zu *Grosswardein.*

67. 1746. *Matthæus et Simon.* S. l. (Tyrnaviæ.) (1746.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen in der Elementar-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

68. 1755. *Meribbal.* Acta Budæ a Scholis humanioribus. Budæ. S. a. (1735.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III.

69. 1756. *Saltus præmium caput Joannis in disco.* Acta ab Antiquissimo Seminario S. Stephani Primi Regis Hungariæ Anno MDCCLVI. Die XXVI. Februarii S. l. et a. (1756.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen in dem Seminarium zu *Gran.*

70. 1756. *Cyrus minor.* S. l. et a. (Tyrnaviæ 1756.) 4°. 3 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

71. 1756. *David.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der unteren und Elementar-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

72. 1756. *Titus.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der oberen und mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Collegiums zu *Trenchin.*

73. 1756. *Filius prodigus a patre discedens.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Bistritz.*

74. 1756. *Pancratius.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Komorn.*

75. 1756. *Alexis.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen

von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Pressburg.*

76. 1756. *Ibranus.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der Elementar-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

77. 1756. *Procopius.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

78. 1756. *Amicitia fraudulenta.* Agriæ. 1756. 4°. Actus I. Vorgetragen in dem Minoriten-Gymnasium zu *Miskolcz.*

79. 1756. *Darius.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen in dem Piaristen-Gymnasium zu *Neutra.*

80. 1756. *Jehanguirus.* Tyrnaviæ. 1756. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der zwei oberen Grammatical-Classen des Jesuiten-Gymnasiums zu *Komorn.*

81. 1757. *Ajax et Teucer.* Tyrnaviæ. 1757. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der oberen Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

82. 1757. *Judas Machabeus.* S. l. et a. (Tyrnaviæ. 1757.) 4° 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der unteren und elementaren Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Schemnitz.*

83. 1758. *Aspar.* S. l. et a. (Tyrnaviæ. 1758.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der oberen Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

84. 1758. *Cyrus.* Ein Trauerspiel. (5 Abhandlungen). Tyrnau. 1758. 4° 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Mitgliedern des Convictes des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.* (In ungarischer Sprache siehe unter Nr. 31.)

85. 1758. *Artaxerxes.* Tyrnaviæ. 1758. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der oberen und mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Collegiums zu *Trenchin.*

86. 1758. *Regulus.* S. l. et a. (1758. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Schemnitz.*

87. *Sanchus.* Tyrnaviæ. 1758. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der unteren und mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Skalitz.*

88. 1758. *Aurelius.* S. l. et a. (1758.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus V. Actus I. Ante meridiem. A. III. Sub meridiem. A. IV. Post meridiem. A. V. Sub vesperum. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Skalitz.*

89. 1759. *Theophilus.* Tyrnaviæ. 1759. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der untersten und elementaren Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Schemnitz.*

90. 1759. *Theophilus.* In einem Spiele vorgestellt. (III Abhandlungen.) Tyrnau. 1750. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen daselbst. Deutsche Uebersetzung des obigen.

91. 1759. *Quintus Fabius.* Tyrnaviæ. 1759. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der oberen und mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Skalitz.*

92. 1759. *Octavianus Cæsar.* S. l. et a. (Tyrnaviæ. 1759.) 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der obern Grammatical-Classe zu *Tyrnau.*

93 1759. *Pacurius Calarius.* S. l. et a. (1759.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Schemnitz.*

94. 1759. *Pacurius Calarius.* S. l. et a. (1759.) 4°. 2 ungez. Bl. III Abhandlungen. Deutsche Uebersetzung des obigen.

95. 1759. *Romulus et Remus.* Tyrnaviæ. 1759. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der obern und mittlern Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

96. 1759. *Sedecias.* S. l. et a. (1759.) 4°. 4 ungez. Bl. Daneben in deutscher und slovakischer Sprache. — Vorgetragen von den Schülern der oberen und mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Neusohl.*

97. 1759. *Joannes Corvinus et Simon Kemenius.* S. l. et a. (Sopronii 1759.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der obern Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums in *Oedenburg.*

98. 1759. *Theoxena.* S. l. et a. (Tyrnaviæ. 1759.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

99. 1760, *Tres pueri Babylonici.* Tyrnaviæ. 1760. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der unteren und elementaren Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

100. 1760. *Aelius Sejanus.* S. l. et a. (1760.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Fünfkirchen.*

101. 1760. *Salomon et Geysa.* Tyrnaviæ. 1760. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Fünfkirchen.*

102. 1761. *Saul.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

103. 1761. *Pythias et Damon.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der ersten Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

104. 1761. *Thebæ vindicatæ.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der Elementar-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

105. 1761. *Alexius Japon.* Claudiopoli. 1741. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der unteren Grammatical-Classe des Jesuiten-Collegiums zu *Klausenburg.*

106. 1761. *Babilas.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Neusohl.*

107. 1761. *Emericus et Andreas.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

108. 1761. *Lisbius.* S. l. et a. (1761.) 4°. 1 Bl. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Pösing.*

109. *Nehemias.* Honoribus Celsissimi ac Reverendissimi S. R. I. Principis Domini Domini *Francisci e Comitibus Barkóczi de Szala.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 4 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

110. 1761. *Leangus.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus V. Vorgetragen

von den Schülern der mittleren und oberen Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Skalitz.*

111. 1761. *Meleager.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 1 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der unteren und elementaren Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

112. 1761. *Syrao et Heracleo.* Tyrnaviæ. 1761. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

113. 1762. *Thiamus et Pentheseus.* Tyrnaviæ. 1762. 2°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Tyrnau.*

114. 1762. *Cumte e latebris in thronum sublimatio.* S. l. (Claudiopoli.) 1762. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Klausenburg.*

115. 1762. *Tobias junior ad Patrem Redux.* Tyrnaviæ. 1762. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der unteren und elementaren Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Trenchin.*

116. 1763. *Julius Martyr.* S. l. et a. (Cassoviæ 1763.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der mittleren Grammatical-Classe des Jesuiten-Gymnasiums zu *Kaschau.*

117. 1764. *Cyrus.* Pièce heroique de Mr. L. Abbe *Metastasio.* Représentée devant Leurs Majestez Imp. Royal. Apostol. par Les Demoiselles Pensionaires de la Congregation de Notre-Dame à Presbourg. S. a. (1764.) 4°. 3 pages. In französischer Sprache. 3 Actes. Es kommt dazu:

118. 1764. *Les Amazones Modernes de Mr. Le Grand,* Adjustées au Théatre des Demoiselles Pensionaires de Notre-Dame, avec une Danse d'Esclaves, A la fin du 2 Acte. La piéce finit par une Marche des Amazones armées de Lances.

119. 1764. *Titus.* Pièce Heroique en trois Actes de *Mr. L'Abbé Metastasio.* Représentée devant Leurs Majestez Imperiales Roiales Apostoliques, par les Demoiselles Pensionaires de la Congregation de Notre-Dame, à Presbourg l'an 1764. Es kommt dazu:

120. 1764. *Ninette à la cour.* Petite burlesque intitulée, qui suit la premiere pièce. Représentée devant Leurs Majestez Imperiales Roiales Apostoliques, par les Demoiselles Pensionaires de la Congrégation de Notre-Dame. à Presbourg. Presbourg, s. a. (1764.) 4°. 3 pages et 1.

121. 1765. *Palilia Sacra.* Strigonii. 1765. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Gran.*

122. 1766. *Balthasar.* Ein Trauer-Spiel von einer adelichen Schul-Jugend Societatis Jesu in der Königl. Freystadt Stuhlweissenburg vorgestellet. Ihre Gnaden Herrn Herrn *Francisco Gyurkovics* . . . gewidmet. O. O. u. J. (Pest, im Jahre 1776.) 4°. 1 Bl. In ungarischer Sprache siehe unter Nr. 33.)

123. 1767. *Telephus.* S. l. et a. (Sopronii. 1767.) 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der Elementar-Classe des Jesuiten-Gymnasiums in *Oedenburg.*

124. *Midas.* Posonii. 1770. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern des Jesuiten-Gymnasiums zu *Pressburg.*

125. 1775. *Schaferspiel,* welches bei Gelegenheit der feyerlichen Handlung,

da der Hochwürdige Herr Georg Primes, Abt von Sanct Georgen zu Segnien, und Stadtpfarrer in Oedenburg: nach zurückgelegten fünfzig Jahren Seines Priesterthums, Das hochheilige Messopfer neuerdings den 4. Junii als einfallenden Pfingst Sonntag entrichtet. Oedenburg. 1775. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der zweiten Classe der evang. Schule in *Oedenburg*.

126. 1775. *Drama* officioso-bucolicum Gymnasii *Sabariensis* sacratum Idibus Junii Anno M.DCC.LXXV. — Excellentissimo Illustrissimo ac Reverendissimo D. D. *Francisco* Episcopo Jaurinensi e Comitibus *Zichy* de Vasonkő etc. etc. dum Sabariam adventaret. Sopronii. 1775. 4°. 80 Bl. Partes III. Programm mit Text.

127. 1775. *Excidium Hierosolimitanum* a Tito et Romano exercitu factum. Sopronii. 1775. 4°. 2 ungez. Bl. Actus III. Vorgetragen von den Schülern der rhetorischen Classe der evang. Schule zu *Oedenburg*.

128. 1776. *Caracalla, Getam fratrem perimens.* Tragœdia. Magno-Varadini. 1776. 4°. 2 ungez. Bl. Vorgetragen von den Schülern der mittleren und oberen Grammatical-Classe der bischöflichen Schule in *Grosswardein*.

129. O. J. *Olympia Jovi Sacra, sive Incrementum Musas inter et Pastores Amoris Certamen.* Excellentissimo Domino Domino *Adamo Patachich*. Ecclesiæ Varadiensis Episcopo, annum diei onomasticæ recursum celebranti . . . . a *Carolo Ditters* Musices, *Wenceslao Pichl* Dramatis Authoribus. Magno-Varadini. O. J. 4°. 14 ungez. Bl. Programm mit Text.

III. SCHULCOMOEDIEN IN HANDSCHRIFT.

1. In ungarischer Sprache.

130. 1749. *Cæsar Aegyptus Földén Alexandriában.* Szomorujáték 5 végezésben. P. Faludi Ferencz forditotta olaszból. »Ment Játékban Fejér-Egyházi kastélyban az őszi mulató napok alkalmatosságával, T. P. Kunics Ferencz Rectorsága alatt 1749-dik Esztendőben. *Cæsar im ægyptischen Lande in Alexandrien.* Trauerspiel in 5 Abhandlungen. Aus dem Italienischen übersetzt von P. Franz Faludi. Es kam auf die Bühne im Schlosse zu Fejér-Egyház, in den Herbst-Ferien, unter dem Rectorat des P. Franz Kunics, im Jahre 1749. Handschrift aus dem XVIII. Jahrhundert. 4° 19 ungez. Bl. (Aus der Bibliothek des Stefan Horvát.) Ein unbekanntes Schuldrama von Faludi.

131. O. J. (1749.) *Jekonias.* Szomoru szabásu. Vigkimenetelü Játék. — *Jekonias*, ein Spiel von traurigem Inhalt und fröhlichem Ausgange. Handschrift aus dem XVIII. Jahrhundert. (In der Sammlung des Joseph Bartakovich.* — In Druck siehe unter Nr. 5.)

132. O. J. (1750.) *Constantinus Porphyrogenitus.* Szomoru Játék 5 végezésben. (Faludi Ferencztől.) — *Constantinus Porphyrogenitus.* Trauerspiel in 5 Abhandlungen. (Von Franz Faludi.) An dem unteren Theil des ersten Blattes steht die Anmerkung von gleichzeitiger Hand geschrieben: »*P. Faludi Ferencz forditotta olaszból.*« (Von P. Franz Faludi übersetzt aus dem Italienischen.) Handschrift aus dem XVIII. Jahrhundert. 4°. 20 ungez. Bl. (In Druck s. unter Nr. 8.)

133. O. J. (1750.) *Constantinus Porphyrogenitus.* Szomoru Játék Faludi

* Den Titel und die Signatur dieser Sammlung siehe unten.

Ferencztől. — Trauerspiel von Franz Faludi. Handschrift aus dem XVIII. Jahrhundert. (In der Sammlung Joseph Bartakovich. — In Druck s. unter Nr. 8.)

134. 1753. *Egyptomi József*, azaz Magyarországnak uttja, mellyet nyitt az ártatlanság. — *Joseph von Egypten*, das ist: Der Weg gegen den Himmel, welchen die Unschuld findet. Ex Latino Patris *Leyai* S. J. in Hungaricam linguam convertit a. 1352. Tyrnaviæ. P. Moyses Lestyán. S. J. Scholasticus tertii anni Theologicus, Natione Siculus Transylvanus. Abgeschrieben Wien 1754. 13. Aug. in Col-Theresiano. Handschrift aus dem XVIII. Jahrh. 4°. s. 12 Bl. Aus der Bibliothek Stephan Horvát. [In seinem Prolog ist eine »*Salamon*« betitelte Schulcomödie erwähnt.]

135. 1766. *Menechmus*. In Ungarische übersetztes und von seinem Schmutze gereinigtes Lustspiel des M. A. Plautus, welches durch die III. und IV. Piaristen-Schule in *Waizen* vorgetragen wurde. Uebersetzt von Andreas Dugonics. — *Dugonics András vegyes magyar munkáji*. Cod. Sec. XVIII. Fol. 17. [10. Fol. Hung.] Autographum. (Das Programm siehe unter Nr. 34.)

136. 1770. *Gyöngyösi*. Vigjáték, melyet előadott *Dugonics András*, kegyes oskolabéli szerzetes pap, 1770-ben midőn Váczon V. és VI. oskolát tanitaná. — *Gyöngyösi*. Lustspiel. Vorgetragen von *Andreas Dugonics*, Geistlicher aus dem Piaristen-Orden im Jahre 1770, als er in Waizen die V. und VI. Schule gelehrt hatte. 22 Bl. Actus V. Autographum. (Siehe Nr. 135.)

137. O. J. *Mura*. IV Theile. Handschrift aus dem XVIII. Jahrh. 2°. Fol. 9. (Dieses Werk hat eigentlich keinen Titel.) *Miscellanea poetica auctoribus Hungaricis idiomate lat. hung. et germ.* Cod. Sec. XVIII. Fol. 120. [1698. Fol. Lat.]

138. O. J. *Az erszény. Der Beutel*. Actus V. Handschrift aus d. XVIII. Jahrh. 4°. 14 Bl. In der Sammlung Karl Koppi. (Vgl. die Nr. 176—178.) Der Titel fehlt ebenfalls, im Prolog aber lesen wir: »E játéknak, mellyet im itt előadunk, erszény a neve u. s. w.« (Dieses Spiel, welches wir nun hier vortragen, führt den Titel: Der Beutel.)

139. O. J. *Cæsár*. In 5 Abhandlungen. In der Sammlung *Joseph Bartakovich*. (Siehe unten.)

2. In lateinischer Sprache.

a) In den Schriften des Andreas Sartori. *

140. 1653. *Actus oratorius de Passione Domini*. Auctore Andrea Sartori. Vorgetragen in dem *Illavaer* Gymnasium zur Osterfeier. 1653.

141. 1653. *Actus continens ascensionem Christi et missionem Sancti Spiritus*. Auctore Andrea Sartori. Vorgetragen ebendaselbst zu Pfingsten. 1653.

142. 1653. *Actus oratorius continens solennem Natalitorum Domini Festivitatem, aliquot thematibus comprehensam*. Auctore Andrea Sartori. Vorgetragen ebendaselbst zu Weihnachten 1653.

143. 1653. *Lusus scholasticus seu actus oratorius exhibens hominis creationem, lapsum et per Navitatem Christi Salvatoris reparationem*. Auctore Andrea Sartori. Vorgetragen ebendaselbst.

* *Exertia oratoria*. MS. Sec. XVII. in 4°. [742. Quart. Lat.]

*b) In der Sammlung des Joseph Bartakovich.**

144. *Abdias.* Actus I.

145. *Aetius.* Actus III.

146. *Alexis.* Actus I. A P. Friz.

147. *Artaxerxes.* Actus III.

148. *(Attila, Buda, Taxus.)* Actus I. (Titel fehlt.)

149. *Balthasar.* Actus III. »NB. hæc actio in originali habet V. Actus, edita est Parmæ ab aliquo e S. Jes. 1753.«

150. *Belisar.* Actus I. (Titel fehlt.)

151. *Codrus.* Tragœdia a P. Friz. Actus III.

152. *Cyrus.* Actus III.

153. *Demophon.* Actus III.

154. *Dido derelicta.* Actus III.

155. *Dion.* Actus V. Auctore Granelli S. J.

156. *Eustachius S. Martyr.* Tragœdia. Actus III.

157. *Galanthophilus, Miles Gloriosus.* Actus I.

158. *Issipile.* Actus III.

159. *Jephte.* Actus III. Acta primum 1750. Reproducta subinde in variis locis.

160. *Joseph, a fratribus suis adoratus et agnitus.* Authore Metastasio. Partes II.

161. *Macaria.* Actus III.

162. *Manasses.* Tragœdia. Auctore P. Granelli. Italice edita. Latinitate a P. Pamer. S. J. donata.

163. *Mithridates.* Actus III.

164. *Mors Cæsaris.* Actus III.

165. *Olympias.* Actus III.

166. *Psychis* seu Declamatio in materia sacra sub schemate amorem *DEI* Filij erga nos exhibens. Acta Græcij a P. Andra Frix.

167. *Salamon.* Declamatio a Prof. Andra Frix.

168. *Sedecias.* Auctore P. Granelli Italice edita. Latinitate a F. Pamer S. J. donata.

169. *Sesostris.* Actus III.

170. *Simon Machabæus.* Acta Tyrnaviæ a media Grammaticæ classe. A 1747. Authore Mag. Josepho Bartakovich. Actus III.

171. *Syroes.* Actus III.

172. *Telemachus.* Actus III.

173. *Themistocles.* Actus III.

174. *Titi Clementia.* Actus III.

175. *Zenobia.* Actus III. NB. In hac præcedente actione nec illa ordo scenarum est, qui in originali Italica; nec omnes illi sensus. Multumque inferior videtur esse ipsa originali Italica actione.

176. *Zrinius ad Sigethum.* Actus I. Das Programm mit Text siehe unter Nr. 64.

* *Opera poetica, idomate latino et hungarico.* Cod. Sec. XVIII. Volumina II. in 4°. [693. Quart. Lat.]

*c) In den Schriften Karl von Koppi.**

177. *Theuropides.* Actus V. Fol. 7. (Der Titel fehlt.)

178. *Philocles.* Actus III. Fol. 5.

179. *Phormio Terentii expurgata Vacii.* 1771. (Auctore: ANDREA DUGONICS?) Actus V. Fol. 5.

d) In anderen Handschriften.

180. 1670. *Elaboratio Actus Comici de Papiniano, Consiliario Bassiani. A Davide Brumer,* Cremniciensi. MS. Sec. XVII. 4°. Fol 55. [1141 Quart. Lat.] (Das Programm siehe unter Nr. 41.)

181. 1682. *Hungaria Respirans,* sive Constantius Exultans, Furentius exulans in auspicatissimo Celsissimi Principis Domini Domini *Emerici Thököly* Partium Regni Hungariæ ex Castris Hungaricis reditu et faustissimo in Urbem Fragrariam Parnassumque reseratum ingressu ... in Scenam producti Scholastica Collegii *Eperiensis* Juventute. Authore *M. Johanne Schwarz* design. PP. A. MDCLXXXII, die .... 9br. Actus II. MS. Sec. XVII. in 4°. Fol. 4. [1716. Quart. Lat.] Programm ohne Text. Am Ende: Carmen votivum in *Emericum Thököly.*

182. 1769. *Isaac, Figura Redemptoris.* Actio Sacra per Musicam producta Magno Varadini. *Metastasii* versio. MS. Sec. XVIII. 2°. Fol. 11. *Adversaria historico-poetica ... congesto ab Antonio Szirmay.* Cod. Sec. XVIII. Fol. 86. [1633. Fol. Lat.] (Den Text im Drucke siehe unter Nr. 26.)

183. 1770. *Opimius.* Comœdia. »Egerunt hanc die maji eodem. A. 1770. præsente Eminentissimo Cardinale *Christophoro Migazzi* cum universo Clero et Dominis Vaciensibus, a meridie incepit 5-a duravit paullo post 7-am. Composuit autem Comœdiam hanc ANDREAS DUGOICS a S. Angelo Custos professor Rhetoricæ et Poeseos Vacii. MS. Sec. XVIII. 2°. Fol. 22. *Dugonics Andreæ: Opera Scholastica, siue exercitationes variæ ad dicendi artem pertinentes* 1767. Mediæ in Transylvania. Cod. Sec. XVII. in Fol. Pag. 217. Idiographum. [85. Fol. Lat.]

184. 1770. *Asinaria Plauti.* Expurgata ab *Andrea Dugonics.* 1770. Vacii die Corporis Christi. MS. Sec. XVIII. 2°. Fol. 11. Idiographum. Finis Asinariæ 1770, die 19 Septembris. (In derselben Handschrift.)

185. *Laodice, Regina Cappadociæ.* Tragœdia declamatoria. MS. Sec. XVIII. 4°. Fol. 10. [1864. Quart. Lat.]

186. 1789. *Briliantina Prætensio.* Tragœdia in quinque actibus. Ex Originali Hungarico D. DUGONICS Professoris Matheseos in Regia Universitate Pestiensi Germanice (rectius: latine) reddita. 1789. *Mátray's* Anmerkung: Pro primis lineis *Arany Pereczek.* Handschrift aus d. XVIII. Jahrh. Fol. 88. [37. Quart. Lat.]

IV. AUSLÄNDISCHE PROGRAMME.

1. Druckwerke.

187. 1626. *Der Heilige Stephanus,* Erster Apostolischer König in Vngern. Welcher *Ferdinandi II.* Regierendes Römischen Kaysers Eltisten Sohn. Ferdinando III. Nägst gekrönten König in Vngern, zu schuldiger Ehr, sonderbahren Wolgefallen,

* *Miscellanea historica, philologica, mathematica, theologica, comica et philosophica.* Cod. Sec. XVIII. in Fol. Pag. 546. Idiographum. [186. Fol. Lat.]

vnderthenigsten Gehorsams, Frewdenreichen Triumph, in ein Comedi verfasset. Vnd Von dem Kayserlichen Academischen Collegio der Societet Jesu alhie zu *Wienn*, Mennigklich zu guetem den 21. und 22. bis lauffenden Monaths Junij für-gestelt worden. Im Jahr, nach der Jungfräwlichen Geburth M.DC.XXVI. Gedr. zu Wienn in Oesterr., bey Matheo Formica, im Cöllner Hoff. 4°. 6 ungez. Bl. Actus V.

188. 1739. *Festa Teatrale* offerta all' Altezze Reali del Serenissimo *Francesco III.* Duca di Lorena, e di Bar et Granduca die Toscana e della Serenissima *Maria Teresa* Archiduchessa d'Austria, Granduchessa di Toscana, in occasione del loro felicissimo arrivo in *Siena* da Signori Convittori del Nobil Collegio Tolomei. In Siena nella Stamperia del Pub. 1739. 4° A_1—A_3=6 ungez. Bl. Atti III. e Intermezzi III.

189. 1748. *Petrus Germanus*, Hungariæ Rex, in scenam datus. Ab Illustrissima ac Perillustri Principiorum et Rudimentorum Gymnasii *Wrttbyiani* Scholarum Piarum Juventute *Beneschorii* Anno 1748.) Die . . . Mensis . . . Pragæ. O. J. (1748.) 4° 2 ungez. Bl.

190. 1749. *Vindicta Vindictæ* seu Andreas I. et Bela I. et Bela I. Reges Hungariæ, in scenam dati a Syntaxi et Grammatica Gymnasii *Wrttbyiani* Schorum Piarum *Beneschorii* Anno 1749. die . . . Mensis Junii. 4°. 2 ungez. Bl.

191. O. J. (1754.) *Causa Eugeniana*. Causa Judicalis bellica ab academicis animosis habita XII Cal. Apr. MDCCLIV. in Rhetoricæ Schola Universitatis *Bradensis* Societatis Jesu, coram Comite D'Apremont Lyndeno supremo Austriacarum copiarum in Insubria Duce. 4°. XXXVIII S.

192. 1761. Der von der Ewigen Weisheit Erleuchtete Heilige *Joannes von Nepomuck*, Sammt dem König Wentzl Und der Königin Joanna Vorgestellet In einem Musicalischen Oratorio zu grössern Ruhm des obbemeldten Ehren-Patrons An seinem Solemnen Fest-Tag, so jährlich den 16. May feyerlich celebriret wird in dem Gotteshaus deren WW. PP. Dominicanern zu *Hungarisch-Brodt*. In aller Submission dediciret von einem Priester obbemeldten Klosters Tyrnau. Gedruckt in der Academischen Buchdruckerei der Gesellschaft Jesu, Im Jahr 1761. 4° 6 ungez. Bl. Mit vollem Texte.

193. 1776. *S. Crux* in Bulgaria Per Bogorim, Regem, Monacum, victo rebelli Filio, recenserecta Honoribus Reverendissimi Perillustris ac Amplissimi S. R. J. Præsulis Domini Domini *Dominici* Imperialis Monasterii Weingartensis, et Hofensis Abbatis Vigilantissimi Studiorum suorum Mœcenatis ter Gratiosi in scenam data a Devotissimis Musis *Weingartensibus*, Diebus 3 et 4 Septembris anno 1776. Altdorffii ad Vineas. 4°. 4 ungez. Bl. Actus V.

194. O. J. (XVII. Jhr.) Die erlöste *Andromeda* Oder Das durch Ernest Hertzogen ausz Bayrn u. s. w. u. s. w. Von der Ketzerey erhaltene Ertz-Bistumb Cöllen. 4°. 2 ungez. Bl. XVII Auftritte.

2. In Handschrift.

195. O. J. (XVI. Jahrh.) *Lazarus*. Historia de Divite. WIDENMANNI AUGUSTINI Comœdia versibus senariis concinnata. Actus V. »Acta laudis vernis, ad idus Maias, Joanne Bockio Vrbis præfecto, Mathia pfarrero tercium consule, Jacobo Sturmio, Nicolao Kniebsio, Jacobo Meiero Scholarchis.« MS. Sec. XVI. in 4°. Fol. 158. [754. Quart. Germ.]

DR. ALEXANDER NAGY.

DER AUFSTAND DES HORA IN SIEBENBÜRGEN.

(Schluss.)

Wie für alle Unterdrückten, so bedeutete Josefs Regierungs-Antritt auch für die siebenbürgischen Walachen das Heranbrechen des Tages. Der Segen des Toleranz-Edictes erstreckte sich auch auf sie. Die unter Maria Theresia in Schwank gewesene gewaltsame Unirung hörte auf. Als die Angelegenheit vor den Staatsrat kam, meinte Gebler, die nicht unirten seien aus vielen Gründen bei guter Gesinnung zu erhalten. Als ob ihm ausser dem allgemeinen gesetzlichen Gesichtspunkt noch ein besonderes Ziel vorgeschwebt hätte. Josef selbst kannte seit 1783 aus persönlicher Anschauung die elende Lage der siebenbürgischen Bauernschaft. Er besuchte die Provinz 1783 aufs neue und nichts beweist so sehr, einen wie tiefen Eindruck die agrarischen Missbräuche auf ihn ausübten, als dass er gerade in Hermannstadt den berühmten Befehl zur Aufhebung der Leibeigenschaft und des sogenannten Jobagiats erliess, 1783 4. Juni. «Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, dass Ich die persönliche Leibeigenschaft und das sogenannte Jobagiat in allen meinen Erbländern ohne Rücksicht aufgehoben habe, wovon Hungarn so wenig als Siebenbürgen ausgenommen sein soll. Diese besteht nun in folgenden, sich auf die persönliche Freiheit erstreckenden Gegenständen, nämlich dass jedermann frei sei, ohne Taxen und Losbriefe zu heiraten, Handwerke zu erlernen, in Dienste zu gehen u. s. w.»

«Da nun hier in Siebenbürgen die alten Missbräuche zum Nachteil der natürlichen Freiheit noch bestehen und Ich nicht hoffe, dass Ich das Nämliche ebenfalls noch in einigen Gegenden Hungarns vorfinde, so werden Sie allsogleich die hiezu nötige Publication gewöhnlichermassen veranlassen, damit diese knechtische und sklavische Herabwürdigung der Menschheit aller Orten ohne Weiteres aufgehoben werde.» Das edle Herz des Kaisers war durch das Einverständniss der Behörden mit den regierenden Classen, welches dem Armen und Unterdrückten unmöglich machte zu seinem Rechte zu gelangen, verbittert. Als die Kanzlei die siebenbürgischen Verhältnisse entschuldigen wollte, gab er seinem Unwillen folgendermassen Ausdruck: «In keinem Stück wird zum Werke geschritten, sondern blosse kahle Auskünfte werden erteilt oder unbedeutende Schwierigkeiten aufgeworfen und geflissentlich wird Eines mit dem Andern vermengt, um nur nicht das Wahre erkennen und greifen zu müssen. Ob nun dieses aus Gesinnung, die alte Verwirrung beizubehalten, oder aus Scheu der Arbeit geschehen ist, will Ich dahingestellt sein lassen. Wenn Ich

nach genommener Localeinsicht Meinen Stellen Aufträge mache, so müssen selbe nach Pflicht sich Meine Gesinnung eigen machen, selbe mit Eifer ergreifen und nur über Zweifel und Anstände sich bei Mir anfragen, nicht aber Meine Befehle als ein Klaglibell betrachten, auf das sie ihren ganzen Witz verwenden, um eine advokatische Replique zu machen und mir das Vorhergegangene zu beschönigen.» Es ist traurig, dass der Zorn des Kaisers gerechtfertigt war; in der Vollführung der humanen Reformen, besonders der Toleranz, gingen die Schwierigkeiten von den Behörden aus. Eben so gewiss ist es aber, dass der Ton der kaiserlichen Verordnungen sozusagen die sociale Revolution provocirte.

Der Kaiser vergisst, dass das System der ungeheuern Unterdrückung nicht Einzelnen, auch nicht dem ungarischen Adel als Sünde anzurechnen sei, sondern der ganzen geschichtlichen Entwickelung. Gerade die grössten Missbräuche, welche unmittelbar den Ausbruch der Empörung veranlassten, walteten nicht bei den ungarischen Grundbesitzern, sondern auf den Dominien der k. k. Münz- und Bergwerkkammer. Der ungarische Feudalismus besass eine gewisse patriarchalische Färbung. Sein Joch ward nur durch die österreichische Bureaukratie unerträglich.

Der Bauer hatte nur ein gesetzliches Mittel, sich seiner Last zu entledigen: Soldat zu werden. Unter Maria Theresia wollte man auch in Siebenbürgen eine Militärgrenze anlegen, aber unter den freien Széklern. Die Székler ergriffen die Waffen, und das Blutbad von Madefalva war noch in frischem Andenken. Der Székler empörte sich oder wanderte aus, um nicht Grenzer zu werden, der Walache sah darin sein höchstes Ziel. Er wird aus einem gemeinen Knechte der Soldat des Kaisers, des Kaisers, der in erhabener Höhe über ihm tront und vielleicht seinen rächenden Arm in Anspruch nimmt gegen die Ungarn. Wie wir gesehen, hatte man 1783 gerade wegen der walachischen Räubereien einen Teil des schon provincialisirten Banates wieder dem Militär übergeben. Im Allgemeinen schien gar kein Zustand mehr befestigt. Die alte Comitats-Einteilung in Siebenbürgen wird aufgehoben: schon an und für sich eine grosse innere Umwälzung. Die Autonomie des sächsischen Königslandes hört auf. Endlich wird im Jahre 1784 die Conscription verordnet und vollführt. Was sonst konnte ihr Ziel sein, als die Militärisirung der ganzen Bevölkerung? Auch die Comitate fassten die Angelegenheit in diesem Sinne auf; nur daher ist ihre Opposition zu erklären. Bei den Walachen aber war nur geringe Agitation dazu nötig, um sie zu bewegen, sich als Soldaten einschreiben zu lassen. Ganze Dorfschaften machten sich auf den Weg nach den Hauptorten, um sich zu melden. Was wussten sie von Statistik oder Wissenschaft; in ihren Augen wollte der Kaiser nur wissen, auf wie viel Soldaten er rechnen könne. Die Reden übereifriger Officiere bestärkten sie in dieser Auffassung; aber von allem andern abgesehen, kam ja der Herrscher durch die

Conscription so zu sagen in persönliche Berührung selbst mit seinen elendesten Untertanen. Der Grundherr wiedersetzt sich der Verordnung, es ist also gewiss, dass sie dem Bauer vorteilhaft ist.

Das siebenbürgische Gubernium berichtet schon am 18. und 25. August von dem im Comitate Hunyad ausgebrochenen Aufruhr. Das bedrohte Comitat bittet um rasche Hilfe, sonst könne aus dem kleinen Funken ein grosser Brand entstehen. Das Militär-Commando nahm schon damals eine andere Stellung ein, als die Civil-Regierung. Nach einer Woche kommen ruhigere Nachrichten und die Conscription geht friedlich, ohne militärischen Beistand vor sich. Der Hofkriegsrats-Präsident, Gr. Hadick, erteilt dem siebenbürger Commando eine sehr strenge Instruction, der gemäss die Soldaten nicht mehr conscribiren dürfen und die Bauern zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen müssen, um ihnen jede Hoffnung zu benehmen, Soldaten zu werden. Dieses Auftreten des Militärs hatte die gewünschte Wirkung, und Baron Bruckenthal sieht schon am 8. September kein Zeichen mehr, aus dem sich der Ausbruch einer wirklichen Revolution folgern liesse. Die Klage gegen die Unzufriedenheit der Untertanen sei zwar allgemein, doch wird hoffentlich auch diese bald aufhören.

Alles scheint so ruhig, dass die Kanzlei die ganze Sache schon als abgetan betrachtet und nur die Ermahnung des Commandos und die Festsetzung der Anstifter fordert. Der Kaiser sieht die Sache in noch günstigerem Lichte und hält blos für nötig, dass die Herren besser mit ihren Untertanen umgehen.

Ganz anders sahen die bedrohten Adeligen den Aufstand an. Nach dem Berichte des Vicegespans von Hunyad kümmern sich die Walachen nicht mehr um ihre Obrigkeit und selbst ihr Gehorsam gegen den Kaiser ist sehr zweifelhaft. Für den Frühling ist ein grosser Ausbruch zu erwarten. Die wallachische Grenze ist nicht verlässlich, reguläres Militär sei notwendig. Nach anderen Berichten drohte das Volk schon mit einem neuen «Kuruzen»-Aufstand. Kurz, im südwestlichen Siebenbürgen herrschte seit dem Sommer 1784 ein Zustand vollständiger Anarchie. Das Militär tat nichts dagegen, das Gubernium sehr wenig. Der Kaiser bedauert zwar diese Ereignisse, benützt aber die Gelegenheit, den ungarischen Adel anzuklagen.

Ausser dem grundsätzlichen Gegensatz forderte noch ein besonderer Vorfall den Zorn des Kaisers heraus. Baron Nikolaus Wesselényi führte aus seinem Schlosse von Zsibó regelrechten Krieg gegen den Grafen Stefan Haller. Josef wollte den neuen Götz von Berlichingen empfindlich strafen. Wesselényi's Vorgehen verletzte nicht nur das Gesetz, sondern auch die Würde des Souveräns. Die Angelegenheit wird gerade in dieser Zeit dem Kaisers vorgelegt. In seiner Seele musste die Erinnerung an die

Kämpfe der Fürsten gegen die Feudalherren erwachen. Er sah sich als den triumphirenden Beschützer des Gesetzes und des Staates, dem hochmütigen, schrankenlosen Magnaten gegenüber. Nur der Herr widerstrebt ihm, nicht der Bauer, der nichts fordert als gesetzlichen Schutz. Hindert nicht der Adel die Conscription? Der Bauer ist übereifrig, der Edelmann ungehorsam.

Die Statthalterei sieht einen Grund der walachischen Unruhen in einigen zu Argwohn verleitenden Rubriken der Conscriptionstabellen, und sucht um ihre Streichung an. Die Kanzlei befürwortet dies, denn die Bewegung konnte wieder angefacht werden, wenn auch der geringste Anschein vorhanden ist, dass das Ziel der Conscription die Recrutirung sei. Der Kaiser urteilt wie folgt: «Die gewesenen Ausbrüche in Siebenbürgen und die daselbst entstandenen Unordnungen waren nicht Meines Wissens aus Besorgniss der Untertanen Militär zu werden, sondern vielmehr aus Wunsch dazu aufgenommen zu werden, um sich von den Misshandlungen der Obrigkeiten und Comitate los zu machen. Dem Gubernio ist also aufzutragen, dass es sammt allen Beamten und der Geistlichkeit aller Religionen das Volk wohl belehre und die Conscription allsogleich vornehme, da diejenigen dafür zu haften haben, wenn aus vernachlässigten und unrechten Begriffen die Untertanen sich selben widersetzen oder emigriren wollen, weil sie ganz sicher, wenn ihnen die wahre Absicht der Conscription begreiflich gemacht worden, selbe nicht scheuen werden, wol aber einzig und allein der Edelmann und Besitzer, die gerne mit ihren Untertanen despotisch umgehen wollen.»

Die Conscription ist gegen den Adel gerichtet, dessen Widerstand ist erklärlich. Aber weshalb sollte der Bauer sich empören? Niemand dachte daran, dass die Conscription nur der Vorwand sei, am wenigsten das Militär. Dieses wollte nur conscribiren, zum Teile weil es dem Kaiser so gefiel, zum Teile weil es gegen das Gubernium und die Herren gerichtet war.

Selbst in der endlosen Geschichte menschlicher Kurzsichtigkeit ist es vielleicht ohne Beispiel, dass Baron Preiss, Militär-Commandant in Siebenbürgen, noch am 2. November, also als der Aufruhr schon ausgebrochen war, bei dem Hofkriegsrate das Gubernium anklagte, dass es die Conscription verzögere.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers und des Militärs war anderswohin gerichtet. Nicht der Ausbruch einer Bauern-Revolte, sondern der eines adeligen Aufstandes zur Wahrung der durch die Conscription und die Einführung der deutschen Sprache angegriffenen ständischen und nationalen Rechte. Die Bauern wollen dem Kaiser gegen die Herren dienen nach ihrer Weise. Der Kaiser aber befiehlt am 31. October die Anwendung militärischer Gewalt gegen die der Conscription sich widersezenden Edel-

leute und Gutsbesitzer. Wie weit seine Entschlossenheit ging, bezeugt sein Brief an seinen Bruder Leopold vom selben Datum, in dem er mitteilt, dass die unverständige Opposition der ungarischen Herren ihn zu einem Schlage zwingen werde, der ihrem Hochmut ein Ende setzen wird. Tags darauf brach nicht der constitutionelle Aufstand, sondern der walachische Räuberkrieg aus, dessen Führer sich für Werkzeuge des Kaisers ausgaben.

Es wäre Sünde, den Kaiser gegen die Anklage, als hätte er den Unmenschlichen die Waffen in die Hand gegeben, auch nur ernstlich zu verteidigen. Die Uebereinstimmung seiner Tendenzen mit jenen der Empörung ist jedoch einleuchtend, und wir sahen, dass er das Umsichgreifen der Bewegung selbst mit einer gewissen Sympathie betrachtete, solange sie keinen sehr gefährlichen Character annahm. Der Kaiser wünscht die gesellschaftlichen, nationalen und religiösen Vorrechte aufzuheben; das ist auch das Ziel der Gefährten Hora's. Der Kaiser wünscht der sklavischen Herabwürdigung der Menschheit ein Ende zu machen; auch die Walachen verkünden das Evangelium der Gleichheit. Die Conscription bewies den Zwiespalt der militärischen und politischen Behörden, jedenfalls mussten die erstern den Willen des Kaisers genauer kennen. Die Zwietracht der Behörden stürzte Siebenbürgen in die Anarchie, der Gegensatz zwischen Fürst und Ständen ermöglichte die Empörung.

Als anarchisches Element erscheint vor Allem die grosse Räuberbande, welche im Sommer und Herbst 1784 die das Comitat Arad von Siebenbürgen scheidenden Gebirge und Waldungen zu ihrem Aufenthalte erkor: sie gelangte aus Zufall oder Berechnung in die Nachbarschaft der Gegenden, welche vielleicht am schwersten unter der Last der urbarialen Missbräuche litten.

Ein riesiger Foliant enthält die Beschwerden der zalatnaer Untertanen, die seit 1778 fortwährend um Gerechtigkeit ansuchten. Im Auftrage der Bauern ging Hora, dessen Name damals zuerst auftaucht, 1780 nach Wien und trug dem Kaiser 1783 persönlich die Angelegenheit vor. Im *Controlorgang*, wo Untertanen jeden Standes und Ranges vor dem humanen Herrscher erscheinen konnten, sah der Sohn Maria Theresias den Walachen in Schäferkleidern, dessen Herz schon gewiss vor Begierde brannte, nach seiner Art dem Kaiser zu dienen. Das Erscheinen von Bauerndeputationen in Wien war seit der Urbarregulirung alltäglich, trotzdem sie sowohl den Gutsbesitzern als der Kanzlei missfiel. Diese Angelegenheit verzog sich, wie es sich bei einer so verwickelten Sache von selbst verstand. Die kaiserliche Kammer schreibt am 6. October 1784 an die Kanzlei, dass die Angelegenheit der zalatnaer Bauern durch ein Einverständniss der Statthalterei, des Thesaurariats und der Kammer erledigt werden solle. Wann werden wohl die drei hochansehnlichen Behörden sich einigen?

Der Kaiser erzählt seinem Bruder Leopold diesen Fall und seinen Zusammenhang mit der Empörung in folgenden Worten: «Die langjährigen Missbräuche der Grundherren gaben der ganzen Nation, besonders aber den Walachen Ursache zu Beschwerden. Es war keine Erledigung möglich, auch konnte man keine Urbarregulirung durchführen, trotzdem ihre Majestät (Maria Theresia) alles daran setzte. Endlich setzte ich durch, dass die Kanzlei und das Gubernium das Urbar ausarbeiten, es ist aber noch nicht expedirt. Besonders die Beamten der zalatnaer Herrschaft, die unter der Bergwerkskammer steht, taten sich durch Unterdrückungen und Missbräuche hervor. Die Beschwerden und die hin gesandten Commissionen konnten dem kein Ende setzen. Endlich verordnete ich, als ich im vorigen Jahre im Lande anwesend war, die Entsendung einer neuen Commission, welche ihren Bericht direct nach Wien erstatten solle. Der Bericht gelangte im März hierher, die k. Kammer nahm ihn jedoch erst im November vor. Ausserdem schickten die Untertanen Deputirte hierher, welche von der Kanzlei eine schriftliche Versicherung erhielten, dass sie Nichts zu fürchten hätten, wenn sie nach Hause gehen und die Entscheidung abwarten. Trotzdem setzte man sie, sobald sie nach Zalatna kamen, gefangen und ging schlecht mit ihnen um. Einer von ihnen, Namens Hora, flüchtete sich, versammelte die Bauern und wiegelte sie gegen die Beamten und Besitzer auf, indem er vorgab, dass man gegen den Willen des Kaisers so schlecht mit ihnen umgehe. Sie forderten, als Grenzsoldaten aufgenommen zu werden.»

In dieser Erzählung wird die Unzufriedenheit der Bauern mit den durch die Conscription verursachten Klagen verschmolzen. Es sei gestattet, noch zwei Momente der kaiserlichen Darstellung hervorzuheben. Sie klagt besonders die k. Kammer, die gewiss nicht ungarisch war, der Verzögerung an. Ferner erwähnt sie Hora, ohne Näheres über ihn anzugeben. Der walachische Anführer hatte auf den Kaiser keinen grösseren Eindruck gemacht, als tausend andere Bittsteller.

* * *

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Mördereien, Brandstiftungen und Gewalttaten aller Art, welche die Räuberhorden unter Anführung unmenschlicher Hauptleute ausübten, ausführlich zu erzählen. Die ungarischen Edelleute und Bürger, die in die Hand der Aufrührer fielen, wurden ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes hingeopfert. Es war ein wirklicher Sklavenkrieg. Sein Andenken ist in Siebenbürgen noch lebendig, wo so viele Familien bluteten und so viele Provinzial- und Familienchroniken die Erinnerung an diese traurigen Tage aufrecht erhalten. Wir heben blos hervor, dass zalatnaer Untertanen an der Spitze

standen und dass der Aufruhr auf dem Gebiete ausbrach, in welches sich die in Arad und Temes verfolgten Räuber geflüchtet hatten. Der Zwiespalt zwischen dem Gubernium und dem Commando dauerte noch fort und beide taten sehr wenig zur Unterdrückung der gemeinschaftlichen Gefahr.

General-Feldwachtmeister Gr. Gyulai stellt den Aufruhr in seinem Briefe an den Hofkriegsrat-Präsidenten vom 12. November dar. «Ich glaube es sei meine besondere Pflicht jene unbilligen Handlungen, die den Frieden und die allgemeine Ruhe stören, vermöge meines gemachten Eides als ein getreuer Diener S. M. u. E. Ex. gehorsammst zu melden. Ich war damals nicht in Lunka, sondern auf meinem Gut in Dedács, unweit Déva gelegen, als diese Rebellion im Zarander Comitate entstand. Der ganze Urheber davon soll sein ein gewisser Horre mit Namen; dieser hielt, damit er seinen aufrührerischen Endzweck erreiche, hin und her unter den Brücken verborgene Conventikeln mit den Bauern und bestimmte ihnen den Sammelplatz zu Masztaken, (welche Gegend E. Exc. gnädig bekannt sein wird) auf ein Berg nächst der Strasse, vom Dorf war weit entlegen, von Brod aber unweit stehenden Kirche. Diese Ordre ging wie ein Landfeuer so geschwind von einem Dorf ins andere, dass im Kurzen ein erstaunlicher Haufen von Bauern bei dem bestimmten Platz sich eingefunden, wo alsdann der Bösewicht ein bei sich (Gott weiss woher?) habendes, mit goldenen Buchstaben geschriebenes Patent und goldenes Kreuz der Bauernversammlung vorzeigte und die Frage stellte, ob sie diesem Zeichen Glauben beimessten? und als sie einhellig mit Ja beantworteten, da wurde hierauf das boshafte Concilium gehalten und zusammengeschworen, die hiesige Noblesse gänzlich zu vertilgen. Es ist nicht zu beschreiben, welch' unerhörte Grausammkeiten diese Bauern ausüben; sie irren und wandern herum, wie heulende Löwen, sie toben und wüten wider die Edelleute mit unaussprechbaren Mordtaten, sie verschonen keinem Geschlecht, ja sogar keinem Kind im Mutterleibe nicht, die Edelhäuser und Dörfer stecken sie in Brand und haben auch schon wahrlich im Zarander Comitat Brod, Kristyor und Ribicze, wo die meisten Edelleute wohnhaft waren und von diesen Orten kaum drei vielleicht am Leben geblieben, in die Asche gelegt; mit diesem war ihre Wut nicht ersättigt, sondern nachdem sie im Zarander Bezirke keine Edelleute mehr gefunden und in kurzer Zeit die Bauern sich mehr als 10,000 (wie man sagt) versammelt haben, sind sie ohne einigen Zeitverlust mit erschrecklichem Sturze im Hunyader Comitat gegen Marosfluss eingefallen, wo sie eben auch schon Branyitzka, N. Nemeti, Solymos, Dedacs, und gleichsam in einem Orte alls bis auf Benczeuer und Csora abgebrannt, und lassen nicht nach ihre Raserei auszuüben. Ich befürchte daher sehr, dass wenn diesem Rebelle nicht jetzt mit allem Ernst widerstanden und vollkommen gedämpft werde, im Frühjahr ihre sonst uner-

loschene Wut sich noch heftiger ausgiessen und hiedurch wenn nicht das ganze Land, wenigstens der grösste Theil desselben aufgezehrt werde.

«Ihro Exz. Gnädiger Herr! Ich hab schon einmal im genuesischen die Gelegenheit gehabt, ein Bauernkrieg zu sehen und dabei das Glück in experimentiren was ein Bauernkrieg sei: allein die hiesige Rebellion ist ohne Vergleich erschrecklicher und darum glaube ich nach meiner sehr geringen Meinung, dass rathsam und gut wäre nach dem lateinischen Axioma principiis obsta; denn ich hab auch schon bei mein zweimal in Processachen im Sommer gemachten Reise nach M.-Vásárhely erfahren, welch gräulichen Hass und Grollen die Bauern in ihrem Herzen nähren, jedoch glaubte ich nicht, dass dieses glühende Feuer noch im Herbst Flammen fangen sollte.»

Am 12. November war die unangenehme Nachricht, wie sie der Kaiser nannte, auch schon in Wien bekannt. Noch drei Tage früher erkundigte sich Josef über den Fortschritt der Einrichtungen in Siebenbürgen. Jetzt musste er durch eine Stafete das Statarium gegen die Aufwiegler verordnen. Man erzählte, dass der Kaiser die einlangenden Berichte für Uebertreibung hielt. Der Kriegsrat wies den Commandanten an, in Allem einträchtig mit dem Gubernio vorzugehen. Der Schreck war um so grösser, als schon am 13. November die Bitte des Comitates Krassó einlangte. welche um Militär gegen das unruhige Volk anhielt. Zugleich berichtete Gr. Jankovich von Temesvár, dass das Volk sich über die siebenbürgischen Nachrichten sehr freue und wünsche, es möge überall so kommen.

General Preiss dachte am besten vorzugehen, wenn er gar Nichts tue. Wir mussten dies constatiren, denn nur dies erklärt den späteren Verlauf der Sache, dass die angegriffenen Ungarn in den ersten 14 Tagen ganz auf sich angewiesen waren und des gesetzlichen Schutzes entbehrten. Das Militär war angewiesen «so lange kein Befehl vom Bellicum da sei, auszurücken, aber nicht zu feuern». Musste dieses Vorgehen nicht in den Soldaten, Ungarn und Walachen gleichmässig, den Glauben erwecken, dass Hora im Auftrage des Kaisers raube? Dieses Vorgehen der Soldaten ward bei der Belagerung von Deva am 6. November bekannt. Tags darauf besiegten die Ungarn in einem Ausfalle die Belagerer und liessen 44 Gefangene durch statariales Verfahren hinrichten. Es ist wahr, die gesetzliche Form war nicht eingehalten; aber die erschreckten Flüchtlinge gewannen ja ihr natürliches Recht, sich selbst zu schützen, zurück, sobald sie sahen, dass die Regierung sie nicht schütze, oder nicht schützen wolle. Warteten wohl von irischen Räubern angefallene englische Ansiedler, oder von Indianern angegriffene Farmer, bis das Militär einschritt? Und gewiss war die walachische Empörung um nichts menschlicher oder berechtigter, als es dort der Fall war.

Als die Aufrührer sahen, wie leicht sie die offenen Ortschaften in

ihre Gewalt bekamen, verfolgten sie nicht nur die Ungarn, sondern überschwemmten die Besitzungen der Kammer und schonten auch der Soldaten nicht. Die Bergstädte Abrudbánya und Verespatak wurden am 7. November geplündert. Hier trat der religiöse Anstrich der Empörung hervor. Sie verkündeten als Befehl Gottes und des Kaisers: «Dass wer sich nicht zur nichtunirten Religion bekenne, und kein walachisches Kleid trage, gepfählt oder geköpft wird.» Und doch verhandelte Oberstlieutenant Schulz noch am 21. November mit Hora wie mit einer kriegführenden Macht.

Wenn der Kaiser nicht zuliess, dass die Adeligen sich seinem Ansehen widersetzen, so war er andererseits auch nicht geneigt, Gewalttaten der Walachen zu dulden. Sein Plan wäre gewesen, den Aufstand möglichst rasch aber ohne Blutvergiessen zu ersticken. Auch arbeitete Gr. Hadick einen detaillirten Kriegsplan aus, demgemäss Preiss mit der ihm zu Gebote stehenden Macht bis zum 13. oder längstens 18. die Revolution niederwerfen konnte, wenn er, wie gemeldet, Nachricht von ihrem Ausbruch erhielt. Diese eine Schrift zeugt gegen Alle, die die Kriegsverwaltung oder gar den Kaiser der Connivenz anklagen. Es ist daher selbstverständlich, dass die Nachrichten von dem Umsichgreifen der Revolution, welche von dem Gubernium schon am 14. als nationale und religiöse Angelegenheit bezeichnet wurde, grosses Aufsehen erregten. Die Unschlüssigkeit des Generals entsprach ebensowenig den Intentionen des Kaisers, als das rasche Vorgehen der Devaer Ungarn. Preiss, dem das Vergiessen so vielen unschuldigen Blutes in erster Linie zur Last fällt, ward am 20. November pensionirt und General Fabris zum Commandanten ernannt. Die Devaer aber erklärte er für eigenmächtige und freche Leute, die ohne Untersuchung hinrichten lassen. Und doch könne nur Schonung zum Ziel führen.

An Gnadenerbietungen und Unterhandlungen war kein Mangel. Oberstlieutenant Schulz forderte die Empörer in zwei verschiedenen Malen auf, die Waffen niederzulegen. Der Augenarzt Molnár, selbst ein Walache, ward mit demselben Auftrage in ihr Lager geschickt. Auch der griechische nichtunirte Bischof bot seinen Einfluss dafür auf. Die Verführten konnten aus den verlässlichsten Quellen erfahren, dass der Kaiser ihr Verfahren missbillige. Sie versprachen auch bei jeder Gelegenheit sich zu unterwerfen, und Joseph erwartete jede Stunde die Nachricht, dass die Ruhe wieder vollkommen hergestellt sei.

Wir sind zu dem Punkte gelangt, an dem es klar wird, dass der Aufstand nicht blos ein aus übertriebener Loyalität gegen den Kaiser entstandener, gegen die Unterdrückung der Ungarn gerichteter Bauernkrieg war. Mehr als Amnestie und Verbesserung ihres Zustandes konnten sie doch nicht erwarten. Dies Alles war versprochen, aber Hora trat mit immer neuen Forderungen auf. Eigentlich fängt er erst dann an offensiv gegen das Militär vorzugehen, als man schon seine Unterwerfung erwartet.

Am 29. November besetzt er Ilye an der Maros, den Geburtsort Gabriel Bethlens. Sein Volk kämpft gegen die kaiserlichen Soldaten. Damals beginnt man ihm den Titel eines Fürsten, oder gar eines Königs von Dacien beizulegen, wie das Zeugniss des Grafen Ludwig Kálnoky, Obergespans des Tordaer Comitates, bezeugt. Klausenburg wird von der Bürgerschaft befestigt, in Szatmár, Bihar und Marmaros befürchtet man das Ausbrechen der Bewegung. In den Gegenden an der Szamos erscheinen Hora's Emissäre mit dem Aufrufe, dass das Volk sich ihm anschliesse «sonst wehe ihrer Seele». Ein allgemeiner Bauernaufstand, an dem selbst die Székler teilnehmen sollten, ward für möglich gehalten. Man verbreitete die Nachricht, dass sie Hilfe von auswärtigen Mächten ihrer Religion erwarten. Und wieviel Räuber können sich aus der Walachei zu ihnen schlagen! Der Adel sah in rascher Bewaffnung sein Heil. Wie Kaiser Joseph ironisch bemerkte, fürchtete man sich selbst in Pressburg, und zwar nicht blos Weiber. Der allgemeine religiöse, nationale und sociale Kampf, den der Kaiser durch Verzeihung und Zögern verhindern wollte, schien auszubrechen.

Wer waren die Männer, vor denen der ungarische Adel zitterte? Hora und seine Genossen Kloska und Krizsán waren auf der niedersten Stufe der Bildung stehende Bauern und Hirten. Hora — eigentlich Nikolaus Urse — verdankte diesen seinen Spottnamen (der Sänger) seiner Gewohnheit, im Rausche zu singen. Sein Ratgeber Kloska und der blutdürstige Krizsán konnten ebensowenig lesen und schreiben als er, so dass er einen ungarischen Secretär halten musste. Man sprach auch von einem gewissen Salis, einem preussischen Officier, als dem wirklichen Anführer des Bauernheers, aber seine Anwesenheit ist nicht bezeugt und überdies zeugt die ganze Leitung des Aufstandes keinesfalls von militärischem Verständniss. Wenn wir nicht irren, verführte die Anführer ihre persönliche Gefahr, der sie als Fürsprecher ihres Volkes ausgesetzt waren, zum Aufstand. Geheimer Instinkt machte sie vielleicht ebenso wie ihre Anhänger hoffen und glauben, dass ihr Vorgehen in den Augen des Kaisers kein Verbrechen sei. Zahlreiche Räuber, Deserteure und Urlauber, die besonders bei den ersten Gräueltaten eine Rolle spielen, boten sich als Hilfe dar. Das Zaudern des Militärs hob ihr Ansehen über ihre Hoffnung. Und als sie schon überzeugt waren von der Missbilligung des Kaisers, konnten sie die Unternehmung nicht mehr im Stich lassen. Das vergossene Blut trieb sie weiter, denn die gebotene Gnade erstreckte sich weder auf die Anführer, noch auf die Deserteure. Diese mussten als Empörer enden, wollten sie nicht die gerechte Strafe ihres Tuns erleiden. Daher ging der ganze Haufe auseinander, sobald die Soldaten entschlossen auftraten, und nur Wenige schlugen sich in die Wälder. Hora's Haufe war nie kampffähig. Selbst als man sich am meisten fürchtete, am 7. November, schrieb der Vicegespan

von Arad, dass nur Wenige Flinten haben, und ihre Bewaffnung in grossen Stöcken und Gabeln bestehe. Ihre kurze Herrschaft hatten sie nur der Ueberraschung und ihrer grossen Anzahl zu danken.

Endlich schritt das Militär energisch ein. Joseph bezeugt den ganzen November hindurch den Walachen eine gewisse Sympathie, und noch in den am 27. November dem Grafen Jankovics erteilten Instruction ergreift er einigermassen ihre Partei, «denn wenn die Menschheit zu sehr misshandelt, und der Bogen zu hoch gespannt ist, so bricht er sicher.» Aber nun kennt er kein Zaudern mehr. Er sieht die Notwendigkeit des Blutvergiessens ein, und gesteht ein, dass Schultz Alles verdorben habe. Die Ursache dieser Veränderung liegt darin, dass er erkannte, die Empörung sei nicht nur gegen die Herren, sondern gegen jede Regierung gerichtet. Auch der folgende Vortrag Hadick's, den der alte Soldat unter dem Eindrucke der an ihn gerichteten Bittschrift des Hunyader Comitates seinem Monarchen vorlegte, mochte einen Einfluss auf den Kaiser ausüben.

«Die Vorstehung, so der Adel des Hunyader Comitates über das grausame Verfahren der sich aufgetanen Walachen, über die noch vorwaltende Gefahr des Landes und E. M. allerhöchstes Interesse, dann über das meineidige Vorhaben dieser unbändigen Nation mir mit der heutigen Post obzwar (wie derselbe selbst erkennet) unschicksam zugehändigt hat, darf ich nach meinen reinen Pflichten nicht ermangeln, in der Urschrift und Uebersetzung E. M. — zu unterlegen.»

«Die Menge der Bewohner von dieser rauhen Nation in Siebenbürgen, die ausgeübte ganz forchtlose Grausamkeiten, und die ungesteuerte Anforderungen derselben, dann der Reiz für die angrenzende Moldau und Walachei (worin es an raubsüchtigen Horden nicht mangelt) erweckt eine wahrhaft gegründete Besorgniss, dass, wenn das Feuer dermalen nicht aus dem Grund gelöschet wird, in dem eingehenden Frühjahr aus dem hinterbliebenen Zunder ein gefährlicher und landesverderblicher Brunst ausbrechen dürfte, wozu das Local allen Vorteil darbietet.»

Achtzehnhundert Soldaten genügten zur Dämpfung dieses grossen Brandes. Die Walachen streckten die Waffen. Es waren Walachen, die Hora und Kloska gefangen nahmen und dem Oberstlieutenant Kray überlieferten (27. December). Als sie umherirrten, war ihre Herrschaft über ihr Volk noch ungebrochen, und die Popen sammelten überall Reisegeld für sie. Joseph musste doch seinen Principien ungetreu werden: die Führer des Aufstandes wurden in Karlsburg gerädert und dann gevierteilt.

Die Unterwerfung des Aufstandes war nicht schwer, schwer war nach einem solchen Ausbruche das gute Verhältniss zwischen Herr und Bauer wieder herzustellen. Das Verfahren des Kaisers am Beginn der Bewegung war weder gerecht, noch auch politisch richtig. In die Conscription vertieft, wollte er seine Macht nur gegen die Ungarn geltend machen. Aber sobald

die Ruhe hergestellt war, und kein Hintergedanke sein Herz und seinen Kopf trübte, suchte und fand er den einzig zum wirklichen Frieden führenden Weg. Er besiegte die Empörer, wollte aber nicht, dass die Ungarn Rache üben. Er zeigte die über nationale Leidenschaften erhabene Gewalt des Staates. Eine endgiltige Lösung erwartete er von der Regulirung des Urbars und von der bessern Erziehung des walachischen Volkes.

Der walachische Aufstand enthielt eine grosse Lehre für die ungarische Nation. Er bewies in grellen Farben die Gefahr einer auf Vorrechte sich stützenden Nation. Aber auch für den Kaiser war die Lehre nicht vergebens. Er hatte Gelegenheit, die sociale Revolution aus der Nähe kennen zu lernen. Von nun an wollte er sie durch humane Institutionen unmöglich machen, nicht aber durch leicht zu verkennende Massregeln ihren Ausbruch vorbereiten.

HEINR. MARCZALI.

DAS STAATLICHE TERRITORIUM UNGARNS, UND DIE RECHTE DER UNGARISCHEN KRONE.

I.

Die Werke, welche sich mit der ungarischen Krone beschäftigen, bilden bereits eine ansehnliche Literatur. Zumeist wird ihre Geschichte erzählt, ihr Wert als Antiquität hervorgehoben; zuweilen werden einige Worte auch ihrem Kunstwerte gewidmet; ja wir wissen sogar, dass alle diese drei Richtungen auf eine den höchsten Anforderungen entsprechende Weise in jenem monumentalen Werke des hierzu berufensten Fachmannes, Arnold Ipolyi's, vertreten sein werden, welches demnächst im Verlage der Akademie erscheinen wird.

Die ungarische Krone ist aber auch die Quelle von Rechtsbegriffen, sie ist eine wirkliche moralische Person; in diesen ihren Eigenschaften hat sie in unserem nationalen Leben so kräftige Spuren zurückgelassen und ist auch für die Zukunft von so grosser Tragweite, dass ich es nicht für überflüssig erachte, mich mit dieser Seite der Frage besonders zu befassen, insbesondere dann nicht, wenn die Erfahrung lehrt, dass in der Auffassung der älteren Jahrhunderte und der der Gegenwart ein riesiger Unterschied besteht.

Ich will sofort sagen, was ich mit der gegenwärtigen Abhandlung zu beweisen suche, das nämlich, dass der Ausdruck: «die Länder der ungarischen Krone» nur der Phraseologie der neueren Zeit entnommen ist und dass es eine noch grössere Schmuggelei bedeutet, wenn man diesen Aus-

druck dahin interpretirt, dass «Ungarn» das engere Ungarn, «die Länder der ungarischen Krone» aber das weitere Ungarn bedeutet.

Im Jahre 1659 hat der Thuróczer Obergespan Peter *Révay* unter dem Titel: De monarchia et Sacra Corona Regni Hungariæ ein classisches Werk über die ungarische Krone edirt. Oberhalb der Zeichnung der Krone setzte er folgende Worte hin: Sacra angelica et apostolica Regni Hungariæ Corona, d. i. die heilige, engelhafte und apostolische Krone Ungarns. — Diese Ausdrücke wurden dann von Schmeizel in seinem über die Krone deutsch und lateinisch geschriebenen Werke einzeln erklärt.

Alle diese Ausdrücke waren jedoch dem ältern Zeitalter nicht bekannt und haben später die betreffenden Schriftsteller den Sprachgebrauch ihres eigenen Jahrhunderts auf die ersten Säcula des ungarischen Königtums übertragen. Im Laufe meiner Abhandlung wird es sich zeigen, dass unsere Könige aus dem Hause Árpád wohl öfter der Krone gedenken, dass sie dieselbe aber nicht einmal als heilige Krone bezeichneten, denn erst Ludwig der Grosse war es, der sich dieses Ausdruckes zum ersten Male vom Trone aus bediente.

Zum Schlusse des XII. Jahrhunderts (im Jahre 1184) heisst es in einer Notiz eines ausländischen Codex, es gebe im Lande (Regno) des ungarischen Königs Béla III. folgende Gebiete (terrae): Ungarn als *Haupt des Königreiches* (caput regni), Croatien, Dalmatien und Rama (Fejér II, S. 217). Die hier benützten Länderbenennungen kommen auch in den Titeln Béla III. vor, aber es finden sich in diesen Titeln auch Widersprüche, denn Béla III. nennt sich oft nur König von Ungarn, oder König der Ungarn mit Hinweglassung jedes weitern Titels; ein anderes Mal wieder zählt er alle Länder auf, die unter seinem Scepter stehen, und schweigt nur von Croatien, wie dies im Jahre 1189 geschah, oder aber er fügt den übrigen Titeln auch noch den von Galizien bei. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass unter dem soeben erwähnten Croatien nicht das Gebiet der heutigen Comitate Agram, Warasd und Kreutz zu verstehen ist.

In der Vorrede zu dem oben citirten Werke nennt Révay Ungarn ein «archiregnum», ein Ausdruck, der mit dem «caput regni» Béla III. gleichwertig ist. Wir wollen aber hieraus keine Folgerung ziehen, höchstens die, dass dort, wo ein caput regni besteht, die Idee einer pars adnexa nicht existiren und von einer Bundesgenossenschaft keine Rede sein kann.

Von unvergleichlich grösserem Werte als solche Daten, sind die königlichen Diplome und die Landesgesetze. Aus diesen ist ersichtlich, dass unsere Könige ursprünglich unter der Krone ihr Land d. i. Ungarn mit allen seinen Appertinenzien verstanden haben; deshalb konnten sie,

wenn sie ihre Getreuen belohnten, mit Recht sagen, dass sie die gegenüber ihrer königlichen Person und gegenüber der Krone bewiesene Treue belohnen.

Es war eine sehr alte Sitte, dass unsere Könige bei ihrer Krönung die Aufrechterhaltung der Rechte des Landes mit einem Eide beschworen. Ladislaus IV. gesteht im Jahre 1279 zu, er habe einen Eid geleistet, dass er in seinem Reiche (in regno nostro) und den demselben unterworfenen Ländern (et terris nobis subjectis) den katholischen Glauben und die Freiheiten der Kirche aufrecht erhalten werde und dass er auf all' das einen Eid leistete, worauf seine königlichen Vorfahren einen Schwur abzulegen pflegten. (Fejér V, 2. B. S. 508, 509.) Von Croatien, oder von einer croatischen Krönung ist keine Rede; die heutigen Croaten stehen also vor der folgenden Alternative: Entweder verstehen sie sich mit unter der Benennung Ungarn, oder aber, wenn ihnen dies nicht gefällt, dann müssen sie die Bezeichnung: «unterworfene Gebiete» für sich acceptiren.

Karl Robert wurde am 15. Juni 1309 in Ofen mit der vom Papste gesendeten und durch dessen Legaten, den Cardinal Gentilis, überbrachten Krone — diesmal zum dritten Male — als König von Ungarn — und keines andern Landes geweiht. Anwesend waren der Erzbischof von Spalato, die Bischöfe von Agram und Syrmien, der Protodechan von Csázma und andere slavonische Herren. Die Grossen des Reiches erkannten damals Karl Robert als gesetzlichen König Ungarns und als dessen natürlichen Herrn an und brachten ihm die dem «ungarischen Könige» gebührende homagiale Huldigung dar. Die Prälaten Ungarns, darunter auch die von jenseits der Drau und der Kulpa, hielten in Udvard eine Synode, auf welcher sie das päpstliche Interdict gegen alle Jene verkündeten, die Karl Robert nicht als König von Ungarn anerkennen würden; da aber zu jener Zeit die Krone des heiligen Stefan sich im Besitze des siebenbürgischen Wojwoden Ladislaus Apor befand, haben die geistlichen und weltlichen Herren, die unter dem Vorsitze des Cardinals Gentilis in Ofen Beratung pflogen, beschlossen, dass die vom Cardinal Gentilis gebrachte Krone die giltige sei, die vom Wojwoden Ladislaus aber zurückbehaltene alte Krone solle insolange rechtsverlustig (interdicta, profana et reprobata) sein, bis er sie auf der nächsten Synode zurückgäbe. Bei dieser Gelegenheit nennt die Synode die alte Krone immer die heilige Krone. (Péterfy: Sacra Concilia I, S. 157, 158.) Diese Krone verbreitete weithin ihren Glanz, sie liess weithin ihre Macht fühlbar werden. Andreas II. hat im Jahre 1223, nachdem er vorausgeschickt, dass es dem Könige zustehe, Jene zu belohnen, welche den Nutzen der Krone des Reiches förderten, dem treulosen Domald de Chroacia das nächst dem Flusse Kerka und in der Nähe des Meeres gelegene Besitztum wegen Untreue gegenüber der «königlichen Krone» weggenommen und dasselbe den Grafen Stefan und Gregor geschenkt. Ebenso

belohnte Béla IV. im Jahre 1244 den Comes Bogomér für dessen dem Könige und der Krone (nobis et coronæ) erwiesene Dienste; eben so äusserte er sich, als er in demselben Jahre die Ritter des Deutschen Ordens belohnte. (Wenzel: Okmánytár VII. S. 174 und II. S. 152.)

Die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlasst mich in der Aufzählung der Beweise noch fortzufahren.

König Béla IV. schenkte im Jahre 1252 seinen Besitz Oszlár an Oltuman vom Stamme Gurka, weil er treu war dem Könige und der Krone. Vom k. Obersttruchses Lorenz sagte er 1263, dass er die pflichtgemässe Treue ihm und der Krone der königlichen Majestät gegenüber an den Tag gelegt habe. Von den Szolgagyörer Schlossuntertanen schreibt Ladislaus IV. im Jahre 1277, dass sie ihm, dem Lande und der Krone treu gedient haben. Auch Andreas III. gedenkt in den Jahren 1297 und 1298 der pflichtschuldigen Treue, die sie ihm und der k. Krone bewiesen hatten.

Solch eine diplomatische Formel stand auch damals in allgemeinem Gebrauche, als man unter den Anjous begann, das Embléme der königlichen Majestät die *heilige* Krone zu benennen. König Ludwig der Grosse preist im Jahre 1350 die Verdienste der Familie Frangepán und die Treue, durch welche sie sich ihm und der heiligen königlichen Krone gegenüber hervortaten. Er anerkennt im Jahre 1377, dass die Kronstädter Sachsen sich ihm und der heiligen Krone gegenüber treu benahmen. Auch das Ausland kannte die Bedeutung dieser diplomatischen Ausdrücke, deshalb ermahnte die venetianische Republik im Jahre 1393 die Jadrier, sie sollen dem Könige und der Krone Ungarns treu bleiben.

König Sigismund (1417, 1421, 1435), Albert (1439), Ladislaus V. (1453), König Mathias (1481), Wladislaw II. (1490), Ludwig II. (1525), Johann Zápolyai (1539) und die Könige aus dem Habsburgischen Hause rühmen die Treue, welche die ihre Fähigkeiten zum Opfer bringenden Männer dem Könige und der heiligen Krone bewiesen; König Maximilian I. preist im Jahre 1517 vorzugsweise den Palatin Emerich Perényi dafür, dass er beständig treu gewesen Wladislaw II., Ludwig II. und der heiligen Krone Ungarns. (Analecta Scepusii III. S. 212, 213.)

In der neuern Zeit drückt § 2 des IX. G. A. vom Jahre 1723 am prägnantesten die besondere Definition der Individualität des Königs und des Landes aus, indem er Folgendes über das Verbrechen der Infidelität sagt: se erigentes et opponentes contra statum publicum *Sacrae coronae* regiae majestatis et *Regni*. König Mathias setzt im § 1 des 2. Artikels seines Decretes vom Jahre 1462 eine Strafe fest für Jeden... qui se erigit contra statum publicum regis, et Coronae.

Diese Strafe wollte Verbőczy sicherlich nicht beseitigen; schreibt ja doch König Ferdinand I. 1556 über Franz Bebek, er habe es gewagt, «sese

contra nos, nostramque regiam dignitatem et authoritatem, ac statum nostrum publicum, et Regni nostri, ac sacrae ejus coronae palam ausu temerario erigere,» d. h. «er hat sich empört gegen Unsere königliche Würde und Autorität, gegen die öffentlichen Institutionen, gegen das Land und dessen heilige Krone.» Weshalb denn auch die Infidelität gegenüber der Person des Königs und der Krone gebrandmarkt wurde. (Analecta Scepusii III. S. 212, 213.) Die Treue zum Lande war demnach eine eben solche Pflicht wie die gegenüber dem Könige.

Bemerkenswert ist, dass auch Ladislaus V. dreierlei Unterscheidungen macht, indem er im Jahre 1456 — in zwei Fällen — jene Treue belohnt, welche die Betreffenden für Ungarn, seine heilige Krone und der königlichen Majestät gegenüber bewiesen. (Hazai Okm. IV. 383, V. 255.)

Dieser dreifachen Pflicht zur Treue wird aber nicht nur in Bezug auf das Individuum, sondern auch bezüglich eines ganzen Landes Erwähnung getan, insbesondere vom Könige Sigismund, der bei Gelegenheit des Totiser Vertrages wiederholt sagt, dass das ganze Raitzenland mit allen seinen Appertinenzien und Rechten seit alten Zeiten ihm, seiner heiligen Krone und Ungarn unterworfen war. (Regnum Rasciae.... nobis ac sacro nostro diademati, ac dicto Regno nostro Hungariae semper et ab antiquo subjectum fuisse et esse.)

Das Majestätsrecht des Landes, oder besser gesagt Ungarns, war in Bezug auf die Länder der ungarischen Krone so sehr nicht nur eine blosse diplomatische Redensformel, sondern eine Wirklichkeit, dass die Magnaten des Reichstages, als Vertreter des Reiches (Praelati, Barones et primores Regni Hungariae ipsum totum Regnum repraesentantes) ohne vorheriges Hinzutun des Königs mit souveränem Rechte über solch ein Kronland verfügten.

Dies geschah im Jahre 1490, als die ungarischen Magnaten mit dem Fürsten Johann Corvin die Vereinbarung schlossen, dass sie ihn, falls er vom Reichstage nicht zum Könige von Ungarn gewählt werden sollte, zum Könige von Bosnien wählen würden, jedoch unter der Bedingung, dass er immer ein getreuer Untertan Ungarns und seines zukünftigen Königs bliebe und dessen heiliger Krone nicht abtrünnig würde. Die Mitglieder des Reichstages erklären, dass sie, falls ein anderer als Johann Corvin zum Könige von Ungarn gewählt werden sollte, den neuen König nicht über die Grenze des Landes lassen würden, ehe er nicht den mit Johann Corvin geschlossenen Vertrag bestätigt. In der Tat hat Wladislaw II., der zum Könige gewählt wurde, noch in demselben Jahre den Vertrag in Farkashida bestätigt.

Die Einleitung zur pragmatischen Sanction erklärt, dass auch der weibliche Zweig des österreichischen Hauses als Erbe anerkannt wird in

Ungarn (in Regno) und in dessen heiliger Krone, welch letzterer Ausdruck die Regierungsgewalt bedeutet.

Ich könnte die Daten noch bis ins Unendliche vermehren, aber ich glaube das aus der vorliegenden Masse Angeführte genügt, um die Frage von einer neuen Seite zu beleuchten.

Wenn die Könige in den bisherigen Beispielen neben ihrer eigenen Person auch noch die Treue für die Krone erwähnen, so gibt es wieder zahlreiche Beispiele dafür, in welchen nur von der Treue gegenüber der Krone allein die Rede ist. In diesen Fällen identificiren sich wahrscheinlich die Könige mit der Krone. So lobt König Ladislaus IV. im Jahre 1281 den Banus Peter für seine Treue gegenüber der «königlichen Krone» und hebt insbesondere jene Dienste hervor, durch welche er sich bei Gelegenheit der Züchtigung jener Kroaten und jenseits der Drau wohnenden Rebellen auszeichnete, die sich der königlichen Gewalt entziehen wollten. (Wenzel: Árpádkori uj okmánytár IX. S. 294.)

II.

Beispiele, in denen nur die Treue der Krone gegenüber erwähnt wird, kommen vor 1271, 1274, 1278, 1280, 1287, 1291, 1440 u. s. w. Der Gouverneur Johann Hunyady sagt vom Meister Peter aus Hernádnémethy, er habe Treue gegenüber der heiligen Krone Ungarns an den Tag gelegt.

Es gibt aber auch Fälle, in welchen unter dem Worte Krone nicht das Land, sondern der Fürst selbst zu verstehen ist. Béla IV. schenkte den Grafen Kozma und Achilles für ihre im Kampfe gegen die Tataren bewiesene Tapferkeit Bösing, indem er ihre Treue gegenüber der Krone und dem Reiche anerkannte. Im Jahre 1267 sagt Béla IV., der Graner Erzbischof sei zur Zeit, als zwischen ihm — Béla — und seinem Sohne Stefan ein kriegerischer Zustand herrschte, im Interesse der Integrität des Reiches und des Glanzes der Krone zwischen Vater und Sohn ein Vermittler gewesen, und auch hiermit habe der Erzbischof seine Treue gegenüber der Krone bewährt. (Wenzel ibid. VIII. S. 163.) Ladislaus IV. äussert sich 1274, er habe auf die k. Krone und den Tron des Reiches ein Erbrecht erworben, auch spricht er vom Schutze der k. Krone und des Reiches. (Wenzel IX. p. 58.) Königin Elisabeth erwähnt 1284 die Treue gegenüber Reich und Krone. König Ludwig der Grosse klagt 1347 den walachischen Wojwoden Bazarád der Infidelität gegen das Reich und die heilige Krone an.

Die Oberhoheit der ungarischen Krone erstreckte sich auf alle jene Gebiete, welche vom ungarischen Könige Gesetze und Befehle erhielten. Als Bela IV. im Jahre 1245 die Privilegien der Stadt Traw bestätigte, tat er dies, weil die Stadt der königlichen Krone immer treu gewesen. (Wenzel

VII. p. 189.) Selbstverständlich meint er die ungarische Krone, und nicht die damals nicht existirende Krone Zvoinimirs. König Sigismund erzählt im Jahre 1406, wie er den Aufruhr Palisnais und Horváthys niederdrückte und bemerkt dabei, er habe hierdurch die Herrschaft der Krone (regimen diadematis) und die Ordnung in jenen Ländern wiederhergestellt. (Hazai okmánytár VII. p. 444.) Ohne Zweifel verstand er hierunter und konnte er damit nur die ungarische Krone verstehen.

Unser Gesetzbuch (das I. Decret v. J. 1453, Art. 1) beweist, Ladislaus V. habe einen Eid geleistet, dass er Ungarn und alle seine Bewohner in allen ihren bisherigen Rechten, Privilegien, Gesetzen und gestatteten Gewohnheiten beschützen werde. Von Slavonien ist dort keine Rede, der König hat auch bezüglich desselben keinen bosondern Eid geleistet, denn es war in dem Namen Ungarn mit enthalten. Diese Behauptung ist keine einseitige ungarische Auffassung. Die im J. 1537 in Dombró versammelten slavonischen Stände beschlossen, dass jene Usurpationen, welche seit der Krönung Ferdinands I. *hier in Ungarn* (in hoc regno Hungariae) auftauchten und häufiger wurden und welche in den ungarischen Gesetzartikeln aufgezählt sind, in Kreutz, oder falls es behufs grösserer Sicherheit nötig sein sollte, in Agram, oder auch anderswo verurteilt werden sollen. (Magyar országgyülési emlékek II. p. 275, 276.) Die slavonischen Stände erkennen es daher selber an, dass sie in Ungarn, auf ungarischem Boden beraten, als sie in Dombró (das heutige Dubrava bei Csázma) zusammenkamen.

Diese Ueberzeugung ist auch in der jüngsten Zeit noch nicht untergegangen; es beweist dies ein von der Stadt Segnia (Zeng) im Jahre 1790 an den Ofner Reichstag gerichtetes Gesuch, in welchem sie bittet, der Reichstag möge doch diese *älteste Stadt Ungarns* (vetustissimam hanc Regni Hungariae Civitatem) so vielen Privilegien, reichstäglichen Decreten und königlichen Decreten entgegen von den militärischen Behörden nicht erdrücken lassen.

Am 6. Juni des eben erwähnten Jahres wurde der ungarische Reichstag eröffnet. Das Comitat Agram hielt schon am 15. April eine Generalversammlung, in welcher der Obergespan Nicolaus Skerletz eine wirksame Rede an die Stände richtete, indem er sie ermahnte, sie sollten zum Zwecke der Wiedererwerbung der ungarischen Verfassung alle ihre Kräfte einsetzen. Er bemerkte, es habe sich ein entarteter Ungar gefunden — er meint den Minister Josef Izdenczy — welcher die Executivgewalt dahin brachte, dass sie die unterslavonischen Comitate auch bezüglich der Steuer von Ungarn trenne, sie an die oberslavonischen Comitate anschliesse und aus diesen sechs Comitaten ein von Ungarn abgesondertes (distinctum ab Hungaria corpus) Land machen wollte. Diese Absicht bezeichnete Skerletz in entschiedener Weise als eine gefährliche und schädliche.

Wir müssen jedoch zu einer diplomatischen Formel zurückkehren, die um die Mitte des XV. Jahrhunderts, noch bevor das Zeitalter der Hunyadi's über Ungarn heraufzog, allgemein in Gebrauch kam, damals nämlich, als in erster Reihe die Treue gegen die Krone und *als Ausfluss derselben* gegen den König betont wurde.

König Wladislaw I. hebt im Jahre 1440 die Verdienste Peters von Szalók hervor, die sich dieser vor allem um die heilige Krone Ungarns und folglich (consequenter) auch «um Unsere Majestät» erworben dadurch, dass er die Wahl und die Krönung Wladislaws zum Könige von Ungarn förderte. Auch der Gouverneur Johann Hunyadi belohnt 1448 und 1452 jene treuen Dienste, welche er um die heilige Krone Ungarns und später (ex post) um sich selber wahrnahm. König Mathias erwähnt in einem ähnlichen Falle die Treue, die Jemand gegenüber der heiligen Krone Ungarns und dann (deinde, oder manchmal auch: et tandem nobis) gegenüber der k. Majestät an den Tag legte, so 1468, 1471, 1472, 1483; ferner Ludwig II. 1519, 1523, 1526; Johann Zápolyai 1529; Ferdinand I. 1527, 1551, 1556. (Hazai okmánytár II. p. 378, 380, 399, 411, 423; IV. 449; V. 425, 451 und 456.) König Leopold I. bestätigt 1703 die Privilegien der Stadt *Pest*, weil deren Bewohner ihre Treue insbesondere gegen die heilige Krone Ungarns, sowie auch gegen die königl. Majestät bewiesen haben. Ebenso geben unsere Könige der Krone den Vorrang, wenn adelige Güter wegen Mangels an Nachkommen vacant werden und auf die Krone zurückfallen, denn sie schöpfen aus der Krone das Recht, die Güter weiter zu schenken. (Hazai okmánytár II. 351 und 367). Hierfür finden wir Beweise genug bei König Mathias. Auch sein Vater, Johann Hunyadi, schenkte ebenfalls solche Güter, die zufolge Mangels an Erben an die Krone heimfielen, und er nennt diesen Vorgang einen alten gesetzlichen Usus Ungarns. (Ibid. III. 383. Vergleiche auch Verböczy: Tripartitum pars I. Art. 10.)

Der folgende Fall umfasst alle die von mir beobachteten drei Erscheinungen, indem er in erster Reihe von der Treue gegen die Krone, dann gegen den König, dann von dem Heimfalle vacanter Besitzungen an die Krone und schliesslich von dem einschlägigen Rechte des Königs und der Krone spricht.

Im Jahre 1446 schenkte nämlich der Gouverneur Johann Hunyadi die Burg Kabold im Oedenburger Comitate zur Hälfte dem Sohne des Ladislaus Vál, Michael, zur andern Hälfte aber den Söhnen des Nicolaus Ugron und Benedict Linkóhát «in Anbetracht jener Dienste, mit welchen sie sich um die h. Krone Ungarns und dann auch um uns verdient gemacht haben.» Sie haben in Folge dessen «ihre Treue gegen das Reich und dessen h. Krone» bewiesen. Die Krone als Besitzerin wird in der Weise erwähnt, dass nämlich die Burg Kabold an die heilige Krone Ungarns zurückfiel und nun verschenkt wird und zwar neuerdings mit demselben königlichen

Rechte, welches der königlichen Majestät und der h. Krone auf diese Krone zusteht. (Hazai okm. I. 345, 346.)

Jahrhunderte hindurch gebrauchte diplomatische Formeln können nicht ohne tiefe Bedeutung sein und wenn später ihr Sinn verdunkelt wird, so geschieht dies zumeist, weil aus Nachlässigkeit oder aus nicht eingestandenen Interessen von dem ursprünglichen Ausdrucke Abweichungen entstanden. Wenn schon die Beschäftigung eine dankbare ist, den Sinn einzelner Diplome oder Gesetze zu erläutern, dann muss auch jenes Streben nicht weniger auf Dank Anspruch erheben, welches den ursprünglichen Sinn der sich modificirenden diplomatischen Formeln wiederherzustellen sucht.

Aus meinen bisherigen Auseinandersetzungen ist die Einheit Ungarns klar genug; denn wo es *eine* Krone, *einen* König und *ein* Staatsrecht gibt, dort ist auch der einheitliche Staat vorhanden; wenn dann einzelne Gebiete dennoch eine besondere Benennung haben, so können dies nur Regierungsbezirke sein. So war dies der Fall vor — dem Ausgleiche, der das Staatsrecht auf den Kopf stellte. König Ludwig der Grosse sagt im Jahre 1351 (G.-A. XI.): innerhalb der Grenzen seines Reiches, einschlüssig den Teil jenseits der Drau (etiam in tenutis ducalibus) geniesse jeder Adelige die gleichen Freiheiten. Dieser Rechtsgleichheit der Adeligen gab Verböczy im § 1 Cap. 2 pars I. des Tripartitum Ausdruck.

Dieser grosse König verschaffte auch der Einheit des Reiches mit den mächtigsten Mitteln Anerkennung. Im Friedensschlusse zu Turin, 1381, verpflichtete sich die venetianische Republik, dem Könige Ludwig dem Grossen und seinen Erben im Reiche und dessen Krone, welche das Symbol des Reiches ist (domino Regi et ejus successoribus in Regno et Corona, et ipsi Coronae repraesanti dictum Regnum) jährlich 7000 Ducaten zu zahlen. Sie verpflichtet sich ferner, ganz Dalmatien zu überlassen, von der Mitte des Quarnero bis Durazzo, welches Land schon seit altersher zu Ungarn und der ung. Krone gehört — ab antiquo de jure Regno et Coronae Hungariae spectanti et pertinenti. (Magy. Tört. Tár. XIV. Band, S. 15, 16, 19 und Anjoukori dipl. Emlékek III. p. 437, 457 und 440.)

So gross war damals das Ansehen der ungarischen Krone in Italien, dass man sich wohl hütete, sie zu verletzen. Die venetianische Republik, die so oft die dalmatinischen Küsten usurpirte, ermahnte im Jahre 1387 sehr eindringlich ihre Bewohner, der ungarischen Krone treu zu sein. Insbesondere ermahnte sie die Städte Spalato, Traw und Sebenico. In den betreffenden Correspondenzen kommen die damals üblichen Ausdrücke vor: Treue gegenüber dem Reiche und der heiligen ungarischen Krone (Regno ac sacro diademati Hungariae, sacra Corona Hungariae etc.). Die dalmatinischen Städte antworten: sie danken für den Rath der Venetianer, es sei ihnen ein Leichtes, demselben nachzukommen, denn er entspreche

den Gefühlen ihrer Herzen. Viele verleihen dem Wunsche Ausdruck, wenn sie doch nur so viel Gewalt besässen, um den Ruhm der ungarischen Krone noch mehr erhöhen zu können. (Anjoukori diplom. Eml. III. p. 630, 631.)

Wenn irgendwo, so wäre gewiss hier Gelegenheit gewesen, von der croatischen Krone zu sprechen, wenn eine solche anderswo, als in der Phantasie der croatischen Agitatoren existiren würde. Und dennoch wagt es ein Kvaternik zu behaupten, die ungarische Krone hätte in Croatien und über die Krone Zvoinimirs gar kein Recht besessen. (Das historisch-diplomatische Verhältniss des Königreichs Croatien zu der ungar. St.-Stephans-Krone.) Wenn aber die ungarische Krone für die Croaten fremd war, warum haben sie dann — nach dem Zeugnisse der Gesetze aus den Jahren 1647, 1649, 1655, 1662 und 1681 — zur Erhaltung der Kronwache beigetragen? Sie taten dies gerade so wie die Ungarn, nur dass ihr Beitrag in einem geringeren Verhältnisse geleistet wurde. Er hütet sich, bei den diplomatischen Quellen Rat zu suchen, er folgert nur aus den historischen Ereignissen. Die Geschichte aber nimmt in einer geschickten Hand jede beliebige Gestalt an und vermag sehr leicht den Laien irrezuführen. Nach Kvaternik sind bei Mohács nicht die Croaten, sondern die Ungarn geschlagen worden. Nach dieser Katastrophe gingen zwei Dritteile von Ungarn unter, Croatien aber behielt seine Unabhängigkeit noch weiter bei und war als die Vormauer Europas anerkannt. Unter solchen Umständen wäre Ungarn nicht fähig gewesen, über die «partes subjectae» zu herrschen.

Ich will mich auf diesen Gegenstand gar nicht einlassen, denn er würde mich in zu weite historische Erörterungen führen, aber ich verweise nur auf die Gegend jenseits der Donau, insbesondere auf die croatischen Gemeinden in den Comitaten Eisenburg, Zala, Somogy, Oedenburg, Raab und Pressburg, wo die Nachkommen jener Croaten wohnen, die sich vor den Türken nach Ungarn flüchteten und gerne dem Ruhme entsagten, jenseits der Drau die Schutzbasteien Europas bilden zu können.

Die florentinische Republik schreibt dem Könige Sigismund im Jahre 1388 wiederholt, dass die Florentiner beständig tiefste Devotion der ungarischen Krone entgegenbringen (inconcussa devotio erga Regnorum Hungariae sacratissimum Diadema, — und bei einer anderen Gelegenheit: devotio erga sacri dyadematis vestri thronum); — im Jahre 1324 hingegen spricht die Republik ihre Hoffnung aus, König Sigismund werde ihr gegenüber dasselbe Wohlwollen betätigen, welches die allerheiligste Krone Ungarns und König Ludwig seligen Angedenkens ihr gegenüber bewiesen haben.

III.

Das Ausland hat also unter der ungarischen Krone nicht ein engeres Ungarn verstanden, wie man heute in Folge eines irrigen Sprachgebrauches zu sagen pflegt, sondern es verstand darunter dasjenige Ungarn, zu welchem der Regierungsbezirk zwischen der Drau und der Save und damals die adriatische Meeresküste bis Durazzo gehörte.

Die Art und Weise, wie unsere Könige die Diplome *mit ihren Siegeln zu beglaubigen pflegten,* ist bisher der Aufmerksamkeit unserer staatsrechtlichen Schriftsteller und Geschichtsforscher entgangen. Sie tun dies nämlich in der Regel, wenn von ungarischen Angelegenheiten die Rede ist, mit dem folgenden Satze: Wir bekräftigen und beglaubigen den Inhalt dieses Diplomes mit unserem geheimen, oder doppelten, oder grösseren Siegel, dessen wir uns als König von Ungarn (quo ut rex Hungariae utimur) zu bedienen pflegen. Bei Prüfung dieser Frage wird ersichtlich, dass alle jene Könige diese Beglaubigungsformel gebrauchten, die nicht nur Herrscher von Ungarn, sondern auch solch anderer Länder waren, welche nicht zur ungarischen Krone gehörten.

Ludwig der Grosse, der Polen und einzelne Teile von Italien besass, ist der erste Fürst, der in diese Kategorie gereiht werden muss; aber er hat — aus unbekannten Gründen — diese Beglaubigungsart mit dem Siegel noch nicht in Anwendung gebracht. Sein Nachfolger aber, König Sigismund, hat schon diese Gewohnheit ins Leben gerufen, die bis in die neueste Zeit in Geltung blieb. Das erste Beispiel hierzu finden wir im Jahre 1412; ihm folgten König Albert, Ladislaus V., König Mathias, Uladislaus II., Ludwig II., kurz Alle, die nicht nur in Ungarn regierende Fürsten waren. Es ist kein Zweifel, dass der König von Ungarn, als er diese Art der Beglaubigung anwendete, hierdurch auch für Croatien seine Verordnung traf, so z. B. König Mathias, als er die Beschlüsse des Reichstages vom Jahre 1462 bestätigte und dann im Jahre 1463, als er im Agramer Comitate Verfügungen bezüglich des Besitzes der Blagays traf. (Teleki, Hunyadiak kora XI. S. 78.) Er war also König von Ungarn auch jenseits der Drau, ebenso wie alle jene Fürsten, welche sich dieser Art der Beglaubigung mit dem Siegel bedienten. So hat auch Maria Theresia, als sie im Jahre 1779 die Handelsstadt Buccari mit zweckmässigen Privilegien bekleidete, dieselben mit dem geheimen grösseren Siegel bestätigt, das sie als «apostolische Königin Ungarns» zu gebrauchen pflegte. Aber nicht nur die Genannten.

Diese Beglaubigung kannte keinen Unterschied zwischen Ungarn und irgend einem »Croatien,» sondern nur den zwischen Ungarn und dem Auslande. Für jene Könige, die ausser der ungarischen Krone keine andere trugen, fällt die obenerwähnte Rücksicht auf das Ausland weg; in

Bezug auf alles Uebrige waren sie ungarische Könige in allen jenen Teilen ihres Landes, welche dieser Krone Treue schuldeten.

Eine gleiche Lehre wie aus den Siegeln können wir auch *aus dem Datum der Diplome unserer Könige* schöpfen. Auch hier trat eine eigentümliche Veränderung ein, als unsere Könige Herrscher von nicht ungarischen Ländern wurden. Ludwig der Grosse pflegte überhaupt nicht das Jahr seiner Regierung neben das Datum seiner Diplome zu stellen, auch damals nicht gleich, als er schon König von Polen war. Der erste derartige Fall kam im Jahre 1373 vor, als er in dem Schlussatze seines Diploms sagte: im 32. Jahre meiner Regierung. Dies bezieht sich aber nicht auf Polen, über welches er damals erst seit etwa drei Jahren herrschte; es bezieht sich auch nicht auf Sizilien, Neapel, Piemont und andere, von ihm in Besitz gehaltene italienische Länder, sondern einzig und allein auf Ungarn. Ludwig der Grosse berücksichtigte also bei seinen Datirungen ausschliesslich nur seine Regierung in Ungarn, und wie er sie begonnen, so setzte er auch diese Art der Zählung fort. König Sigismund zählte seine Regierungsjahre nach jedem Lande besonders und datirte beispielsweise im Jahre 1421 seine Briefe in folgender Weise: Im 35. Jahre unserer Regierung in Ungarn, im elften unserer Römischen und im ersten unserer Regierung in Böhmen. Diese Gewohnheit erhielt sich bis in die neueste Zeit, nur dass die Reihenfolge sich änderte, so dass während König Sigismund in erster Reihe Ungarn erwähnte, Ferdinand II. zuerst die Jahre seiner Regierung als römischer Kaiser, dann die seiner Regierung als König von Ungarn und schliesslich die seiner Regierung als König von Böhmen anführt.

Nirgends und niemals kommt es vor, dass ein König seine Regierung in Croatien besonders angeführt hätte, wie dies doch der Fall sein müsste, wenn nicht nur Ungarn, sondern auch Croatien ein eigenes Königswahlrecht besessen hätte, wie dies Kvaternik und andere gleichwürdige croatische Schriftsteller wohl kühn, aber unklug und mit frecher Fälschung der Geschichte behaupten. In dem Ausdrucke «Ungarn» waren allezeit seine Teile mitenthalten und wenn sie trotzdem hie und da erwähnt werden, so geschieht dies nicht in der Weise, als ob sie ein selbständiges politisches Leben gehabt hätten. Dass dies schon in alten Zeiten so der Fall war, das beweist ein von Papst Clemens V. im Jahre 1307 gegen den Tronconcurrenten Otto von Baiern geschriebener Brief, in welchem er alle Stände des Reiches ermahnt, Karl Robert als ihren König in Ungarn und den dazu gehörigen *Territorien* anzuerkennen, selbst wenn diese den *Titel* eines Königreiches führen sollten, d. i. er soll König sein jam dicti Regni Hungariae, omniumque jurium et pertinentiarum ejus et aliarum regionum annexarum sibi, etiam si regnorum haberent titulum. (Fejér VIII. 1. B. p. 211.)

Und in der Tat, auch heute kann man Croatien staatsrechtlich nur als Titel betrachten, dem so wenig ein selbständiges politisches Leben gebührt, als Schlesien, der Lausitz, Teschen, Kyburg, Görz u. s. w., weil sie in den Titeln der regierenden Fürsten vorkommen.

Die ungarischen Könige sind nur durch die Krönung in die volle Ausübung ihrer Majestätsrechte getreten. Dieses Bewusstsein hat auch auf die Datirung der Diplome Einfluss gehabt, wiewohl manchmal keine Spur hiervon selbst dort zu finden ist, wo man dies mit Recht erwarten könnte; so zählte Karl Robert, der schon zweimal gekrönt war, ehe er 1310 die Krone des h. Stefan sich auf das Haupt setzte, die Jahre seiner Regierung von 1301 an; aber König Mathias zählt den Beginn seiner Regierung besonders und wieder besonders die Zeit seiner Krönung. Im Jahre 1464 datirt er seine Diplome in folgender Weise: «Im siebenten, Jahre unserer Regierung und im ersten unserer Krönung.»

König Mathias Hunyadi bezeichnet die in demselben Jahre gebrachten Gesetze nicht als Gesetze vor der Krönung; es werden hingegen die Gesetze des Königs Mathias II. aus dem Jahre 1608 als Gesetze vor der Krönung bezeichnet.

Georg Szerémy, der seine Memoiren bald nach dem Tode Johann Zápolyais zu schreiben begann, erzählt von des letztern Krönung in Stuhlweissenburg und nennt die Krone öfter die «englische Krone». Er dürfte auch das Vorbild Paul *Jászay's* gewesen sein, welch Letzterer ebenfalls diese Krönung beschreibt (A magyar nemzet napjai a mohácsi vész után p. 168) und ebenfalls die Krone als eine «englische» bezeichnet, hinzufügend: «wie sie unsere Vorfahren nannten.» Andere Zeitgenossen Szerémy's bedienen sich aber nicht der erwähnten Bezeichnung, Jászay hatte also keinen genügenden Grund, sich auf die alte Gewohnheit zu berufen, denn eine solche existirte in dieser Beziehung nicht.

Nur der mit der ungarischen heiligen Krone gekrönte König war *apostolischer* König und als solcher übte er Patronatsrechte in kirchlichen Dingen aus. Wir erinnern uns nicht eines einzigen Beispieles, dass einer unserer ältern Könige, wiewohl Alle Patronatsrechte übten, sich einen apostolischen König genannt hätte. Verböczy erwähnt (Tripartitum I. Tit. 11. § 3), der ungarische König könne in Folge seines Patronatsrechtes billig König und *apostolisch* genannt werden. Papst Clemens XIII. bestätigt das Recht Maria Theresia's, sich und ihre Nachkommen als apostolische Könige tituliren zu können, und seit damals gebrauchen unsere Könige diesen Titel bis auf den heutigen Tag.

Wir können aber nicht umhin auf G.-A 1741 : I. hinzuweisen, in welchem die Bezeichnung «apostolisch» nicht der Krone, nicht der Majestät, sondern dem *Lande* beigelegt wird, indem es heisst, Maria Theresia sei «sacro apostolici Hungariae Regni Diademate» gekrönt worden. Den-

selben Ausdruck gebrauchen alle jene Gesetze, welche der Krönungen bis auf Ferdinand V. Erwähnung tun.

Unsere Könige aus dem Hause Oesterreich sagen oft, sie seien Könige Ungarns und seiner «partes adnexae». Die Geschichte kennt keinen Fall, dass irgend ein ungarischer König nach Koloman sich zum Könige von Croatien und Dalmatien hätte krönen lassen; ein für allemal genügte es, dass das erworbene Regierungsrecht feierlich verkündet werde. Nur einmal tauchte in König Andreas II. der Gedanke auf, sich zum Könige von Dalmatien krönen zu lassen, als er die Privilegien der Stadt Spalato im Jahre 1207 bestätigte; damals sagte er, er werde die Interessen der Stadt in Betracht ziehen, wenn er sie besucht, um sich krönen zu lassen. Aber weder er, noch seine Nachkommen haben je eine solche Krönung vorgenommen.

Auf dem ungarischen Reichstage waren jene Gegenden des Reiches, welche wir später «partes adnexae» nannten, immer vertreten und die auf diesem Reichstage gebrachten Gesetze hatten auch für jene Gegenden bindende Kraft. Dennoch beginnt man erst in den letzten Jahren der Regierung Ferdinand I. und zwar 1552 den gesetzgebenden Körper als den Reichstag Ungarns und der ihm unterworfenen Teile zu bezeichnen. Der Reichstag vom Jahre 1557 schweigt sowohl in seiner Einleitung als auch in den Schlussworten von den «partibus adnexis» und zwar aus dem Grunde, weil eine besondere Erwähnung überflüssig wäre, da sie ja in dem Begriffe der Stände Ungarns mitenthalten sind. Es beweist dies das Decret des Reichstages vom Jahre 1559, in dessen Einleitung die Stände Ungarns und der ihm angeschlossenen Teile erwähnt werden, während sich der König in der Bestätigungsclausel nur auf die Unterbreitung der Stände Ungarns beruft.

Ganz überflüssig, ja fehlerhaft ist die Redeweise, die 1625 in Schwang zu kommen begann, indem der ungarische Reichstag im § 3 des III. G.-A. erklärt, er habe Ferdinand III. zum Könige von Ungarn und den partibus adnexis gewählt. Sie ist fehlerhaft, weil es nirgends in der Welt Könige von einzelnen Landesteilen gibt, weil sie mit einem seit König Koloman ständig gewordenen Usus in Widerspruch steht, und sie ist gefährlich, weil sie den Keim zu einem neuen Separatismus in sich trägt. Und dennoch hat die neue Formel Nachahmung gefunden, denn ein Fehler zeugt den andern.

Die Gesetze vom Jahre 1723, welche das Erbfolgerecht für das österreichische Haus festsetzen, nennen denjenigen, dem der Tron gebührt, den unzweifelhaften (infallibilis) König von Ungarn und der zu Ungarn gehörigen Länder, Provinzen und Teile; Leopold I. 1715 und Maria Theresia 1741 nennen sich in dem Majestätseide König von Ungarn und dessen Nebenländern. In demselben Sinne ist auch der Eid Leopold II., Franz I. und Ferdinand V. abgefasst. Trotz alledem finden wir nirgends im Gesetzes*texte*, dass die genannten Könige sich zu Königen von Ungarn und

dessen Nebenländern hätten *krönen* lassen. Es findet sich dies nur hie und da in den Titeln der Gesetzartikel, wie beispielweise in den Titeln zu G.-A. 1715: I, 1741 : I., 1790/91 : I., 1792: I. und 1830: I.

Ebenso erklären die 1865/68er Gesetze nur in dem Titel, nicht aber im Texte, dass Franz Josef I. zum Könige von Ungarn und dessen Nebenländern gekrönt wurde, während es im Texte nur heisst, dass der König mit der *apostolischen Krone Ungarns* gekrönt wurde.

Wir können füglich sagen, dass der Papst den apostolischen Titel *bestätigte,* denn schon Leopold I. nennt sich im Jahre 1701 Regia nostra Majestas, den obersten uud ewigen Patron der Kirchen, den (Conservator) Hüter ihrer Güter und der h. ung. Krone, zu welcher in Folge des königlichen Donationsrechtes alle kirchlichen und weltlichen Güter und Besitzrechte im Falle der Vacanz oder des Mangels an Nachkommen gehören. Zugleich ermächtigt Leopold I. in seiner Eigenschaft als *apostolischer König* (authoritate et regii apostolatus nostri munere) den Primas, die Zehent der Kirchen zu ordnen und die hieraus entstehenden Streitigkeiten als erstgerichtliche Instanz zu erledigen. (Fejer : Codex ecclesiasticus, p. 296, 297).

Dieses Patronatsrecht übten unsere Könige, als ungarische Könige, auch jenseits der Drau aus, in Folge des ihnen zustehenden Patronatsrechtes. Auf dieses beriefen sie sich und nicht auf den Titel eines apostolischen Königs, selbst dann nicht, als dieser schon ständig in Gebrauch war. Wen es interessirt, kann im Liber Regius finden, wie auf diese Weise die Bischöfe von Diakovár und Agram ernannt wurden, die also in die Reihe der ungarischen Bischöfe gezählt werden müssen. Die Formel lautet immer so, dass der König (z. B. 1643 den Martin Bogdán, oder 1637 den Benedict Vinkovics) zum Bischofe von Agram ernennt auf Grund jenes Patronatsrechtes, welches er gleich seinen königlichen Vorfahren bezüglich der Schenkung von Kirchengütern besitzt, die sich in Ungarn und dessen heiliger Krone unterworfenen Ländern befinden.

Also auch hier finden wir keine Spur einer Krone des Zvoinimir, und wenn Vanicsek, der Geschichtsschreiber der Militärgrenze sagt, Kaiser Leopold wäre 1697 bemüht gewesen, die Gegend zwischen der Unna und Verbász für die «croatische Krone» zurückzuerobern, dann spricht nicht der Geist der Geschichte, sondern jener Kvaternik's und der Nachahmungstrieb aus ihm.

Vor zwei Jahrzehnten haben die Croaten in Nachahmung Deáks die croatische Rechtscontinuität im Munde geführt; sie meinten, auch sie würden denselben Erfolg erzielen, wie Deák mit seiner Lehre von der ungarischen Rechtscontinuität und mit seiner 1861-er Adresse. Im Pressprocesse der «Sloboda» aber erläuterte erst vor einigen Wochen der Advocat Hinkovics den Geschworenen den «croatischen Staatsgedanken.»

Von besonderem Interesse ist die Mitteilung Karl Eötvös' in der Nummer 329 des Egyetértés vom 29. November 1884 über die Denkschrift des zu Beginn des Jahres 1867 zum Primas ernannten Johann Simor, in welcher dieser die Gravamina der r. k. Kirche gegenüber der Stellung des mit den 48-er Gesetzen creirten Cultusministers formulirte.

In dieser Denkschrift erläutert der Primas vor dem Herrscher Folgendes: Der ungarische König ist der oberste Patronatsherr der ungarländischen r. kath. Kirche und als solcher, als *supremus patronus* übt er die Hoheitsrechte über die Kirche aus; ernennt er die Bischöfe, verschenkt er die Kirchengüter, übt er das oberste Inspectionsrecht über die Fundationen, Fonds und Schulen, das höchste Disciplinarrecht u.s.w. aus. Mit diesem obersten Patronatsrechte hat aber die Kirche den König bekleidet und zwar nicht den König als blosses Staatsoberhaupt, sondern als «*apostolischen König*». Die Majestätsrechte über alle übrigen Confessionen stehen blos dem Staatsoberhaupte zu; das höchste Patronat über die r. kath. Kirche hingegen gebuhrt nur dem «apostolischen Könige.»

Die Folgerungen, die der Primas aus diesen Erörterungen zog, gehören nicht hieher und ich will mich mit denselben nicht weiter beschäftigen. König Franz Josef wollte nun diesbezüglich die Ansicht Franz Deák's vernehmen, der in Wien erscheinend, sich dahin äusserte: «er wisse nicht positiv, was der Titel «*apostolisch*» des Königs von Ungarn bedeute, da unsere Gesetze dies nicht bestimmen. Wahrscheinlich ist er eben nicht mehr als ein Titel und unsere Könige benützten denselben in den vorigen Jahrhunderten, wie er glaube, bis Maria Theresia nicht. Doch wisse er es positiv, dass das oberste Patronatsrecht nicht dem «apostolischen König», sondern dem jeweiligen Staatsoberhaupt zustehe. Diesem stehe es jetzt zu, da wir ein erbliches Königtum besitzen, diesem stand es unter unseren Wahlkönigen zu, ja selbst als die Majestätsrechte nicht von dem Könige, sondern von einem Gubernator ausgeübt wurden, wie unter Johann Hunyadi, wurden die obersten Patronatsrechte, das Bischofsernennungs-, das kirchliche Verleihungsrecht u. s. w. von demselben in gesetzlicher Weise und im directen Einvernehmen mit der römischen Curie geübt. Es kam nämlich vor, dass in der von Herzog Álmos gestifteten und von seinem Sohne Béla dem Blinden reich dotirten Dömöser Probstei eine Sedisvacanz eintrat und dass Johann Hunyadi für dieselbe Magister Stefan, den Probst von St. Thomas in Gran, ernennen wollte, worein Papst Nicolaus V. nicht willigen wollte, da er seinen eigenen Pönitentiar, den Benedictiner Valentin, hiezu ernennen wollte. Als der Papst nicht nachgeben wollte, schrieb Johann Hunyadi aus dem ungarischen Reichstage vom Jahre 1450 am 12. Juni an den Papst einen energischen Brief, in welchem es unter Anderem heisst: «Ita induxisse in animum, ita denique omnium generalem voluntatem esse, ut in dicta Ecclesia hosti prius, quam tali hospiti licebit portas patefacere,

quia libertate in regno finis, idem regno fiet. Proinde Beatitudo Vestra, si devotam sibi fide et officio, salvam cupit esse Hungariam, patiatur et liberam fore.» Franz Deák schloss sein Gutachten mit den Worten:

Papst Nicolaus V. erkannte in Folge dieses Schreibens die Berechtigung der Ansicht Hunyadi's. Wenn also er, der kein König, geschweige denn ein apostolischer König war, als gewählter Gouverneur das oberste Patronatsrecht und alle fürstlichen Rechte vollberechtigt ausüben konnte und wenn die römische Curie sich ganz und gar darein gab, dann könne auch Se. Majestät vollkommen beruhigt den Cultusminister ernennen und mit dessen Vermittelung die auf die Kirche Bezug habenden Majestätsrechte üben. In Folge dieses Gutachtens legte der König das Memorandum des Primas bei Seite.

IV.

Die Ausführungen Franz Deák's — vorausgesetzt, dass Karl Eötvös dieselben getreu wiedergegeben — bedürfen einer Berichtigung dort, wo von dem Zeitpunkt die Rede ist, in welchem der Titel «apostolischer König» zum ersten Mal benützt wurde. Ferner muss man bemerken, dass nicht Johann Hunyadi, sondern der Reichstag diese am 12. Juni 1450 gebrauchten Worte an den Papst gerichtet hat. Johann Hunyadi hatte einen Tag früher an den Papst geschrieben, in viel sanfterer und schonenderer Weise, doch betonte er wiederholt das königliche Patronatsrecht — jus patronatus regium —, das er kraft seines Amtes überkommen.[1]

Kurze Zeit darauf, am 16. Juni, richtete Johann Hunyadi an Valentin, den Pápaer Pönitentiar der Pauliner, die Aufforderung, in Sachen der Dömöser Probstei so vorzugehen, dass es nicht den Anschein habe, als ob er das *königliche Patronatsrecht* verletze, weil es ihm sonst schlecht ergehen würde. Die Argumentation Franz Deák's wird übrigens durch die Geschichte bestätigt und das Recht, das Johann Hunyadi verteidigte, wurde von seinem Sohne Mathias noch energischer gewahrt. Als der Papst zum Bischof von Modrus einen Anderen ernennen wollte, als König Mathias hiezu ausersehen, schrieb er dem Cardinal von Arragonien: «Unmöglich

[1] Karl Eötvös war nach seiner eigenen Aussage ganz erstaunt über das Denk- und Urteilsvermögen, mittelst dessen Franz Deák im Stande war, ex abrupto Sr. Majestät das überzeugendste Argument in dieser Frage vorzubringen. Und nachdem Eötvös bis dahin von diesem Briefe Johann Hunyady's nichts gehört hatte, fragte er Deák, wo man diesen Brief noch lesen könne — Deák antwortete damals nicht erschöpfend. Wir verweisen daher den Leser auf den II. Band der Folio-Ausgabe Schwandtners (Scriptores), wo er auf den Seiten 75, 79 die zwei citirten Schreiben findet. — Kurze Erwähnung macht derselben auch Ferd. Knauz auf Seite 96 der Geschichte des Staatsrats und der Reichstage.

können wir dem Papste nachgeben und das dulden. Wir halten dafür, der Papst hätte das nicht getan, wüsste er, welch hochwichtige Sache das bei uns Ungarn ist. — — Und um es gerade heraus zu sagen, die ungarische Nation wäre eher bereit, das Doppelkreuz, das unser Landeswappen bildet, in ein dreifaches Kreuz zu verwandeln, als darein zu willigen, dass zur ungarischen Krone gehörige Beneficien und Bistümer durch den apostolischen Stuhl verliehen werden sollen.»

In diesem Geiste handelte König Mathias auch im Jahre 1459, als er dem Ordensprior der Augustiner und dem Convent anbefahl, ihren gegen den Pápoczer Probst bei der römischen Curie anhängig gemachten Process vor dem Consistorium der ordentlichen kirchlichen Behörde des Landes weiterzuführen, weil Ungarn das Privilegium geniesst, dass seine Bewohner keinen bereits im Zuge befindlichen noch auch anzustrengenden Process vor die römische Curie zu bringen brauchen, es sei denn, dass derselbe schon früher hierzulande von dem ordentlichen Gerichte durchgeführt worden.

König Vladislav nannte sich nicht apostolisch und dennoch trifft er im Jahre 1504 — veluti supremi moderatores Ecclesiarum hujus regni — als der oberste Disponent in Kirchensachen dieses Reiches — Verfügungen, indem er dem Martinsberger Abt befiehlt, gegen den Bakonybéler Abt eine Untersuchung zu führen.

In dem Zeitraume, da Ungarn zwei gekrönte Könige, Ferdinand I. und Johann Zápolyai, besass, übten beide das höchste Patronatsrecht aus, selbstverständlich nur in jenen Teilen des Reiches, auf welche sich ihre Macht erstreckte (Analecta Scepusii I. S. 162 und 376). Beide Könige schöpften ihr Recht aus der Krone, wenngleich sie sich nicht hierauf beriefen, und übten dasselbe auf die Art ihrer Vorgänger.

Damals huldigte auch der walachische Wojwode Peter beiden Königen.

Beschäftigen wir uns nun mit der Frage, welches die Länder der ungarischen Krone waren.

Es ist dies eine wichtige Frage, weil die Beantwortung derselben auch die Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen Gebiete Ungarns in sich fassen wird.

Dass man eine solche Frage als wissenschaftliche Frage aufwerfen muss, findet blos in unseren eigentümlichen Verhältnissen seine Erklärung.

Kelemen unterscheidet in seinem bekannten juristischen Werke (Institutiones juris hungarici privati II, S. 66) Ungarn in dreierlei Ausdehnung. Ungarn im weitesten Sinne war nach ihm jenes, zu welchem auch die in fremde Hände geratenen, aber in die Rechtssphäre der ungarischen Krone gehörigen Länder gerechnet werden, wie Serbien, Bosnien, Rama, die Walachei u. s. w.; das engere Ungarn wäre jenes, zu dem Croatien,

Slavonien (an Dalmatien vergisst er) und Siebenbürgen gehören. Schliesslich käme das eigentliche Ungarn.

Ein anderer staatsrechtlicher Schriftsteller, Stefan Rosenmann, kennt nur zwei verschiedene Ungarn, insofern es nach ihm ein territorium principale und ein territorium accessorium (ein Hauptgebiet und adnexe Teile) gab. Unter der letzteren Bezeichnung versteht er die von ihm Kronländer genannten Gebiete, auf welche Ungarn seine Rechtsansprüche noch nicht verloren hat, wenngleich sich dieselben gegenwärtig in fremden Händen befinden. Solche Kronländer waren: Dalmatien, Croatien, Slavonien, Rama und Bosnien, Serbien, Galizien, Lodomerien, Kumanien, Bulgarien, das Grossfürstentum Siebenbürgen, die walachische und moldauische Despotie und Bessarabien (Staatsrecht des Königreiches Hungarn S. 18 und 19).

Von den neueren Schriftstellern spricht Emil Récsi sogar schon von vier verschiedenen Bestandteilen Ungarns (Ungarns Staatsrecht, wie es bis 1848 und 1848 bestand, S. 29); er führt aus, dass ungarländisches Gebiet im *weitesten* Sinne jenes sei, auf welches die ungarische Krone Rechtsansprüche besitzt, obgleich dasselbe tatsächlich mit Ungarn nicht in organischem Verbande stehe, wie Serbien, die Walachei und Bulgarien. Schliesst man diese letzteren Länder aus, so erhält man das Ungarn im *weiten* Sinne, zu dessen Bestandteilen auch Siebenbürgen und die partes adnexæ: Slavonien und Croatien gehören. Das im *engeren* Sinne genommene Ungarn enthält ausser dem ungarischen Mutterlande auch die partes adnexæ, da solche mit dem ungarischen Staatsgebiete in engerem politischen Verbande gestanden sind. Schliesslich käme noch als das im *engsten* Sinne genommene Mutterland jenes in Betracht, das die Ungarn anlässlich ihrer Niederlassung in Ungarn zuerst gegründet haben.

Wer da sucht, der kann noch mehr Varianten dafür finden, aus was für Teilen in verschiedenen Zeiten der ungarische Staat bestanden hat.

Als König Vladislav II. im Jahre 1490 in Farkashida zum ersten Male ungarisches Gebiet betrat, gelobte er den Ständen, dass er Mähren, Schlesien und die beiden Lausitz der ungarischen Krone und Ungarn nicht entäussern werde. Der Reichstag schuf aber im Jahre 1498 den Gesetzartikel XXIV, in welchem derselbe vom König Garantien dafür verlangt, dass er von den genannten Ländern den Lehenseid nicht als König von Böhmen, sondern als König von Ungarn empfangen habe, indem er aussprach, dass dieselben die Vasallenländer der ungarischen Krone seien.

Wohl waren das blos provisorisch ungarische Kronländer, da im Frieden von Olmütz, der im Jahre 1479 zwischen dem Könige von Ungarn Mathias und Vladislav, der damals König von Böhmen war, geschlossen wurde, die genannten Provinzen und sechs Städte dem König von Ungarn auf die Weise überlassen wurden, dass nach dem Tode Mathias' seine Nach-

folger oder Ungarn dieselben gegen ein Lösegeld von 400,000 Ducaten nach einer einjährigen Aufforderung zurückzugeben verpflichtet seien.

Indessen wurde auf dem Reichstag zu Stuhlweissenburg, welcher den Johann Zápolyai im Jahre 1526 zum Könige wählte, gegen Vladislav II. die Klage erhoben, dass er aus Lässigkeit oder im geheimen Einvernehmen mit den Böhmen die mit Waffengewalt eroberten Länder Mähren, Schlesien und die beiden Lausitz den Böhmen in die Hände gespielt habe, und unser Gesetzbuch nennt im Jahre 1543 diese Provinzen schon als Böhmen einverleibte Teile.

Das Biharer Comitat richtete in seiner am 7. April 1790 abgehaltenen Congregation eine Adresse an Leopold II., dass zu dem nach Ofen einberufenen Reichstag nicht nur die partes adnexæ: Dalmatien, Croatien und Slavonien, sondern auch Siebenbürgen und sogar Galizien und Lodomerien einzuberufen seien, um über das Wohl der ungarischen Monarchie zu Rate zu sitzen, da auch diese zur ungarischen Krone gehören.

Diese Repräsentation beweist, dass auch die Municipien nicht im Klaren waren darüber, in welchem staatsrechtlichen Verbande die zur ungarischen Krone gehörigen Länder zum ungarischen Staate standen.

Aus unserem Gesetzbuche wird nämlich Niemand den Nachweis führen können, dass die zur ungarischen Krone gehörigen Länder am ungarischen Reichstage teilgenommen und in denselben Abgeordnete entsendet hätten. Denn diese Kronländer standen zu Ungarn in einem Vasallen- und Lehensverhältnisse, sie zahlten Tribut und leisteten Heerfolge, während der König von Ungarn dieselben entweder von einem durch einen Vasalleneid gebundenen inländischen Fürsten, wie dies in der Walachei der Fall war, oder von einem aus der Reihe der ungarischen Staatsbürger gewählten Wojwoden oder Banus regieren liess, wie in Galizien, wo im Jahre 1381 Peter Czudar banus regni Russiæ, 1382 und 1366 Johann Kapolyai vojvoda Russiæ war, und in Bulgarien, wo unter Ludwig dem Grossen Ladislaus Koroghi-Fülpös und Benedikt Himfy die ungarischen Bane waren. Weder Steiermark, noch Rama, Serbien u. s. w. waren im ungarischen Reichstag nach altem Brauch durch Adelige vertreten. An dieser Tatsache ändert nichts, dass auf dem 1449er Reichstage der serbische Despot Georg Brankovics und der König von Bosnien erschienen, da die Beiden blos ihre gegenseitigen Klagen vortrugen. Oder dass an dem 1464er Reichstag auch der Gouverneur von Bosnien, Emerich Zápolyai, teilnahm, denn dieser war zugleich auch Banus von Dalmatien, Croatien und Slavonien und konnte als solcher im Reichstage erscheinen. Blos im XVIII. Jahrhundert erscheinen im Reichstage die katholischen Bischöfe von Belgrad, Semendria und Serbien, deren Namen unter Anderen auch in der Schlussklausel des 1741er Reichstages vorkommen.

V.

Jahrhunderte lang, vom Beginn des XVI. Jahrhunderts an, werden unsere Reichstage in unserem corpus juris: «Die status und ordines Ungarns und seiner unterworfenen (später adnexæ) Teile» genannt; in den Clauseln aber, so solche vorkommen, sind die Namen der kirchlichen und weltlichen Würdenträger dieser «Länder» zu lesen.

Hieraus kann man schliessen, dass diejenigen, die im ungarischen Reichstage nicht vertreten waren, nicht nach ungarischen, sondern nach ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen und nach den Principien ihrer eigenen Institutionen regiert wurden, wenngleich diese Länder im Uebrigen unter die Oberhoheit der ungarischen Krone gehörten.

Und dem war auch in der Tat so. Unsere Könige verliehen Donationen in Serbien und Bosnien, Sigmund Báthory tat desgleichen in der Walachei. Hie und da treffen unsere Gesetze Verfügungen darüber, wie viel Banderialisten der serbische Despot zu stellen hat; doch ist nirgends von einer verfassungsmässigen Solidarität der betreffenden Länder mit Ungarn die Rede.

Diese Kronländer sind daher von den in unseren Gesetzen so oft erwähnten eroberten oder adnexen Teilen ausdrücklich zu unterscheiden.

Im XVIII. Jahrhundert trat eine starke Begriffsverwirrung sowohl in der geographischen wie auch in der diplomatischen Terminologie ein. Der königliche Protonotär nennt im Jahre 1790 in seiner an Leopold II. gerichteten Adresse Galizien und Lodomerien ganz so wie Siebenbürgen «vera et inseparabilia membra S. Regni Hungariæ coronæ» und doch standen Galizien und Lodomerien nicht wie Siebenbürgen unter ungarischem Recht.

Warum hatten also die Ungarn damals Galizien und Lodomerien reclamirt? Etwa weil diese Provinzen damals unter der Herrschaft der österreichischen Dynastie standen? Dann hätten sie ja auch Serbien reclamiren müssen, das ebenfalls zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts unter das Scepter der Dynastie gelangte.

Es kommen da auch andere Unregelmässigkeiten vor. Gesetzartikel XI: 1609 will darüber beruhigen, dass die Ausländer, namentlich die Deutschen, aus dem bürgerlichen Leben Ungarns nicht ausgeschlossen sind; besonders § 4 lautet dahin, es sei kein Grund vorhanden, anzunehmen, dass die Ausländer aus Ungarn und Slavonien und den ihm unterworfenen Teilen (ac partibus ei subjectis) vollkommen ausgeschlossen seien. Nun wissen wir wohl, dass es Länder gibt, die Ungarn oder der ungarischen Krone unterworfen sind, doch kennen wir nicht solche, die Slavonien unterworfen gewesen wären. Die Erwähnung Slavoniens in diesem Gesetze ist daher unverständlich und überflüssig.

Aehnliche Beispiele kommen auch aus anderen Anlässen vor. Als im Jahre 1578 Johann Monoszlói zum Bischof von Agram ernannt wird, wird auch auf die bischöflichen Güter hingewiesen, welche wo immer in Ungarn, Croatien und Slavonien oder in den Comitaten der *diesen* unterworfenen Teile liegen.

Grammatikalisch liegt ein Unterschied vor, ob irgend welche Teile Ungarn (ei), oder auch Ungarn, Croatien und Slavonien (eisque) unterworfen sind. Soll man aber darauf antworten, was für Comitate (denn von solchen ist in dem Ernennungsdecret die Rede) es ausserhalb der Grenzen Ungarns, Croatiens und Slavoniens gab, so käme wohl jeder Politiker in Verlegenheit.

Als Peter Heresinch im Jahre 1585 zum Bischof von Agram ernannt wird, werden jene Beneficien erwähnt, welche ihm in Ungarn und in den diesem unterworfenen Teilen zukommen. Hier wird also ganz richtig von der Erwähnung Slavoniens Umgang genommen. Bei der Ernennung des Bischofs Peter Domitrovich im Jahre 1611 kommt der alte Fehler wieder vor, insoferne auf Güter Berufung geschieht, die in Ungarn, Slavonien und in deren (ejusque) unterworfenen Teilen liegen. Im Jahre 1643 ernennt der König zum Bischof von Agram Martin Bogdán, zum Grosspropst Peter Petretich und erteilt das Bistum in Folge des Patronatsrechtes, das ihm bei der Verleihung der Kirchen Ungarns und der übrigen, der heiligen ungarischen Krone unterworfenen Länder zusteht; die Probstei aber in Folge des Patronatsrechtes, das sich auf alle Kirchen in Ungarn und in den diesem unterworfenen Teilen bezieht. Im Jahre 1648 wird Petretich Bischof von Agram und bei dieser Gelegenheit wird die territorielle Wirkungssphäre des Patronatsrechts in jener Weise wie bei Ernennung Bogdán's formulirt. Vergebens suchen wir da nach einer präcisen und correcten Fassung.

Die pragmatische Sanction sucht wenigstens solche Textirungen zu vermeiden, welche den Rabulisten die Erklärung gestatten würde, dass von den adnexen Teilen noch andere Gebiete oder Länder abhingen. Die Præfatio des citirten Fundamentalgesetzes spricht aus, dass die österreichische Dynastie auch in der weiblichen Linie als Erbe in Ungarn und deren Krone anerkannt wird. § 1 des Gesetzartikels I erwähnt die ungarische Krone und die dazu gehörigen Teile, Länder und Provinzen. Ebenso lautet auch der Text des § 3. Der § 4 bestimmt, dass der zu erwählende König als König von Ungarn und der damit verbundenen und von einander untrennbaren Teile, Länder und Provinzen angesehen und gekrönt werden solle. § 5 des Gesetzartikels II tut des Erbfolgerechtes in Ungarn und dessen Krone und in den zu letzterer gehörigen Teilen, Provinzen und Ländern Erwähnung.

Es ist also von nichts anderem, als von dem Hoheitsrechte der ungarischen Krone die Rede und eine offene Frage bleibt es nur, ob es selbstbewusste Absicht ist, dass das Gesetz nicht nur von adnexen Teilen, sondern

auch von anderen Provinzen und Ländern spricht, die der ungarischen Krone unterworfen sind. Die Antwort hierauf mögen die späteren Zeilen dieser Ausführungen erteilen.

Was Siebenbürgen anbelangt, nannten unsere Könige dasselbe stets von den ältesten Zeiten her «partes nostræ transilvanæ» und das mit Recht, denn dieser östliche Teil Ungarns ist nicht so sehr eine zur ungarischen Krone gehörige Provinz, als vielmehr ein ergänzendes Gebiet Ungarns; die Szekler nationale Constitution sagt (1506) von den Széklern, dass dieselben Mitglieder Ungarns genannt werden. Darunter verstand man, dass sie adelige Bürger Ungarns seien, trotzdem ihr Gebiet Széklerland genannt wird. Sie zählen ihre Pflichten gegen den König von Ungarn auf und erwähnen des Gehorsams, den sie den Beamten des Königs, dem Wojwoden von Siebenbürgen und dem Székler Gespan schulden.

Der römisch-katholische Bischof von Siebenbürgen erschien als ungarischer Prälat auf dem ungarischen Reichstage, sein Name kommt ebenso wie der des Wojwoden von Siebenbürgen in der Regel in den Schlussclauseln der Reichstagsbeschlüsse vor; die obersten Landesämter Siebenbürgens waren nicht grossfürstliche, sondern königliche, und die Adeligen Siebenbürgens wurden Glieder der ungarischen Krone genannt. Und wenn die siebenbürgischen Fürsten Güter verliehen, erfolgte dies cum jure regio. Die sächsischen Niederlassungen aber wurden «Königsboden» genannt. Auch jener Umstand ist von Bedeutung, dass es in Ungarn dreierlei Comitate Szolnok gibt, das innere (in den gewesenen siebenbürgischen Teilen), das mittlere und das äussere. Wären diese in verschiedenen Ländern gelegen, so hätten die geographischen Beinamen nicht ihre Zusammengehörigkeit ersichtlich gemacht. König Mathias ermahnt in seinem an die Siebenbürger im Jahre 1463 gerichteten Schreiben, den Beschlüssen des ungarischen Reichstages zu entsprechen «da ihr Glieder dieses Reiches seid» «cum membrum hujus Regni sitis», «und da Ihr nach dessen Gesetzen lebt».

Gesetzartikel I: 1552 drückte die Freude darüber aus, dass Ferdinand I. in Folge des Vertrages, den er mit der Königin-Witwe Isabella geschlossen, Siebenbürgen sammt den übrigen Teilen des Landes in seine Macht bekommen und somit das ganze Königreich (omne regnum) wieder vereinigt habe.

Da manifestirt sich das Bewusstsein von der Einheit des Landes noch klar genug, doch brachte die historische Entwickelung ein fast selbständiges siebenbürgisches Fürstentum zu Stande, das, nachdem es glorreiche und traurige Tage gesehen, eine so lange Epoche ausfüllte, dass das wegen seiner Correctheit auch sonst nicht berühmte XVIII. Jahrhundert an die ursprüngliche staatsrechtliche Stellung Siebenbürgens vergass. Der ungarische Reichstag glaubte im § 1 G.-A. XVIII: 1741 etwas Grosses zu tun, als er von dem Könige forderte, dass er und seine Nachfolger Siebenbür-

gen, «da dasselbe zu der heiligen Krone Ungarns gehöre», nur als König von Ungarn besitzen könne, und als sich G.-A. XI: 1792, der die Vereinigung Siebenbürgens mit dem Mutterlande vorbereiten will, auf jenes Gesetz vom Jahre 1741 berief. Und doch war Siebenbürgen niemals eine Provinz Ungarns, so wie Bosnien und Bulgarien, sondern wirkliches Ungarn, wenn es auch oft seine eigenen Wege wandelte. Nach der Resignation Michael Apafi's II. gelangt Siebenbürgen wieder unter die Herrschaft des Königs von Ungarn und seither nahmen unsere Könige den Titel eines Fürsten von Siebenbürgen an; Leopold I. beginnt dies im Jahre 1712, auch Maria Theresia benützt diesen Titel, bis sie im Jahre 1765 Siebenbürgen zu einem Grossfürstentum erhebt. Seither kommt unter den Titeln der Könige von Ungarn auch der des Grossfürsten von Siebenbürgen vor und wird auch heute noch benützt, da Siebenbürgens Sonderstellung gesetzlich bereits aufgehört hat.

Wer daher von Siebenbürgen als von einer ehemaligen Provinz, die zur ungarischen Krone gehört, spricht, der stellt Siebenbürgen staatsrechtlich auf das Niveau Galiziens, Serbiens und der Walachei. Ebenso könnte man sagen, dass das ehemalige Temeser Banat ein zur ungarischen Krone gehöriges Land sei, da dasselbe eine Zeit lang von Ungarn abgesondert verwaltet wurde.

Begeben wir uns aber auf den heutigen factischen politischen Standpunkt, so finden wir, dass die obigen staatsrechtlichen Fragen sehr vereinfacht sind. Der König von Ungarn hat die Königreiche Rumänien und Serbien, ebenso wie das Fürstentum Bulgarien anerkannt; unsere staatsrechtlichen Schriftsteller können daher nicht mehr behaupten, dass die ungarische Krone ihre Rechte auf diese Länder nicht aufgegeben habe. Galizien und Dalmatien befinden sich wohl nicht unter der Herrschaft eines fremden Fürsten, doch stehen sie auch nicht innerhalb der Grenzen der ungarischen Verfassung und Verwaltung. Das Schicksal Bosniens ist auf internationalem Wege noch nicht entschieden worden, obgleich diese Provinz von der österreichisch-ungarischen Armee occupirt ist und von gemeinsamen Behörden verwaltet wird.

Wenn wir wollen, können wir Galizien und Bosnien für Länder der ungarischen Krone halten, doch mehr nicht. Was übrig bleibt, ist als Ungarn und dessen adnexe Teile zusammenzufassen.

Die Bestandteile des eigentlichen Ungarns, von den Karpaten bis zur Savegegend und bis zum adriatischen Littorale, sind daher:

das gewesene Siebenbürgen,
das Szörényer Banat,
das Macsóer Banat,
die Provinz Ozora,
die Comitate Vrbász und Zana jenseits der Save,

die ganze Gegend zwischen Drau und Save westlich bis zur Kulpa und bis zum Velebit,

die Stadt Fiume. —

Die adnexen Teile aber sind: Dalmatien, Croatien und Slavonien.

Doch sind unter diesen nicht jene Länder zu verstehen, die heute unter diesem Namen zwischen der Drau und Save bestehen, sondern vielmehr das alte Croatien und Slavonien, die einst mit Dalmatien unter der Herrschaft der ehemaligen croatischen Fürsten standen *und jenseits der Kulpa begannen.*

Von den obigen Bestandteilen Ungarns ging Siebenbürgen wieder im Mutterlande auf, ebenso der diesseits des Eisernen Tores liegende Teil des Szörényer Banats, während das übrige Szörény an Rumänien gelangte. Das Macsóer Banat wurde von Serbien occupirt. Das bosnische Gebiet dehnte sich mit der Zeit bis zur Save aus und nahm Ozora, Vrbász und Zana innerhalb seiner Grenzen auf. Fiume untersteht derzeit tatsächlich der ungarischen Regierung, während seine staatsrechtliche Stellung noch in Schwebe ist. Der ungarische Charakter der Gegend zwischen der Drau und Save ist nur noch die unerschütterliche Ueberzeugung der Wissenschaft, die in jüngster Zeit auch im öffentlichen Leben Anerkennung gefunden hat. Wie lange wir aber noch kämpfen müssen, bis diese kraft der Macht der Ereignisse eine reale Gestalt annimmt, ist vorläufig noch ein Rätsel der Zukunft.

Alle Teile des Mutterlandes, wie auch die partes adnexæ standen unter der Herrschaft der ungarischen Gesetze und waren daher in staatsrechtlicher Hinsicht sehr verschieden von den «Ländern der ungarischen Krone», die in einem lockeren Zusammenhang zu Ungarn standen. Gewiss ist es, dass Alles ungarischer Boden war, wo die Institution der Comitate vorkam. Die Comitate Vrbász und Zana wurden von Obergespänen verwaltet und ihre Abgeordneten erschienen im ungarischen Reichstag. In kirchlicher Hinsicht gehörten sie zum Fünfkirchner, respective zum Agramer Bistum.

Zwischen der Drau und Save bestand gleichfalls die Comitatsinstitution und besteht auch heute noch und hört erst jenseits der Kulpa auf; deshalb reicht Ungarn bis dahin und muss Croatien bis dahin zurückgedrängt werden.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, werden wir den Ausdruck: «die Länder der ungarischen Krone», der in unseren neueren Gesetzen häufig vorkommt, besser verstehen und wir werden auch seine Gefährlichkeit für den ungarischen Staat besser beurteilen können.

VI.

Wenn man Ungarn einst das marianische Reich zu nennen begann, so wollte blos der fromme Katholicismus hierin seinen Gefühlen Ausdruck geben. Heute wird letzterer selbst als Redeblume nicht mehr benützt und wenn sich je eine Idee in demselben barg, so ist dieselbe zu ewiger Hoffnungslosigkeit erstarrt. Nur auf einigen unserer Münzen ist das Bild der heiligen Jungfrau, als das der Patronin Ungarns, ersichtlich und G.-A. XLVIII: 1550, der die Prägung ungarischer Münzen mit diesem Symbole anordnete, nennt dies bereits einen alten ungarischen Brauch.

Dafür ist aber eine ganze Reihe von Ländern entstanden; Széklerland, Sachsenland, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien, das Temeser Banat, und es gab welche, die selbst die Militärgrenze nicht als vom Mutterlande losgerissene Teile anerkennen wollten. Man sprach von adnexen Teilen, von zur ungarischen Krone gehörigen Ländern, vom separatum corpus (Fiume), von privilegirten Districten, von siebenbürgischen Teilen, und Kornis' Repräsentation an König Leopold II. vom Jahre 1790 nennt den Jazygier-Kumanier District eine Colonie der heiligen ungarischen Krone (vetustissima et jam ab olim privilegiata, fideque et militari virtute, sed et amplitudine territorii comspicua S. Regni Coronae *Colonia*, — (siehe G.-A. XLIV: 1655, XXXIV: 1715 und XXV: 1751). Die separatistische Tendenz sprach auch von einem Csiker Land, was wohl nicht ohne alle Ironie geschehen sein mochte.

So viele Länder gab es in dem Bereiche des ungarischen Staates, dass Ungarn selbst kaum mehr zu sehen war und es erging uns diesbezüglich, so wie es Beust ergangen sein mochte, als er ausrief: «Ich sehe kein Europa mehr!»

Und die sich noch immer Mühe geben, das Gebiet Ungarns zu beschränken, die können wohl in ihrem guten Glauben Patrioten sein, doch hat ihre Unbewandertheit im ungarischen Staatsrechte und ihre Veranntheit in politischen Phrasen dem Vaterlande schon so viel Schaden zugefügt, wie nur irgend ein grimmiger Feind.

Als der Landtag im Jahre 1792 die ungarische Sprache in seine Obhut nahm, verordnete er im G.-A. VII, dass die ungarische Sprache «innerhalb der Grenzen des Landes» ordentlicher, in den adnexen Teilen aber ausserordentlicher Lehrgegenstand sein solle.

Nach diesem Texte sind also die «adnexen Teile» nicht identisch mit dem Lande oder mit Ungarn, was für die ungarische Nation überaus verletzend war, weil man damals unter adnexen Teilen ebenso wie jetzt das ganze Gebiet zwischen Drau und Save verstand. G.-A. VI: 1840 ordnet in § 2 ebenfalls an, dass die innerhalb der «Landesgrenzen» befindlichen

Behörden auch an hohe Stellen ungarisch schreiben sollen. G.-A. II: 1844 wünscht im § 9, dass «innerhalb der Landesgrenzen» die Unterrichtssprache die ungarische sei und trifft bezüglich der adnexen Teile andere Verfügungen.

Indem G.-A. XLIX: 1550 anordnet, dass das ungarische Geld innerhalb der Grenzen Ungarns (intra Regni Ungariæ limites) und auch in Oesterreich angenommen werden solle, stellte die Legislative auch die adnexen Teile innerhalb der Landesgrenzen. Dasselbe ist bezüglich der § a XI und XLVI: 1552 und zahlreicher anderer Gesetze der Fall, wo in dem Begriffe «Ungarn» oder «Land» auch die adnexen Teile inbegriffen sind. Erst die neuere Zeit hat an diesen Ausdruck einen engeren Begriff geknüpft.

Nun kann man wohl die Notwendigkeit dessen anerkennen, dass aus politischen Gründen gewisse Gesetze in einzelnen Gegenden mit einer gewissen Modification angewendet werden sollen, doch müssen in solchen Fällen die einzelnen Comitate, die ausgenommen werden sollen, einzeln genannt werden, und es soll kein Unterschied zwischen Land und Nicht-Land gemacht werden. Es gab auch in der erwähnten Zeit Comitate, welche die von jenseits der Drau gekommenen Amtsschreiben mit der Bemerkung zurücksandten, dass sich auch die croatisch schreibenden Comitate «innerhalb der Landesgrenzen» befinden.

Fast in derselben Zeit wurde es in Ungarn gebräuchlich, an dem Rechte der Krone einen unrichtigen politischen Dualismus zum Ausdruck zu bringen; dieser Ausdruck lässt aber die Präcision in einem Maasse vermissen, dass schon dieser Umstand allein den traurigen Beweis dafür erbringt, mit welcher Oberflächlichkeit dieser Gesetzestext verfasst wurde.

G.-A. VI: 1867 spricht von der Wahl der «Wächter der *heiligen Krone des Landes*».

Das Ausgleichsgesetz vom Jahre 1868 bezieht sich in seinen §§ 3, 5. 11, 31, 40, 23, 28, 43 und 9 «*auf die gesammten Länder der ungarischen Krone*», doch gebraucht der letztere auch den Ausdruck «*die Länder der Krone St. Stefans*». Dieser letztere kommt auch in den §§ 2, 4 und 5 vor.

Derselbe Gesetzartikel spricht auch im § 6 von den «*gesammten Ländern der Krone St. Stefans*».

Sowohl die Einleitung des erwähnten Gesetzartikels, wie auch die §§ 3, 11, 12, 15, 21, 31, 43, 62, 63, 64 und 69 gebrauchen einfach die Formel: «*die Länder der heiligen Krone*», während die §§ 8 und 65 von der «ungarischen *heiligen* Krone» sprechen.

G.-A. XXXIV: 1873 erwähnt im § 2 «die gesammten Länder der heiligen ungarischen Krone», § 3 die «Länder der ungarischen Krone».

Hieraus ist zu ersehen, dass man sich nicht einmal in einem und demselben Paragraphen consequent an den Ausdruck hält und doch hat Ungarn den Preis solcher Schwankungen schon teuer genug bezahlt.

Dass hier endlich eine Abhilfe getroffen werden müsse, das haben bereits Viele empfunden.

In einer der Sitzungen der reichstägigen liberalen Partei beantragte einmal der damalige Abgeordnete Julius Kautz, man möge in dem Gesetzestexte beständig als Bezeichnung der partes adnexæ den Ausdruck: «die Länder der heiligen ungarischen Krone» gebrauchen, doch fand Koloman Tisza diesen Ausdruck nicht für richtig; gleichwohl wird diese Formel seither immer gebraucht. Nur Koloman Tisza wich von derselben ab, indem er, als er im November 1884 die Aufwartung der croatischen Abgeordneten entgegennahm, sich dahin äusserte, dass er die Wünsche Slavonien-Croatiens, die mit dem Wohle des «ganzen Reiches der ungarischen Krone» in Einklang wären, bereitwillig fördern werde.

Allein nicht diese vielen Varianten ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern der Umstand, dass unsere Gesetze, besonders jene, welche seit der Ausgleichsära zu Stande kamen, von den Ländern der ungarischen Krone sprechen, da doch solche derzeit gar nicht existiren und die ungarische Regierung auf solche keinen Einfluss übt. Unsere neueren Gesetze lassen keinen Zweifel darüber obwalten, dass diese Slavonien, Croatien und Dalmatien meinen, so oft von den Ländern der ungarischen Krone die Rede ist. Nach den angeführten Beweisgründen sind aber Dalmatien, Croatien und Slavonien Ungarns «adnexæ partes», nicht aber Länder der ungarischen Krone, was zu Gunsten der partes einen sehr grossen Unterschied macht.

Wiederholt und bei jeder Gelegenheit muss ich bemerken, dass sich, nachdem historisch und staatsrechtlich die Grenze Ungarns an der Kulpa liegt, die Benennung «partes adnexæ» auf das jenseits der Kulpa beginnende Croatien und Dalmatien bezieht, nicht aber auf das neue zwischen der Drau und Save liegende Croatien.

Die legislative und publicistische Redeweise kennt heutzutage zweierlei Ungarn; das engere und das mit den Ländern der heiligen Krone erweiterte Ungarn; und doch ist die letztere Benennung nicht nur unrichtig bezüglich der Appropriation, d. h. nicht nur deshalb, weil sie auf rein ungarisches Gebiet angewendet wird, sondern auch deshalb, weil zu dem Ungarn im weiteren Sinne keine Kronländer, sondern blos adnexe Teile kommen.

Für die im Jahre 1868 inaugurirten Zustände muss man grossenteils jene fehlerhaften Unterscheidungen verantwortlich machen, welche seit Jahrhunderten, besonders aber im XVIII. Jahrhundert bezüglich einzelner Teile Ungarns in Mode kamen.

Es erging uns da, wie es Gulliver auf seinen Reisen erging, den die Liliputaner schlafend fanden und den sie, da sie vor seiner riesigen Gestalt erschracken, mit zahlreichen Fäden an den Boden banden, so dass

er beim Erwachen in Folge der heimtückischen Hantirung der Liliputaner sich nicht rühren konnte.

Kann sich Ungarn wohl noch bewegen? Während es schlief, geschahen weitausgreifende Dinge und beim Erwachen fand es nun, dass auf seinem Boden «Nachbarländer» entstanden, dass dieselben von Parität, bilateralen Verträgen und dergleichen sprechen, und dass diese falschen Erben es verhindern, nach seinem Rechte und nach seiner Mission so zu handeln, wie es seine Zukunft und sein Interesse gebieten.

Wir leben in einem Dualismus nicht nur mit Oesterreich, sondern auch mit einer Parvenu-Provinz, deren polizeiwidriger Name Croatien ist.

Seitens der Regierung geschahen nur selten Versuche, das Spinngewebe dieser Fictionen wegzufegen.

Im December 1867 reichte der damalige Handelsminister Stefan Gorove eine Denkschrift über die von Sr. Majestät zu führenden Titel ein. Am Ende der Denkschrift heisst es: «Die in den internationalen Verträgen üblichen Titel: Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, Böhmen, Croatien, Dalmatien, Illyrien u. s. w. entsprechen nicht der Idee von der Stellung des Landes, denn die einzelnen Länder, Königreiche und Provinzen der jenseitigen Reichshälfte besitzen keine politische Selbständigkeit und keine eigene Legislative, ihre namentliche Anführung besitzt daher für die Giltigkeit dieser Verträge keinen juridischen Wert, ebensowenig wie die namentliche Anführung der Teilländer Ungarns; sondern ebenso wie das Wort Ungarn die Stellung des Gebietes des einen Teiles erschöpft, so erschöpft die staatsrechtliche Stellung des andern Teiles das Wort Oesterreich» (Gorove István Emlékezete S. 306).

Wie wir sehen, hatte diese Denkschrift keinen Erfolg, und der Königstitel entspricht dem Dualismus nicht, entspricht aber auch dem Begriffe von der territoralen Integrität Ungarns nicht.

Und die Croaten?

Wir haben oben gesehen, dass unsere Könige von ihnen Treue gegen ihre Person und gegen die Krone forderten und solche auch belohnten (fidelitatem nobis et coronæ oder nobis et regno servandam). Und sie halten es nun für die richtigste Politik, zu affichiren, dass ihre Treue einzig und allein Sr. königlichen Majestät gelte.

Die geschichtliche Tradition erzählt vom Kaiser Barbarossa, dass er, den Pantoffel des Papstes Alexander III. küssend, zur Beruhigung seines Selbstgefühls sagte: «Non tibi, sed Petro»; worauf der Papst erwiderte: «Et mihi et Petro!»

Auch wir sagen den Croaten: «Ihr schuldet Treue dem Könige, Ihr schuldet sie *aber auch dem Lande!*» FRIEDRICH PESTY.

DER GOLDFUND VON NAGY-SZENT-MIKLÓS.



Im Jahre 1799 fand man am Ufer der Aranyka in Nagy-Szent-Miklós (Comitat Torontál, Ungarn) in geringer Entfernung von der Maros einen Goldschatz. Nach der gewöhnlichen Version, welche auch Arneth erzählt,[1] wollte der Bauer Nera Vuin auf seinem Hofe in genanntem Dorfe eine Grube graben und stiess dabei auf den Schatz. Zwei griechische Kaufleute erfuhren davon, erstanden den Fund und brachten ihn auf den Jahrmarkt nach Pest. Hier zeigten sie ihren Schatz dem Stadtrichter an, von diesem erhielt die ungarische Hofkammer, durch diese die k. k. Hofkammer Kenntniss von der Sache und Kaiser Franz verordnete noch im September desselben Jahres, dass der ganze Goldschatz für das k. k. Münz- und Antikencabinet erworben werde, was auch geschah.

Der Bestand des Schatzes war bei der Erwerbung derselbe wie heute: d. i. 23 Stück Goldgefässe im Gesammtgewichte von $1678^{8}/_{16}$ Ducaten.

Es ist nicht unmöglich, dass gleich nach der Auffindung des Schatzes und noch bevor derselbe zu officieller Kenntniss gelangte, einige Stücke desselben abhanden gekommen sind.

Innere und äussere Gründe lassen eine solche Vermutung als berechtigt erscheinen. Erstere werden weiter unten im Laufe der analytischen Erörterungen zur Sprache kommen, letztere wollen wir hier kurz andeuten. Unter den Acten des Jahres 1799 findet sich im k. k. Antikencabinet das Concept eines Bittgesuches, welches Director Neumann für die «Finderin» des Schatzes, eine arme Bauernfrau, angefertigt hatte. Dieselbe war ihres Anrechtes auf das Drittel des Schatzes verlustig geworden, weil sie einige Stücke davon veräussert hatte und flehte nun die kaiserliche Gnade an, um einen Ersatz für den Verlust zu erlangen.[2]

Von der Hand desselben Directors Neumann findet sich aus dem Jahre

[1] Die Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Antikencabinets Wien 1850. S. S.

[2] Nach einer gefälligen Mitteilung der Herren Director Dr. Kenner und Dr. Robert Schneider, Conservator der k. k. Sammlungen.

1805 die Aufzeichnung, dass ein Augenzeuge in Director Neumann's Gegenwart erklärt hätte, die fehlenden Stücke mit eigenen Augen gesehen zu haben; dieselben seien von bedeutender Grösse gewesen und er schätze den Gesammtwert des Schatzes auf 24—25,000 Ducaten.

Seitdem jener «Augenzeuge» diese merkwürdige Aeusserung getan, sind nunmehr viele Jahrzehnte verstrichen, ohne dass auch nur ein einziges dieser «verschollenen» Gefässe in irgend einer Sammlung aufgetaucht wäre; dies spricht gegen die Wahrscheinlichkeit jener Angabe. Auch ist der angegebene Gesammtwert so hoch gegriffen, dass die Anzahl der unterschlagenen Gefässe etwa das Zwölffache der vorhandenen betragen würde, was offenbar eine jener märchenhaften Uebertreibungen ist, wie sie der Volksglaube und selbst die ungenaue Tradition der Gebildeten an Goldfunde so gerne knüpft.

Der erste Schriftsteller, welcher von dem Schatze Kunde gab, war Schönwisner. Er sah den Schatz in Ofen beim Präsidenten der ungarischen Hofkammer «flüchtig und unter grossem Gedränge». Er widmete demselben ein Capitel in der Einleitung zu seiner im Jahre 1801 erschienenen «Notitia Hungaricæ rei numariæ»,[1] aus welcher wir hier nur die ungenaue und von der Arneth'schen officiellen Version abweichende Fundnotiz hervorheben, dass der Schatz «in einem Weingarten in einem eisernen Gefässe gefunden worden sei».

Die erste illustrirte Publication des Schatzes bereitete noch Director Steinbüchel vor, indem er in den Jahren 1827—1829 jene prachtvollen Kupfertafeln anfertigen liess, welche einundzwanzig Jahre später sein Nachfolger, Director Arneth, seinem grossen Werke über die Gold- und Silberschätze des k. k. Antikencabinets anfügte.

Von den ungarischen Gelehrten publicirte ein Ungenannter in der illustrirten Zeitschrift «Hajdan és Jelen» 1847 einige interessante Fundstücke und fügte zwei lithographische Tafeln bei.[2]

In dieser Abhandlung erwähnt der Anonymus, dass der (seinerzeit) berühmte Gelehrte Johann Jerney sich mit dem Studium des Schatzes und der Entzifferung seiner rätselhaften Inschriften beschäftige und darüber eine Arbeit in Vorbereitung habe. Ob dieses Werk je erschienen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Für die neuere Literatur des Schatzes war das Werk von Arneth mit den Steinbüchel'schen Kupfertafeln der Ausgangspunkt. Die meisten Gelehrten, die seither über den Schatz geschrieben, kannten denselben nur aus diesen Tafeln und folgten meistenteils den Arneth'schen Ausführungen. So tat L. Böhm in seiner Geschichte des Temescher Banats.[3]

[1] Notitia Hungaricae rei numariae. Budae 1801. §. XLII. Alterius thesauri in Comitatu Torontaliensi recens effosi, descriptio.

[2] Hajdan és Jelen (Vergangenheit und Gegenwart). Pest 1847. 4/5. SS. IV. Taf.

[3] Geschichte des Temescher Banats 1861. II. Bd. 294. u. f. SS. Zwei Tafeln, Nr. XI u. XII.

Flüchtig erwähnten den Fund noch, von ungarischen Gelehrten: Rómer[1], Henszlmann[2] und Franz v. Pulszky,[3] von ausländischen Schriftstellern: Hammer-Purgstall,[4] Koehne,[5] Odobescu[6] u. A.

Eingehende sachgemässe Beschreibungen erschienen im Sacken-Kenner-schen Cataloge des k. k. Münz- und Antikencabinets (1866),[7] sowie im Cataloge der Goldschmiede-Ausstellung in Budapest (1884).[8] Den Inschriften auf den Gefässen hat zuerst Dietrich eine eingehende Würdigung gewidmet (1866).[9] Die gegenwärtige Arbeit ist bei Gelégenheit der Goldschmiede-Ausstellung in Budapest entstanden, zu welcher Se. Majestät den Schatz huldvollst für die ganze Dauer der Ausstellung (17. Feber bis 16. Juni) überliess. Zuerst erschien sie ungarisch im «Archæologiai Értesitö», neue Folge IV. Bd 1884; gegenwärtige Ausgabe ist eine neue Ueberarbeitung derselben.

Die hier beigefügten Federzeichnungen sind nach photographischen Aufnahmen von den Herren Kádár, Gaál, Ágota, Nagy und Krieger angefertigt und geben bis auf geringe Ungenauigkeiten sämmtliche Gefässe in ihrem gegenwärtigen Zustande wieder.

Meine Abhandlung geht von der Beschreibung der Gefässe aus. (I.) Es folgt die Erklärung der Inschriften (II.) und eine stilistische Würdigung der Gefässe. (III.) An diese Capiteln schliessen sich allgemeine Bemerkungen über die Kunstströmungen der Völkerwanderungszeit (IV.) und eine Uebersicht der Reste dieser Epoche in Ungarn. (V.)

Bei der Vorliebe unseres Volkes, Goldschätze mit berühmten Namen der Vorzeit zu verbinden, ist es nicht zu verwundern, dass man die kostbaren Goldgefässe von Nagy-Szent-Miklós einem gewaltigen Herrscher zuschrieb. Unter den drei populärsten Helden nannte der Volksglaube diesmal Attila als ehemaligen Schatz-Besitzer, nicht wie sonst, den «König Darius» oder «unsern Vater Árpád».

Diese volkstümliche Auffassung steht mit unseren auf wissenschaftlichen Wegen gesuchten und zum Teil gefundenen chronologischen und sonstigen Bestimmungen nicht im Gegensatze, sie hat sogar eine gewisse Berechti-

[1] Archaeologiai Közlemények (Archaeologische Mitteilungen) 1865. V. Band, 31. Seite.

[2] Compte Rendu etc. Budapest 1877. I. Vol. 596. S.

[3] In den Jahrbüchern der Ung. Akademie. Jahressitzung 1878 und a. a. O.

[4] Geschichte des osman. Reiches. III. Bd. 726. S.

[5] Memoires de la société d'arch. et de Num. St. Petersbourg 1848. I. Vol.

[6] Notice sur les antiquités de la Roumanie à l'exposition de Paris 1868. 29. S.

[7] Sacken und Kenner: Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets, Wien 1866. Mit einer Kupfertafel.

[8] A magyar történeti ötvösmű-kiállítás lajstroma. 1884.

[9] Runeninschriften eines gothischen Stammes auf den Goldgefässen des Banater Fundes. Germania, XI. Bd., 1866, 177—209. SS.

gung, daher die Bezeichnung des Schatzes auf dem Titelblatte als «sogenannter Schatz des Attila».

I. Beschreibung des Schatzes.

1. Das grösste Stück des Schatzes ist ein Henkelkrug. Der Henkel fehlt wohl, doch ist an dem Rande und dem Bauche des Gefässes die Spur der Befestigung des Henkels noch sichtbar; welcher Art dieser Henkel gewesen, dafür dürften die Henkel an den nachfolgend unter Nr. 3, 4 und Nr. 5 zu beschreibenden Henkelkrügen Analogien bieten.

Dieser Krug ist, sowie alle nachfolgenden, aus einer Goldplatte getrieben. Auch sein niedriger cylindrischer Fuss ist aus dem Ganzen herausgetrieben. Der Körper ist von eliptischer Form mit Verjüngung nach oben, den Halsansatz markirt ein Wulst, der Hals verjüngt sich ebenfalls nach oben und endigt in Form eines Kelches mit vierfacher Ausbauchung.

Den Rand der Oeffnung verziert ein Perlenband, welches separat gearbeitet und darauf gelötet ist. Den Hals verzieren der Länge nach Cannellüren, die an beiden Enden halbkreisförmig abschliessen.

Der Wulst am Halse ist mit einem Reliefornament verziert, das aus grösseren und kleineren Sternblumen besteht; an den Wulst schliesst sich oben und unten ein Ornament an, das offenbar als Schnurornament gedacht, die Function eines Bindegliedes leistet.

Den Bauch des Kruges zieren zwei Blätterreihen. Die eine geht vom Halswulste aus und ist als Blattsturz nach unten gerichtet.

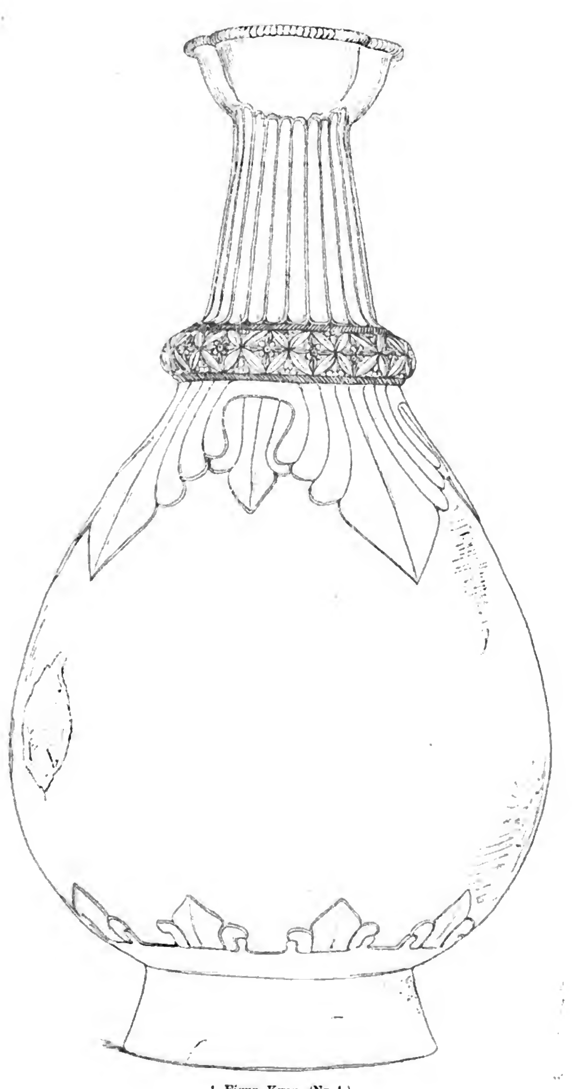
Die Blätter sind vermutlich Akanthusblättern nachgebildet und in der Reihe steht immer ein bescheidener entwickeltes Blatt als Zwischenglied zwischen zwei reicheren Blättern.

Die andere, untere Blätterreihe zieht sich am Fuss herum, bildet gleichsam eine Krone mit einer gemeinsamen Basis und daraus lilienartig hervortretenden Blattansätzen. Beide Blätterreihen treten als Relief aus der Oberfläche des Gefässbauches hervor, die einzelnen Blätter sind regelrecht gegliedert und bei aller Einfachheit der Form und Härte der scharfen Contour ist die Oberfläche doch im Allgemeinen mit einigem Schwunge behandelt.

Die Höhe des Kruges ist 0·36, der grösste horizontale Durchmesser am Bauche 0·193, der grösste Durchmesser der Oeffnung 0·78, am Fusse 0·112. Die Feinheit des Goldes ist 22karätig. Das Gewicht des Kruges ist nach Sacken-Kenner 614 ⁊, das ist 2149 𝔤. (Fig. 1.)

2. Zu den interessantesten Stücken des Fundes gehört in Folge seiner figuralischen Verzierung ein kleinerer Krug. Derselbe ist nicht so schlank wie der vorhergehende, aber ebenso gegliedert. Der Henkel fehlt zwar, doch sind am Rande der Oeffnung und am Bauche noch die Lötstellen sichtbar.

Dieser Krug ist ein wahres Meisterstück der Treibkunst, der cylindrische



1. Figur. Krug. (Nr. 1.)



2. Figur. Krug. (Nr. 2. *a*.)



3. Figur. Krug. (Nr. 2. *b.*)

Fuss, die Reliefs am Körper, der Wulst am Halse und der Rand der Oeffnung sind alle aus einem Stücke getrieben.

Den Rand der Oeffnung umgiebt ein separat aufgelötetes Perlenband, an welches sich eine 1 c/m breite Blätterguirlande anschliesst, welche auf raspeligem Grunde herausgearbeitet ist.

Die Rauheit des Untergrundes scheint darauf zu deuten, dass hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, Email oder eine sonstige farbige Substanz die erhabenen Verzierungen umschloss und ihnen als Hintergrund diente. Der Hals ist glatt; den Wulst am Halse verziert wieder, wie an dem grösseren Kruge, ein Sternblumenornament, nur dass es hier oben und unten von einem nach innen gezackten Rande begrenzt wird. Unter dem Wulste, am engsten Teile des Bauches läuft eine Blätterreihe mit lanzettförmigen Blättern herum, deren Spitzen nach unten gekehrt sind; an den Berührungspunkten der Breitseiten sind Kreise mit markirtem Mittelpunkte.

Zwei ineinander verschlungene halbkreisförmig laufende Bänder teilen die Oberfläche des Körpers in vier kreisförmige Felder. Die Bänder bestehen aus einem von Perlenschnüren umschlossenen, schuppenartigem Ornamente.

In jedem Kreisfelde befindet sich je eine Darstellung:

a) Ein geflügelter Greif mit Löwenkörper fasst Kopf, Brust und Rücken eines niedergeworfenen Damwildes mit seinen Krallen. (Fig. 2.)

b) Ein bärtiger Ritter nach links hin reitend, hält in der Rechten eine Fahne, während die Linke einen nebenher gehenden bärtigen Mann am Schopfe hält, hinter welchem noch ein nach unten hängender Kopf sichtbar ist. (Fig. 3.)

Mit dem Costüme dieser Figuren, dem eigentümlich geformten Fähnlein und den Verzierungen des Pferdegeschirres werden wir uns noch weiter unten eingehender zu beschäftigen haben.

c) Die dritte Darstellung ist ein nach oben fliegender Adler mit Greifohren, der zwischen seinen Krallen eine nackte Frau hält. Die Frau hat in jeder der erhobenen Hände eine Blume, und ist mit einem Stirnband, Armbändern und einem Halsband mit Anhängsel geschmückt. (Fig. 4.)

d) Das vierte Feld zeigt einen nach links hin ausschreitenden geflügelten Löwen mit gekröntem bärtigen Menschenhaupte en face. Auf dem Löwen reitet ein ebenfalls gekrönter Mann, der, nach rückwärts gewendet, gegen ein auf ihn losspringendes Raubtier seinen Pfeil abschiesst. (Fig. 5.)

Bei allen vier Darstellungen bemerkt man sowohl an den Tieren, wie auch teilweise an dem Costüme der Männer kleine Vertiefungen: Linien, Punkte und Dreiecke. An einigen Stellen blieb noch die Spur einer farbigen Masse in diesen Vertiefungen zurück, woraus zu vermuten ist, dass überall solche farbige Punkte die prächtige Wirkung der goldglänzenden Oberfläche erhöhten.

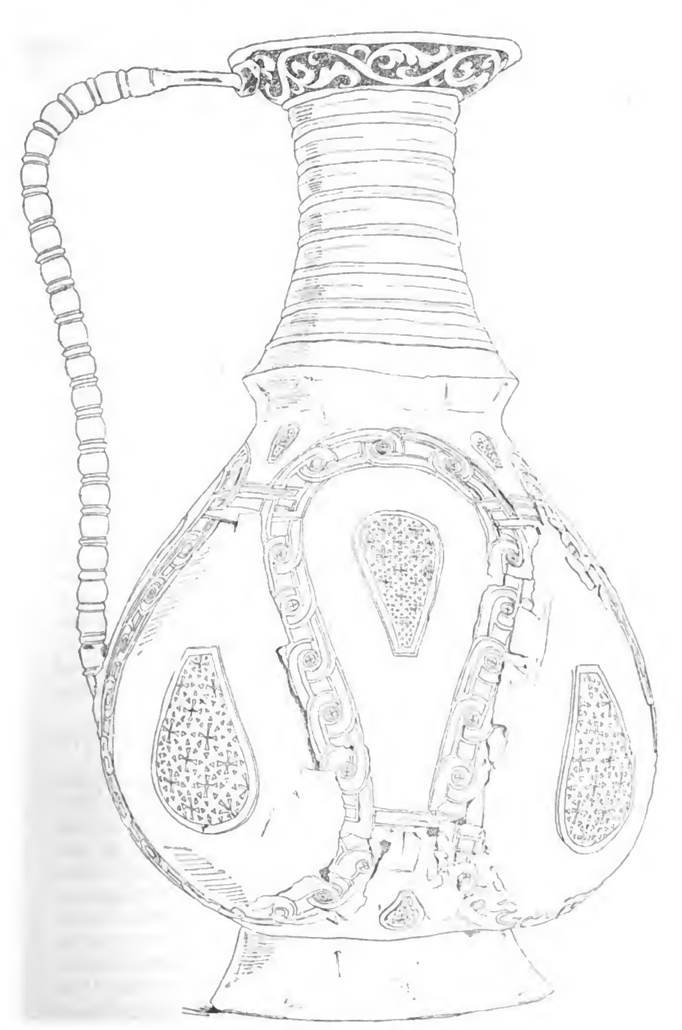
Den ausserhalb der Felder zwischen den Kreisen liegenden Raum füllen oben und unten Pflanzenornamente aus.



4. Figur. Krug. (Nr. 2. c.)



5. Figur. Krug. (Nr. 2. *d.*)



6. Figur. Krug. (Nr. 3.)

Der Stiel der Pflanze wächst stets aus einem auf einem Sockel stehenden Dreiecke heraus; er hat vier Abzweigungen, die von einem Ringe umschlossen sind; der mittlere Stiel hat fünf Blätter, die übrigen nur drei; an den Blattwurzeln befinden sich wieder Ringe. Insoweit übereinstimmend, weichen aber die oberen und unteren in doppelter Hinsicht von einander ab: der Sockel der unteren Blumen ist nicht gestützt, während der Sockel der oberen Blumen auf zwei halbkreisförmigen Ausbauchungen steht, die gleichsam eine Stütze bilden. Die oberen Ornamente sind nämlich als an die Wand gestellt gedacht, und so ist die Stütze motivirt, während der Sockel der unteren Pflanzen gleichsam auf dem Fusse des Kruges steht. Ein anderer Unterschied ist in der Verschiedenheit des Raumes begründet. Der Raum für die unteren, nach oben gerichteten Pflanzen ist spitz zulaufend, in Folge dessen zwei Zweige nach unten herabhängen und zwei nach oben stehen. Die oberen Ornamente müssen aber ein sich stark erweiterndes Feld füllen, und deshalb breiten sich auch die zwei nach oben stehenden Zweige weithin aus.

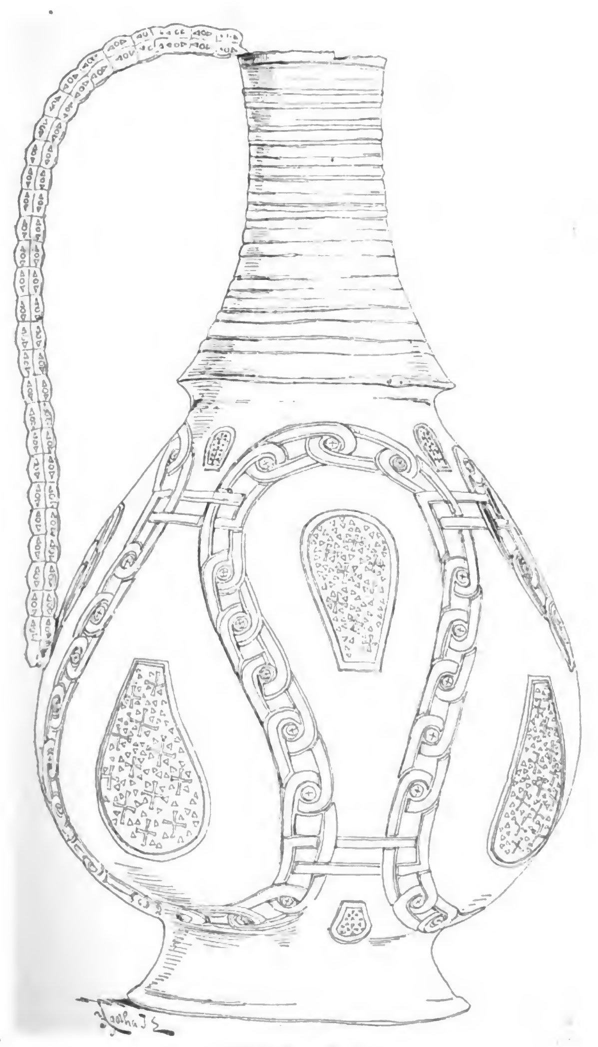
Ich halte es schon hier für zweckmässig die Geschicklichkeit hervorzuheben, die der Künstler bei der Verzierung der Gefässe zeigt, da uns neben anderen auch diese Beobachtung einen wichtigen Stützpunkt bieten wird, um den Ursprung und Styl dieser Gefässe zu beurteilen.

Bei den Darstellungen in den Kreisfeldern bemerken wir dieselbe Geschicklichkeit. Ueberall herrscht das richtige Gefühl für die Centralstellung; die richtige Massenverteilung, das Zusammenfallen der Hauptaxen der Compositionen mit dem Kreisdurchmesser überzeugen uns, dass dem ornamentalen Principe jedes andere Moment untergeordnet wurde, welcher Gesichtspunkt auch bei den übrigen Stücken maassgebend ist.

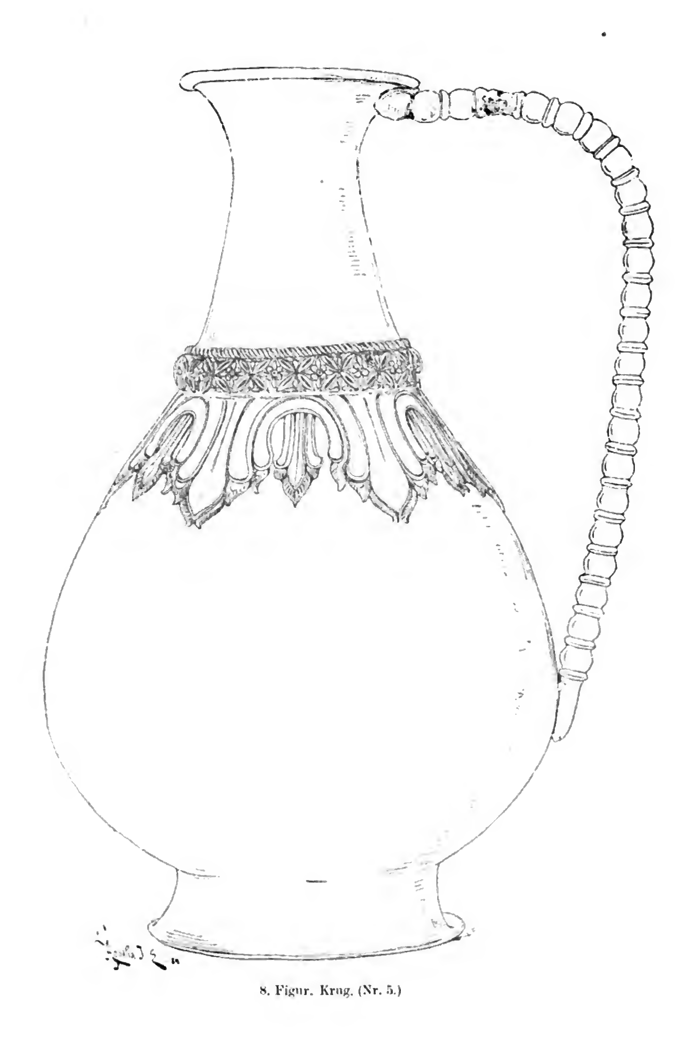
Dieser Krug ist nur 18karätig, das Gewicht 609 gr. Die Maasse sind folgende: Höhe 22·2 c/m; grösster horizontaler Durchmesser am Bauche 14 c/m, Durchmesser der Oeffnung 5·8 c/m, am Fusse 8·3 c/m.

In den Boden des Kruges sind noch von alter Zeit her Zeichen eingeritzt. (Siehe unten die Inschrifttafel, Nr. 16.)

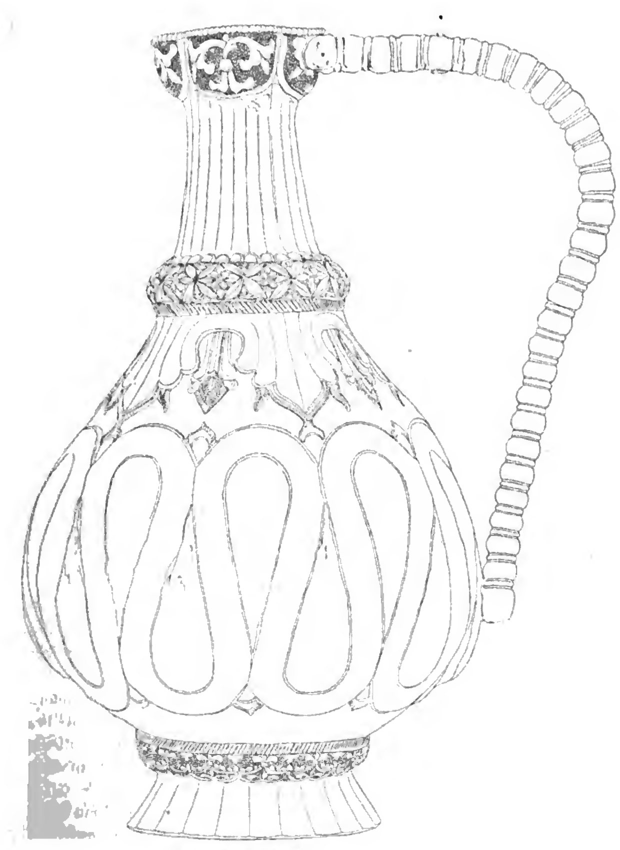
3. 4. Unter den Krügen befinden sich zwei beinahe vollkommen gleiche Stücke, deren Form im Grossen und Ganzen mit derjenigen der vier reliefgeschmückten übereinstimmt. Aber der cylindrische Fuss ist höher, die Ausbauchung am Halswulste ist nicht durch einen Ring, sondern durch eine einfache Rippe charakterisirt. Die Mündung erweitert sich zu einem flachen Rande, dessen Aussenseite mit einer Blätterguirlande en relief auf raspeligem Grunde verziert ist. Den Hals verzieren horizontal gelagerte parallele Reifen. Ganz besondere Sorgfalt ist auf die Ornamentirung des Bauches verwendet. Eine aus ineinander geschlungenen platten Ringen gebildete Kette schlängelt sich am Körper des Gefässes in vertikaler Richtung auf und nieder. Oben und unten, wo die Erweiterung am stärksten ist, sind diese Ketten durch viereckige Glieder verbunden, wodurch eliptische Felder entstehen, deren



7. Figur. Krug. (Nr. 4.)



8. Figur. Krug. (Nr. 5.)



9. Fig. Krug. (Nr. 6.)

spitz zulaufendes Ende gerade abgeschnitten ist. In der Mitte dieser Felder sind kleinere Felder herausgetrieben, deren Contouren parallel laufen mit den Windungen der Kette. Die Oberfläche der kleineren Felder bedecken in schrägen Reihen gestellte Kreuzlein. Jedes Kreuzlein ist von eingeschlagenen kleinen Dreiecken umgeben in der Weise, dass sich am Ende eines jeden Kreuzarmes und zwischen denselben je ein kleines Dreieck befindet. Ueberdies sind auch noch ausserhalb der Kettenfelder, bei den einzelnen viereckigen Verbindungsgliedern der Kette kleinere, aber ganz ähnliche Kreuzfelder angebracht, und zwar sind die oberen mit ihrer Stumpfseite nach unten gewendet und die unteren nach oben. Zu bemerken ist noch, dass die Verbindungsstellen der einzelnen Kettenglieder je durch einen Kreis markirt sind, dessen Durchmesser durch zwei in Kreuzform gestellte eingravirte Linien bezeichnet wird. Der Henkel des einen Kruges (Fig. 6) ist vollständig erhalten, der des zweiten (Fig. 7) ist am unteren Ende abgebrochen, beide bestehen aus kupfernen (?) Stäben, die mit einer Goldplatte bedeckt sind; die Stäbe sind in Form von aneinandergereihten Perlen gegliedert. Diese Perlen sind bei dem einen Kruge sechsseitig, und in jede Seite ist ein Punkt mit je einem kleinen Dreieck ober- und unterhalb des Punktes eingeschlagen, bei dem anderen Kruge wechseln grössere und kleinere Perlen. Nur das eine Gefäss ist vollständig erhalten, die Mundöffnung des zweiten ist abgebrochen. Bei dem letzteren hat der Durchmesser des Halses 3·3 %, die grösste Ausbauchung am Körper 14·4 %, und der Fuss hat einen Durchmesser von 8·2 %. Diese Maasse stimmen mit denen des andern Kruges, dessen Höhe 21 % beträgt, beinahe vollkommen überein. Der Feingehalt des Goldes ist in dem einen Fall 21karätig, das Gewicht 656 g, in dem andern Falle aber nur 19½karätig und sein Gewicht 631 g. Am Boden eines jeden Kruges befinden sich eingeritzte Zeichen, deren Facsimile wir weiter unten geben. (Inschrifttafel 10*a*, 10*b*.)

Die in den kleinen vertieften Kreuzen des completen Kruges (Fig. 6) erhaltenen farbigen Reste bezeugen, dass sowohl der raspelige Grund des Randes als auch alle übrigen kleinen vertieften Ornamente mit farbiger Masse ausgefüllt waren.

5. Ein Henkelkrug von ähnlicher Form, wie die vorhergehenden. (Fig. 8.) Der untere Rand des Fusses ist stärker nach aussen gebogen als bei den früheren; der Bauch ist glatt und nur an den Wulst am Halse schliesst sich eine Blätterguirlande an. Die Form der Blätter ist dieselbe wie an dem Kruge Nr. 1, nur sind die einzelnen Blätter schwächer und ihre innere Gliederung ist eine kräftigere. Der äussere Rand ist verdoppelt und mit spitz zulaufenden Halbblättern besetzt, welche mit schräg gestellten, eingravirten Linien verziert sind; diese vertieften Linien waren vermutlich emaillirt. Der Wulst am Halse ist wie bei Krug 1 mit Sternblumen ornamentirt und hat nach oben zu noch einen kleineren, als Schnurornament gedachten, gekerbten Ring.

Die Oeffnung des Kruges ist rund und an den Rand ist unten ein glatter Ring gelötet. Beim Henkel fehlt die goldene Deckplatte und der noch vorhandene Kern ist so gegliedert, dass schmälere Glieder und breitere Perlen abwechseln.

Dieser Krug ist 20karätig, das Gewicht 710 gr, die Höhe 21·3 c/m, der Durchmesser der Oeffnung 5·7 c/m, der grösste Durchmesser des Bauches 12·3 c/m, der Durchmesser des Fussrandes 7·8 c/m.

Die getreue Copie der Inschrift am Boden geben wir weiter unten. (Inschrifttafel Nr. 13 u. 14.)

6. Nächst den zwei figuralischen Krügen ist dieser Krug der am reichsten verzierte. Wir finden hier alle jene Ornamente, die bei den einzelnen Krügen einzeln vorkommen, vereinigt wieder. Die Gestalt des Kruges ist den früheren ähnlich, nur dass hier auch der nach aussen geschweifte runde Fuss mit vertikal laufenden Rippen und Canellüren ornamentirt ist. Zwischen dem Fusse und dem Bauche läuft ein Band herum mit Blätterornamenten, ähnlich der Blumenguirlande an der Flachschale Fig. 23. Das Ornament selbst ist glatt, die dazwischen eingravirten kleinen Kreise raspelig. An dieses Band schliesst sich oben ein gekerbtes Schnurornament an. Am unteren Teile des Bauches schlängeln sich bis zu zwei Drittel der Höhe vertiefte Bänder in vertikaler Richtung, die abwechselnd oben und unten an einander schliessend eliptische Felder bilden. Am Rande dieser Bänder bilden zwei parallele Linien eine schön geschweifte Canellüre. Dort, wo die Bänder am stärksten geschweift sind und einander berühren, markirt je ein schuppenartiges Blatt die Verbindung. Diese Blätter bestehen aus doppelter Lage, die obere ist abgerundet, die untere äussere läuft spitz zu; sie sind stets nach aussen gerichtet.

Das obere Drittteil des Bauches schmückt ein Laubornament, ähnlich wie bei dem vorigen Kruge (Fig. 8), nur dass hier sowohl die Gliederung als auch die Contouren reicher sind und mehr Abwechslung bieten.

Am Wulste des Halses ist ein reiches Sternblumenornament, das nach unten von einem gekerbten Schnurornamente und nach oben von einem Zackenrande umsäumt ist. Der schön geschweifte Hals verjüngt sich nach oben und ist mit vertikal laufenden Canellüren geschmückt.

Die Oeffnung hat eine dreifache Ausbauchung. Jede Ausbauchung hat auf der Aussenfläche ein anders stylisirtes Laubornament, dessen Untergrund durch eingeschlagene kleine Kreise raspelig gemacht ist. Am Rande ist eine Perlenschnur angelötet.

Der Henkel ist vollständig erhalten und besteht aus grösseren Perlen und schmäleren Zwischengliedern. — Am Boden befinden sich Inschriften. (Siehe Inschrifttafel Nr. 7, 8 und 9.)

Das Gold ist 21karätig, das Gewicht 956 gr.

7. Wir beschliessen die Beschreibung der Krüge mit einem sehr schön geschmückten Exemplare. Die Form desselben stimmt mit der der früheren



10. Figur. Krug. (Nr. 7.) 1. Breitseite.



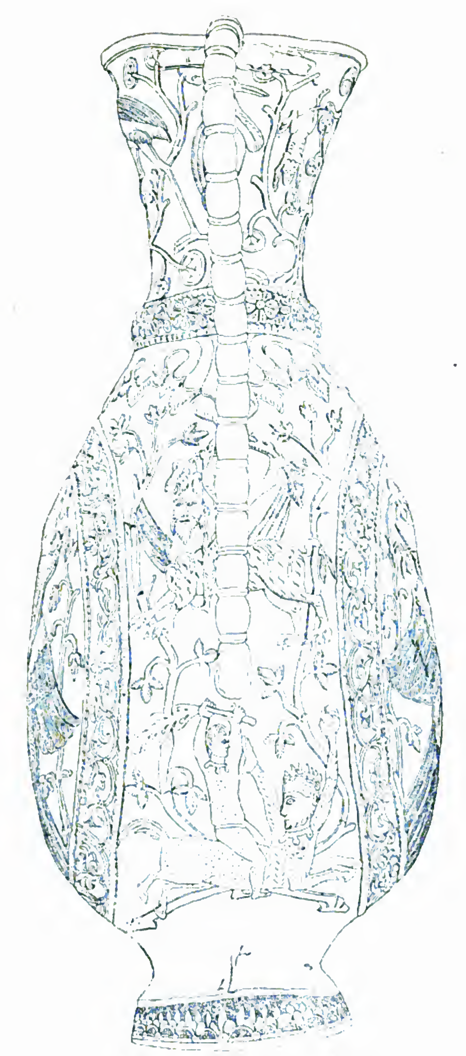
11. Figur. Krug. (Nr. 7.) 2. Breitseite.

Krüge beinahe vollkommen überein, nur dass die Seiten des Bauches abgeflacht sind. Der Krug hat einen vollkommen abgesondert gegliederten Fuss, dessen Seite mit einem flach erhobenen Pflanzenornamente geschmückt ist, so dass das Relief glatt und der Untergrund raspelig ist. Auf den beiden Breitseiten des Bauches befinden sich zwei beinahe gleiche Reliefmedaillons. Zwei concentrische Kreise mit gegeneinanderstehendem Zackensaume und einem zwischen die Kreise hineincomponirten Pflanzenornamente bilden den Rahmen für die Hauptdarstellung. Jedesmal hält ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln eine kleine menschliche Figur zwischen seinen Krallen. Die menschliche Gestalt ist nackt und hat nur einen Ring am Halse und einen Gürtel in der Hüftengegend. Soll die Bildung der Brust und des Haares andeuten, dass hier eine weibliche Gestalt gemeint sei? In den erhobenen Händen befindet sich ein Zweig und eine Schale. Auf dem einen Medaillone ist der Kopf des Adlers nach rechtshin gewendet, und die Gestalt reicht ihm die Schale mit der Linken hinauf; dagegen auf dem anderen Medaillone der Kopf des Adlers nach linkshin gewendet ist, und sich die Schale in der rechten Hand der Figur befindet. Der Körper der schwebenden Gestalt ist in dreifacher Ansicht dargestellt: der Kopf im Profil, der Körper von vorn und die Füsse wieder im Profil, doch in einer der Kopfrichtung entgegengesetzten Stellung.

Zu beiden Seiten dieser Darstellung wächst ein Baum aus dem Rahmen empor, anscheinend ein Feigenbaum (?) und füllt den leergebliebenen Raum.

An den beiden Schmalseiten des Kruges sind je zwei Reliefdarstellungen übereinander gestellt. (Fig. 12 u. 13.) In der oberen Darstellung reitet das eine Mal (12. Fig.) ein bärtiger Mann in enganliegender Kleidung auf einem geflügelten Löwen, dessen Kopf die Form eines bärtigen Menschenkopfes hat, mit tierischen Ohren. Der Mann hat auf dem Haupte eine Art sechszackiger Krone (?) und am Halse einen Ring mit drei Anhängseln. Die Kleidung bedeckt Arm, Körper und Beine bis hinab zu den Fussknöcheln, nur ein Leibgürtel teilt dieselbe gleichsam in zwei Stücke. Die Hände des Reiters sind hoch erhoben und halten ein flatterndes Tuch (?). Der Löwe hat Schnurr- und Backenbart, am Kopfe einen Helm, der in ein Lilienornament endigt, und ist der ganzen Länge nach mit einem Bandornament geschmückt, von dem Bommeln herabhängen.

In der unteren Darstellung reitet ein bartloser Mann in enganliegender Kleidung auf einem Rosse mit Menschenhaupt. Die Kleidung des Reiters, welche an der Hüfte ein Gürtel umfasst, scheint aus einem Stücke zu bestehen. das Haar ist in einem Netze, und am Halse befindet sich ein Ring mit drei Anhängseln. Seine beiden erhobenen Hände ergreifen einen Zweig, offenbar zur Verteidigung gegen den Kentaur, der mit seiner Rechten den Reiter anfasst und mit der Linken einen Stein erhebt. Der Kentaur hat ein bärtiges Gesicht, am Halse einen Ring mit drei Anhängseln und eine Art Krone mit sieben Zacken auf dem Haupte.



12. Figur. Krug. (Nr. 7.) 1. Schmalseite.

13. Figur. Krug. (Nr. 7.) 2. Schmalseite.



Auf der anderen Schmalseite des Kruges (13. Fig.) wiederholen sich dieselben Darstellungen mit unwesentlichen Abweichungen, doch ist hier der Löwenritter unten und der Kentaur darüber. Beide Male ist die obere Gruppe nach links, die untere nach rechts gewendet; auf beiden Seiten ist der leer gebliebene Raum mit zwei Bäumen ausgefüllt.

Die Verbindung von Hals und Bauch wird durch einen ringartigen Wulst vermittelt. Von diesem Ringe als Basis breitet sich über den obersten Teil des Bauches ein Blättersturz von akanthusartigen Blättern aus; die Blätter sind an den Schmalseiten des Gefässes fünffach, sonst dreifach gegliedert, der Rand ist stets verdoppelt und die Aussencontour mit eingekerbten Strichen verziert.

Den Halsring zieren zwischen zwei gezackten Säumen dicht aneinandergereihte, nur durch maschenförmige Glieder von einander getrennte Sternblumen. Die Blumen, sowie die dazwischen liegenden Glieder sind aus Draht gebildet und scheinen auf den Untergrund aufgelötet zu sein.

Den übrigen Teil des Halses schmücken humorvolle Reliefs aus dem Storchleben. Auf den beiden Breitseiten befindet sich je eine dreifach geästete Wasserpflanze, zwischen deren Zweigen der Storch mit einem Frosche im Schnabel einherstolzirt; auf den Schmalseiten guckt ein ruhig dastehender Storch mit eingezogenem Halse in die Welt hinaus. Die Oeffnung des Gefässes verstärkt ein aufgelöteter Ring, dessen Oberfläche wellenförmig ist.

Nach genauer Prüfung, und besonders wenn man die kleinen Punkte und Linien auf den Reliefteilen unter der Lupe besichtigt, kommt man zur Ueberzeugung, dass die Oberfläche einst polichrom geschmückt war, vermutlich mit roter und blauer Masse. Polichromisch verziert mögen gewesen sein: der Raum zwischen den Reliefs des Halsringes und die Vertiefungen auf demselben, der Hintergrund des Reliefs auf der Einrahmung der beiden Medaillons, vielleicht auch die Fläche der Medaillons, ferner die eingravirten grösseren und kleineren Striche auf den Schmalseiten und auch die Einkerbungen auf den Blatträndern des unterhalb des Halses liegenden Blätterornamentes.

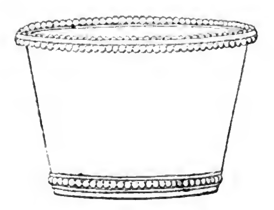
Der Henkel ist ähnlich gegliedert, wie jener am fünften Kruge; es ist nur mehr der Bronzkern vorhanden, der Ueberzug aus Goldblech fehlt, wie an den meisten übrigen Henkeln. Zur Zeit des Fundes war der Henkel vom Körper getrennt, die Ueberreste des alten Lotes an der einen Schmalseite des Kruges setzen es ausser Zweifel, dass er an die richtige Stelle angefügt wurde.

An dem Kruge sind vielfache Sprünge und Ausbesserungen sichtbar, am auffälligsten ist eine alte Reparatur am Rande der Oeffnung.

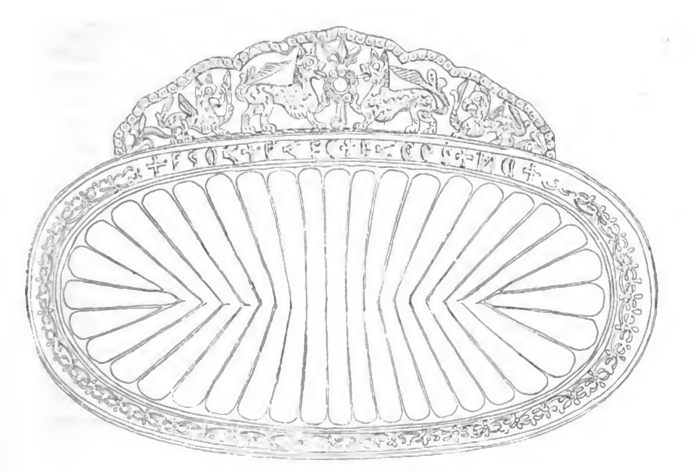
Höhe 22 %m. Grösster Breitendurchmesser 13 %m und 9·5 %m. Gewicht 755 g. Das Gold 21karätig.

8. Uebergehend zur Beschreibung der Schalen, beginnen wir mit einer länglich ovalen flachen Schale, die aus mehreren Gründen besonders interessant ist. (Fig. 14.) Die Innenseite ist mit Canellüren geschmückt, die von

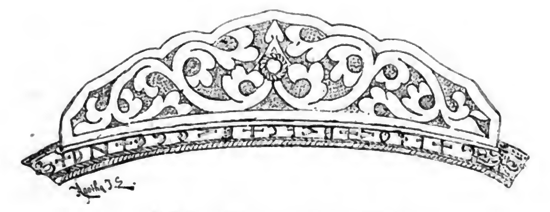
16. Fig. Oberansicht der Schale. (Nr. 9.)



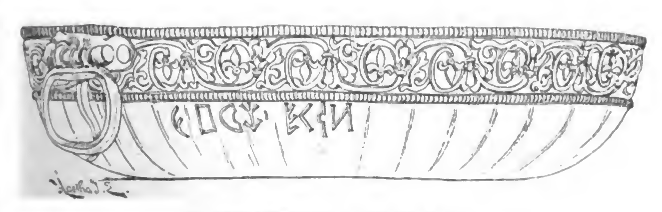
18. Fig. Becher. (Nr. 11 und 12.)



14. Figur. Schale. (Nr. 8.)



15. Figur. Detail von der Schale. (Nr. 8.)



17. Figur. Seitenansicht der Schale. (Nr. 10.)

der mittleren Längenachse gegen den Rand zu sich erweitern und dort halbkreisförmig abschliessen. Den Rand des Gefässes umsäumt eine zwischen zwei Schnurornamente gefasste Blätterguirlande. Der das Schnurornament bildende Draht ist separat aufgelötet. Das Blattornament ist in Relief gearbeitet. Auf der einen Langseite des Gefässes ist nach Art eines krämpenartigen Ansatzes ein horizontaler Henkel angelötet, der aus zwei aufeinandergelegten Platten besteht. Die Form desselben ist im Ganzen die eines Kreissegmentes mit wellenförmig geschweiftem Rande; in der Mitte ist er durchlöchert. Die obere Seite ist in der Mitte mit einer Palme en relief ornamentirt, so dass das Loch gerade unter die Krone der Palme fällt. Das Loch ist von kleinen Ringen umsäumt, der Baum selbst steht ebenfalls auf einem solchen Ringe, und längs des Randes der Platte zieht sich ein Ornament aus kleinen Ringen entlang. Zu beiden Seiten der Palme steht je ein Löwe mit herausgereckter Zunge, sie legen ihren erhobenen rechten Vorderfuss auf den Rand des Loches. Hinter jedem Löwen steht nach innen gewendet je ein Greif mit erhobenem rechten Vorderfusse. Hinter diesen Greifen füllt je ein gleichfalls nach innen gewendeter Blumenzweig die Ecke der Platte aus. Sämmtliche Tiere, Blumen und Ringelchen sind aus der Fläche herausgetrieben.

Die untere Platte ist von einem glatten Rande umsäumt und mit einfachem Laubwerke ornamentirt, das sich von den Ecken aus zum Loch hin windet und dort in eine gemeinsame Spitze endet. Das Loch ist hier von einem aufgelöteten gekerbten Drahte umsäumt. Der Untergrund des Laubornamentes ist raspelig.

Dort, wo der platte Henkel angelötet, ist der Rand der Schale der ganzen Länge nach glatt geblieben, um einer Inschrift Raum zu gestatten, die daselbst mit Punzen eingeschlagen wurde. (Fig. 15.)

Die genauere Zeichnung siehe Inschrifttafel I *a*, *b*.

Die Längenachse der Schale hat 17·8 $^{c}/_{m}$, die Schmalachse 8·7 $^{c}/_{m}$, die grösste Tiefe ist 0·34 $^{c}/_{m}$. Das Gewicht 337 $^{g}/$. Das Gold 22karätig.

9. 10. Zu den wichtigsten Stücken des Schatzes gehören zwei vollkommen gleiche runde Schalen. (Fig. 16.) Alle Teile dieser Schalen sind auf das sorgfältigste ornamentirt. In der Mitte des flachen Bodens sehen wir ein gleicharmiges Kreuz. Das Centrum ist durch einen Kreis und einen Punkt in demselben markirt. Die Kreuzarme verbreitern sich nach auswärts und endigen in einem dreigeteilten Kleeblatte. In jedes Blättchen ist eine ovale Vertiefung eingeschlagen. Rings um das Kreuz teilen drei concentrisch laufende Perlenreihen den Boden der Schale in zwei concentrische Kreisbänder. Das innere Feld füllt eine auf beiden Schalen beinahe identische Inschrift aus (Facsimile) unten. Das äussere Ringfeld bedeckt dichtes Laubornament. Den ausgebauchten Teil der Schale schmücken in gleicher Entfernung nach aufwärts laufende zarte Canellüren. Die Seitenwand der Schale verdickt sich gegen



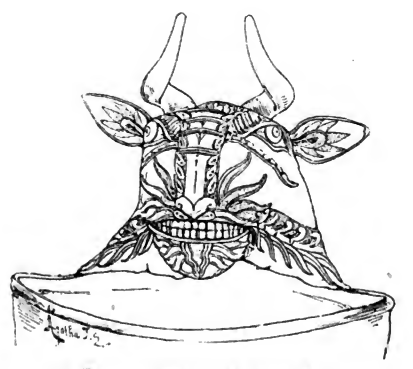
19. Figur. Schale mit Stierkopf. (Nr. 13.) Seitenansicht.



20. Figur. Vorderansicht der Schale. (Nr. 13.)

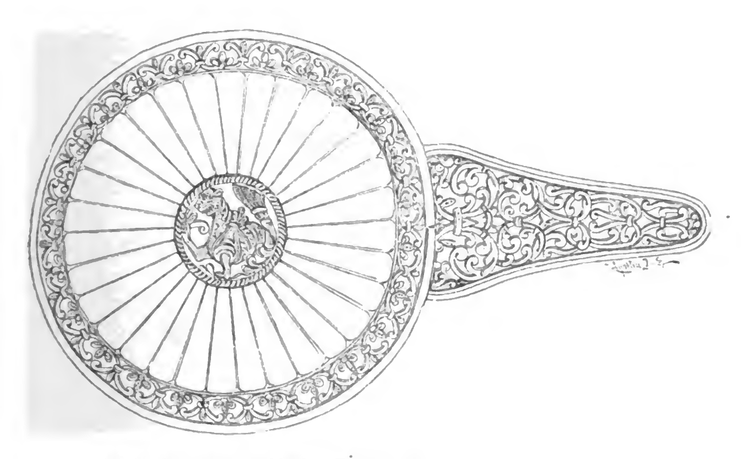


21. Figur. Schale mit Stierkopf. (Nr. 14.) Seitenansicht.



22. Figur. Vorderansicht der Schale. (Nr. 14.)

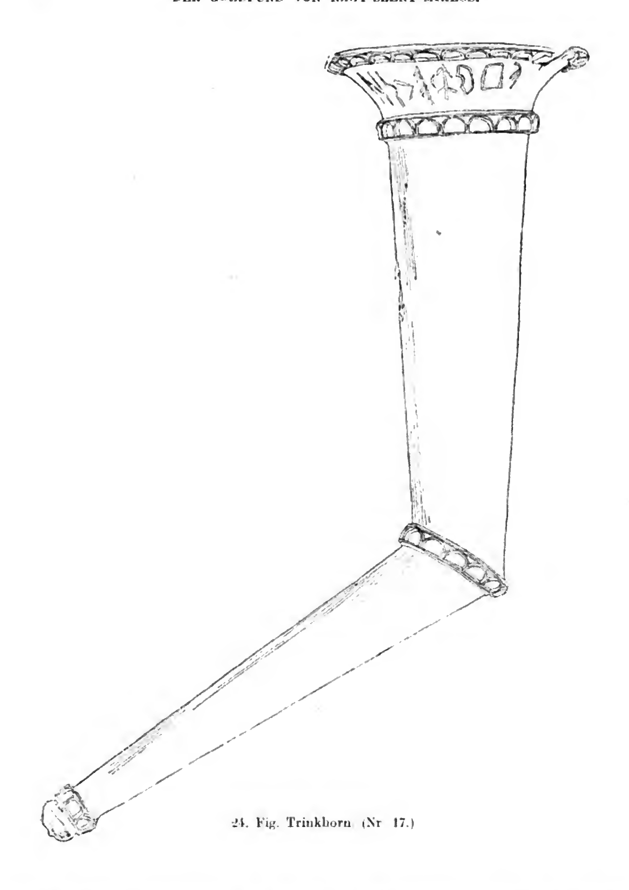
den Rand zu und unmittelbar unter dem Rande befinden sich in einen Perlenkreis gefasst zwei in starkem Relief gearbeitete Blätterguirlanden. Sowohl neben der inneren als neben der äusseren Guirlande waren (wie vorhandene Spuren beweisen) die vertieften Stellen blau emaillirt. An den Schalen ist statt des Henkels eine Schnalle mit Charnier, die an den äusseren Rand der Schale befestigt ist. Unweit der Schnalle, knapp unter der äusseren Guirlande, sind neun Schriftzeichen eingeschlagen. (Fig. 17.) An der einen Schale sind überdies noch eingeritzte Inschriften sichtbar. (Siehe Inschrifttafel 3 u. 5 *a, b.*)



23. Fig. Obere Ansicht der Schalen. (Nr. 15 u. 16.)

Die genaue Copie der beiden inneren Inschriften und der beiden Kreuze geben wir im Capitel II unter *B).* Beide Schalen sind 22karätig. Die Maasse sind beinahe übereinstimmend, trotzdem der Umfang nicht vollkommen kreisförmig ist; der grösste Durchmesser hat 0·14 m/, die grösste Tiefe ist 0·034 m/. Die eine Schale hat 287 g/, die andere (Nr. 8) 305 g/ Gewicht.

11. 12. Ferner gehören zum Funde zwei ganz gleiche kleinere einfache Becher. (Fig. 18.) Wie die übrigen Gefässe, sind auch diese getrieben. Die Wände sind gerade, glatt und erweitern sich gegen den Rand zu. Auf den oberen Rand ist von aussen und innen je ein Perlenornament aufgelötet,



24. Fig. Trinkhorn. (Nr. 17.)

ebenso auf den Bodenrand. An dem einen Becher zeigt noch die Lötstelle an der Aussenseite der Wand, wo der Henkel angebracht war, und auch an dem anderen Becher stammt ein übrig gebliebenes Stück Draht vom Henkel her. Die Höhe der Becher ist 4·7 $^{c}/_{m}$, der grösste äussere Durchmesser oben

7·2 $^c/_m$, unten 4·8 $^c/_m$. Gewicht und Feingehalt sind verschieden. Der eine ist 19karätig und 74 g schwer, der andere 20karätig und wiegt 70·5 g.

13. 14. Von sehr eigentümlicher Form sind zwei ovale Schalen, deren eine Schmalseite in ein Stierhaupt endigt. Die Schale steht auf drei Löwenfüssen. (Fig. 19, 20, 21 u. 22.) Der Stierkopf, der hier die Stelle eines Henkels vertritt, ist aus einem separaten Stücke getrieben, und auf den Rand der Schale gelötet. Längs der Kopfmitte zieht sich eine feine Naht, die uns zeigt, dass auch der Kopf selbst aus mehreren Platten gearbeitet ist. Längs der



25. Fig. Seitenansicht des Trinkgefässes. (Nr. 18.)

Stirne, Mundgegend und Hals ziehen sich getriebene Reliefornamente, die, wie aus den Zeichnungen ersichtlich, bei den beiden Schalen nicht vollkommen gleich sind. An dem einen Kopfe ist die Arbeit sorgfältiger, an dem anderen weniger reich und sorgfältig, in beiden Fällen jedoch haben wir Grund anzunehmen, dass der raspelige Untergrund der Reliefornamente mit farbiger Masse ausgefüllt war. Die Schalen selbst sind nur am oberen Rande mit einer herausgetriebenen Blätterguirlande geschmückt, an die, zugleich den Rand des Gefässes bildend, oben ein Schnurornament aufgelötet ist. Die tatzenartigen Füsse bestehen aus zwei der Länge nach zusammen-

gelöteten Teilen. Die Oberfläche der Füsse ist an der Vorderseite raspelig, an der Rückseite deckt sie eine Art Blendleder, welches mit zwei schmalen Bändern befestigt zu sein scheint. Die Krallen der Füsse reichen nicht unmittelbar auf den Boden, sondern stehen auf ganz niedrigen Sockeln. Zu bemerken ist noch, dass die Hörner und Ohren des Stierhauptes aus separaten



26. Fig. Vorderansicht des Trinkgefässes. (Nr. 18.)

Stücken gearbeitet und hineingesetzt sind. An dem einen Stierkopfe ist die innere Ohrfläche der Ohren mit Punktornamenten verziert. (Fig. 22.) Die Höhe der Schalen ist 6 $^{c}/_{m}$, ihre Länge 12·3 $^{c}/_{m}$, der grosste Breitendurchmesser 7 $^{c}/_{m}$. Beide sind 20½karätig, das Gewicht der einen 283 $^{g}/$, das Gewicht der anderen 284½ $^{g}/$.



27. Figur. Salbengefäss. (Nr. 19.)

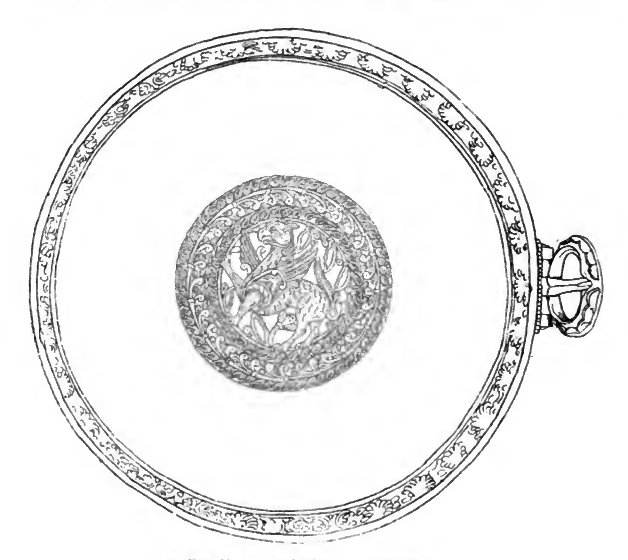


28. Figur. Salbengefäss. (Nr. 19.)



29. Figur. Salbengefäss (Nr. 19.)

15. 16. Zwei runde, beinahe vollkommen gleiche Gefässe von der Form kleiner flacher Pfannen (Fig. 23), gehören zu den reichlichst verzierten Stücken des Schatzes. Den Boden ziert in der Mitte ein kleines Reliefmedaillon. Im runden Felde, welches ein Schnurornament umrahmt, ist ein fischschwänziger Tiger oder Löwe en relief, der in dem erhobenen rechten Vorderfusse ein Pflanzenornament hält, unter dem Bauche ist ein ähnliches Ornament. Von diesem Medaillone aus ziehen an der Innenfläche der Schale



30. Fig. Obere Ansicht der Schale. (Nr. 20.)

strahlenförmig gegen den Rand zu flache Canellüren, die sich gegen den Rand zu erweitern und rund endigen. Am Rande zieht sich ein in Relief gearbeitetes Pflanzenornament entlang zwischen zwei schmalen glatten Bändern. Den Henkel bildet ein horizontaler zungenartiger Ansatz, welcher an die Seitenwand des Gefässes angeschweisst ist. Diese Platte ist nicht ganz eben, sondern hat eine etwas gewellte Oberfläche. Den Rand der Platte umgiebt ein schmales glattes Band; das innere Feld ist mit fünf, der Längenachse nach aneinandergereihten Pflanzenornamenten in Relief geschmückt.

Auf die Unterfläche der Henkelplatte ist in beiden Fällen eine Inschrift eingeritzt. (Die genaue Copie derselben siehe Inschrifttafel Nr. 11 u. 12.) Das Gewicht des einen Gefässes ist 103 g/, das des andern 104 g/.

Der Durchmesser hat 9·5 c/m, die stärkste Ausbauchung 1·8 c/m. Der Henkel ist 6·5 c/m lang. Das Gold ist 21karätig.



31. Fig. Obere Ansicht der Schale. (Nr. 21.)

17. Ganz für sich steht unter den Stücken des Fundes ein hornartiges Trinkgefäss, das aus zwei Röhren besteht, die sich unter einem stumpfen Winkel treffen. Den Mundansatz bildet eine kleine Halbkugel. Die obere Oeffnung hat einen stark ausladenden Rand. Am Rande, ferner unterhalb der Ausladung, am Knie und knapp an dem Mundstücke umfasst je ein Fries,

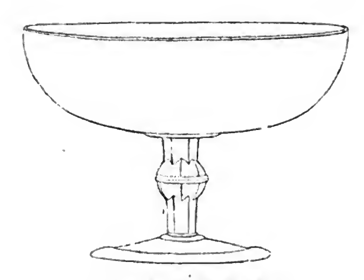


32. Fig. Untere Ansicht der Schale. (Nr. 21.)

der stets aus beinahe halbkreisförmigen Zellen besteht, die Rundung. In den Zellen waren ehedem Steine gefasst, die jetzt fehlen. Das Rohr des Hornes ist aus cylindrisch gebogenen Platten gebildet, die an der äusseren Umfangsseite zusammengelötet sind. Unweit der breitern Oeffnung ist eine Inschrift eingeschlagen, auf das Mundstück ist ein Zeichen eingeritzt. Die getreue Copie siehe Inschrifttafel Nr. 2. Die Länge des oberen breitern Armes ist 14·2 $\%_m$, die des unteren 13·6 $\%_m$. Der Durchmesser an der Mündung 1·7 $\%_m$,

an der mittleren Biegung 3·2 %m, an der Oeffnung 1·2 %m. Das Gewicht ist 33½ Ducaten. Das Gold ist nur 12karätig.

18. Den oben beschriebenen stierköpfigen Schalen sehr verwandt ist ein roh gearbeitetes Trinkgefäss (Fig. 26) von ähnlicher Form. Es ist aus dickem Goldblech getrieben und ähnelt einem Nautilus, bei dem ein Stierkopf die Kreiswindung vertritt. Den Nacken gliedern tiefe Querfurchen, an der Stirne und an beiden Seiten sind unverständliche Einkerbungen, zwei quer verlaufende Stränge mögen eine Art Schnauzbart, eine tiefe Querfurche den Mund und darüber ein lilienartiges Glied den Nasenansatz bezeichnen. Die Ohren sind gesondert gearbeitet und einfach eingefügt, ebenso wie die Hörner, die aufgelötet waren, jetzt aber fehlen. Die Augenhöhlen sind stark vertieft, offenbar um für einen Stein oder Pasta als Lager zu dienen. Der Kopf und die Schale sind aus verschiedenen Stücken herausgearbeitet. Das Gold ist



33. Fig. Kelch. (Nr. 22 u. 23.)

22karätig, das Gewicht 483 gr, die grösste Länge 16·2 %m, die grösste Höhe 10·6 %m.

19. Das merkwürdigste Stück des Fundes in technischer Beziehung ist ein kleines Salbengefäss. (Fig. 27, 28 u. 29.) Die Form ähnelt einer etwas abgeplatteten Kugel, die auf niedrigem Fusse steht, nach oben zu sich etwas verjüngt und oben einen vertikal stehenden geraden Ansatz hat. Am Bauche sind sechs kreisförmige Medaillons herausgetrieben mit scharfkantig hervorstehenden Zweigen als Einrahmung. In jedem Medaillon steht ein geflügeltes Fabeltier in Relief. Die Reihenfolge der Tiere ist folgende: *a)* Ein Tier mit Stierkopf und mit Einhuferfüssen nach links; *b)* ein greifköpfiges Tier mit Krallenfüssen, ebenfalls nach links; *c)* ein ziegen(?)köpfiges Tier mit Krallen und Ringen an den Füssen, nach rechts; *d)* ein stierköpfiges Tier mit Krallen, nach links; *e)* ein Tier mit dem Kopfe eines Gemsbockes (?) und gespaltenen

Hufen, nach rechts; *f)* der krallenfüssige Körper des Tieres ist nach links und der Gemsenkopf desselben nach rechts gewendet. Der Leib sämmtlicher Tiere endigt in einem Fischschwanz, der zumeist fächerartig zerschlitzt und nach oben gedreht ist; die Flügel sind von Fall zu Fall verschieden geformt und gegliedert. Den Raum zwischen den Medaillons füllen reiche Stabgeflechte aus mit Verknotungen und stabartigen Seitentrieben. Alle diese Reliefornamente sind stark herausgetrieben, haben scharfe Contouren und in den tiefen Zwischenräumen sind noch Spuren von blauem Email sichtbar. In dem engen Zwischenraume zwischen zwei Medaillons befand sich stets in runder Fassung eine kleine Halbkugel von Glasmosaik, an zwei Stellen sind sie noch erhalten; Streifen von weisser, blauer und brauner Glaspasta sind in denselben zu geometrischen Figuren vereinigt. Auch in den Medaillons sind noch Spuren von Email; dieses Email war von lichterem Blau als das ausserhalb der Medaillons, und wahrscheinlich war die Oberfläche der Tiere dort, wo sie jetzt raspelig erscheint, einst auch emaillirt.

Ein kräftiger Goldstreifen trennt den Bauch des Gefässes vom oberen Rande, und ein ähnlicher Ring umfasst den Rand der Oeffnung. Diese Glieder sind separate Stücke und auf den Untergrund gelötet. Den Raum zwischen den beiden Einrahmungen erfüllt ein stark herausgetriebener Pflanzenfries, dessen Untergrund wahrscheinlich ebenfalls emaillirt war.

Die Höhe ist 5·7 %m. Der Durchmesser des Bodens 5·2 %m, der der Oeffnung 6·2 %m und der der stärksten Ausbauchung 9 %m. Das Gewicht 217·5 g. Das Gold ist 22karätig.

20. Runde Schale. (Fig. 30.) Am Boden steht in einem von einer vierfachen Blätterreihe umrahmten Medaillon ein Greif mit erhobenem rechten Vorderfusse. Der glatte Rand der Schale ist etwas nach innen gebogen, unmittelbar unter demselben zieht sich mit nach aussen getriebenem Relief eine Palmettenbordüre herum. Zwischen den Reliefs schmückt blaues Email den Untergrund, und auch an einem Flügel des Greifen sind noch Spuren von blauem Email erhalten. Am Rande der Schale ist eine Schnalle aufgelötet. ein geperltes Glied verbindet Schnalle und Schalenrand. Der Durchmesser der Schale hat 12 %m, die grösste Tiefe ist 12.2 %m, das Gewicht 170 g, das Gold 22karätig.

21. Eine runde Schale (Fig. 31 u. 32), gehört sowohl wegen ihrer Inschrift als wegen ihrer Ornamentik zu den wichtigsten Stücken des Schatzes. Den inneren Boden ziert eine Scheibe in durchbrochener Arbeit, welche von einem flachen Ringe umrahmt ist. In den Ring ist eine griechische Inschrift eingravirt, von der weiter unten — II. Capitel, *A)* — ausführlich gehandelt werden wird.

Manche Vorgänger ziehen die Gleichzeitigkeit dieser Inschrift und der Schale in Zweifel. Ich finde meinerseits zu solchem Zweifel keinen genügenden Grund.

Die Schale wird durch ein gleicharmiges Kreuz in acht Felder geteilt, den Mittelpunkt des Kreuzes bildet ein Kreis, welcher von Zweiggeflecht umrahmt wird. Der Raum zwischen den Kreuzesarmen und diese Arme selbst sind mit Zweiggewinden verziert. Die Lücken der durchbrochenen Arbeit füllten vermutlich Steine oder Email. Auf dem äusseren Boden der Schale (Fig. 32) sehen wir in einem der inneren Scheibe entsprechenden runden Felde, das von Laubgewinde umrahmt ist, eine Kampfscene dargestellt. Ein geflügelter Löwe drückt in heftiger Bewegung einen in den letzten Zuckungen hinfallenden Gemsbock mit seinen kräftigen Tatzen nieder. Den Hintergrund füllen Zweigornamente. Die Oberfläche der Tiere und der Raum zwischen den Guirlanden ist an vielen Stellen raspelig und war wahrscheinlich emaillirt. Der Rand der Schale ist ein wenig nach innen gebogen. Unmittelbar nächst dem Rande ist ein Laubgewinde in durchbrochener Arbeit aufgelötet, dessen Zwischenräume vermutlich emaillirt waren. Entsprechend dieser Bordüre ist auch die innere Gefässwand mit einer Blumenguirlande in erhabenem Relief ornamentirt. Am Rande der Schale sitzt eine Schnalle mit Charnier. Der Durchmesser ist 12 c/m, das Gewicht 212 g, das Gold 22karätig.

22. 23. In dem Schatze befinden sich schliesslich zwei vollkommen gleiche Kelche. (Fig. 33.) Die Kuppe hat die Form eines Kugelabschnittes, der Stiel ist sechsseitig und hohl. In der Mitte des Stieles ist ein Nodus von der Form einer sechsseitigen Perle. Der Fuss hat die Form einer Scheibe mit etwas erhöhter Mitte. Den Rand des Fusses verstärkt ein aufgelöteter Ring, den Nodus umfasst auch ein Ring, und zwischen Stiel und Kuppe ist gleichfalls ein verstärkendes Glied eingesetzt. Auf dem Boden des Fusses ist an beiden Kelchen eine eingeschlagene Inschrift, und überdies ist auch noch an der Aussenseite der Kuppe des einen Kelches eine eingeritzte Inschrift. Die genauen Copien dieser drei Inschriften siehe Inschrifttafel Nr. 4 *a*, *b*.

Die Höhe der Kelche ist 6·5 c/m, der Durchmesser des Fusses 5·5 c/m. Der Durchmesser der Kuppe bei dem einen Kelche ist 10 c/m, bei dem andern 9·8 c/m. Das Gewicht 213 g. Das Gold 20½karätig.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Josef Hampel.

WIE DIE RUMÄNEN GESCHICHTE SCHREIBEN.

I.

Die Bukarester Akademie der Wissenschaften gab im Jahre 1878 dem Herrn DENSUSIAN den Auftrag, die Bibliotheken und archivalischen Sammlungen in Ungarn und Siebenbürgen zu durchforschen und die auf die Geschichte der Rumänen, besonders aber die auf den Bauernaufstand unter Hora bezüglichen Schriften und Documente zu studiren. DENSUSIAN verwendete anderthalb Jahre auf seine Forschungen und stattete am 16. März 1880 der genannten Akademie einen Bericht ab, welcher unter dem Titel: «Cercetari istorice in archivele si bibliotecele Ungariei si ale Transilvanie. Raportu de NIC. DENSUSIANU, Bucuresci, 1880» erschien. Unter den aufgefundenen 785 historischen Schriften und Documenten führt er auch die lateinische Chronik von SINKAI an: «Chronicon Dacoromanorum et plurium aliarum nationum», welche er im Klausenburger Museum aufgefunden hatte. Natürlich hat er dort auch das Gutachten des Censors gefunden.

Alexander Pap, welcher im Jahre 1848 als Mitglied des Hermannstädter Comite's eine bedeutende Rolle gespielt hatte, fand seiner Zeit in der Walachei eine Zuflucht und befasst sich nun daselbst unter dem Namen «Papiu Hilarianu» mit wissenschaftlichen Arbeiten. Im J. 1869 hielt er in der Bukarester Akademie einen Vortrag über das Leben, die Werke und Ideen Sinkai's.

Sinkai wurde 1753 oder 1754 in Sámsond, einem Orte des Maroser Stuhles im Széklerlande geboren; er studirte in der unitarischen Schule zu Szabéd, dann in Maros-Vásárhely, Klausenburg und Bistritz. Im J. 1773 kam er in das Kloster zu Blasendorf. Der damalige Bischof Gregor Maior schickte ihn nebst Peter Maior nach Rom in das Collegium de propaganda fide, wo er von 1774—1779 studirte. Die antiken Denkmäler, besonders aber die berühmte Trajanssäule erweckten in ihm den Gedanken, die Geschichte der Rumänen zu schreiben. Nachdem Sinkai ein Jahr in Wien verlebt hatte, kam er nach Blasendorf als Schulendirector und verfasste mehrere Schulbücher. Im Jahre 1784 legte er die Kutte des Kalugers ab, weil er sich mit dem damaligen Bischof nicht vertragen konnte. Mit ihm zugleich traten auch KLEIN, der Neffe des gewesenen Bischofs Klein, PÉTERLAKI und PETER MAIOR aus. Die Feindseligkeit zwischen diesen Leuten und dem damaligen Bischof ging so weit, dass der Bischof und der Probst Stephan Pap sie im J. 1794 bei dem siebenbürgischen Gouverneur Graf Georg Bánffy drei Mal dessen beschuldigten, dass sie die Disciplin missachten

und Empörungen anzetteln. Der Gouverneur entsendete den Weissenburger Obergespan, Graf Simeon Kemény zur Untersuchung der Angelegenheit. Da die Beschuldigten Edelleute waren, so dauerte die Inquisition eine geraume Zeit; Sinkai wurde seiner Stelle als Schuldirector entsetzt und zu einjähriger Gefängnissstrafe verurteilt. Nachdem er seine Strafe abgebüsst hatte, begab er sich nach Wien, wo er die Wiedereinsetzung in sein Amt urgirte, konnte jedoch seinen Zweck nicht erreichen. Daraus ist ersichtlich, dass die Feindseligkeiten zwischen dem Bischof und Sinkai sich auf *kirchlichem Gebiete* bewegten.

Sinkai hielt sich nun als Erzieher im Hause des Grafen Vass sechs Jahre lang auf. Dann wurde er in Ofen als «Corrector» und «Censor» der walachischen Bücher angestellt. Während seines Aufenthaltes in Ofen pflegte er einen intimen Verkehr mit den damaligen ungarischen Gelehrten, namentlich mit Kovacsics, Engel u. s. w. Im J. 1809 entsagte er dem Amte eines Correctors und Censors und kam wieder in das Haus des Grafen Vass, wo er im J. 1816 starb. Er hatte sein historisches Werk im J. 1813 veröffentlichen wollen, die Censur in Siebenbürgen bewilligte jedoch die Publication nicht, und als Sinkai sich um die Ursache des Verbotes erkundigte, erhielt er vom siebenbürgischen Gubernium die einfache Antwort: «Das Werk darf nicht gedruckt und kann auch dem Autor nicht zurückgestellt werden.»

Indem nun der erwähnte Papiu Hilarianu diese Dinge erzählt, fügt er hinzu, die Opinion des siebenbürgischen Censors lautete also: «Opus igne, auctor patibulo dignus!» Nachdem Papiu mit diesen Kraftworten seinen Vortrag beschlossen hatte, rief Heliade, der Präsident der Akademie aus:

«Meine Herren, gross ist der heutige Tag, denn heute haben wir verewigt die Erinnerung an Sinkai, an einen der grössten Rumänen, an den Märtyrer der Rumänen!»

Der rumänische Gelehrte Obedenare gab in Paris, bei Gelegenheit der Ausstellung im J. 1876 das «La Roumanie Économique» betitelte Buch heraus, worin ein Abschnitt das Verhältniss der Rumänen und Ungarn (Relation des Roumains avec les Hongrois) behandelt. Darin schreibt Obedenare in Bezug auf Sinkai Folgendes: «Gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts ward Sinkai nach Rom geschickt, um dort Theologie zu studiren. Tag und Nacht arbeitete er an der Geschichte seines Vaterlandes. Aber kaum zurückgekehrt, musste er sogleich allerlei Verfolgungen erdulden bis zu seinem Lebensende, und zwar nur deshalb, weil er in seinen Annalen die Rechte der Rumänen als einer freien, selbständigen Nation nachgewiesen hatte. Die ungarische Regierung verurteilte den Autor zum Galgen und das Buch zum Verbrennen, (l'administration Hongroise condemna l'auteur à être pendu et le livre à être brûlé. «Opus igne, auctor patibulo dignus,» telle fut la réponse du censeur à qui Sinkai avait

dû soumettre son ouvrage). Der unglückselige Patriot musste sich flüchten und verbergen und verlebte seine Tage im grössten Elend».

Wer Pap's Vortrag liest, muss schon über Heliade's Ausspruch erstaunen und verwundert fragen, wie denn Sinkai wegen Verfolgung von Seite der Ungarn ein Märtyrer der Rumänen genannt werden könne? Die Ungarn haben ihn nirgends verfolgt, weder in Ungarn noch in Siebenbürgen; der rumänische Historiker Papiu Hilarianu erzählt es ja selbst, dass der rumänische Bischof mit Sinkai und Genossen in Streit geriet, dass der Bischof und Probst es waren, die sie verklagten, und dass die politische Behörde erst nach erfolgter dreimaliger Beschuldigung eine Untersuchung einleitete und Sinkai auf kurze Zeit einsperren liess. Dann aber lebte Sinkai als Erzieher im Hause eines ungarischen Aristokraten, wurde später sogar von der ungarischen Regierung zum Corrector und Censor ernannt. Nachdem er diesem Amte freiwillig entsagt, begab er sich wieder in das Haus des ungarischen Aristokraten, und verblieb dort bis zu seinem Ableben. Wo gibt es also hier eine Verfolgung von Seite der Ungarn? Ist es erlaubt, die Geschehnisse auf solche Weise zu fälschen?

Aber das französische Publicum las das empörende Urteil: «Opus igne, auctor patibulo dignus!» und die französischen Schriftsteller entsetzten sich über die asiatischen Barbaren, als ob die Bartholomäusnacht, die Dragonaden, die Bastille und eine ganze Reihe ähnlicher humaner Dinge blos aus dem Lande der Hottentotten bekannt wären. Es lasen und lesen es auch die Deutschen, und finden nicht genug Worte, die Tyrannei der Magyaren zu schildern. Herr Professor G. von Rath schreibt in seinen Vorträgen über Siebenbürgen Folgendes: «Wenn ein Volk seinen Genius hätte, welcher aussprechen und klagen könnte die erduldeten Unmenschlichkeiten, welches erschütternde Klagelied würden wir vom Genius des rumänischen Volks hören.» In Rudolf Bergner's Buche (Siebenbürgen) werden die Magyaren wiederholt «die Peiniger der Walachen» genannt. Diese deutschen Pharisäer vergessen es, dass Sinkai jedenfalls nach Spandau gekommen wäre, hätte er sein Buch in Preussen geschrieben. Hier im Barbarenland der Magyaren blieb Sinkai auch nach dem verdammenden Urteil des Censors auf freiem Fusse, wie es der rumänische Historiker selbst erzählt, ja man gab ihm sogar eine Anstellung bei der ungarischen Regierung, und er lebte und starb ruhig im Hause eines Walachenpeinigers, eines magyarischen Aristokraten.

Nun hat aber dennoch die ungarische Censur die Veröffentlichung des Werkes verboten. Ja freilich, es geschah dies aber im Jahre 1813, zur Blütezeit der Censur; und vergessen wir dabei nicht, dass in Sinkai's Werk der Gedanke waltet: Dacien gehört den Rumänen; die Rumänen sind die einzigen rechtmässigen Erben Siebenbürgens und die gesetzmässigen Eigentümer desselben; vergessen wir nicht, dass eben die rumänischen Schrift-

steller behaupten, jene Ideen seien die Beweggründe und Triebfedern des von Hora angezettelten Aufstandes gewesen. Wenn wir dies Alles bedenken, so werden wir das Verfahren des Censors verstehen können und billigen müssen. Aber lautete wirklich das Urteil des Censors so, wie Obedenare behauptete? Ich bezweifelte es schon früher, jetzt aber hat Densusian das Manuscript und auch das schriftliche Gutachten des Censors in Klausenburg aufgefunden. Das Buch ist, wie Densusian behauptet, von Sinkai selbst geschrieben. Am Schlusse desselben steht Folgendes: «Retento manuscripto ex 4 impressis exemplaribus ad typum admittitur. Sign. Magno-Varadini 6-a maji 1812. Antonius Szerdahelyi mp. districtualis librorum revisor Regius (L. S.).» Daraus ersehen wir, fährt Densusian fort, dass Sinkai für Ungarn die Erlaubniss erhielt, das Werk in Druck zu geben; aber er wollte diese Erlaubniss auch für Siebenbürgen erlangen, und reichte das Werk im Jahre 1813 dem dortigen Censor Mártonfi ein. Dieser fand nun, dass der Teil des Werkes vom Jahre 1775 angefangen zur Publication nicht geeignet sei. Mártonfi beanstandet auch den Titel des Buchs, Chronicon Valachorum, weil, abgesehen von einigen, ziemlich vagen Conjecturen, darin keine Rede von den Walachen sei; folglich sollte das Buch «Chronicon imperatorum Romanorum tam occidentalium quam orientalium, qui in Dacia aut pro Dacia bella gesserunt» betitelt werden. Dafür ist aber das Buch unnötig, denn es gibt bereits bessere Chroniken der Imperatoren. Sinkai's Chronik beginnt mit Domitianus; dieser Kaiser hat aber Dacien nicht ein einziges Mal gesehen. Ferner ist es eine Ungereimtheit zu behaupten, dass Johann und Mathias Hunyadi Walachen waren. Denn wenn auch Johann's Mutter, Elisabeth eine Walachin war, so war sie doch keine Corvina. Sinkai behauptet, dass vor dem Einzuge der Magyaren die Walachen die Herren von Siebenbürgen waren, es waren aber nicht einmal Radu und Dragos Walachen; auch Gelu, den Tuhutum besiegte, war entweder kein Walache, oder wenn er es war, so war er blos der Harampascha von Räubern. Auch ist der Name «Dako-Rumän», welchen Klein und Sinkai erfunden, eine Lächerlichkeit. Im zweiten Bande will Sinkai beweisen, dass Tuhutum die Walachen in Siebenbürgen nicht besiegte, dass folglich die Magyaren, Sachsen und alle andern Landesbewohner nur Usurpatoren des rumänischen Staates sind, mit welchen die Rumänen einen ewigen Krieg führen, und es handle sich blos um einen Anführer, der glücklicher wäre als Hora war, um Rache auszuüben. — Mártonfi beschliesst sein motivirtes Gutachten mit folgenden Worten: Fangen wir nur an das Volk aufzuhetzen, ich sage die schriftgelehrten Rumänen, und es wird bald beginnen das Rauben, Plündern und Mordbrennen. Und diese Hetzereien sollten nicht die Strafe der Landesausweisung oder des Gefängnisses verdienen? «Anne aliquid brevibus Gyaris et carcere dignum», um mit Juvenalis Worten zu reden?

Wie anders verhält sich nun die wahre Begebenheit, als wie sie von Papiu Hilarianu erzählt wurde? Das ein pharisäisches Schaudern erregende Dictum: «Opus igne, auctor patibulo dignus» ist in der Originalhandschrift des Censors nirgends zu finden! Und wie sehr hat Obedenare auch noch Papiu's Erzählung verdreht, so recht verwalachisirt! Densusian teilt uns jetzt die Wahrheit mit; er hätte aber hinzufügen sollen, dass Papiu Hilarianu und Obedenare gelogen und das Publicum irregeführt haben, indem sie nicht nur dem rumänischen Volke, sondern dem ganzen europäischen Publicum die Mähre von den tyrannischen Verfolgungen Sinkai's durch die Magyaren auftischten. Densusian unterliess wohlweislich diese Berichtigung, denn gibt es wohl eine klangvollere Phrase zur Verleumdung der Magyaren, als das famose «Opus igne, auctor patibulo dignus.» Sie möge also die Runde durch die Welt machen; so wird ja die Geschichte gemacht!

II.

Dass die östlichen Romanen in einiger Verbindung mit den italienischen Romanen stehen, das haben wohl bereits die byzantinischen Schriftsteller wahrgenommen, und auch die ungarischen Geschichtschreiber anerkannten ihren Zusammenhang mit Rom. Bonfinius unterliess es nicht, die Genealogie des Hunyadischen Geschlechts auf die ihm eigene Weise festzustellen. Nach seiner Darstellung erhielt der römische Patricier Marcus Valerius den Beinamen Corvinus zur Zeit des Einfalls der Gallier unter Brennus. Livius wusste zwar nichts davon, aber Bonfinius weiss es besser. Ferner erzählt der Letztere, dass Corvinus Messala Valerius Pannonien eroberte und die Corviner so nach Dacien kamen. Daselbst blieb das Corvinische Geschlecht viele Jahrhunderte lang verborgen, bis es endlich in einem Dorfe des Hunyader Comitats zum Vorschein kam. Auch daraus ersehen wir, wie man Geschichte macht.

Der deutsche Dichter Opitz, der einige Zeit in der von Gabriel Betlen errichteten Akademie docirte, behauptete ebenfalls, dass die siebenbürgischen Walachen von den Römern abstammen. Diese Meinung war die herrschende; aber niemandem fiel es ein, daraus ein besonderes Recht zu erklügeln. Ja die politische Auffassung in Siebenbürgen betrachtete die Walachen noch im XVII. Jahrhundert als Einwanderer, Colonisten; daher wurde das Land der Ungarn in Siebenbürgen auch Colonisten-Land (ungarisch «lakság») genannt. Benkö (Transilvania specialis) erklärt diesen Beinamen ganz richtig: «Ideo autem ipsos Comitatus «Lakság» adpellatos putem, quod ad incolendos eos *adventae gentes* a dominis terrestris promiscue admitterentur.» Diese Benennung drückt zugleich die Grundlage der wahren Geschichte der siebenbürgischen Rumänen, Raizen, Griechen und Bulgaren aus. Die mit mehr Zähigkeit und Fruchtbarkeit begabte rumänische Race hat alle diese Völkerschaften absorbirt, die ihre Glau-

bensgenossen waren. Obgleich der Gottesdienst bei ihnen allen in der alt-slavischen, das ist bulgarisch-slavischen Sprache abgehalten wurde, so hat in Siebenbürgen dennoch das walachische Element gesiegt. Auch die wenig zahlreichen griechischen Kaufleute, deren rituelle Sprache die griechische war, sind entweder verschwunden, oder in dem walachischen Element aufgegangen. Diese ethnographische Umgestaltung geschah auch in den östlichen Teilen Ungarns, in den Comitaten Bihar, Arad, Krassó-Szörény und Temes. Wo es jetzt blos Walachen gibt, da lebten noch im Beginn des verflossenen Jahrhunderts andere Volksstämme.

Wie gesagt, die allgemein übliche Auffassung betrachtete die Walachen als Abkömmlinge der Italiener oder der Römer, und kümmerte sich gar nicht um die auffallende Erscheinung, dass das *Altslavische die rituelle Sprache* derselben war, und dass sie, wenn sie walachisch schrieben, wovon man aber bis zum Jahr 1540 keine Spur findet, sich der *altslavischen*, d. h. *kyrillischen* Schrift bedienten. Aber ich wiederhole es, bis zum Jahr 1750 fiel es niemandem ein, aus der angeblichen, allgemein acceptirten römischen Abstammung irgend welche Rechte abzuleiten.

Da erschien im J. 1746 zur Ueberraschung der ungarischen und teilweise auch der europäischen literarischen Welt die Chronik des «Anonymus Belae regis Notarius», welche von SCHWANDTNER in der Sammlung der «Scriptores rerum Hungaricarum» herausgegeben wurde.

Von dem, was Anonymus aus der Zeit vor der Ankunft der Magyaren über den Zustand und die Völker des Landes erzählt, hatten weder die bis dahin bekannt gewordenen ungarischen Chroniken, noch die griechischen und west-europäischen, lateinischen Schriftsteller etwas gewusst. Bis zum Jahre 1746 hatte man von den «Reichen der Chasaren, Bulgaren und Walachen» in Ungarn gar keine Ahnung; die Erzählung des Anonymus musste demnach im höchsten Grade überraschen; sie musste schon deshalb überraschen, weil es fast undenkbar ist, dass diese Reiche so verborgen bleiben konnten, dass die verschiedenen handelnden Hauptpersonen jener Zeit nicht einmal etwas von ihnen gehört, umsoweniger den Einfluss ihrer Macht verspürt hätten. Da ist der vor Allem bekannte deutsche König und Kaiser ARNULF, der, ob er will oder nicht, die Bulgaren jenseits der Donau und ihren mächtigen Fürsten, SIMEON, wohl kennt, aber von dem «walachischen» Reiche nicht die geringste Ahnung hat; und doch wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt, und so hätte er wohl den römischen Sprösslingen in seiner Nachbarschaft ein kleines Douceur geschickt, und diese hätten ihm wohl auch in ein paar Zeilen gratulirt, wenn sie eben dort existirt hätten, wohin die Phantasie des Anonymus ihr Reich verlegt. Arnulf ruft gegen Svatopluk die Hilfe der Magyaren an, obgleich man sich auch vor ihrer Freundschaft, nicht ohne Grund, fürchten musste, da er sich doch viel lieber an den Bulgarenfürsten ZALÁN hätte wenden können, der so zu

sagen seit lange vor seiner Nase residirte, wenn er nämlich in der Tat dort regiert hätte, wo nach Anonymus sein Reich bestand.

Da ist der Fürst der mährischen Slaven, der in der Tat umsichtige («circumspectus») SVATOPLUK; dieser Fürst schickt seine Leute nach Konstantinopel, um von dem oströmischen Kaiser christliche Glaubenslehrer zu erbitten. Und auch dieser umsichtige Mann sieht und hört nichts von dem Reiche, welches die östlichen Grenzen seines Landes berührte, wenn es nämlich dort bestand, wohin es der Anonymus versetzt. Wahrlich, Svatopluk müsste mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wenn er in dem Kriege mit Arnulf nicht die Hilfe seines angeblichen, von Anonymus erträumten Nachbarreiches angerufen hätte.

Da ist der mächtige Bulgarenfürst SIMEON, der erbittertste Feind der Magyaren, der sich mit den Petschenegen gegen die Magyaren verbindet; auch der ist so verblendet, dass er nicht einmal so weit sieht, wie weit sein Arm reicht, nämlich bis an die Grenzen der Reiche GLAD's und GELU's, die sich in seiner unmittelbaren Nachbarschaft befanden, wenn sie in der Tat dort existirten, wohin sie die Phantasie des Anonymus versetzt. Auch der angebliche Bulgarenfürst Zalan schickt seine zitternden Boten nicht zu dem nahen Simeon, sondern zu dem weit entfernt wohnenden Kaiser nach Konstantinopel, um Hilfe gegen die Magyaren zu suchen.

Wahrlich, man muss staunen darüber, dass es ernste ungarische Historiker gab und wohl auch heute noch gibt, die die Märchen des Anonymus für historische Tatsachen betrachten! Dagegen wundern wir uns gar nicht über die rumänischen Geschichtschreiber, dass sie den Anonymus als Leitstern betrachten, der sie zur Entdeckung ihres Landes führt. Sie müssen zwar die Erzählungen des Anonymus etwas zustutzen, corrigiren und erweitern; wenn es aber nicht verschlägt, dass niemand in der ganzen Welt eine Ahnung davon hatte, was Anonymus so gut wusste, wie könnte es schaden, dass ihrerseits die rumänischen Schriftsteller seit 1780 auch das kennen, was nicht einmal Anonymus wusste! So erzählt TRIBONIUS LAUREANU in seiner im J. 1853 veröffentlichten «Istoria Romaniloru din tempurile celle mai vechie pino in dillele nostre», dass nach dem Abzuge der Römer praetores oder duces waren, die im östlichen Dacien (Moldau) *Joviani*, griechisch *Diodori*, slavisch *Bogdani* biessen: — im südlichen Dacien (Walachei) *Hilarii* oder *Bucculi*, daher ihre Hauptstadt *Bucculesci*, das heisst *Hilaropolis* (Freudenstadt), nachher *Bucuresci*; — im mittleren Dacien (Siebenbürgen) *Julii* oder *Gelii*, daher die Haupstadt *Alba Julia*; — im westlichen Dacien (Banat) *Claudii* oder *Gladii*, daher der Glad bei Anonymus. Die Geschichte, so erzählt Laureanu weiter, — kennt noch einen Dux, den *Mariotus*, das heisst *Minor Marius*, diesen Namen verdrehte Anonymus in Menu-Marot. — Freilich nennt Anonymus diesen Fürsten «Mén-Marot» deshalb so, «quia habuit

multat amicas» («mén» ist nämlich im Ungarischen soviel als Hengst); wer jedoch die Fabeln von Anonymus für Geschichte hält, warum sollte er nicht auch Laureanu's Fabeln dafür halten? Man construirt ja so die Geschichte! In dem vorigen Artikel erwähnte ich, dass Sinkai's Gefährte in Rom PETER MAIOR war; der Präsident der Bukarester Akademie nennt ihn den *Moses der Rumänen.*

Die «Petru Maioru» genannte literarische Gesellschaft der in Budapest studirenden walachischen Jugend veröffentlichte im J. 1883 den ersten Band der Schriften von Peter Maior; dieser enthält: 1. Istoria pentru inceputulu Romaniloru in Dacia (Geschichte vom Beginn der dacischen Rumänen); 2. Apendice, und zwar *A)* Disertatiune pentru inceputulu limbei romanesci (Abhandlung vom Beginn der rumänischen Sprache), *B)* Disertatiune pentru literatura cea vechia a Romaniloru (Abhandlung über die alte Literatur der Rumänen).

Peter Maior trat, wie wir gesehen haben, im J. 1784 aus dem Orden der Kaluger aus, dann wurde er zuerst in Sächsisch-Reen, nachher in Görgény Popa. Aber 1809 ward er der Nachfolger von Sinkai als Censor und Corrector in Ofen. Das erwähnte Werk über den Beginn der dacischen Rumänen gab er selbst heraus, Ofen, 1812, und zwar mit kyrillischen Lettern; die zweite Auflage desselben veranstaltete Malinescu Tordache, und nachdem auch diese vergriffen war, erschien nun das Buch 1883 in dritter Auflage mit lateinischen Lettern, damit es auch die Bauern lesen können. «Denn Peter Maior *hat wuchtige Hiebe ausgeteilt jenen, welche den* römisch-lateinischen Ursprung der Rumänen zu bezweifeln wagten.» — In sofern ich die hierauf bezügliche Literatur kenne, leugnet heute niemand mehr diesen Ursprung; es fragt sich blos darum, ob das rumänische Volk diesseits der Donau, das heisst, streng genommen, im heutigen Siebenbürgen entstanden und direct von den römischen Colonien und Legionen abstamme, oder aber ob es zuerst in den Balkanländern auftauchte? Und wir haben bereits gesehen, dass vor der Erscheinung des Buches von Anonymus, bis zum J. 1746, kein sterblicher Mensch etwas von einem walachischen Staate wusste, der in Siebenbürgen vor der Ankunft der Magyaren bestanden hätte.

Die literarische Gesellschaft, welche Maior's Buch herausgab, macht auf pagina XXXII folgende Bemerkung: «Wenn in den Werken des Autors hie und da einige für die Machthaber günstige Aeusserungen vorkommen (in favore celoru de la potere, das heisst der Magyaren), *so müssen wir zwischen den Zeilen lesen,* und diese Aeusserungen auf ihren wahren Wert reduciren[1]; wir müssen in Betracht ziehen, mit welchen

[1] Wir fragen die BERGNER und die vom RATH, ob wohl die studirende polnische Jugend in Moskau, oder die studirende französisch gesinnte Jugend in Strass-

Uebelständen Maior kämpfen musste, wir müssen bedenken, mit welchen Argusaugen damals die Censur die rumänischen Schriften betrachtete, und dass wenig daran fehlte, dass sie nicht dasselbe Urteil über Maior fällte, wie über den unsterblichen Sinkai: «Opus igne, auctor patibulo dignus.»

Diese Aeusserung der studirenden walachischen Jugend in Budapest verdient wohl eine kleine Beherzigung. Densusian's Buch «Cercetari istoriche» erschien 1880 in Bukarest. Es ist nicht möglich, dass dieses Buch der Gesellschaft, welche Maiors Buch herausgab, im Jahre 1883 noch nicht bekannt gewesen wäre. Wer die Aufhetzereien nicht handwerksmässig betreiben will, der hat die Pflicht und Schuldigkeit, die Wahrheit zu bekennen. Densusian gestand es der Wahrheit gemäss im Jahre 1880 offen, dass die Grosswardeiner Censur die Publication des Sinkai'schen Buches im Jahre 1812, das heisst in demselben Jahre bewilligte, in welchem Maior's Buch in Ofen gedruckt wurde. Ferner berichtet Densusian, dass die siebenbürgische Censur im Jahre 1813 die Publication des Werkes von Sinkai nicht bewilligte, er teilt aber auch die Motivirung mit, weshalb der Censor Mártonfi die Veröffentlichung des Buches verhinderte, und diese Motivirung hätte im Jahre 1813 gewiss auch Josef II. redivivus unterschrieben. Aus Densusian's wahrhaftiger Darstellung hätte die literarische Gesellschaft entnehmen sollen, dass die klangvolle Phrase «Opus igne, auctor patibulo dignus» nicht aus Mártonfi's Feder geflossen, dass sie eine reine *Lüge* ist. Eine bücherherausgebende Gesellschaft, welche sich so sehr über die wahren Tatsachen hinwegsetzt und im Widerspruch mit den Tatsachen in solchem Maasse sich an die Lüge klammert, — eine solche Gesellschaft handelt ganz ihrem Charakter gemäss, wenn sie die Leser daran mahnt, sie mögen dem rumänischen Schriftsteller nicht Glauben schenken, wenn er die Magyaren nicht beschimpft. Die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe liegt ja nicht im Charakter der Rumänen, ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür, so belehrt uns einer der Führer der Rumänen, Herr JOAN SLAVICI in Hermannstadt.[1] Darum liegt auch in einer Verleumdung und Verunglimpfung der Magyaren nur eine walachische Wahrheit.

burg, wenn es ihr eingefallen wäre, ein Buch mit ähnlichen Glossen gegen die Russen und Deutschen herauszugeben, so ungeschoren geblieben wäre, wie die walachische studirende Jugend in Budapest. *Anm. des Uebers.*

[1] SLAVICI schreibt ausdrücklich Folgendes: (Die Rumänen, Verlag von Karl Prochaska, 1881.) «Aufrichtigkeit ist nach der rumänischen Anschauung keine Tugend, und es gibt in der rumänischen Sprache auch kein Wort dafür.» In einer Anmerkung erklärt Slavici die Sache noch umständlicher: «Ueberhaupt gilt die Aufrichtigkeit bei den Rumänen nicht für eine Pflicht, und wer die Wahrheit sagt und dadurch zu Schaden kommt, wird verlacht. *Bei den nächsten Nachbarn der Rumänen, den Magyaren, ist aber Aufrichtigkeit eine Pflicht, und der Magyare wird von den Rumänen wegen seiner Aufrichtigkeit verlacht.*» Pagina 145.

Doch betrachten wir nur kurz den wesentlichen Inhalt des Maior'schen Werkes.

Die Feinde der Rumänen — sagt Peter Maior — lesen aus den Werken der römischen Schriftsteller Flavius Vopiscus, Sextus Rufus und Eutropius heraus, dass Aurelianus alle römischen Einwohner aus Dacien fortführte. Er will es nun zuerst haarklein beweisen, dass Trajanus die Ureinwohner Daciens mit Stumpf und Stiel bis zum letzten Mann und Weib ausgerottet und das völlig menschenleere Land hernach mit aus Italien und Rom herbeigeführten Colonisten bevölkert habe. — Nun, bereits hier befindet sich der gewaltige «Moses der Rumänen» in einem grossen Irrtum. Die dacische Bevölkerung war bei weitem nicht ausgerottet, sie blieb im Gegenteil so zahlreich, dass sie sogleich nach Trajan's Ableben zu wiederholten Malen die Römer in Angst und Schrecken versetzte. Auch die Behauptung ist falsch, dass Trajan die neue Provinz mit Colonisten aus Italien oder gar aus Rom bevölkerte. Trajan zog keine Colonisten aus Italien herbei, im Gegenteil er berief aus andern Provinzen auch nach Italien neue Ansiedler, denn Italien war in Folge der fortwährenden Kriege bereits sehr entvölkert. Nach Dacien kamen freiwillig oder gezwungen die neuen Ansiedler aus Dalmatien, Pannonien, Noricum, Gallien, besonders aber aus Asien, namentlich aus Syrien, Galatien, Karien, Paphlagonien; dieses erfahren wir aus den mit Inschriften versehenen Steinen, — die wohl nicht lügen.

Aber Maior will seinen Lesern nicht nur das glauben machen, dass die neuen Besiedler Daciens alle aus Rom, oder doch aus Italien stammten, sondern bekämpft auch die den Rumänen «missgünstige» Meinung, wonach die neuen Ankömmlinge sich mit barbarischem Blute vermischt hätten, um so die Reinheit des Blutes ihrer Nachkommen zu beweisen. Nicht um die Welt! Ja, alle diese Colonisten kamen mit Weib, Kind und Kegel nach Dacien, auch ihre Nachkommen vermischten sich niemals mit fremdem Blute. Das braucht man ja gar nicht zu beweisen, meint Maior, denn die Rumänen, oder im Allgemeinen gesprochen, die Romanen verabscheuen bis zum heutigen Tage die Weiber anderer Racen, sie verheiraten sich niemals mit solchen. Jene kennen diese rumänische Natur nicht, die da behaupten, dass sich die Rumänen mit andern Nationalitäten vermischen. (Die Sachsen, behauptet Bergner in dem oben angeführten Werke, heiraten niemals oder doch höchst selten ein rumänisches Mädchen, weil es stinkt.)

Maior will es, nach seiner Auffassung, glaubwürdig machen, dass der grösste und beste Teil der Römer, trotz der Fortführung Aurelian's, in Dacien zurückblieb. Die offenkundige Geschichte widerspricht dieser Auffassung. Als Athanarich sich vor den Hunnen in die Gebirge von Siebenbürgen flüchtete, vertrieb er die daselbst hausenden *Sarmaten*, so berichtet der Zeitgenosse Ammianus Marcellinus, der auch wusste, dass das Land damals von den Gothen «Kaukaland» genannt wurde. Athanarich fand also

Sarmaten in Siebenbürgen, nicht aber Römer. Ja auch schon früher fand Konstantin der Grosse am linken Ufer der Donau keine Römer, als er daselbst gegen die Barbaren Festungen erbaute; wären damals dort Römlinge gewesen, so hätte sie Konstantin gewiss mit Freuden empfangen und ein Bündniss mit ihnen abgeschlossen. — Doch lassen wir die ernste Geschichte und kehren wir zu Peter Maior's Historien zurück.

Siebenbürgen ist also nach Maior's Darstellung fortwährend mit römischen Einwohnern bevölkert, ja diese bewohnen die Städte, als Handwerker und Künstler, während die Gothen und die nachrückenden andern Barbaren ausserhalb der Städte hausen. Und die erobernden Barbaren krümmen auch kein Haar den städtebewohnenden Römern, obgleich sie von ihnen Steuern einheben. Aber auch die in den Bergen lebenden Rumänen, so meint Maior — hatten damals ihre eigenen Fürsten und lebten ganz unabhängig fort, bis zur Vernichtung des Avarenreiches. Damals war aber den gebirgsbewohnenden Rumänen der Raum schon zu eng geworden, sie ergossen sich also auch über das Flachland, so dass die Magyaren drei rumänische Fürsten vorfanden, nämlich Gelu, Menmarot und Glad. Menumarot ist nach Maior's Erklärung soviel als der *kleinere* Marot, denn das italienische meno = minor. Freilich, vergisst er hiebei, dass das lateinische «minor» im Walachischen «mai micu» heisst, aber solche Kleinigkeiten dürfen den grossen Historiker nicht geniren.

Lassen wir Menumarot und Glad bei Seite und folgen wir blos den Schicksalen der Rumänen Gelu's. Tuhutum bleibt Sieger und Gelu fällt in der Schlacht; die Rumänen erkiesen sich also mit freiem Willen Tuhutum zu ihrem Fürsten. Es verbleibt auch kein Magyare bei Tuhutum, sondern alle kehren zurück zu Árpád. Tuhutum wird also einzig und allein Fürst der Rumänen; darum wird aber sein Land nicht ein magyarisches Land, wie auch Ungarn dadurch, dass eine deutsche Dynastie die Krone erhielt, kein deutsches Land wurde. Tuhutum konnte gewiss auch walachisch, denn in der Moldau hatte er unter Walachen gewohnt, und er war ja erst kurz vorher dorther gekommen. — Später gibt aber auch Maior zu, dass Tuhutum nicht allein unter den Rumänen blieb, denn er lobt die letztern, dass sie in Ardealu (= Erdély, Siebenbürgen) auch Magyaren aufnahmen, weil sie mit diesen vereint das Land besser verteidigen konnten gegen die Kumanen und Petschenegen.

Die Herrschaft der Rumänen in Siebenbürgen hörte unter Stephan dem Heiligen auf, der das Land mit Ungarn vereinigte. Aber ihr Zustand war auch nachher kein unerträglicher; er war ein solcher, wie man sich denselben aus den Worten des Anonymus vorstellen kann: «Szabolcs und seine Gefährten beorderten zu der von ihnen erbauten Erdburg aus den Bewohnern der Umgebung viele «servientes», die wir jetzt «civiles» nennen.» Dieser Dienst war aber ein so leichter, dass die magyarischen und

walachischen Trabanten, welche zur Görgényer Burg gehörten, einen langen Process mit einander blos deshalb führten, um diesen Dienst zu behalten. . . .

Nachdem Maior den Bauernaufstand von 1437 und die Union der drei ständischen Nationen in Siebenbürgen besprochen, macht er die Bemerkung, dass man unter der Nation der Magyaren die Edelleute verstand, die Edelleute aber waren Magyaren und Rumänen. Mit einem Worte, die adeligen Rumänen waren ganz gleich den magyarischen Edelleuten; und umgekehrt die Magyaren, welche keine Edelleute waren, waren den nicht adeligen Rumänen gleichgestellt. — Mit diesen Worten schildert Maior ganz richtig den Zustand vor 1848: dennoch findet es hier die edirende Gesellschaft angezeigt, die Leser daran zu erinnern, dass sie lernen mögen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Warum nennt Heliade, der Präsident der Bukarester Akademie, Maior den Moses der Rumänen und nicht lieber Sinkai, der ebenfalls und vielleicht gründlicher, oder doch mit mehr Gelehrsamkeit, den Ursprung der Rumänen und ihren ununterbrochenen Fortbestand in Siebenbürgen nachzuweisen bestrebt war? Vielleicht tut er das blos aus dem einzigen Grunde, weil Maior's Werk schon im Jahre 1812 erschien, Sinkai's Chronik aber erst im Jahre 1853 in Jassy gedruckt wurde. Das rumänische Publicum konnte es also aus Maior's Buch früher erfahren, dass die Rumänen direct von den Römern abstammen, dass sie fortwährend, von 105 oder 110 angefangen, in Siebenbürgen wohnen und nicht nur bis Tuhutum, sondern bis Stephan I. ununterbrochen daselbst herrschten.

In der ganzen rumänischen Fabel ist das das Merkwürdigste, dass die Rumänen Siebenbürgen besassen und zwar ausschliesslich nicht nur bis zum Einzug der Magyaren, sondern auch später noch bis Stephan I.; ja dass sie, wie Maior behauptet, indem er sich auf den im Jahre 1791 eingereichte »Suplex libellus Valachorum« beruft, auch nach der Unio der drei Nationen zur höchsten Blüte gelangten, und angeblich erst im Laufe des XVII. Jahrhunderts ihrer Rechte beraubt wurden.

Wir sahen bereits oben, dass es lauter Fabel sei, was Anonymus über den Zustand des Landes und der Einwohner desselben vor der Ankunft der Magyaren erzählt. *Es ist ein unumstössliches historisches Dogma, dass das Nichts auf die menschlichen Begebenheiten keine Wirkung ausübt; was nicht existirt, davon hört und sieht man auch nichts.* Karl der Grosse ist am Ende des VIII. und am Beginne des IX. Jahrhunderts die hervorragendste Gestalt; es kamen zu ihm Gesandte nicht nur von den noch nicht unterworfenen Slaven, sondern auch aus Byzanz, ja sogar auch aus dem Khalifat von Damaskus. Nur die siebenbürgischen christlichen Rumänen, die doch durch Karl den Grossen von den Bedrängungen der heidnischen Avaren befreit worden wären, entsenden keine Boten zu ihm; Karl der Grosse hört

und sieht nichts von ihnen, denn was nicht existirt, davon kann man auch nichts hören und sehen.

Die byzantinische Politik wirft ihre forschenden Blicke auf weit entfernte Länder, um sich wo möglich zu schützen vor den von Norden heranstürmenden Völkern, und schliesst Bündnisse ohne Unterschied mit jedem derselben. Aber die *christlichen* Rumänen in der Walachei und Siebenbürgen bleiben vor dem forschenden Auge der Byzantiner verborgen, und auch sie erscheinen niemals in Konstantinopel, obgleich mannigfache kirchliche und politische Interessen sie dahin getrieben hätten, wenn sie in der Tat existirt hätten. Was aber nicht existirt, davon hört und sieht man nirgends und niemals etwas.

Ich erwähnte bereits, dass die handelnden Hauptpersonen zur Zeit des Einzugs der Magyaren keine Notiz von den in der Nähe wohnenden Rumänen nahmen, und doch wie sehr hätten sich über dieselben gefreut sowohl der deutsche Kaiser Arnulf, als auch der griechische Kaiser Leo, oder andrerseits der mährische Svatopluk und der bulgarische Simeon! Umsonst, was nicht existirt, davon hört und sieht man nirgends und niemals etwas.

Kehren wir zurück in die Heimat. Es ist auffallend, dass die Rumänen nicht einmal einen Namen gaben dem Lande, welches sie angeblich von Trajan's Zeiten angefangen fortwährend und ununterbrochen bewohnten und besassen. Der Name *Dacia, Dacus* ist blos eine gelehrte Erinnerung bei den Schriftstellern, so gut wie Panonnia und Pannonius; diese Namen waren den Einwohnern in den V—XII. Jahrhunderten kaum bekannt. Die Benennung *Prat de Trajan* oder *Calea lui Trajan* ist ebenfalls blos ein neueres Product jener gelehrten Erinnerung. Die siebenbürgischen Rumänen nennen das Land *Ardeal,* dieser Name aber ist nichts anderes als das magyarische *Erdeli, Erdély* mit walachischer Aussprache; er bedeutet soviel als Transsylvania, das Land jenseits des Waldes, und entstand also bei den diesseits des Waldes wohnenden Magyaren.

Noch auffallender ist die Behauptung Maior's, wonach die gebildeten Römer in den Städten wohnten; Tuhutum hatte also in den auch zu seiner Zeit noch existirenden römischen Städten lauter Rumänen angetroffen; wie kommt es aber, dass sich in Siebenbürgen nicht ein einziger römischer Städtenamen erhalten hat? Die Magyaren, welche überall die slavischen Ortsnamen beibehielten, würden gewiss auch die römischen Ortsnamen nicht abgeändert haben, wenn sie solche vorgefunden hätten; um so weniger würden sie dieselben slavisirt, und z. B. aus *Apulum* Belgrad, aus *Ulpia Trajana* Gredistye, u. s. w. gemacht haben. Der Umstand, dass die römischen Ortsnamen aus der Erinnerung der Einwohner völlig verschwanden, beweist es klar und deutlich, dass das Römertum in Siebenbürgen längst verschwunden war, und dass davon zu den nach-

herigen oft wechselnden Völkern nicht einmal eine mündliche Ueberlieferung gelangte.

Tuhutum hätte in Ardeal, in Erdély = im Lande jenseits des Waldes lauter Rumänen angetroffen: es muss also im höchsten Grade auffallen, dass die magyarischen Namen *Meszes, Kapu, Almás, Kapos,* u. s. w. bei diesen römischen Nachkommen bereits vor Tuhutum's Ankunft in Gebrauch waren! — Die Rumänen, und nur die Rumänen, nicht aber auch Magyaren, haben, wie Maior behauptet, dem zum Fürsten gewählten Tuhutum Treue geschworen, und benannten den Ort, wo der Schwur abgelegt wurde, *Esküllő,* was vom magyarischen Worte *eskü* = Schwur abstammt! Ist das nicht höchst sonderbar?

Auffallen muss aber auch der Umstand, dass Peter Maior, der Moses der Rumänen, sein Buch über die Origines Romanorum Orientalium nicht mit *lateinischen,* sondern mit *slavischen* Lettern drucken liess. Darüber wird der folgende Artikel handeln.

III.

Peter Maior hält und verkündigt es als volle, unumstössliche Wahrheit, dass die Rumänen in Siebenbürgen von Trajan angefangen fortwährend daselbst existirten und nicht nur ununterbrochen im Lande wohnten, sondern auch ein civilisirtes, in Städten wohnendes Volk waren, unabhängige Reiche bildeten, Christen waren und folglich auch eine ausgebildete Hierarchie besassen. Dasselbe glauben, so viel mir bekannt ist, alle rumänischen Historiker und Poeten, und hängen an diesem Glauben mit grösserer Zähigkeit als an ihrer legea credintiei, das heisst an ihren religiösen Glaubensartikeln. Maior behauptet ausdrücklich, dass die Rumänen unter Tuhutum und seinen Nachfolgern bis zum König Stephan I. die alleinigen Besitzer und Herren des Landes waren, dass sie auch nachher sich eines derartigen Zustandes erfreuten, um nach 1437 zur höchsten Blüte gelangen zu können. Wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so muss es uns im höchsten Grade auffallen, ja es muss uns unerklärlich und unglaublich erscheinen, dass diese römischen Nachkommen sich des *slavischen* (kyrillischen) Alphabets bedienten, dass sogar noch Peter Maior, jener gepriesene Moses der Rumänen, sein merkwürdiges Buch mit slavischen Lettern drucken liess. Maior sucht dieses unglaubliche Wunder in seiner Abhandlung «Pentru literatura cea vechia a Romaniloru» zu erklären.

«Es unterliegt keinem Zweifel, so schreibt Maior, dass die Vorfahren der Rumänen, als sie von Rom nach Dacien übersiedelten, hier derselben Schrift und desselben Alphabets sich bedienten, wie diejenigen, die in Rom und Italien zurückgeblieben waren. Dies beweisen auch die Inschriften, welche man in Dacien, besonders in Siebenbürgen und im Banat gefunden

hat. Nachdem aber die römische Herrschaft aufgehört hatte und das diesseits der Donau gelegene Dacien bald von diesem, bald von jenem Barbarenschwarm erobert wurde, so konnten die römischen Einwohner des Landes nicht mehr mit den italienischen Römern in Verkehr bleiben. Die Cultur und Wissenschaft nahmen daher unter den Barbaren bedeutend ab. Daher kommt es auch, dass sich nicht ein einziges Denkmal erhalten hat, aus welchem wir ersehen könnten, was für einer Schrift sich die Romanen des alten Daciens während der Herrschaft der Barbaren bedienten.» Hier brechen wir den Faden der Darstellung Maior's ab.

Die Leser wissen es bereits, dass die neuen Ansiedler nicht aus Italien und am wenigsten aus Rom, sondern aus andern Provinzen des Reiches, besonders aus Asien abstammten.

Doch war die lateinische Sprache, als die Sprache der Regierung, der Rechtspflege, des Krieges, im geselligen Verkehr überall bekannt, mit Ausnahme jener Provinzen, in welchen schon vor der römischen Occupation die griechische Sprache und Cultur Eingang gefunden hatten und einheimisch geworden waren. Folglich war auch in dem trajanischen Dacien, woher immer auch die neuen Ansiedler kamen, die lateinische Sprache, als die Sprache des politischen Lebens in der Gesellschaft nicht unbekannt, und alle öffentlichen Acte fanden in lateinischer Sprache statt, wie die Grabmonumente, die Verträge, Stiftungen u. s. w. beweisen. Eine ausgebildete Societät setzt ihr früheres Leben und ihre Gebräuche auch unter einer fremden Herrschaft fort. Wenn das wahr wäre, was Maior ohne Zögern behauptet, dass die unvermischten Rumänen auch unter der Herrschaft der Barbaren in den Städten ruhig fortlebten und ihren friedlichen civilisirten Beschäftigungen nachgingen, was hätte sie daran gehindert, ihre altgewohnten Sitten beizubehalten und unter Anderm auch Grabmäler und Gedenksteine zu errichten mit Einmeisselung der Ursache und der Jahreszahl? Die Barbaren hätten sie gewiss daran nicht gehindert. Der Umstand also, dass die mit Inschriften versehenen Steine in Siebenbürgen um das J. 260 aufhören, beweist nicht den Fortbestand, sondern vielmehr das Aufhören der römischen Gesellschaft. Aus diesem Umstande müssen wir den Schluss ziehen, dass die römischen Einwohner schon unter Gallienus' Regierung das trajanische Dacien zu verlassen begannen und dass sie bei dem Regierungsantritt Aurelian's bereits gänzlich abgezogen waren, so dass dieser Kaiser auch die letzte bewaffnete Macht herauszog und Dacien den Gothen überliess. Maior jedoch zieht aus dem erwähnten Umstande nicht diesen Schluss, im Gegenteil er behauptet kühn und keck, dass die Rumänen fortwährend im trajanischen Dacien blieben und Christen waren, die ihre eigenen Priester hatten, welche die heilige Liturgie in lateinischer Sprache sangen und die Sacramente in derselben Sprache austeilten. Indem er dieses als gewiss betrachtet, kann er auch die Behaup-

tung wagen, dass sie lateinische Bücher, und zwar mit lateinischer Schrift geschriebene Bücher besassen. Denn, so argumentirt er, die lateinischen Priester eines lateinischen Volkes konnten die lateinischen Bücher nicht entbehren, folglich besassen auch die lateinischen Priester Daciens Bücher. Nun, diese Bücher waren gewiss mit lateinischer Schrift geschrieben, denn die zur Herrschaft gelangten Barbaren hatten ja keine Schrift. Aber auch mit griechischer Schrift konnten diese Bücher nicht geschrieben sein, denn erstens wohnte damals nicht ein einziger Grieche in dem heutigen Siebenbürgen, zweitens findet sich auch keine Spur eines griechischen Buches aus jener Zeit der barbarischen Herrschaft.

Wie mangelhaft und verkehrt ist diese ganze Argumentation! Weil aus jener Zeit keine Spur eines griechischen Buches zu finden ist, so muss man daraus den richtigen Schluss ziehen, dass damals in Dacien Niemand ein solches Buch geschrieben hat. Maior gesteht es selbst und er muss es gestehen, dass aus jener Zeit weder ein lateinischer Gedenkstein, noch ein lateinisches Buch auf uns gekommen ist, und dennoch folgert er aus diesem Umstande, dass damals im heutigen Siebenbürgen jedenfalls eine römische, und zwar eine christliche, mit einer gelehrten lateinischen Hierarchie gesegnete Bevölkerung existirte bis zu den Zeiten Tuhutums und Stephans I.

Was mag ihn bewogen haben, sich so sehr zu versündigen gegen die Vernunft und Logik? Ein grosser geographischer und ein noch grösserer chronologischer Sprung.

Die römische oder romanisirte Bevölkerung, welche aus dem trajanischen Dacien auswanderte, siedelte sich am rechten Ufer der Donau in Moesien an, und man nannte dieses Gebiet aurelianisches Dacien, damit der Name Dacien aus der Liste der römischen Provinzen nicht verschwinde. Man sagt, Aurelianus selbst gab diesem Teile Moesiens den erwähnten Namen. Eine solche Uebertragung des Namens hat auch bei uns stattgefunden. Nachdem das jenseits der Save gelegene Kroatien von den Türken erobert wurde, belegte man mit dieser Benennung den obern Teil Slavoniens, damit das dreieinige Reich alle drei Königreiche behalte.

In diesem neuen Dacien, also in Mösien, Dardanien und in den andern Provinzen am rechten Ufer der Donau und weiterhin bis nach Thracien hinein wurden die lateinische Sprache und bald auch die christliche Religion herrschend. Die alten thrakischen Völker romanisirten sich sehr schnell, und das lateinische Element wurde auch durch die Ankömmlinge aus dem trajan'schem Dacien verstärkt. Maior beruft sich zum Beweis dessen, dass in den genannten Provinzen das lateinische Element und das Christentum fortbestand, auf eine lateinische Zuschrift der moesischsn Particular-Synode an den griechischen Kaiser; diese Zuschrift enthielt auch eine Anspielung auf die im J. 451 zu Chalcedon abgehaltene allgemeine Synode.

Maior hätte auch noch andere Beweise anführen können. Konstantin der Grosse hatte seine Residenz nach Byzanz verlegt, in Folge dessen wanderte der politische und militärische Schwerpunkt des Reiches von Italien auf die Halbinsel des Balkans. Und damals wurde noch die ganze Administration und Jurisdiction des Reiches in lateinischer Sprache geführt. Was aber das Christentum anbelangt, so wissen wir, dass 351, 357 und 358 in Syrmium Synoden abgehalten wurden, denn Kaiser Konstantius hielt sich meistens in dieser Stadt auf. Die Beschlüsse dieser Synoden sind in griechischer Sprache abgefasst. — Syrmien lag an der Stelle des heutigen Mitrovitz; die Autorität der syrmischen Bischöfe erstreckte sich über ganz Pannonien, insofern sich daselbst das Christentum behauptete. Erst der Avarenfürst Bajan zerstörte Syrmien. — In Sardica, dem heutigen Sophia, wurde bereits im J. 347 eine Synode abgehalten, deren Canones in griechischer und lateinischer Sprache abgefasst sind.

Maior überträgt nun mit einem Sprunge die politischen und kirchlichen Zustände der Balkanländer auf die diesseitigen Länder, namentlich auf Siebenbürgen und die Moldau. Und doch wie anders sind hier die Verhältnisse gestaltet zum Beispiel um die Zeit der Synode zu Chalcedon von 451! Im J. 448 begibt sich eine griechische Gesandtschaft an den Hof Attila's. Priscus schildert als Mitglied dieser Gesandtschaft die Erlebnisse derselben. Er findet weder im Banat, noch an der Theiss eine Spur von der alten römischen Welt. Ein Hochgestellter an Attila's Hof lässt sich ein Bad bauen aus Steinen aus Pannonien und von einem Baumeister aus Syrmium. Dieser Onegesius, der doch vermutlich Siebenbürgen durchwanderte, als er mit Attila's Sohn gegen die Akatziren in der heutigen Moldau oder in Bessarabien einen Krieg führte, lässt den Baumeister nicht aus Siebenbürgen, sondern aus Syrmium kommen. Auch Priscus erfuhr nichts von römischen Einwohnern Siebenbürgens, wie sie in der Vorstellung Maior's leben.

Das thut nichts. In Siebenbürgen und in der Moldau existirte dennoch Jahrhunderte lang eine starke christliche, römische Bevölkerung. — Der griechische Kaiser, erzählt Maior, erwartet Hilfe vom Westen, und besonders vom römischen Papst. Er begibt sich mit seinen Bischöfen nach Italien, und in Florenz kommt im Jahre 1439 die Union der östlichen und westlichen Kirche zustande. Die Union unterschreibt auch der moldauische Metropolit. am meisten eifert aber dagegen Markus, der Erzbischof von Ephesus. Nach dem Ableben des moldauischen Metropoliten erwirkt es jener Markus, dass sein Diaconus, Theoctistus, die Würde des Metropoliten erlangt. Theoctistus ist ein Bulgar, folglich ein Slave; im Bündniss mit dem griechischen Markus schürt er den Hass gegen die Union und gegen Alles, was lateinisch ist, in solchem Grade, dass die Moldauer die lateinischen Bücher auf einem Scheiterhaufen verbrannten. Auch wurde den Geistlichen

befohlen, von nun an die slavische Liturgie bei dem Gottesdienst zu singen, slavische Kirchenbücher zu gebrauchen, und wenn sie etwas schreiben wollen, so sollen sie sich des slavischen Alphabets bedienen. Das Beispiel der Moldauer wurde auch von den Rumänen in Siebenbürgen und in der Walachei befolgt. Einen solchen Hass und Zorn fachten die bösen Griechen und Slaven in den Ostromanen gegen Alles an, was lateinisch oder italienisch war, dass sie sogar auch das lateinische Alphabet aufgaben, bemerkt Maior. Weil aber weder die Geistlichen, noch das Volk die slavische Sprache verstanden, deshalb verfielen die Rumänen in gänzliche Unwissenheit. Es unterliegt keinem Zweifel, ruft Maior aus, alles Unglück der Romanen ging aus dem Hass hervor, mit welchem die Griechen und Slaven die Romanen und Italiener verfolgten.

Es gibt wohl in der gesammten historischen Fiction keine unglaublichere Fabel, als diejenige, welche Maior erzählt. Nicht das Bücherverbrennen ist unglaublich; die Ritter der Inquisition, die Dominikaner und später die Jesuiten gelangten in dieser Beziehung zu grossem Ruhme. Aber das ist unglaublich, ja unbegreiflich, dass eine gebildete Nation, als welche Maior die Rumänen schildert, die obendrein noch ihren Ursprung von dem welterobernden Rom ableitet, und in diesen vermeintlichen Ursprung ihren höchsten Stolz setzt, wir sagen, dass eine solche Nation die ererbte Sprache, die ererbte Schrift aufgeben und eine fremde Sprache und Schrift annehmen sollte, die weder vom Volke noch von seinen Priestern verstanden wurde. Das ist wahrlich ein unglaubliches und ein unbegreifliches Ding!

Die Fabel hat Demetrius Kantemir, der moldauische Vojvode (1711—1717) ersonnen und in seiner moldauischen Chronik mitgeteilt; Maior beruft sich darauf um so dreister, und glaubt die Fabel um so lieber, je gewisser es seiner Meinung nach ist, dass Kantemir die Documente, welche die Sache bestätigen, in den Landesarchiven gefunden hat. — Ich werde wohl diese Documente niemals sehen, doch bin ich überzeugt, dass sie ausser Kantemir weder ein walachischer noch sonst ein anderer Mensch je gesehen hat. Was war also die Veranlassung zur Erfindung dieser Fabel?

Die historischen Fabeln schmeicheln vielleicht ohne Ausnahme der Eitelkeit der Völker, sie entspringen also gewöhnlich aus der Sucht, die Eitelkeit zu befriedigen. Diese walachische Fabel aber macht die Rumänen zu solchen «prosti», zu welchen sie, wie Maior sagt, nach dem Verbrennen der lateinischen Bücher und dem Aufgeben der lateinischen Sprache und Schrift geworden sind. Das dient ihnen nur zur Schande. Was war demnach die Veranlassung, eine sie so beschämende Fabel zu ersinnen? Das Bestreben, die Wirklichkeit zu rechtfertigen. Als nämlich die walachischen Schriftsteller zum Selbstbewusstsein erwachten, begannen sie den unge-

heuren Unterschied zwischen der realen Gegenwart und der eingebildeten Vergangenheit wahrzunehmen. Die reale Wirklichkeit zeigte ihnen in der Kirche eine slavische Liturgie, slavische Bücher, auch in den Documenten der Vojvoden die slavische Sprache und überhaupt die slavische Schrift, und endlich überall eine entsetzliche Verwilderung und Unwissenheit des Volkes. Die Priester, Mönche und Bojaren bedienten sich, wie Haždeu selbst gesteht, der slavischen Sprache, nur die Bauern redeten walachisch. Die eingebildete Vergangenheit dagegen spiegelte ihren staunenden Augen vor: eine hohe lateinische Cultur, eine lateinisch redende und schreibende Priesterschaft, eine lateinische städtische Bevölkerung, mit einem Worte ein römisches Reich, oder gahr mehrere solche Reiche. Wie konnte diese herrliche lateinische Vergangenheit zu der tristen slavischen Gegenwart herabsinken? Das ist es, was Kantemir durch die von ihm ersonnene, oder Andern nachgebetete Fabel erklären wollte. *So wird die walachische Geschichte fabrizirt.*

Maior hat der Wahrheit gemäss erzählt, wie sehr in den Balkan-Ländern in den IV—VII. Jahrhunderten die lateinische Cultur und das Christentum verbreitet waren, und siehe da, in der neuern Zeit, so im XVIII. Jahrhundert, konnte man auch bei den Rumänen jener Länder nur eine slavische Liturgie, slavische kirchliche Bücher und eine slavische Schrift finden. Dass auch dort eine Bücherverbrennung stattgefunden hätte und der Gebrauch der slavischen Sprache und Schrift anbefohlen worden wäre, davon ist keine Rede, das heisst Niemand hat dort eine solche Fabel erdichtet, wie Kantemir. — Maior jedoch findet auch hiezu einen Schlüssel. Der Patriarch von Konstantinopel, Michael Cerularius, meint er, hat die Trennung der orientalischen von der occidentalen Kirche im Jahre 1053 zum Abschluss gebracht. Sein hauptsächlichster Beistand hiebei aber war Leo, der bulgarische Erzbischof von Achrida, unter dessen Regierung die Walachen der Balkanländer standen. Daraus geht mit Sicherheit hervor, behauptet Maior, dass Leo, damit die Walachen sich nicht mit den Lateinern verbinden möchten, die lateinische Schrift unter ihnen abschaffte (pagina 319). Ja, es ist sogar möglich, dass Theoctistus nur das Beispiel Leo's befolgte, indem er den Vojvoden Alexander bewog, die lateinische Wissenschaft und Schrift aus der Moldau zu verbannen.

Verlassen wir nun die Welt der Fabeln und betreten wir die historische Wirklichkeit. Diesseits der Donau, das heisst in trajan'schen Dacien, in Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei, beginnt die römische Cultur, wir sagen, das römische Provinzialleben um das J. 260 abzunehmen und hörte um 270 vollständig auf. Man braucht nicht anzunehmen, dass alle Römer und romanisirten Menschen bis zum letzten Manne ausgewandert seien; aber gewiss ist es, dass im Jahre 270 dort kein römisches Provinzialleben mehr bestand, und dass die Zurückgebliebenen sehr

bald unter den Barbaren verschwanden. Von einer römischen Cultur und von einem Christentum ist in Siebenbürgen bis zum Jahre 950 keine Spur zu entdecken; in diesem Jahre liessen sich Gyula und Bulcsu in Konstantinopel taufen und brachten den Bischof Hierotheus mit nach Siebenbürgen. Hätte es in Siebenbürgen eine christliche Kirche gegeben, so wären sicher Gyula und Bulcsu nicht nach Konstantinopel gegangen, um sich dort taufen zu lassen, und sie hätten auch keinen fremden Bischof von dort mitbringen können, — das würden wohl die einheimischen Bischöfe nicht geduldet haben.

Jenseits der Donau, auf der Balkan-Halbinsel, war die römische Herrschaft längst begründet, als Trajan zur Eroberung Daciens sich rüstete. In Ober-Mösien wurden schon zur Zeit des Tiberius Strassen gebaut; der Donau entlang entstanden Castelle und Städte, wie *Bononia* (Widdin), *Florentina*, u. s. w. Nach dem Siegeszuge Trajan's entstanden viele neue Städte, so *Ulpia Trajana* (Artscher-Palanka), *Nicopolis ad Istrum* (Nikup), *Ulpiana Remesiana, Trajanopolis* in Thracien, *Naissus* (Nisch) in Dardanien, u. s. w. Aurelianus gab, wie wir gesehen haben, Unter-Mösien den Namen Aurelianisches Dacien. Wir erwähnten auch, dass das römische Leben und das Christentum in diesen Provinzen feste Wurzeln fassten. Vor feindlichen Invasionen waren auch die Balkanländer nicht geschützt; besonders die unweit der Donau gelegenen Städte litten sehr von den Raubzügen der Gothen und Hunnen, denen dann die fortwährenden slavischen Einfälle nachfolgten. Gegen die Slaven liess Kaiser Justinian (527—565) in Dardanien viele Festungen renoviren oder von Grund aus neu errichten; unter den Namen dieser Festungen, die meistens einen thracischen Ursprung haben, finden sich bereits auch solche, die nicht mehr römisch, sondern schon rumänisch klingen; z. B. Vico-novo, Marcipetra, Septe-Casas, Tredece-tilias, u. s. w.

Die häufigen Invasionen der Slaven beginnen um das Jahr 500; im Jahre 517 verwüsten sie Macedonien, Epirus und Thessalien; Justinian's Feldherren, Germanus und Mundo (das war ein hunnischer Held), drängen sie zwar zurück, konnten aber die neuen Einfälle nicht verhindern. Erst um die Mitte des VII. Jahrhunderts hören die Invasionen auf, aber damals hatten die Slaven bereits das aurelianische Dacien, Dardanien ganz erobert, indessen anerkannten sie die Oberherrlichkeit des Kaisers. Die sich dort ansiedelnden Slaven drängten die ursprünglich thracischen, aber schon romanisirten Bewohner in die Gebirge, wo sie sich auch behaupteten, indem sie sich mit den nachrückenden Slaven vermischten. Unter den thracischen Stämmen waren die im Balkan hausenden Bessi die zähesten, aber auch sie nahmen das Christentum an und romanisirten sich, und nachher vermischten sie sich ebenfalls mit den Slaven.

Im Jahre 678 setzten die Bulgaren über die Donau und machten der

Herrschaft der byzantinischen Kaiser von der Donau bis zum Balkan und nachher auch jenseits desselben ein Ende. In dem Reiche der Bulgaren können wir jetzt drei Völkerschichten unterscheiden, die gleichsam übereinander gelagert waren: die romanisirten Thracier, die später eingewanderten Slaven und endlich die über beide herrschenden Bulgaren. Die letztern gingen in den Slaven auf, als sie das Christentum annahmen. Die romanisirten Thracier waren schon längst Christen, auch die Slaven hatten schon die Taufe angenommen, als die Reihe an die Bulgaren kam. Ihr Fürst Boris (852—888) liess sich taufen, sein Pate war Michael III. Kaiser von Konstantinopel. Doch wurde das Christentum vorzüglich durch die Schüler des slavischen Apostels Methodius unter den Bulgaren und ihren Untertanen fest begründet.

Der genannte byzantinische Kaiser Michael hatte auf Bitten der Mährer den Methodius und Constantinus (der in Rom die Mönchskutte und den Namen Kyrillus annahm) nach Mähren gesendet, und Constantin war es, der zum Behufe der Bekehrung und Belehrung der Slaven das slavische (kyrillische) Alphabet aufstellte. Methodius verbreitete das Christentum mit grossem Erfolge sowohl in Mähren als auch in Pannonien. Aber nach seinem Tode († 885) verjagte Svatopluk, der mit den deutschen Bischöfen sympathisirte, seine Schüler, deren Anzahl sich angeblich auf 200 belief, und diese fanden nun im Bulgarenlande eine Zuflucht und ein geeignetes Feld für ihre emsige Tätigkeit. Unter ihnen ragen hervor: Gorazd, Klemens, Naum und Sava. Klemens starb als Bischof von Velika am Strymon im Jahre 916. Diese eifrigen Männer befestigten die Bulgaren im Christentum und schufen zugleich die altslavische kirchliche Literatur, welche die heilige Literatur der sämmtlichen orientalischen Slaven wurde.

Das Bulgarenreich sank nach blutigem Kriege im Jahre 1018 in Trümmer; aber der siegende Kaiser Basilius liess die bulgarische Hierarchie fortbestehen. Im Jahre 1019 unterordnete er die bulgarische Kirche dem Erzbischof von Ochrida, und befahl zugleich in der betreffenden goldenen Bulle (chrysovul), dass auch die *Vlaken* in ganz Bulgarien unter dem Erzbischof von Ochrida stehen sollen. Im Bulgarenreich wurde nämlich das thracisch-romanisirte Volk nach und nach vom vlakischen (walachischen) Volke abgelöst, das heisst es beginnt diesen neuen Namen zu führen, der im Jahre 976 zum ersten Male auftauchte. Das erste Dorf mit walachischem Namen, «Kimbalongu» (Campus longus), lag in einer langen Talschlucht der Gebirge bei Ochrida, und wird zuerst im Jahre 1013 erwähnt. — Die Vlaken Bulgariens standen also in kirchlicher Beziehung unter dem Erzbischof von Ochrida, und konnten natürlich nur die bulgarisch-slavische Messe, den bulgarisch-slavischen Gottesdienst, und also auch nur die bulgarisch-slavische Schrift kennen, wenn sie je dazu kamen,

etwas zu schreiben, denn die gleichzeitigen und spätern Schriftsteller schildern sie meistens nur als nomadisirende Hirten.

Die Macht der byzantinischen Kaiser erstreckt sich wieder bis zur Donau; in ihren Heerscharen befinden sich oft auch Walachen in grösserer oder geringerer Anzahl. Als Hirten wanderten sie ohnehin von einem Orte zum andern, sie tauchen bald auch diesseits der Donau, also ausserhalb des Bereiches der byzantischen Kaiser auf.

Im XII. Jahrhundert führten die ungarischen Könige und die griechischen Kaiser Kriege mit einander; diesen machte unter Béla III. das verwandtschaftliche Verhältniss ein Ende. Im Jahre 1185 verlobt sich der Kaiser Isak Angelus mit der Tochter Béla's III., man macht grosse Vorbereitungen zur glänzenden Hochzeitsfeier und lässt drückende Steuern einheben. Man nimmt den nomadisirenden Walachen auch ihr Vieh als Beisteuer weg. Das veranlasst einen Volksaufstand; an die Spitze desselben stellen sich *Peter* und *Assan*. Der Zweck des Aufstandes war die Befreiung der Bulgaren und Walachen von dem Joche des griechischen Kaisers, und es gelang auch dieses Ziel zu erreichen mit Hilfe der Kumanen, die damals die Herren des heutigen Rumäniens waren. Assan wird im Jahre 1196 von einem Bulgaren, Peter im Jahre 1197 von einem Anverwandten getödtet, und ein Neffe desselben, Kalojan (der schöne Johann) oder Joanitzius, wird Fürst des neuen bulgarischen Reichs (1194—1207). Kalojan stützte sich besonders auf die Kumanier, auch sein Weib war eine Kumanierin; aber er wendete sich auch an den Papst Innocenz III., um seine Unabhängigkeit sowohl von dem ungarischen König, als auch von dem byzantinischen Kaiser zu sichern. Kalojan wurde 1207 von einem Kumanier getödtet, sein Sohn flüchtete sich zu den Russen, während den Fürstenstuhl Boril bestieg. Assan kehrte mit russischer Hilfe zurück und herrschte als Assan II. von 1218 bis 1244; er war ein Eidam des ungarischen Königs Andreas II., indem er dessen Tochter Maria heiratete.

So viel musste ich aus der Geschichte anführen, um das, was ich im folgenden Artikel zu besprechen habe, verständlich zu machen.

(Schluss folgt.)

PAUL HUNFALVY.

KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Feierliche Jahresversammlung am 8. Februar 1885.

Die alljährlich am Sonntags-Vormittage der Jahreswende des Geburtstages Karl Kisfaludy's von der seinen Namen tragenden ungarischen Literatur-Gesellschaft gehaltene feierliche Jahressitzung versammelte auch diesmal im Prunksaale des Akademiepalastes ein zahlreiches distinguirtes Auditorium von Verehrern und Verehrerinnen der nationalen Literatur.

Die Sitzung begann mit folgender

Eröffnungsrede des Präsidenten Paul Gyulai.

Geehrte Versammlung! Unsere Gesellschaft ist gleichsam eine Fortsetzung des Aurora-Klubs. Bei Karl Kisfaludy, als Redacteur der *Aurora*, kamen dessen Freunde und Mitarbeiter öfter zusammen. Sie lasen einander ihre Arbeiten vor, kritisirten einander und discutirten die wichtigeren Fragen der Aesthetik und Literatur. Nach dem Tode Kisfaludy's hielten die treuen Genossen die *Aurora* auch fernerhin aufrecht, hielten auch mit ihren Zusammenkünften nicht inne und gründeten einige Jahre nachher die *Kisfaludy-Gesellschaft*, wo sie vor dem Publikum fortsetzten, was sie bisher im Privatkreise gethan hatten. In der Tat lesen auch wir in unseren Monatssitzungen einander unsere Arbeiten vor, beurteilen die zur Herausgabe bestimmten Werke und discutiren die bedeutenderen Fragen der Aesthetik und Literatur. Ja selbst in unserer feierlichen Jahressitzung halten wir es nicht viel anders. Ebendeshalb folge ich nur der hergebrachten Sitte, wenn ich in meiner Eröffnungsrede den gegenwärtigen Stand unserer Dichtung betrachtend, einige Ideen zu entwickeln unternehme, welche jedenfalls zeitgemäss und der Beachtung nicht unwert sind.

Unsere Dichtung hat seit fünfzehn Jahren viele Wandlungen durchgemacht. Wir haben viele talentirte Arbeiter verloren, ja wir haben selbst einige Dichter aus unseren Reihen scheiden gesehen, welche nicht allein Zierden ihrer Zeit gewesen, sondern auch ewige Zierden unserer Dichtung bleiben. Es sind gewiss auch neue ausgezeichnete Talente aufgetaucht und man kann eben nicht klagen, dass die schönliterarische Thätigkeit feiere. Wenn wir jedoch die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen, treten uns Unterschiede vor Augen, welche in der einen oder anderen Richtung zur Besorgniss Anlass geben können. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefangen, wo unsere Dichtung zu neuem Leben erwachte, bis in die neuere Zeit begegnen wir fortwährend gewissen Gruppirungen der Dichter, die eine gemeinsame Idee verbindet, ein gemeinsames Ideal begeistert. Bessenyei, der die französischen Ideen und den französischen Geschmack des 18. Jahrhunderts mit dem ungarischen Patriotismus und poetischen Enthusiasmus verschmilzt, folgt eine ganze Gruppe. Virág und Berzsenyi führen mit grossem Erfolg die Initiative Baróti Szabó's fort und werden zu Führern aller Derjenigen, die ihr Ideal im Classicismus des Altertums finden. Kazinczy geht als Reformator unserer poetischen Sprache und unseres poetischen Geschmackes ebenfalls vom Classicismus aus, jedoch bereits

unter der Einwirkung Goethe's und Schiller's stehend und auch zu modernen Kunstformen hinüber neigend gründet er eine ganze Schule. Karl Kisfaludy, Vörösmarty und der ganze Aurora-Kreis gaben, von der europäischen Romantik Impulse empfangend und aus der Geschichte und dem öffentlichen Leben des Vaterlandes Begeisterung schöpfend, unserer Dichtung eine nationalere Richtung. Petőfi und Arany nehmen an der Spitze einer neuen Generation geradezu das volksmässig-nationale Element zur Grundlage und verleihen, dasselbe weiter entwickelnd, unserer Dichtung, ebensowohl im Inhalt wie in der Form einen noch nationaleren Charakter.

Jetzt werden wir derlei Gruppirungen, derlei Kampf und Entwickelung viel weniger gewahr. An die Stelle der Gruppen sind mehr-weniger Individuen getreten, welche mehr durch persönliche Sympathie, als durch ein gemeinsames Princip und Ideal mit einander verbunden werden. Gewiss schliesst dies an und für sich die Möglichkeit der Entstehung hervorragender Werke durchaus nicht aus. Haben doch in der Vergangenheit Alexander Kisfaludy, Michael Csokonai, Josef Katona keineswegs einer Gruppe, einer Schule angehört und dennoch hervorragende Werke geschaffen. Es können auch nicht so sehr von dieser, sondern vielmehr von einer anderen Seite her Besorgnisse auftauchen, vornehmlich wenn wir nicht einzelne Ausnahmen ins Auge fassen, sondern die allgemeine Strömung in Betracht nehmen. Die individuelle Isolirung der Dichter begünstigt in hohem Grade die individuelle Einseitigkeit, Laune, ja Willkür, insbesondere wenn sie nicht von der Kritik des öffentlichen Geschmackes in Schranken gehalten wird. Bei uns wird sie in der Tat durch diese nicht sehr in Schranken gehalten, da unsere Kritiker grossenteils ebenso sehr wie unsere Poeten der individuellen Einseitigkeit, Laune, ja Willkür zuneigen. An die Stelle der Kritik der Principien ist die Kritik der individuellen Ansichten getreten. Wir beobachten bei unseren Kritikern den neuen Werken gegenüber nicht so sehr die Anwendung oder Erörterung der Fundamentalgesetze der poetischen Kunst, als vielmehr den Ausdruck des individuellen Gefallens oder Missfallens und lesen weit mehr Erörterungen von Nebendingen, als von Hauptsachen. Hiezu kommt noch das Wachstum, die breitere Entwickelung der Tagespresse, welche Alles umfassen will und welche in Allem, auch dort, wo dies durchaus nicht notwendig ist, nur die Raschheit im Auge hat. Dem flüchtigen Eindruck folgt ein schnellfertiges Urteil und die Unbeschränktheit des individuellen Beliebens sinkt bisweilen bis zur Reclame hinab.

Alles dies kann nicht allein bei uns beobachtet werden, sondern mehr-weniger auch anderwärts. In einer französischen Zeitschrift ersten Ranges beklagt sich ein hervorragender Kritiker in folgender Weise: «Früher hat es ästhetische Gesetze gegeben, welche für ewige Zeiten geschrieben zu sein schienen, weil sie das gelehrte Altertum geschaffen hatte. Diese Gesetze haben Jahrhunderte hindurch geherrscht und es ist Niemandem eingefallen, sich gegen dieselben aufzulehnen, und befolgte sie Jemand nicht, so durfte dies lediglich seiner Unfähigkeit Schuld gegeben werden. Diese Gesetze bildeten einen heiligen Codex, die Gesetzgebung des Parnass, und die Kritik war nichts Anderes, als eine Abart der Rechtswissenschaft: sie erläuterte, sanctionirte diese Gesetze. Die Kunst stand ohngefähr dort, wo die Moral, als sie aus präcisen theologischen Vorschriften bestand. Aber gleichwie die neuen Anforderungen des Lebens, die neuen Errungenschaften der

Wissenschaft die starren Schranken der Theologie zerbrachen, ebenso fanden die neuen Empfindungen, die weiterdringenden Ideen die Schranken des traditionellen Geschmackes zu enge und warfen dieselben schliesslich über den Haufen.

«Heute gibt es in der Kunst keine allgemein anerkannten Gesetze, keine auf Principien basirte Kritik, oder wenigstens werden die von Einigen anerkannten Principien von Anderen verächtlich zurückgewiesen. Die Leser oder die Zuschauer im Theater oder Museum sagen zuversichtlich, dass ihnen dieses Ding gefalle, jenes Ding missfalle, nur sind sie auch damit noch nicht immer im Reinen, sondern ein jeder urteilt unter der Wirkung der momentanen Aufwallung und macht nicht einmal den Versuch, sich über seine Begeisterung Rechenschaft zu geben, da es ihm an einem Princip gebricht, auf das er sich stützen könnte. Die Menschen scheuen sich in den meisten Fällen ihre Meinung abzugeben. Daher die ausweichenden Urteile, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, wie z. B. folgende: es ist genug nett, es geht an; nichts behauptende, nichts leugnende Urteile, welche gerade dazu hinreichen, um eventuell einer gegenteiligen Meinung gegenüber schön retiriren zu können. In dieser Unsicherheit gelangen wir zu einer Gleichgültigkeit, unter deren Aegide das Ungefähr bestimmt: was schön und was nicht schön.»

Diese Erscheinung hat indessen ihren Grund, welchen der französische Kritiker nicht untersucht. Es ist dies nichts Anderes, als eine Reaction gegen die Gewalttätigkeit der dogmatischen Kritik und gegen die Uebergriffe der vor kurzem herrschend gewesenen Schulen. Ein Zeitalter, welches von neuen Ideen nicht sehr aufgeregt und von der Hitze des Kampfes nicht sehr hingerissen wird, sieht die Dinge ruhiger an und verfällt, indem es das eine Extrem vermeidet, in das andere Extrem. Indem es die Irrtümer der starren Lehrsätze und exclusiven Schulen scharf durchschaut, ist es geneigt, an nichts Allgemeines zu glauben. Giebt es indessen zwischen dem ästhetischen Dogmatismus und dem ästhetischen Nihilismus keinen Mittelweg? Sollen wir, wenn wir an die Alles bestimmenden und häufig willkürlichen ästhetischen Dogmen nicht glauben, auch jene Principien nicht anerkennen, welche aus dem Zweck und dem Wesen der Poesie fliessen? Hat die Poesie etwa keinen Zweck? und bestimmen Laune und Willkür die Wahl ihrer Mittel? Ist etwa kein Unterschied zwischen gutem und schlechtem Geschmack vorhanden? Ganz gewiss ist einer vorhanden. In alle dem, was aus dem menschlichen Geiste fliesst und auf den menschlichen Geist wirkt, geben sich gewisse Gesetze kund. Die Poesie ist so alt wie die Menschheit und hat stets mit der Entwickelung des menschlichen Geistes Schritt gehalten. Sie hat sich mit der Religion, der Gesellschaft, dem Staat und der Wissenschaft zugleich entwickelt, auf dieselben eingewirkt, von ihnen Einwirkungen empfangen, ihre eigene Natur jedoch nie verleugnet. Jene grossen Dichter, welche die Menschheit im Laufe der Zeiten mit ihren Werken entzückt haben, haben mit mehr oder weniger Bewusstsein oder geradezu instinktmässig gewisse Gesetze befolgt, und jene Wirkung, welche irgend ein Werk der schönen Kunst auf unseren Geist ausübt, hat immer ihren Grund, auch wenn wir uns desselben nicht vollständig bewusst sind.

Eben deswegen sind die Kunstgattungen und Kunstformen nicht Erzeugnisse der Laune, der Willkür, sondern Producte der Notwendigkeit, welche durch Zweck-

und Gesetzmässigkeit festgestellt wurden. Lyrik, Epos, Drama haben im Laufe der Zeiten ihren Inhalt geändert, ihre Formen modificirt, ihr inneres Wesen aber ist auch heute noch dasselbe, welches es vor tausend Jahren gewesen. Der Begriff des Tragischen und Komischen ist auch heute kein anderer, als er zur Zeit des Sophlokles und Aristophanes gewesen; es sind blos einige religiöse, sociale und politische Collisionen veraltet und durch neue ersetzt worden. Die alte griechische und lateinische Sprache ist untergegangen, sie wurden durch barbarische Sprachen von ihrem Platze verdrängt, aber in diesen barbarischen Sprachen hat sich die Sprachkunst und der Rhythmus, indem sie sich den nationalen Eigentümlichkeiten anpassten, allmählig nach denselben Gesetzen entwickelt. Die Poesie ist im Grunde immer dieselbe, aber sie gebiert sich immerfort neu, veraltet und verjüngt sich, verbrennt dem Vogel Phönix gleich zu Asche, ersteht aber aus seiner Asche zu neuem Leben, und lässt seine Schwingen himmelan rauschen. Sie wird unter den Trümmern der Civilisation begraben, erwacht aber zugleich mit der neuen Civilisation, nimmt ein neues Colorit an, modificirt ihre Formen, ja schafft neue Formen, aber stets den Gesetzen ihrer Natur entsprechend. Das Genie ist eigentlich nichts anderes, als die Offenbarung dieser Gesetze und kommt, um mich eines biblischen Ausdruckes zu bedienen, nicht um die Gesetze abzuschaffen, sondern um sie zu erfüllen. Die herrlichsten Blütenperioden der Poesie sind diejenigen, welche diese Gesetze in ihren Werken am reinsten, mit der meisten schöpferischen Kraft verkörpern, und die Perioden des Verfalls charakterisirt eben das am meisten, dass sie diese Gesetze verkennen, dieselben einseitig oder geradezu verkehrt erklären, das Mittel mit dem Zweck verwechseln, das Nebensächliche über das Wesentliche erheben, und zum puren Formalismus hinabsinken. Aber die ewigen Gesetze erobern ihre Herrschaft allmählich zurück und drängen die zeitweiligen Moden in den Hintergrund. Das Erforschen, Beobachten dieser Gesetze ist die Aufgabe der Kunstphilosophie; das Verstehen oder Empfinden derselben die Eigenschaft des guten Geschmackes. Und schliesslich bleibt, wieviel wir immer zweifeln mögen, soviel in jedem Falle gewiss, dass jedes Gesetz und jede Regel, welche mit dem Zwecke der Poesie in Widerstreit steht, verwerflich sind, mögen dieselben auch von den autoritativen Vertretern der dogmatischen Kritik oder der poetischen Schulen verkündigt werden, und dass jedes Werk, in welchem das Wesen der Poesie nicht zur Geltung kommt, fehlerhaft und kalt ist, möge dasselbe auch in noch so schillerndem Pomp auftreten.

Was *ist* aber das Wesen der Poesie, was ist eigentlich die Poesie? Das lässt sich mit ganz wenigen Worten sagen. Die Poesie ist ein lebendiges und genaues Gemälde der Natur und des menschlichen Herzens, insbesondere des menschlichen Herzens. In dieser Hinsicht steht sie über allen übrigen Künsten. Die bildenden Künste können blos die Farbe und Gestalt nachbilden und vom menschlichen Herzen nur so viel geben, als sich für einen Moment im Gesicht, in der Bewegung abspiegeln kann. Das ganze Reich des Herzens beherrscht nur die Poesie: das innere Wesen des menschlichen Characters, sein complicirtes Gefüge, seine Wandlungen, die vielartigen Entwickelungen der Leidenschaften, die flüchtigen Stimmungen, die tiefen Aufwallungen der Gefühle vermag nur die Poesie widerzuspiegeln. Ihr gehört die ganze äussere und innere Welt des Menschen an, ihr gehört alles an, was in der Natur auf unser Gemüt wirkt, dasselbe erheitert,

begeistert, zur Trauer stimmt, in Melancholie versenkt. Ihr gehören sämmtliche Beziehungen der Menschen zu Gott, zur Gesellschaft, zum Staate, ihr seine tragischen und komischen Kämpfe von der Wiege bis zum Grabe, ihr gehört die Vergangenheit, deren Kind die Gegenwart ist, ihr die Gegenwart, welche die Mutter der Zukunft ist, ihr die Zukunft, welche sie mit ihren Ahnungen und Träumen berührt. Ist der Dichter im Stande alles dies zu zeichnen, wenn er es nicht untersucht, es sich nicht in seinen Erlebnissen oder seinem Studium vermittelt hat? Wird er nicht das höchste Gesetz seiner Kunst verletzen, wenn er die äussere und innere Welt des Menschen untreu zeichnet? Es ist eine alte Wahrheit, dass auf das Herz nur das wirkt, was aus dem Herzen fliesst und das Herz treu abspiegelt. Sogar diejenigen Kunstgattungen, welche von den physischen Gesetzen dispensirt sind, wie die Volksmärchen, Sagen und andere phantastische Erzeugnisse, stehen unter der Herrschaft der sittlichen Gesetze und geben ein Conterfei des menschlichen Herzens. Der lyrische Dichter wird, wenn er auch noch so schöne Verse schreibt, wenn er auch eine noch so verschwenderische Fülle poetischer Bilder entfaltet, auf uns keine tiefere Wirkung ausüben, wenn wir aus ihm Affectation herausfühlen, oder wenn er anstatt der ständigen Gefühle des Herzens uns nur seine Rappeleien vorsingt. Der dramatische Dichter mag uns mit seinem Erfindungsreichtum, seiner technischen Routine, seinen Schaustellungen überraschen, er wird uns aber nie wirklich hinreissen, wenn seine Personen Puppen sind und das Ebenbild Gottes, nämlich der treue Ausdruck der Seelenkämpfe, an ihnen nicht sichtbar wird. Der Romandichter kann ein guter Erzähler sein, er kann sich auf lebendige Farbengebung verstehen, er kann mit witzigen Einfällen umherwerfen, Abenteuer auf Abenteuer häufen und dennoch legen wir sein Buch verstimmt bei Seite, wenn er, wie ein träumender Fieberkranker, die socialen Verhältnisse verdreht und den Menschen karrikirt. Die tiefere und nachhaltigere Wirkung eines jeden poetischen Werkes wird durch die Art bedingt, wie es den Menschen zu zeichnen verstanden hat, und nur diejenigen sind bleibend und vererben sich von Generation zu Generation, welche diesem obersten Gesetze der Poesie am meisten entsprechen.

Die Poesie ist jedenfalls ein treues, aber idealisirtes Gemälde des menschlichen Lebens und selbst der übertriebenste Realist kann einen gewissen Grad des Idealisirens nicht entraten. Dessenungeachtet hat — von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten — den Dichtern ebensowohl wie dem Publikum nichts so viel Anlass zu Missverständnissen gegeben, als eben das Idealisiren, ja häufig ist sogar der Naturalismus nichts Anderes, als eine Reaction gegen das entartete Idealisiren. Es gibt Viele, die das Unbestimmte, das Nebelhafte oder den geraden Gegensatz des Lebens, das nicht Existirende, für die sublimste Poesie halten. In ihren Augen ist nicht *das* Poesie, was die Geheimnisse des Herzens in wahrheitsgetreuen Zügen abzuspiegeln trachtet, sondern das, was Luftschlösser in das Nichts hinein baut. Und doch wirken selbst die ätherischesten Gestalten der Poesie nur dann, wenn sie mit menschlichen Zügen ausgestattet sind, und wenn selbst der höchste Flug der Poesie nichts Anderes ist, als eine erhabene Beleuchtung des menschlichen Daseins. Ohne Wahrheit giebt es keine wahrhafte Schönheit. Nicht umsonst hat Lord Byron das *Wahre* so oft betont, nicht umsonst hat Arany es gepredigt: dichten und doch wahr bleiben, das ist die grosse Aufgabe, von deren Erfüllung der poetische Erfolg

abhängt. Dazu aber führen vornehmlich zwei Wege: derjenige der *Aufrichtigkeit* und derjenige des *Ernstes.* Wenn wir nur aus *dem* dichten, was wir durchempfunden, durchgelebt, erfahren oder uns durch eindringendes Studium zu vermitteln verstanden haben. dann haben wir bereits die Hälfte des Erfolges errungen, denn wir können leichter lebendig und präcis sein, was das vornehmste Mittel der poetischen Wirkung ist. Wenn wir den Zweck und die Aufgabe der Poesie *ernst* nehmen, können wir die Reize der Eitelkeit und Laune leichter überwinden und werden fähigersein den wahren Ruhm zu suchen, werden es tiefer fühlen, dass wir nicht die Lustigmacher der trägen Geister, sondern die erhabenen interpreten und theilnahmsvollen Tröster des Lebens sind. Und wir werden die Arbeit an unserem Werke nicht scheuen, weil das Leichte schwer ist und werden selbst in den trunkensten Momenten des Komischen und des Humors die Grenzen der Mässigung und des guten Geschmackes innehalten.

Es wäre gewiss eine Ungerechtigkeit zu behaupten, dass der Poesie unserer Tage alle Aufrichtigkeit und aller Ernst abgehe, und unsere Dichter nicht nach der Darstellung des menschlichen Herzens streben. Dürfen wir indessen sagen, dass wir im Allgemeinen nach den höchsten Graden der Aufrichtigkeit und des Ernstes streben? und dass uns bei der Schilderung des menschlichen Herzens nicht häufig unsere Laune, unsere Eile, der leichte Erfolg, die Verhätschelung des Publikums und die Principlosigkeit der Kritik beirren? Dürfen wir sagen, dass in unseren Werken das Nebensächliche nur selten dem Wesen Eintrag tue? und dass wir die höchsten Gesetze der Poesie immer richtig erklären? Sind die individuelle Einseitigkeit, die Willkür der Dichter, das pure individuelle Belieben der Kritiker nicht Erscheinungen, welche Grund zur Besorgniss geben können? Haben wir es nicht nötig, möglichst oft daran zu erinnern, dass über den individuellen Neigungen und Ansichten auch etwas Allgemeines stehe? Haben wir es nicht nötig zu wiederholen, dass den Zweck der Poesie und die Gesetze ihrer Natur selbst das Genie nicht ändern könne? Und von woher dürfte diese Mahnung mit mehr Fug ausgehen, als von der Sprecherbühne der Kisfaludy-Gesellschaft? Seit fünfzig Jahren ist jeder namhaftere ungarische Dichter und Kunstkritiker ein Mitglied unserer Gesellschaft gewesen. Der Ruhm unserer neueren Dichtung knüpft sich an den Namen unserer, Gesellschaft. Grosse Erinnerungen mahnen uns, unseres Berufes eingedenk zu sein. Andererseits aber kommt seit einigen Jahren die Opferwilligkeit des Publikums unserer Gesellschaft öfter zu Hilfe. Es liegt uns ob, für diese Opferwilligkeit durch Erfüllung unserer Pflichten dankbar zu sein.

Ebendarum sei es mir gestattet, die 38. feierliche Jahressitzung der Kisfaludy-Gesellschaft unter Berufung auf die grossen Erinnerungen der Vergangenheit und erfüllt von den schönen Hoffnungen der Zukunft zu eröffnen und das geehrte Publikum willkommen zu heissen.

* * *

Hierauf folgt der **Jahresbericht des Secretärs Zoltan Beöthy:**

Geehrte Zuhörer! «Lass sehn, wie du vorwärtsschreitest, und ich will dir sagen, ob du dein Ziel in der nötigen Zeit erreichst», sagte der Mann in der Fabel dem bekümmerten Wanderer. Auch unsere politischen, socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten eilen vorwärts, eilen sämmtlich demselben

Ziele zu. Sie erfüllen überdies sämmtlich eine höhere Pflicht; die Ziele, die sie einzeln ihrer Tätigkeit vorgesteckt haben, weisen nach einem weiteren, einem höheren Ziele hin. Sie werden sämmtlich von dem einen Verlangen geleitet und getrieben, das Ziel bei Zeiten erreichen zu können. Wenn wir unterwegs bisweilen Wolken aufsteigen sehen, befällt uns der Zweifel, ob wir wohl rechtzeitig dorthin gelangen, wohin wir streben, und ob uns nicht vorher irgend ein Alles über den Haufen werfendes Gewitter überfällt. Aber dem Verzagen dürfen wir nicht Raum geben. Unsere Vorgänger hatten ein mühevolleres Werk zu tun: sie mussten erst noch die Bahn brechen, um vorwärts zu kommen und sie haben sie gebrochen. Die Fortsetzung des Weges haben sie mit ihrem begeisternden Beispiel unserer Generation übertragen. Wenn sich der Himmel über unseren Häuptern verfinstert, lodert ihr unsterbliches Andenken wie ein leuchtendes Feuer hinter uns, gleichsam weisend: wohin, und ermunternd: nur vorwärts! Der Genius der Zeit achtet aufmerksam auf unsere Schritte, wie wir vorwärts schreiten. Es ist dies die Wanderung der Nation, welche in allen ihren Schichten, in allen ihren Sphären, in allen ihren Anstalten eilen muss, um ihr Ziel zu erreichen; eilen, um mit Entfaltung ihrer materiellen und geistigen Kraft das Ziel der unerschütterlichen Sicherheit des ungarischen nationalen und staatlichen Seins zu erreichen und bei Zeiten zu erreichen. In der Arbeit unserer öffentlichen Anstalten arbeitet die Nation, in den Fortschritten derselben geht die Nation aufwärts, die Kränze derselben schmücken den Altar der Nation.

Auch wir hören die Frage an uns richten: «Lass sehen, wie du vorwärts schreitest?» und wir fühlen es tief, dass die Verantwortung, welche uns obliegt, nicht allein die Verantwortung des Schriftstellers, des Dichters, des Künstlers, des Functionärs der Gesellschaft, sondern zugleich diejenige des Staatsbürgers, des Patrioten ist. Es ist unsere Pflicht, von Zeit zu Zeit Rechenschaft zu geben von den Schritten, welche auf dem Gebiet des nationalen Geschmackes und überhaupt der nationalen Cultur zu tun unser Eifer uns angetrieben, unsere Kraft uns gestattet hat. In welcher Weise haben wir in diesem Jahre unsere Pflicht erfüllt, welche, auf einen wie immer kleinen Umfang der grossen nationalen Arbeit sich erstreckend, dessenungeachtet im Ganzen und mit dem Gange derselben dem wichtigsten Interesse dienstbar ist? Für dieses grosse Interesse sind wir nicht blos für unsern Teil bestrebt gewesen eifrige Treue zu betätigen, sondern auch in je weitern Kreisen Empfänglichkeit, Pietät, Begeisterung dafür zu erwecken und zu nähren. Wir sind insbesondere bemüht gewesen, unserer Aufgabe gemäss das Andenken und die Wirksamkeit jener Vertreter und Vorkämpfer des nationalen Geistes zu ehren, welche mit der Waffe der Feder gekämpft hatten. Unsere Vertreter sind am 11. Mai vorigen Jahres bei jener Denkfeier erschienen, welche zu Ehren der hundertsten Jahreswende des Geburtstages des von nationaler Begeisterung erfüllten Geschichtsforschers Stephan Horváth, von dessen Vaterstadt Stuhlweissenburg veranstaltet wurde. Wir sind auch auf zwei Wandelspuren der unsterblichen Laufbahn Petőfis erschienen, welche die Pietät mit Gedenktafeln bezeichnet hat: am 10. Aug. in Sár-Szentlőrincz und am 28. Sept. in Maros-Vásárhely. Diese Hauptstadt des Széklertums beging auch zwei Tage früher eine literarische Feier, indem sie Wolfgang Bolyai ein Grabmal setzte, dessen Namen als Mathematiker die Welt, als Dichter kaum sein Vaterland kennt, wiewohl er vor-

nehmlich an dieses gedacht hat, wenn er der Muse opferte; er nennt sich auf dem Titel seiner Tragödien, mit welchen er zugleich mit Jos. Katona und Karl Kisfaludy nicht verdienstlos auf dem ungarischen Parnasse erschien, blos «ein Patriot.» Die Pietät der Stadt Baja schmückte auch das Geburtshaus Koloman Tóth's mit einer Denktafel; unsere Vertreter erschienen am 21. September vor dem schlichten Neste, aus dem dieser beliebte Sänger der Nation aufgeflogen. Nachdem wir am 30. December eines der ältesten und verdienstvollsten Mitglieder unserer Gesellschaft, Franz Pulszky, bei seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Jubelfeier von Herzen begrüsst hatten, begleiteten wir schon am 25. Jänner dieses Jahres die aus der Fremde heimgeführte Asche eines der originellsten Pfleger der ungarischen volksmässigen Erzählung, Gereben Vas, zur letzten Ruhestätte, welche ihm die vaterländische Erde bereit hielt. Endlich nahmen wir am 1. Februar d. J. an jener Conferenz teil, welche das Comitat und die Stadtcommune Raab in Angelegenheit einer in Raab zu errichtenden Statue Karl Kisfaludys abhielt. Diese Gesellschaft hat sich vor 54 Jahren seinem ruhmreichen Andenken zu Ehren constituirt und ihm seitdem bereits zwei Statuen — die eine von Ferenczy, die andere von Georg Kiss — gesetzt. Als jetzt gleichsam der Grundstein der dritten in den Boden seines Geburts-Comitates niedergelegt wurde, sahen wir dort mit Freuden schon in den Augen von Hunderten jene Begeisterung, welche vor einem halben Jahrhundert die «zehn Freunde», die Gründer unserer Gesellschaft, durchglüht hatte. Auch dieser Tag gab eine der ermunternden Antworten auf die Frage: «Lass sehen, wie du vorwärts schreitest?»

Auch unsere Reliquiensammlung hat den Zweck, die Pietät für die dahingegangenen Grössen unserer Literatur zu wecken und zu nähren. In diesem Jahre hat Josef Szinnyei eine Sammlung der Traueranzeigen der alten Mitglieder der Kisfaludy-Gesellschaft zusammengestellt und uns zum Geschenke gemacht. Die Witwe Adolf Frankenburgs hat uns das handschriftliche Album ihres Gatten, die Witwe August Greguss' die Schreibfeder unseres gewesenen unvergesslichen Sekretärs und zweiten Präsidenten übersandt. Endlich hat uns Josef Szvorényi mit dem wertvollen Porträt des Dichters und Aesthetikers Paul Szemere beschenkt, dessen hundertjährige Geburtsfeier auch unsere Gesellschaft zu begehen gedenkt.

Doch es ist Zeit, dass ich von den Festen und Reliquien zu unseren Arbeiten übergehe. Von unseren Bücherpublicationen haben wir kaum vor einigen Jahren den neunzehnten Band Shakespeare's und damit den ersten vollständigen ungarischen Shakespeare, vor jetzt fünf Jahren den ersten vollständigen ungarischen Sophokles, erst im vorigen Jahre den zwölften Band Moliére's und damit den ersten vollständigen ungarischen Moliére vorweisen können. Heute können wir mit Freuden melden, dass wir in diesem Jahre den ersten vollständigen ungarischen Plautus herausgegeben haben. So hat die Gesellschaft binnen verhältnissmässig kurzer Zeit die vier grossen Dramendichter von vier grossen Culturperioden, derjenigen Elisabeths, Ludwigs XIV., des Pericles und Augustus, in ungarischer Kunstübersetzung geboten. Plautus ist nicht der grösste, reiht sich aber, des Interesses und Studiums überaus würdig, jenen passend an. Sein rauher Humor, sein reicher, frischer und treffender Witz, seine kräftige und lebendige Satire haben wiederholt befruchtend und kräftigend auf die europäische Komödie eingewirkt. Wir haben alle zwanzig Stücke in vier Bänden in der Uebersetzung unseres Mitgliedes Gregor

Csiky gegeben, über welche unsere Kritiker sich mit ungeteilter Anerkennung ausgesprochen haben. Während uns Plautus in die alte classische Welt zurückführt, beleuchten zwei grössere Studien des vorjährigen neunzehnten Bandes unserer «Jahrbücher» (Évlapok) die interessante Geisteswelt zweier uns sprachverwandten kleineren Völker. Dr. Josef Szinnyei giebt darin eine vollständige Geschichte der finnischen Literatur, Alexander Markovics aber bietet eine ungarische Uebersetzung und Erläuterung mordwinischer Volkslieder. Ein grösserer Aufsatz Gustav Heinrichs liefert instructive Bemerkungen zur Theorie der Kunstübersetzung, Eduard Paulay aber eine Geschichte des Repertoirs des ungarischen Nationaltheaters seit dessen Beginne. Aus der vorjährigen Serie unserer «Bibliothek» sind teils im Drucke, teils druckfertig: «Der Roman eines Ingenieurs» von Albert Pálffy (zwei Bände), «Ueber das Tragische» von Zoltán Beöthy und die erste ungarische Kunstübersetzung aus dem Sanskrit, die ewig reizende Episode aus dem Mahabharata: «Nal und Damajanti» von Karl Fiók. Ausserdem ist die Redaction der gesammelten Werke von Moriz Lukács soweit vorgeschritten, dass wir sicher hoffen dürfen, im Laufe dieses Jahres dieses literarische Denkmal unseres gewesenen Präsidenten und grössten Gründers veröffentlichen zu können, welches berufen sein wird, die edelsten Ideen der begeisterten Vaterlandsliebe, des feinen Geschmackes und der warmen Philanthropie zu verbreiten.

Unsere Vortragssitzungen begleitete das Publikum unserer Hauptstadt mit unermüdlichem Interesse. Im Laufe dieses Jahres haben neunzehn von unseren Mitgliedern vierzehn Vorträge in Prosa und dreizehn in Versen gehalten und zwar folgende: Balázs Alexander: Das Gespenst, Novelle; Beöthy Zoltán: Die tragische Katastrophe; Berczik Árpád: Virginia, Novelle; Dalmady Victor: Lyrische Gedichte, zweimal; Degré Alois: Ein zurückgebliebener alter Herr, Skizze, und Absolvirte Grundherren, Novelle; Endrődi Alexander: Lyrische Gedichte; Frankenburg Adolf: Spiegelbilder aus dem älteren ungarischen Schriftstellerleben; Gyulai Paul: Der Wind, Gedicht; Imre Alexander: Johann Arany und sein Aristophanes; Koloman Mikszáth: Eine gute Frau, Novelle; Pálffy Albert: Partien aus dem Roman eines Ingenieurs; P. Szathmáry Karl: Vor dem Schwurgericht und Vor dem Bild meiner Mutter, Skizzen; Szász Karl: Nachtlied und kleinere Kunstübersetzungen; Tolnai Ludwig: König Salamon, Ballade; Tóth Lorenz: Charakteristik Maria Theresia's und kleinere Gedichte; Vadnai Karl: Der Unerschütterliche, Genrebild; Vargha Julius: Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte, zweimal; Vajda Johann: Daheim, Gedicht; Graf Zichy Géza: Lyrische Gedichte, zweimal. — Von acht Gästen wurden folgende neun Arbeiten, darunter nur eine in Prosa, zum Vortrag gebracht: Beöthy Siegmund: Von der Wiege bis zum Grab, Gedicht; Csáktornyai Ludwig: Der alte Kirschbaum, Novelle; Fiók Karl: Proben aus Nal und Damajanti; Hegedüs Stephan: Auf der Neige; Jakab Edmund: Kleinere Gedichte; Katziány Géza: Alice, Roman in Versen, und Byrons Corsar in Kunstübersetzung; Márki Alexander: Lorenzo Monacci's Verschronik über den Tod Karls des Kleinen, ins Ungarische übertragen; Sipos Samuel: Kleinere Gedichte. Wir haben demnach im Ganzen 36 Vorträge gehalten, darunter 21 in gebundener und 15 in ungebundener Rede.

Es befindet sich darunter einer, welcher der letzte Abschied des Verfassers von unserer Gesellschaft war: Frankenburg's Spiegelbilder. Dieser Vortrag war

der letzte Blick, den der gute Alte auf die ihm so bekannte und ihm so theure alte ungarische Schriftstellerwelt warf; bald darauf erschloss sich seinen Augen die neue, unbekannte Welt des Jenseits. Ausser ihm verloren wir am 6. Okt. v. J. noch ein zweites altes Mitglied unserer Gesellschaft, Daniel Szűcs, der in die »Hellenische Bibliothek« unserer Gesellschaft im Jahr 1847 Sophokles' Antigone und Elektra übersetzt hatte. Endlich am 1. Febr. d. J. starb eines unserer correspondirenden Mitglieder, Karl Germanecz, der sich durch seine slovakischen Kunstübersetzungen aus dem Ungarischen die Anerkennung der Gesellschaft erworben hatte.

Wir haben jedoch nicht blos Verluste erlitten, geehrte Zuhörer; wir haben auch Zuwachs erhalten, geistig sowohl, als auch materiell. Die erledigten Plätze unserer beiden dahingeschiedenen ordentlichen Mitglieder haben wir in unserer Wahlversammlung am 4. Febr. d. J. wieder ausgefüllt, indem wir auf dieselben Emil Ábrányi, den trefflichen Uebersetzer des »Don Juan« von Lord Byron und Emil Ponori-Thewrewk, den berufenen Forscher und verdienstvollen Uebersetzer der altclassischen Dichtung, wählten. Auch die Zahl unserer Gründer hat sich vermehrt. In ihre Reihen sind getreten: Stephan Görgey, Georg Szerb und Arthur Végh mit je 100 fl. Ferner haben Vermächtnisse — 900 fl. von Georg Zsivora und 200 fl. von Nicolaus Ege — unser Capital vermehrt. Die I. vaterländische Sparcasse hat unsere Gesellschaft auch heuer mit einer Spende von 200 fl. bedacht, das Andenken Andreas Fáy's ehrend, dessen Hand beide Anstalten in der ersten Zeit ihres Bestandes leitete. Grössere Stiftungen zu Preis-Zwecken haben unserer Gesellschaft Frau Julie Ziska, 600 fl., und Lilla Bulyovszky, 2000 fl., gemacht. Endlich haben wir noch zwei grösserer Stiftungen von je 5000 fl. zu gedenken. Die eine hat Eugen Kasselik zum Andenken seines verstorbenen Vaters, des Budapester Bürgers Franz Kasselik, gemacht; mit der anderen hat Michael Széher das Andenken seines frühdahingeschiedenen Sohnes Árpád Széher verewigen wollen. Jene ist für Bücherpublicationen, diese für Preise bestimmt. Zugleich mit der letztgenannten Stiftung hat auch unsere Bibliothek ein Andenken erhalten: die für die Familienmitglieder und Freunde gesammelten Werke Árpád Széhers. Die Durchblätterung dieses Buches kann jeden überzeugen, dass die Trauer über den Verlust des schöntalentirten Jünglings nicht blos das schmerzerfüllte Herz seines Vaters betrifft. Auch die Literatur darf mit aufrichtiger Rührung auf das Grab blicken, unter dessen Rasen die Blüten schöner Hoffnungen begraben wurden. Am anziehendsten sind seine lyrischen Gedichte. Sie geben nicht allein davon Zeugniss, welche begeisterte Glut, welch edle Empfindungen, welch rührend zarten Familiensinn, welch perlenerzeugenden Schmerz der Tod getroffen hat; sie legen auch davon Zeugniss ab, vor welch lebendige Einbildungskraft er einen Schleier gezogen, welch einen poetischen Funken er ausgelöscht, welch eine zum Sang geschaffene Lippe er verstummen gemacht hat. Gefühl und Ausdruck, Idee und Form, Inhalt und Sprache sind in diesen bald zarten, bald leidenschaftlichen Liedern so vielverheissend, dass ich jetzt, wo ich für die zum Andenken ihres Dichters gemachte Stiftung, wie zugleich für die übrigen, meiner amtlichen Pflicht gemäss Dank sage, nicht umhin kann, wenigstens ein bescheidenes Lorbeerblatt auf das frühe Grab niederzulegen. Wer weiss, ob aus ihm nicht eine Celebrität unserer Dichtung geworden wäre? Sein früher Tod ist jedenfalls ein Verlust für

uns: haben wir es doch so sehr und so dringend nothwendig, dass auf diesem unserem kleinen Stück Erde jede sich ankündigende Hoffnung zur Erfüllung komme. «Lass sehen, wie du vorwärts schreitest!» Indem uns diese Frage angesichts dieses Grabes in das Ohr tönt, dürfen wir mit Fug aufseufzen: oh dass doch der Himmel jede fruchtverheissende Knospe im Garten unseres Vaterlandes schonte und zur Fruchtreife gelangen liesse!

* * *

Hierauf las Karl Vadnai seine Novelle unter dem Titel: «Die ewige Flamme» (Az örök láng) vor, in welcher er mit reichem Humor die romantische Geschichte des Musiklehrers Hugo Dammner und des Edelfräuleins Thekla Ongai erzählt: Der junge Hugo Dammner kommt als Musiklehrer des Fräulein Thekla in das Ongai'sche Kastell. Zwischen den beiden jungen Herzen entspinnt sich ein zärtliches Liebesverhältniss. Als der reiche Grundherr dasselbe bemerkt, jagt er den hergelaufenen Musiklehrer davon und verehelicht seine Thekla mit dem Edelmann Thomas Kalóczi. Der davongejagte Musiklehrer kommt nach Graz, verheiratet sich hier und wird, jeder höheren Ambition entsagend, zum Spiessbürger und Vater mehrerer Kinder. Im Herzen Thekla's aber lodert die Flamme der Liebe unauslöschlich fort und es ist ihr heissester Wunsch, ihren angebeteten Hugo nur noch einmal sehen zu können. Das Schicksal führt sie indessen erst nach 32 Jahren in einem Eisenbahncoupé unerkannt zusammen. Die Schilderung dieses Zusammentreffens bildet den Stoff der Erzählung. Thekla ist eine dürre, magere, nervöse Frau, Hugo aber ein schmerbäuchiger Familienvater. Nach allerlei Eisenbahn-Unannehmlichkeiten und Verdriesslichkeiten erkennen sie einander und sehen mit dem Schmerz der Enttäuschung die nackte Wirklichkeit, von der sich ihre Phantasie so schöne Illusionen vorgespiegelt hatte.

* * *

Hierauf las Karl Szász ein stimmungs- und wirkungsvolles Gedicht unter dem Titel: «Momentane Stille» (Egy percznyi csend), welches wir nachstehend in deutscher Uebersetzung mitteilen.

Momentane Stille.

Von Karl Szász.

Ein plötzlich, augenblicklang Schweigen!
  Stumm wird auf einmal jeder Mund.
Nicht ein Gelispel, ein Gekicher
  Vernimmt man in des Cirkels Rund'.
Ein purer Zufall scheint solch flücht'ger
  Stillstand in des Gesprächs Gewog',
Doch sagt man, dass in solchem Falle
  «Ein Engel durch das Zimmer flog.»

Es ist auch so! Wie Wolkenschatten
Am heissen Tag vorüberziehn,
So wandeln sacht mit leisen Tritten
Die Engel unter uns dahin,
Man hört nicht ihres Fittigs Schwingen, —
Die Hand sie auch nicht haschen kann;
Ein hold Erglüh'n um unser Herz nur
Ist Alles, was wir fühlen dann.

Jemand vielleicht aus alten Tagen,
Dem unsre Liebe war geweiht,
Dess unser Herz noch oft gedenket,
Ein Engel unsrer Jugendzeit,
Den wir verloren, nicht vergassen,
Dess Bild in uns verborgen lebt:
Der flog vielleicht ob uns vorüber...
O, Heil ihm, dass er hergeschwebt!

Ah, oder hat ein Freund, ein lieber,
Den wir des Lebens froh gedacht,
Sterbend den Geist grad aufgegeben,
Und schwebte der vorüber sacht?...
O, weilt ihm Jemand wohl zur Seite,
Der sein gebrochen Auge schleusst,
Und über ihm ein still Gebet spricht? —
Gesegnet sei sein flieh'nder Geist!

Ach, oder ist's ein hehr Gefühl, ein
Guter Gedank', der in uns war,
Und, unverwirklichbar beim Werden,
Nun wiederkömmt nach manchem Jahr,
Und wieder unsre Seele füllet,
Als Hauch aus einer bessern Welt,
Von allem Irdischen geläutert,
Das seine Schöne hier entstellt? —

Schutzengel auch giebt's... Raphael nicht,
Noch Gabriel, noch Michael —
Der unsrige ist namenlos, doch
Ein treu'rer, reinerer Gesell;
Er weist den Weg uns, wenn wir irr'gehn,
Er hebt empor uns, wenn wir fall'n,
Ermuntert uns, wenn wir ermatten,
Bleibt, wenn verlassen wir von All'n. —

War's welcher immer, einer war hier
Während des stillen Augenblicks! —
In frischen Fluss kommt das Gespräch bald,
Ein Jeder spricht, lacht, scherzt voll Glücks;
Ich sink' in träumerisches Sinnen
Und falt' die Hände für mein Theil,
Und bete einem gläub'gen Kind gleich:
»Mein guter Engel, o verweil'!«

Hierauf las Karl Keleti eine Abhandlung unter dem Titel: »Unsere monumentale Malerei« (Monumentalis festészetünkről), welche wir demnächst vollständig mitteilen. Sodann las Julius Vargha als Stellvertreter des zweiten Sekretärs Gregor Csiky den Bericht über das Ergebniss der 1884er Preisausschreibungen der Gesellschaft, den wir kurz in Folgendem zusammenfassen.

I. Um den für eine Geschichte des ungarischen Schauspielwesens ausgeschriebenen Preis werben zwei Arbeiten. Im Ganzen genommen sind beide Arbeiten in vielen Beziehungen verdienstlich, ihrer anderseitigen Mängel wegen indessen erscheinen sie doch nicht preiswürdig. Die Gesellschaft schreibt demzufolge auf dieselbe Preisfrage eine auf diese beiden Bewerber beschränkte geschlossene Concurrenz in der Weise aus, dass sie dem bisher ausgeschriebenen Preise von 200 Dukaten als erstem, einen aus 500 fl. bestehenden zweiten Preis hinzufügt.

II. Um den für ein komisches Epos ausgeschriebenen Christine Lukács-Preis werben 10 Arbeiten. Die Preisrichter finden jedoch keine darunter der Beachtung, geschweige denn des Preises würdig, welcher demnach nicht zuerkannt wird.

III. Um den Desiderius Somogyi-Preis auf eine Denkrede werben 39, von welchen die Preisrichter der mit Nr. 18. bezeichneten einstimmig den Preis zuerkennen, die mit Nr. 14 bezeichnete aber des Lobes würdig erkennen. Bei Eröffnung der geschlossenen Devisen-Briefe ergab sich als Verfasser der preisgekrönten Arbeit Nicolaus Szűcs, Unterbezirksrichter in Stuhlweissenburg, als Verfasser der durch Lob ausgezeichneten aber Kolomann Babics, Gymnasiallehrer in Budapest.

Die letzte Nummer der Tagesordnung war die Verkündigung der neuen Preisaufgaben der Gesellschaft. Diese sind:

I. Eine Geschichte des ungarischen Schauspielwesens von seinen Anfängen bis zur Eröffnung des Pester Nationaltheaters. Erster Preis 200 Dukaten; zweiter Preis 500 fl. Um diese beiden Preise werben blos die Verfasser der beiden diesjährigen Concurrenzarbeiten. Einreichungstermin: 30. November 1885.

II. Biographie und kritische Würdigung der Werke Alexander Kisfaludy's. Zum zweiten Mal ausgeschrieben. Preis 500 fl. aus der Christine Lukács-Stiftung. Einreichungstermin: 30. November 1886.

III. Eine grössere Novelle oder ein kleinerer Roman aus ungarisch-geschichtlichem Stoffe. Umfang 10—20 Bogen. Einreichungstermin: 30. November 1885. Preis aus der Lukács-Stiftung 500 fl.

IV. Eine Theorie der lyrischen Kunstgattungen mit Rücksicht auf ihre historische Entwicklung. Preis 500 fl. aus der Lukács-Stiftung. Einreichungstermin: 30. November 1886.

V. Ein einaktiges versifizirtes Lustspiel. Preis 500 fl. aus der Árpád Széher-Stiftung. Einreichungstermin : 30. November 1886.

VI. Eine zur Declamation geeignete kleinere poetische Erzählung. Preis 200 fl. aus der Lilla Bulyovszky-Stiftung. Einreichungstermin : 30. November 1885.

VII. Ein kleineres Lehrgedicht über eine ästhetische Frage. Preis 200 Francs in Gold aus der Desiderius Somogyi-Stiftung. Einreichungstermin : 30. Nov. 1887.

VERMISCHTES.

— **Die hochadeligen Familien Ungarns.** Die ungarische Magnatentafel ist an einem Wendepunkte ihrer mehrhundertjährigen Geschichte angelangt. Es scheint, dass dem alten Bestande neue Elemente zugeführt werden; das ständische Herrenhaus soll in ein modernes Oberhaus umgewandelt werden. Selbst die conservativste Institution kann sich den Veränderungen der Verhältnisse, den Gesetzen der historischen Entwicklung nicht verschliessen. Es möchte wohl scheinen, als ob das Oberhaus und die dasselbe bildenden fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Familien *von jeher* als bevorrechtete Kaste an der Gesetzgebung Ungarns teilgenommen hätten. Doch selbst ein flüchtiger Blick überzeugt uns davon, dass bei der Bildung des bisherigen Oberhauses ausser dem rein geschichtlichen Rechte auch alle andern Factoren ihren Einfluss ausübten, die bis zum heutigen Tage Individuen und Familien über das Niveau des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens erheben.

Es ist bekannt, dass schon die Gesetze des heiligen Stefan einen Unterschied zwischen den vornehmen und den übrigen Edelleuten machen, ebenso gewiss ist es aber, dass die Árpáden der Entwicklung eines besonderen Herrenstandes nicht günstig waren. Die goldene Bulle verbietet die erbliche Verleihung der Comitate d. i. Grafschaften. Nach dem Tripartitum des Verbőczy «besitzt kein Herr mehr, noch ein Edelmann weniger Freiheiten». Auch stammen die heutigen Titel nicht aus dieser Zeit, auch nicht aus jener der Anjous und Hunyadys her, sondern *sie datiren von der Regierung der Habsburger.* Seit Ferdinand I., der nach erbländischem Muster mehreren seiner verdientesten Anhänger den freiherrlichen oder den Grafentitel verlieh, wuchs eine neue erbliche Nobilität heran. Dazumal war die Obergespanschaft kein leerer Titel, sondern eine schwere Last, so dass sich im XVI. Jahrhundert sehr viele Comitate ohne Obergespan behelfen mussten, da Niemand ihre Verwaltung übernehmen wollte. Im Reichstag waren von jeher die Deputirten des Adels von den Würdenträgern der Krone und den geistlichen und weltlichen Herren gesondert. Aber *erst im Jahre 1608,* als die ständische und religiöse Opposition auf dem Gipfel ihrer Macht stand, *ward das ungarische Herrenhaus gesetzlich von der Ständetafel gesondert.* Zum ersteren gehörten die Bischöfe, Magnaten und Barone.

Die Erhebung in den Magnatenstand ist eine Prärogative der Krone, die nach ungarischem Staatsrecht ebenso die Quelle aller Ehren ist, wie nach dem englischen und französischen. Durch sie werden ausgezeichnet Alle, welche durch ihre Taten und Verdienste sich der königlichen Sonne genähert haben und nun

von den Strahlen ihrer Gnade beleuchtet werden. Nach den Worten Verbőczy's sollte der Adel auf persönlicher Tugend beruhen; es herrschte aber stets die Tendenz vor, den Lohn der Verdienste erblich zu machen. Diese Verdienste sind dem Wesen des Adels gemäss in erster Linie kriegerischer Natur. Aber auch der Diplomatik und den höheren Aemtern verdanken viele Familien ihre Standeserhebung, und es kann in diesem Sinne einigermassen von einem Unterschiede zwischen der Noblesse d'épée und der Noblesse de robe die Rede sein, trotzdem dieser Unterschied weder gesetzlich, noch auch gesellschaftlich Ausdruck fand. Andere Familien wurden durch ihre im Dienste der Kirche emporgestiegenen Mitglieder emporgehoben, man könnte sie Nepoten-Familien nennen. Noch andere verdanken ihre Würde bürgerlich zu nennenden Verdiensten, wie denn Lieferanten, Advocaten, Aerzte, oder wenigstens ihre Nachkommen durch königliche Gnade in die Reihe der Magnaten aufgenommen wurden. Aus so verschiedenen Elementen setzte sich das so einheitlich erscheinende Oberhaus zusammen.

Die Erteilung der Magnatenwürde durch den König war oft blos die Anerkennung einer ohnedies schon bestehenden, auf Grundbesitz und Ansehen beruhenden Macht. In diesem Falle war die Loyalität oder der Abfall von der revolutionären Partei in den langen Religions- und Freiheitskämpfen Verdienstes genug. Oder sie knüpft an ein bestimmtes Ereigniss an, das den verdienstvollen Mann aus dem bisherigen Lebenskreise emporhebt. Es ist gewiss, dass Anfangs die Erlangung solcher Titel mit viel grösseren Schwierigkeiten verbunden war, als später. Einen Vorzug hat der ungarische Magnatenstand gewiss, den, dass kaum eines seiner Mitglieder seine Würde rein höfischen Diensten verdankt. Dies war schon durch die Tatsache, dass der König nicht im Lande wohnte, und die Aristokratie erst im XVIII. Jahrhundert in Wien ihren Wohnsitz nahm, ausgeschlossen. Nur unter den Indigenen gibt es Familien, deren Herrenstand auf diesen Ursprung zurückzuführen ist.

Unter den verschiedenen Elementen, aus denen die ungarische Aristokratie besteht, sind auch Familien, die schon in der vor-habsburgerischen Epoche eine angesehene Stellung einnahmen und bei denen die Standeserhöhung eigentlich nur eine Anerkennung bedeutete. Zu diesen gehören die Forgách, Pálffy, Zichy und Andere. Anderenteils sind mehrere Familien vom ältesten Adel, wie die Kállay, Szemere, Kölcsey, nie oder nur sehr spät in den Besitz von Magnatentiteln gelangt.

Militärischen Verdiensten verdanken ihre hohe Stellung die Familien Batthyány, Draskovics, Erdődy, Esterházy, Hadik, Keglevich, Nádasdy, Szapáry, Vécsey u. A. Sie gehörten grösstenteils auch bis zu ihrer Erhebung dem vornehmen Adel an und die Türkenkriege boten den Burghauptleuten genug Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Später war der Maria Theresia-Orden, dessen Ritterkreuz die Erhebung in den Freiherrnstand mit sich brachte, die Pepinière der ungarischen Aristokratie. Nur Graf Andreas Hadik, der aus einem zwar alten, aber nicht begüterten Hause entstammte, hat durch seine Heldentaten in den Preussenkriegen, besonders aber durch seine Ehe mit der Fürstin Lichnowsky und durch die Gunst der Kaiserin, im eigentlichen Sinne Carrière gemacht. Eigentümlich ist die Art, durch welche die auch früher vornehme Familie Pálffy in den erblichen Grafenstand erhoben wurde. Nikolaus Pálffy, der heldenmütige Eroberer von Raab, 1598, wurde nämlich von dem Reichstag 1599 einstimmig zu einer Standeserhöhung

vorgeschlagen, «da er seinen Diensten nach zu den ausgezeichnetsten und tapfersten Männern gezählt werden müsse». Die Stände bitten den König, ihm entweder die Burg Pressburg und deren Güter oder die Städte St.-Georgen und Pösing erblich mit dem Grafentitel «comitis majoris et perpetui, vulgo gröff» zu verleihen. Seitdem sind die Pálffy Grafen und erbliche Obergespäne von Pressburg. Noch im Jahre 1640, als die Forgách die erbliche Grafenwürde erhielten, wurde dies als fremde Einrichtung, als «Ehre, Titel und Vorrecht, die bei der deutschen Nation Graff heisst», bezeichnet.

Sehr zahlreich sind die Familien, deren Ursprung auf den begüterten Komitatsadel zurückzuführen ist. Besonders in den Stürmen des XVII. Jahrhunderts war die Obergespans- und Vicegespanswürde für talentvolle Männer von Ambition eine Staffel zum Magnatenstand. Wenn die Familie sich ausser ihrer Loyalität auch dadurch auszeichnete, dass sie zum Katholicismus übertrat, galt ihre Erhöhung für gewiss. So wurde der erste Andrássy Baron (1676, General B. K. Andrássy erhielt 1780 den Grafentitel), so die Barkóczi, Berényi, so noch im XVIII. Jahrhundert die Szepessy.

Bei einigen grossen Familien ist die Entwicklung der Macht und Würde sehr langsam. Aber auch an Beispielen raschen Emporkommens ist kein Mangel. Im XVI. Jahrhundert waren insbesondere die Nádasdy, im XVII. die Esterházy, am Anfange des XVIII. Jahrhunderts durch den Frieden von Szathmár die Károlyi zu hohem Ansehen und ungeheurem Grundbesitz gelangt. Bei Thomas Nádasdy und Nikolaus Esterházy, die Beide zu dem mittleren Adel gehörten und als Palatine aus dem Leben schieden, war die Erhebung ihrer Familien das Werk eines ganzen, in Feldzügen, diplomatischen Geschäften und in hohen Aemtern zugebrachten Lebens. Alexander Károlyi hatte seine Grafenwürde und seine grossen Donationen besonders seinen Verdiensten um die Pacification des Rákóczi'schen Aufstandes zu verdanken.

Die meisten grossen Familien dienten zwar dem König und dem Vaterland auf allen Gebieten der staatlichen und kirchlichen Tätigkeit, doch kaum eine war so vielseitig, wie die der Esterházy. Ihr Gründer, der berühmte Palatin Nikolaus Esterházy (1583—1645), Sohn eines Vicegespans, trat schon in früher Jugend zum Katholicismus über und zeichnete sich als Feldherr und Diplomat so aus, dass er bald als Haupt des katholischen Ungarns betrachtet werden konnte. Sowohl auf dem Schlachtfelde als in der Kirche, in hohen Aemtern und Gesandtschaften begegnen wir den Namen seiner Nachkommen, von denen schon sein Sohn zur fürstlichen Würde erhoben wurde.

Von allen ungarischen Prälaten, die mit ihrem Vermögen Familien begründeten, steht der Cardinal-Erzbischof Thomas Bakocs obenan. Die Erdődy und Pálffy gehören zu seinen Verwandten. Der andere Prälat, dem seine Stellung die Mittel an die Hand gab, seine Verwandten zu hohen Würden emporzuheben, war der Primas Georg Széchényi, dessen Brudersöhne 1697 den Grafentitel erhielten. Est ist gewiss, dass diese Nepotenfamilien nicht nur an Reichtum, sondern auch an Verdienst zu den ersten des Reiches zählen. Auch eine päpstliche Familie hat im Oberhause Sitz; die der Odescalchi, welche als Nepoten des um die Befreiung Ungarns vom Türkenjoche hochverdienten Papstes Innocenz XI. von Kaiser Leopold mit dem Herzogtum Syrmien belohnt wurden. Aehnlich ist die Stellung der Schönborn,

welche die grossen Donationen um Munkács den Verdiensten ihrer Verwandten, des Erzbischofs von Mainz und des Fürstbischofs von Bamberg, verdankten.

Der siebenbürgische hohe Adel erhielt seine jetzigen Titel meistens in der Zeit, als das Land in den Besitz der Habsburger kam, wegen seiner Verdienste um die Anerkennung der kaiserlichen Herrschaft. Damals, am Schlusse des XVII. Jahrhunderts, wurden die Teleki, deren Stammvater Michael Teleki das Hauptverdienst zukam, die Bánffy, Kálnoky und Bethlen Grafen. Diese Titel waren in dem Lande neu und die guten, alten Chronisten Cserey und Apor sehen auch darin den Ruin des Landes, dass sich diese neuen Familien vom Kerne des Adels schieden.

Dafür, dass eine Familie ihren Rang und ihre Titel einbüsste, gibt es nur ein Beispiel: das der Nádasdy. Graf Franz Nádasdy, Oberst-Landesrichter, wurde in Folge seiner Teilnahme an der Verschwörung gegen den Kaiser 1671 in Wien enthauptet, und seine elf Kinder durften nicht mehr den Namen ihres Vaters tragen, sondern hiessen die Herren «vom heiligen Kreuze». Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts aber erhob sich die Familie besonders durch den Grafen Franz Nádasdy, einen der berühmtesten Helden des siebenjährigen Krieges, zu neuer Blüte.

Um auf den Amtsadel überzugehen, finden sich unter den ungarischen Magnatenfamilien mehrere, die seit Jahrhunderten ununterbrochen im Rat, an den hohen Gerichten und Aemtern des Landes tätig waren. Hiezu gehören die Cziráky, deren Ahn, der grosse Rechtsgelehrte Moses Cziráky, 1620 in den Magnatenstand erhoben wurde, die Apponyi, deren Erhebung in den Grafenstand in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fällt, die Festetics, deren Ahn Christoph unter Maria Theresia Beisitzer der Septemviraltafel war, die Hunyadi, deren Vorfahre unter Karl III. bei der königl. Kanzlei erscheint, die Dőry, Győry, Jankovics, Majláth, Somogyi, Rudnyánszky, Szécsen u. A. Bei allen diesen ist die Erhebung eine allmälige zu nennen, da in den meisten Fällen schon die Ahnen der in den Herrenstand erhobenen Männer in hervorragenden Stellen erscheinen.

Doch war auf diesem Gebiet rasches Emporkommen ebenso wenig ausgeschlossen, als auf dem militärischen oder diplomatischen, ja, die bürgerliche, besonders die juridische Laufbahn bietet hiefür mehrere Beispiele. Graf Grassalkovics, Präsident der Hofkammer, einer der reichsten Herren Ungarns, 1751 auf seinem Schlosse in Gödöllő durch den Besuch der Kaiserin Maria Theresia beehrt, zeigte stolz das irdene Töpfchen, mit dem er als Bettelstudent milde Gaben gesammelt. Aehnlich war die Carrière des Grafen Fekete, der als Judex Curiae starb. Der erste Baron Bornemissza de Kászon (1730 baronisirt) begann seine Laufbahn als Schreiber und Beamter bei einem Salzamt. Merkwürdig ist noch die Laufbahn des ersten Barons Harrucker, der als Bäckerlehrling in Linz anfing, als Lieferant den Grund zu grossem Vermögen legte, und als Obergespan von Békés und Besitzer beinahe des ganzen Komitats endete. Seine Familie ist in männlicher Linie ausgestorben, in weiblicher setzen sie die Károlyi und Wenckheim fort. Auch die Familie der Wenckheim ist bürgerlicher Abstammung, ihr Ahne hat als Arzt grossen Ruf erworben. Ungarischer bürgerlicher Abstammung sind von den jetzt blühenden Geschlechtern die Grafen Schmidegg aus Kremnitz und die Barone Hellenbach aus Schemnitz. Der Ahne der Letzteren wurde wegen seiner medizinischen Verdienste 1686 Freiherr. Der Ahne der berühmten Familie Thököly legte als Pferdehändler den Grund zu der Grösse seines Vermögens und Namens.

Wir sehen also, dass der ungarische hohe Adel, dessen berühmteste alte Familien im Laufe der Jahrhunderte ausstarben, zwar in erster Linie aus dem mittleren Adel neuen Zufluss erhielt, dass aber auch andere Elemente nicht vollständig verpönt waren. Durch Kriegsdienst und politische Verdienste konnte sich jeder Edelmann den Weg zu hohen Titeln bahnen, und auch die Intelligenz und der Reichtum waren mit nichten ausgeschlossen. Das Oberhaus repräsentirte trotz seiner äusserst conservativen Natur keine abgeschlossene, auf den Aussterbe-Etat gesetzte Kaste.

Dr. H. MARCZALI.[1]

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Bartók Lajos, Karpáti Emlékek. (Erinnerungen aus den Karpathen. Gedichte, mit Original-illustrationen von Béla Spányi.) — Budapest, 1885, Franklin, 95 S.

Baumgarten I., A kisérlet tana. (Lehre vom Versuche. Strafrechtliche Studie. Von der ung. Akademie der Wissenschaften belobte Preisarbeit von Dr. Isidor Baumgarten.) Budapest, 1885, Pfeifer 568 S.

Besze János, Történelmi bölcsészet vazlata. (Grundzüge der Geschichts-Philosophie von Johann Besze.) Szegedin, 1885, Traub, VIII u. 95 S.

Bihari Péter, Egyetemes és reszleges aesthetika. (Allgemeine und spezielle Aesthetik von Dr. Peter Bihari.) Budapest, 1885, Pfeifer, I. Heft, 64 S.

Bokai Johann jun., Die Geschichte des Armen-Kinder-Spitals in Budapest, 1839—1883. Budapest, 1884, Selbstverlag, 17 S.

Codex diplomaticus hungaricus Andegavensis. Diplomatarium des Zeitalters der Anjou. Im Auftrage der historischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von *Emerich Nagy.* IV. Band: 1340—1346. Budapest, 1884, Akademie, 679 S.

Csiky Gergely szinművei, X. Buborékok. (Gregor Csiky's dramatische Werke, X. Seifenblasen, Lustspiel in drei Akten). Budapest, 1885, Akademie, 109 S.

Dante Alighieri, Divina commedia. II. Das Fegefeuer. Aus dem Italienischen ins Ungarische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Dr. Johann Angyal.* I. Heft. XXIX und 73 S. Budapest. 1885, Aigner. — Der erste Teil (Die Hölle) war bereits früher erschienen.

Gelléri Mór, A kiallitások története, fejlödése. (Geschichte, Entwicklung und künftige Organisation der Ausstellungen von Moriz Gelléri.) Budapest, 1885, Dobrowsky und Franke, 264 S.

Görgey István, 1848 és 1849-ből. (Aus den Jahren 1848 und 1849. Erlebnisse und Eindrücke, Urkunden und Erläuterungen, Studien und historische Kritik, von Stefan Görgey.) Budapest, 1885, Franklin, XX und 323 S.

Grünwald Béla, Kossuth és a megye. (Kossuth und das Comitat. Antwort auf Ludw. Kossuth's Artikel, von Béla Grünwald.) Budapest, 1885, Ráth, 53 S.

Jakab Elek, Erdély katonai védereje átalakulása a XVIII. században. (Die

[1] Dieser interessante Beitrag zur Geschichte des gegenwärtigen Oberhauses erschien zuerst ungarisch in dem Tageblatte «Egyetértés» und gleichzeitig deutsch im «Pester Lloyd.»

* Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Umgestaltung der Wehrkraft Siebenbürgens im XVIII. Jahrhundert von Alexius Jakab.) Budapest, 1884, Akademie, 102 S.

Jokai Maurus, Die weisse Frau von Leutschau. Historischer Roman in fünf Banden. Deutsche Uebersetzung. Budapest, 1885, Révai, 171, 128, 140, 129, 88 S.

Kandra Kabos, Szabolcs varmegye alakulása. (Die Entstehung des Comitates Szabolcs von Jakob Kandra.) Budapest, 1884, Akademie, 40 S.

Katona Mor, A penztartozasokról jogi és közgazdasági alapon. (Die Gelddarlehen in juristischer und volkswirtschaftlicher Beziehung von Dr. Martin Katona. Von der ungar. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift). Raab, 1885, Gross, VII u. 138 S.

Koltai Virgil, Irodalom torteneti es aesthetikai tanulmanyok. (Literarhistorische und ästhetische Studien von Dr. Virgil Koltai.) Budapest, 1885. Kilian, 276 S.

Lipp Vilmos, A keszthelyi sirmezők. (Die Grabfelder von Keszthely von Dr. Wilh. Lipp. Herausgegeben von der archaeolog. Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften.) Budapest, 1884, Akademie, VIII, 52 S. und 18 Tabellen.

Molnár Viktor, A hazai középiskolak reformja. (Reform der ungarischen Mittelschulen. G.-A. XXX : 1883 über die Mittelschulen und die Qualification ihrer Lehrer, mit Erläuterungen, Anmerkungen und sämmtlichen bezüglichen Ministerial-Erlässen, herausgegeben von Viktor Molnár.) Budapest, 1885, VII, XI und 176 S.

Monumenta Vaticana Hungariae. Zweite Serie, erster Band: Berichte päpstlicher Legaten aus Ungarn 1524—1526. Budapest, 1884. St. Stefan-Verein, 4°, CLIII und 472 S. nebst 8 Tabellen. — Der Text der Berichte ist italienisch; die Einleitungen ungarisch mit gegen überstehender lateinischer Uebersetzung.

Nouvelles hongroises, publiées par la Gazette de Hongrie. Budapest, 1885, Grill. 136 S.

Országh S., Budapest épitkezései, 1868–1882. Zweite Auflage, Budapest, 1885, Nagel, IX und 218 S. Dasselbe deutsch:

— *Budapest's öffentliche Bauten, 1868—1882, von Dr. Alexander Orszagh.* Budapest, 1885, Nagel, XII und 254 S.

Pasteiner Gyula, A művészetek tortenete (Geschichte der Künste von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage von Dr. Julius Pasteiner). Budapest, 1885, Franklin, XIV und 763 S., mit 352 Illustrationen im Text.

Pulszky Ágost, A jog- és allambölcselet alaptanai (Grundzüge der Rechts- und Staatsphilosophie von Prof. Dr. August Pulszky). Budapest, 1885, Eggenberger, 349 S.

Somló Sándor, Első szerelem. (Erste Liebe, von der ungar. Akademie mit dem Teleki-Preis gekröntes Lustspiel in drei Aufzügen von Alexander Somló.) Budapest, 1885, Grill, 215 S.

Szasz Béla, A reflexiv és vallaserkölcsi elem a költészetben. (Das reflexive und religiös-ethische Element in der Poesie und Longfellow von Béla Szász.) Budapest, 1885, Akademie, 44 S.

Trefort Ágoston, Emlekbeszéd Mignet Ferencz kültag folött. (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Fr. Mignet von August Trefort.) Budapest, 1885, Akademie, 14 S.

— *Mignet und seine Werke von August Trefort.* Budapest, 1885, Kilian, 27 S.

Vékey Zsigmond, Utazásaim a föld körül. (Meine Reisen um die Welt von Sigmund Vékey). Budapest, 1885, Aigner, XVI und 312 S.

Zichy Jenő gróf, A felsőházi torvenyjaraslatról. (Der Gesetzentwurf über die Reform des Oberhauses von Graf Eugen Zichy). Budapest, 1885. Tettey, 46 S.

WIE DIE RUMÄNEN GESCHICHTE SCHREIBEN.

IV.

Es ist ein bemerkenswertes Buch, welches ich nun besprechen will, nämlich das Buch *Nicolaus Densusian's:* «Revolutiunea lui Horia in Transilvania si Ungaria 1784—1785», welches in Bukarest 1884 erschien; es ist, wie der Verfasser es auch im Titel angibt, auf Grund amtlicher Documente abgefasst.

In dem Vorworte sagt der Verfasser Folgendes: «Wir haben sowohl den Beginn als auch die Peripetien der Revolution von 1784 geschildert, welche ein hervorragendes Ereigniss ist in den Freiheits-Kämpfen der Rumänen jenseits der Karpathen. Die Darstellung derselben hat nichts gemein mit den gegenwärtigen Zuständen, sie schildert blos die Begebenheiten und Ideen der Vergangenheit und die Organisation der gewesenen Gesellschaft. Die Geschichtsschreibung hat die edle Aufgabe, aus dem Leben der Völker sowohl das Gute als auch das Schlechte vorzuführen, darum leitete mich einzig und allein das Princip, die Wahrheit zu erforschen und darzustellen». Wir haben es also nicht mit einem leichtfertigen Werke eines leichtsinnigen Autors zu tun. Doch fügt der Verfasser gleich Folgendes hinzu: «Die Revolution von 1784 spiegelt die vielhundertjährigen Leiden des rumänischen Volkes in Siebenbürgen und Ungarn ab; man kann die Begebenheiten von 1784 ohne Kenntniss der Vergangenheit nicht verstehen, daher mussten wir die Schicksale, welche das rumänische Volk jenseits der Karpathen vom XIII. Jahrhundert angefangen bis 1784 erduldete, ausführlicher schildern». Aber den gleichzeitigen Zustand der Rumänen in der Moldau und Walachei berührt der Verfasser in seinem Buche mit keinem Sterbenswörtchen, obgleich er auf diese Weise das traurige Schicksal der siebenbürgischen Rumänen besser, als durch irgendwelche Declamationen hätte beweisen können. Da er nur das Eine tut, das Andere aber unterlässt, so müssen wir ein besonderes Augenmerk darauf werfen, wie er die Schicksale der siebenbürgischen Rumänen schildert. Nur eine solche Darstellung der Vergangenheit, welche blos die erkennbaren Tatsachen enthält und die Fictionen verschmäht, kann die Ereignisse vor 1784 in das richtige Licht stellen und den Leser in den Stand setzen, ein richtiges

Urteil zu fällen. Beruht dagegen die Schilderung der Vergangenheit nicht auf wirklichen Tatsachen, sondern auf Hirngespinsten, so wird sie auch unwillkürlich die Ereignisse von 1784 in ein schiefes Licht stellen und den Leser irreführen.

Densusian charakterisirt vor Allem die Revolution von 1784, indem er darin sein historisches Credo niederlegt. «Die Revolution von 1784, so schreibt er, ist in den Annalen Siebenbürgens das merkwürdigste Ereigniss; *sie ist der Anfang der neuen Ideen, der neuen Principien und Tendenzen.* Es ist wohl wahr, dass sie von der feudalen und politischen Unterdrückung erzeugt wurde, dass sie unter Anderm auch die Abschaffung der adeligen Privilegien bezweckte: aber ihr eigentliches wahres Ziel war nicht eine Abänderung der socialen Ordnung, sie war auch nicht blos der Kampf des Bauernstandes gegen die privilegirten Classen, oder ein Kampf des Proletars gegen den Reichen, *sondern sie war der Kampf des Unterjochten gegen den Eroberer, sie war ein Krieg für die nationale Freiheit, zur Wiedererlangung des Vaterlandes*». Densusian hatte so eben erklärt, dass seine Darstellung der Begebenheiten von 1784 nichts gemein habe mit den gegenwärtigen Zuständen, dass sie blos die Ereignisse und Ideen der Vergangenheit schildert. Hierin irrt er sich aber gewaltig. Denn wenn, wie er vom historischen Standpunkte aus behauptet, jenes Ereigniss ein Kampf des Unterjochten gegen den Unterjocher, wenn es ein Krieg zur Erringung der nationalen Freiheit und des Vaterlandes war: so berührt die Schilderung desselben im höchsten Grade den gegenwärtigen Zustand, und man kann durchaus nicht behaupten, dass es mit der Gegenwart nichts gemein habe. Nach Densusian's Auffassung gehört Siebenbürgen auch heutigen Tages noch dem Eroberer und nicht ausschliesslich den Rumänen. Bedeutet das nicht so viel, dass der Kampf der Unterjochten gegen den Eroberer noch nicht beendet ist, und dass er, wenn er auch jetzt nicht wütet, doch nur die günstige Gelegenheit zum Ausbruche abwartet? Und wenn Densusian anders denkt als er schreibt, so sorgen schon die Baritiu und Slavici in ausgiebiger Weise dafür, dass Niemand den Krieg als beendet betrachte.

Ist aber dieser Krieg ein berechtigter? ist die Aufreizung Densusian's und Baritiu's eine berechtigte? Das sogenannte Naturrecht oder Vernunftrecht kann dem Besiegten das Recht nicht absprechen, die von dem Eroberer gelegten Hindernisse aus dem Wege wegzuräumen; anderseits kann aber auch dem Sieger das Selbsterhaltungsrecht nicht abgesprochen werden, sich zu verteidigen, ja in seiner Verteidigung so weit zu gehen, wie es die alten Römer taten, nämlich die Empörung des Besiegten unmöglich zu machen. Wenn also das sich einander widerstreitende, aber unleugbare Recht auf die Ratschläge der politischen Weisheit nicht achten, sondern vielmehr den Kampf auf Leben und Tod fortsetzen will, dann

wehe jenem Lande und jener Gesellschaft, welche der Schauplatz eines solchen unversöhnlichen Kampfes sind! Aber gibt es wohl einen historischen Grund, eine berechtigte Ursache zu einem solchen Kriege in Siebenbürgen oder Ungarn zwischen den Rumänen und Nicht-Rumänen? Haben die Magyaren tatsächlich Siebenbürgen von den Rumänen erobert, und wann taten sie das? Weiss davon etwas die wahrhaftige und beglaubigte Geschichte?

Jawohl, es weiss davon zu erzählen Anonymus Belae regis notarius, es wissen davon zu erzählen «die berühmten Kaluger des Basiliten-Ordens, welche mit dickleibigen historischen, linguistischen und ecclesiastischen Werken das verlorene Land zurückzuerobern trachteten», so antwortet auf unsere Frage Densusian, der das Verfahren der von ihm erwähnten Basiliten sich aneignet.

In dem ersten Artikel habe ich mit unwiderlegbaren Tatsachen bewiesen, dass Anonymus' Erzählung eine bare Fabel sei; dass sie nicht blos mit den übrigen ungarischen Chroniken, sondern euch mit allen lateinischen und griechischen Quellenwerken des Orients und Occidents in Widerspruch steht. *Tuhutum, Gelu, Zalán, Menu-Marot, Glad* sind lauter fingirte Persönlichkeiten, ganz gleich den fabelhaften Helden Ariosto's im Orlando furioso. Die grossen und kleinen Reiche jener Fürsten existirten blos in der Phantasie des Anonymus; die historischen Personen jener Zeit, die nicht blos die in ihrer Nachbarschaft, sondern auch die in der Ferne lebenden Freunde und Feinde wohl kannten, der König und Kaiser Arnulf, Svatopluk und Simeon sahen und hörten nichts von den erwähnten Fürsten und Reichen. Doch nicht blos die Zeitgenossen, sondern auch die späteren Generationen hatten bis zum Jahre 1746 nicht die blasseste Idee von den walachischen und nicht-walachischen Reichen des IX. Jahrhunderts. Bis dahin betrachtete man die Walachen in Siebenbürgen und Ungarn, obgleich sie als römische Nachkommen galten, wie die Ladiner und Romauntschen in Tirol und der südwestlichen Schweiz, das heisst man betrachtete sie als einen abgesonderten romanischen Volksstamm. Da erschien das Büchlein von Anonymus im Jahre 1746. Der unirte Bischof Siebenbürgens lässt einige Jünglinge, darunter Sinkai, Klein und Maior in Rom studiren, und diese Jünglinge fabriziren nach dem Beispiele des Anonymus die Geschichte der Ost-Romanen; das sind die berühmten Kaluger des Basiliten-Ordens. Wir kennen bereits Sinkai und Maior aus dem, was wir in den Abschnitten I—III erörtert haben. Von Klein, der die walachische Kirchengeschichte componirte, habe ich hier keine Gelegenheit zu sprechen, aber auch er ist ein solcher historischer Dichter, wie seine beide Gefährten. Und diese von Sinkai, Maior und Klein erdichtete Märchenwelt soll uns die traurigen Ereignisse von 1784 verständlich machen und erklären?

«Das rumänische Volk — fährt Densusian fort — erhob sich nicht deshalb, um eine einfache Erleichterung der aus dem Hörigkeitsverhältniss entspringenden Lasten zu erreichen; es fühlte, dass es würdig sei eines besseren Loses. Es forderte zurück die vom Adel occupirten Ländereien, *denn es hatte die Ueberzeugung, dass sie einst sein Eigentum waren;* es forderte die Herrschaft über Siebenbürgen, *denn es wusste, dass das Vaterland als rechtmässigem Erben nur ihm gehöre;* es forderte die Vertreibung der herrschenden Classe, *denn es betrachtete nur sich als gesetzliche Nation Siebenbürgens.* Mit einem Worte die Revolution von 1784 wollte umstürzen das politische System der drei privilegirten Nationen, *und wollte auf den Trümmern derselben ein neues rumänisches politisches System aufbauen».*

Wir leben Alle in einer bewegten Zeit, und vielleicht jeder urteilsfähige Mensch hat es erfahren, wie viele fabelhafte Gerüchte die Begebenheiten umschwärmen, und wie sehr schon nach ein paar Jahren die Erinnerung dieselben verschönert, oder aber verdreht. Es ist schwierig, selbst in der Zeit, in welcher wir leben, die treibenden Ideen der Handlungen ins Reine zu bringen, es ist eine höchst schwierige Aufgabe, die sogenannte pragmatische Geschichte wahrheitsgetreu zu schreiben. Aber jeder Schriftsteller, der Geschichte schreibt, glaubt, dass das die eigentlichen Triebfedern und bewegenden Ideen der Handlungen waren, die er als solche bezeichnet. Ich glaube zwar nicht, dass Horia, Kloska und Krizsan, die Führer der Revolution von 1784, sich von den Ideen leiten liessen, die ihnen Densusian zumutet; gewiss aber ist es, dass Densusian selbst davon überzeugt ist, er habe die wahren revolutionären Ideen entdeckt, und dass er sie als historisch begründet betrachtet.

Densusian und Baritiu sind also davon überzeugt, *dass Siebenbürgen einst das Eigentum der Rumänen war, dass das rumänische Volk der rechtmässige Erbe des Landes ist;* dass die Magyaren, Székler und Sachsen Usurpatoren sind, die man mit Recht hinausjagen kann, sobald sich hiezu die Macht und Gelegenheit darbieten. — Insolange es einen Unterschied zwischen Recht und Gewalt gibt, geben wir dem Recht den Vorzug vor der Gewalt, und dieses wird wahrscheinlich auch die Weisheit Densusian's und Baritiu's zugeben. Das Recht zum Besitz des Grundes und Bodens beweist das «prior tempore, potior jure». Als Geiza II. den «flandrenses», d. h. den Vorfahren der heutigen Sachsen zur Bebauung schenkte «terram vacuam et desertam»: wo waren damals die Walachen? Als Andreas II. den Kreuzrittern des Hospitals Sancta Maria das Burzenland (desertam et inhabitatam) schenkte, wo waren da die Walachen? Als überhaupt die Sachsen die siebenbürgischen Städte zu begründen begannen, namentlich Kolozsvár (Klausenburg), Enyed (Strassburg), Offenbánya (Offenburg), Vizakna (Salzburg), Rodna, Vincz, u. s. w., um nur einige zu erwähnen, die ihre deutschen Namen bereits verloren haben, wo waren die städtebewoh-

nenden Walachen? Nirgends, wo sich die Sachsen ansiedelten, gab es Walachen, wenigstens lesen und hören wir nichts von einer Verdrängung walachischer Einwohner. Kein rumänischer Schriftsteller ist im Stande davon auch nur ein einziges Beispiel anzuführen. Und im Lande der Székler, wann waren die Walachen die ersten Besitzer? Vor der Tataren-Invasion finden wir blos an ein paar Stellen neu angekommene Walachen; aber Rogerius, der italienische Domherr, der sich von Grosswardein flüchtet und den grössten Teil Siebenbürgens durchwandert, der als geborner Italiener am leichtesten mit den Walachen hätte reden können und sicher sich sehr gefreut haben würde, wenn er irgendwo einem Walachen begegnet wäre, erlebte diese Freude nirgends und niemals. Auch nach der Tataren-Invasion betrachtet die Krone die hie und da auftauchenden Walachen als solche Leute, die ihr Eigentum waren, und ein anderer Grundbesitzer durfte nur mit specieller Einwilligung des Königs walachische Colonisten ansiedeln. Dieses wird durch die von Andreas III. im Jahre 1293 erlassene Urkunde bewiesen, wonach alle Walachen des Landes auf dem Krongute *Székes* hätten angesiedelt werden sollen (Universos Olacos in possessionibus nobilium vel quorumlibet aliorum residentes, ad prædium regale, Székes vocatum, ordinassemus revocari, reduci et etiam compelli redire invitos). Aber das Weissenburger Capitel machte dagegen die Einwendung, dass es mit Erlaubniss des Königs Ladislaus III. sechzig walachische Familien (sexaginta mansiones Olacorum) auf dem Besitztum des Capitels angesiedelt habe; und bat den König, dieselben dort zu belassen. — Schon diese wenigen Daten widerlegen vollständig die Fabeln des Anonymus und die Erzählungen der berühmten Kaluger von den walachischen Reichen. Und dennoch sollen diese Fabeln, zufolge der Aufreizungen Densusian's und Baritiu's den Krieg auf Leben und Tod motiviren und rechtfertigen!

Wenn aber die Rumänen nicht von Trajan's Zeiten angefangen Siebenbürgen bewohnten; wenn sie dort nicht zuvorkamen den Magyaren, Széklern und Sachsen, woher kamen also die ersten Einwanderer am Beginn des XIII. Jahrhunderts? Auf diese Frage gibt ihre Sprache eine entscheidende Antwort, und diese Antwort wird auch durch ihre kirchlichen Verhältnisse bestätigt. — Das was die rumänische Sprache von den andern romanischen Sprachen unterscheidet, gibt uns auch sichere Auskunft über den Ursprung des Volkes.

Es unterscheidet sich aber die rumänische Sprache von den übrigen romanischen Sprachen durch das starke slavische Amalgam, durch den Nachsatz des Artikels und durch die Bildung des Futurums; diese Eigentümlichkeiten konnte die in Verfall geratene lateiniche Sprache nur auf der Balkan-Halbinsel, in der Nachbarschaft der Albanier und Bulgaren erhalten. Die Rumänen lieben das Zeugniss der Sprache nicht und doch liegt darin ein viel gewichtigerer Beweis als in allen Dichtungen der Chro-

nisten. Selbst ein so geringfügiger Umstand, dass der Rumäne den Bulgaren «skai» nennt, weist auf die Albanier, denn diese gaben den Bulgaren den Namen «skai». — Was aber das slavische Amalgam anbelangt, so ist das leicht aus dem kirchlichen Verhältnisse zu erklären. Das im Entstehen begriffene walachische Volk lebte in den Balkanländern unter der bulgarischen Hierarchie; die Priester derselben waren Bulgaren oder Serben, beide bedienten sich bei dem Gottesdienste der altslavischen Sprache; daher kam es, dass die Walachen auch keine andere Schrift besassen als die kyrillische. Das nomadisirende walachische Volk kam mit solchen Priestern, mit einer solchen kirchlichen Sprache und mit einer solchen Schrift auch nach Siebenbürgen, und verbreitete sich mit seinen Heerden und unter seinen Knézen zuerst auf den Bergen; die Knézen lieferten den betreffenden Grundherren die Abgaben ab, die meistens in dem fünfzigsten Schafe bestanden, daher nannte man diesen Tribut auch «quinquagesima», Die Besiedelung des walachischen Volkes ist für die Geschichte Siebenbürgens von grosser Bedeutung, ich muss mich jedoch hier mit einer kurzen Andeutung begnügen. Slavici anerkennt schon halbwegs den Verlauf des walachischen Incolats, indem er bemerkt: «Die Rumänen erscheinen zu spät hier in den Tälern und auf dem flachen Land und können die Scholle eigener Erde nicht mehr finden; darum irren sie rastlos herum und reiben sich unaufhörlich an den übrigen Völkern, die zu rechter Stunde gekommen waren». (Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina; von Ivan Slavici, Wien und Teschen bei Karl Prochaska, 1881, auf der 3. Seite) Densusian aber klammert sich noch an die Fabeln der berühmten Kaluger und fährt also fort:

«In den Jahren 1437 und 1514 wollten die Untertanen in Siebenbürgen und Ungarn die Freiheiten zurückerlangen, welche sie in den verflossenen Jahrhunderten unter den ungarischen Königen genossen hatten, da sie Soldaten und Bürger des Vaterlandes waren». — Die rumänischen Schriftsteller und so auch Densusian betrachten das, was in den Balkanländern geschah, als die Geschichte der Rumänen in Siebenbürgen, und das was im Allgemeinen ohne Unterschied die Hörigen in Ungarn und Siebenbürgen erduldet haben, schildern sie als besondere Bedrückungen und Handlungen der siebenbürgischen Rumänen. Wir haben im vorigen Abschnitt den Aufstand Assan's und Peter's erwähnt, Densusian stellt zu wiederholten Malen Horia in gleiche Linie mit Assan und Peter. Ebenso führt er die Unruhen der ungarischen Bauern vom Jahre 1437 und 1514 als solche an, die speciell von den siebenbürgischen Rumänen ausgingen. Die Bewegungen von 1437 werden auch von den ungarischen Historikern als ein Aufstand der Walachen betrachtet, denn auch ihnen schweben die walachischen Reiche des Anonymus vor, und auch sie versetzen die grosse Anzahl der Walachen des XIX. Jahrhunderts in das XV. Jahrhundert, als

ob schon damals fast alle Hörigen in Siebenbürgen Walachen gewesen wären. Die vom Grafen Teleki in seinem Werke «Hunyadiak kora» veröffentlichte Urkunde erzählt uns am ausführlichsten und glaubwürdigsten die Ursache und das Ziel jenes Aufstandes, sie bekundet es ausdrücklich, dass die Walachen einen sehr geringen Anteil daran hatten. Die der griechischen Kirche zugetanen Walachen hatten blos die Quinquagesima zu leisten, dagegen mussten die magyarischen Hörigen den Zehenten der Kirche und das Neuntel dem Grundherrn entrichten, und sie hatten in Bezug auf diese Leistungen und auf die Vererbung der Bauerngründe Beschwerden; wegen dieser Beschwerden erhoben sich die magyarischen römisch-katholischen Untertanen, wie es die Urkunde ausdrücklich erklärt.

Den grossen Bauernaufstand von 1514 aber kann Niemand als einen Aufstand der Walachen bezeichnen; dieser Aufstand wurde von Dózsa, einem gebornen Székler, im Interesse der armen magyarischen Hörigen erregt und geleitet, und die angefachte Flamme wurde von magyarischen Geistlichen geschürt, die gleiche Gesinnungen hegten, wie die unterdrückten Untertanen.

Densusian verwechselt ferner die zur Zeit der Árpáden bestandene Classe der «*Castrenses*», die in der Tat Soldaten und daher im Sinne des nachherigen Rechtsbegriffes «*regnicolae*», das heisst vollberechtigte Söhne des Landes waren, mit den Hörigen, die auch damals schon existirten, und er behauptet, dass die Castrenses Walachen waren, was der historischen Wahrheit noch mehr widerspricht. — Bis zur Invasion der Tataren finden wir noch kaum einen ackerbautreibenden Walachen; in Siebenbürgen entstehen nur nach dieser Invasion neben den «terrae christianorum», von welchen dem Bischof der Zehent entrichtet wurde, die «terræ schismaticorum», das heisst die neuen Bauerngründe, welche von Walachen, Bulgaren oder Serben angebaut wurden und keinen Zehent entrichteten. Die Classe der Castrenses stand in der grössten Blüte zu jener Zeit, in welcher noch kaum einige Walachen existirten. Später, nämlich im XIV. und XV. Jahrhundert gab es zwar auch Walachen, die zu königlichen Burgen gehörten und unter königlichen Burgvögten standen, aber damals war die Zeit der alten Burgverfassung und der eigentlichen Castrenses bereits abgelaufen.

Was aber den Zustand der siebenbürgischen Rumänen in das hellste Licht stellen würde, das unterlässt Densusian; er sagt uns nicht, *wie der Zustand der Rumänen in den Jahren 1437 und 1514 in der Moldau und Walachei beschaffen war?* Und doch wie gut wäre es, wenn wir diesen Zustand kennen würden, um wie viel richtiger könnten wir die damaligen siebenbürgischen Verhältnisse beurteilen!

«Das XVI. und XVII. Jahrhundert, fährt Densusian fort, hat die Rumänen jenseits der Karpathen von der Herrschaft der slavischen Sprache

in der Kirche befreit; dann kam das XVIII. Jahrhundert, welches sie von der feudalen und politischen Sklaverei befreien wollte».

Das XVI. und XVII. Jahrhundert *hat also die Rumänen von der slavischen Sprache in der Kirche befreit.* Der freundliche Leser möchte wohl gerne erfahren, wie dies geschah; er möchte es gerne wissen, wie und auf welche Art und Weise auch die Rumänen selbst bestrebt waren, diese Befreiung zu erwirken? Densusian bleibt uns wieder die Antwort schuldig, und es ist doch wirklich schade, dass er das Verdienst der Rumänen bei der Abschüttelung des Joches der slavischen Sprache verschweigt. Ich muss also mit einigen Tatsachen diese Lücke ausfüllen.

Im XVI. Jahrhundert verbreitete sich die Reformation auch in Siebenbürgen, ja sie wurde dort die herrschende Religion; siebenbürgische Protestanten, im Anfange besonders Sachsen, liessen auf ihre eigenen Kosten in walachischer Sprache übersetzte Katechismen und andere religiöse Schriften drucken. *Das sind die allerersten walachischen Druckwerke in ganz Europa.* Das allererste walachische Buch erschien im Jahre 1546 in Hermannstadt, unter dem Titel: «Christlicher Unterricht». Lukas Hirschel, der Richter von Kronstadt, liess das erste walachicche Homilienbuch übersetzen und auf eigene Kosten drucken. Im Jahre 1643 gab Georg Rákóczy I. dem neuen walachischen Bischof den Befehl, an den Sonntagen und an allen Feiertagen, bei Begräbnissen, Taufen die Predigten und andern kirchlichen Functionen in der Sprache des Volkes, das heisst in walachischer Sprache, zu halten und halten zu lassen (vernacula sua lingua prædicabit prædicarique per quosvis alios pastores procurabit). Und diesen Befehl erklärten damals Viele für eine kalvinistische Tyrannei. — Im Jahre 1648 erschien auf Kosten desselben Georg Rákóczy in seiner zu diesem Zwecke errichteten Druckerei auch das Neue Testament in walachischer Sprache, obgleich noch mit kyrillischer Schrift. — Nun das waren die Tatsachen, durch welche das XVI. und XVII. Jahrhundert die Rumänen vom Joche der slavischen Sprache befreite. Und welch anderes Verdienst haben sie sich dabei erworben, als dass sie die gebratene Taube sich in den Mund fliegen liessen? Aber wann erschien in der Moldau und Walachei das erste walachische Buch? Wann erschien dort, dem Fürsten Rákóczy vorgreifend, die erste walachische Bibelübersetzung? Wann wurde dort das Rumänische zur Kirchensprache? Es wäre gut gewesen, wenn Densusian uns darüber Auskunft gegeben hätte, ja, es war seine Schuldigkeit, das zu tun, damit wir auch daraus ersehen hätten, ob in geistiger Beziehung die siebenbürgischen Rumänen schlimmer daran waren, als die in der Moldau und Walachei. Ich muss gestehen, dass das nicht blos ein historisches Versäumniss, sondern eine historische Verdrehung ist, wenn er die siebenbürgischen Rumänen so hinstellt, als hätte es sonst nirgends in der Welt Rumänen gegeben, oder als ob die schlechte und rechte

siebenbürgische Politik für die Gesammtheit der Rumänen verantwortlich wäre!

«Nun folgte das XVIII. Jahrhundert, meint Densusian, welches die Rumänen von der feudalen und politischen Sklaverei befreien wollte». Es wäre, um einen Vergleich machen zu können, höchst lehrreich, wenn er uns den Zustand der rumänischen Hörigen in der Moldau und Walachei während des XVIII. Jahrhunderts anschaulich gemacht hätte; er spricht aber auch hier blos von den siebenbürgischen Rumänen. Was er vom Bischof Klein behauptet, dass er schon vor 150 Jahren die Rumänen in politischer Beziehung auf einen Standpunkt erheben wollte, welchen sie auch heute noch nicht erreicht haben, das ist so zu verstehen, dass der unirte Bischof Klein am Beginn der Regierung Maria Theresia's den gleichen Rang beanspruchte mit dem röm. kath. Bischof und dem röm. kath. Clerus, und dass er die Anerkennung der Rumänen als vierter ständischen Nation wünschte. Nun das letztere ist heute gar nicht mehr möglich, nachdem auch der politische Unterschied der ehemaligen drei «ständischen Nationen» abgeschafft werden musste.

Densusian schickt die Schilderung der vergangenen Jahrhunderte deshalb voraus, um die Revolution von 1784 verständlich und begreiflich zu machen, aber seine Schilderung ist, wie wir gesehen haben, eine einseitige und falsche, darum wirft sie auch nicht ein gehöriges, sondern vielmehr ein fälschendes Licht auf die Bewegung, die den Hauptinhalt seines Buches ausmacht.

V.

Die traurigen Ereignisse von 1784 nahmen ihren Anfang in der Zalatnaer Domäne. «Die Rumänen der Gebirge bei Abrudbánya, die teils Bergknappen, teils «Castrenses» waren, hatten in den ältern Zeiten viele Privilegien und auch im Jahre 1547 hatten sie noch einen Vojvoden».— Da Densusian die Ueberzeugung hegt, dass die Rumänen seit uralten Zeiten im Besitze Siebenbürgens waren, und auch den Aufstand von 1784 so darstellt, als ob der Zweck desselben die Wiedererlangung des uralten Rechtes und der alten Erbschaft gewesen wäre, so stellt er auch die Bedeutung der Knézen, Bojaren und Vojvoden nicht in das richtige historische Licht. Nach seiner Ansicht hatten die Rumänen einst eine *nationale Suprematie besessen*, und das politische Recht der Vojvoden, Bojaren und Knézen verminderte sich oder verschwand auch ganz, als jene verloren ging. Er behauptet, dass das Feudalsystem niemals Eingang fand bei den Rumänen, dass es unter ihnen keine Herren und Hörigen gab. — Als ob in Siebenbürgen und Ungarn neben dem guten oder schlechten Staatsrecht auch noch ein anderes existirt hätte oder auch nur existirt haben konnte. Das

ungarische Staatsrecht oder Königsrecht umfasste das ganze Territorium, auf welchem es neben dem herrschenden System, möge das nun nach der modernen Auffassung gut oder schlecht gewesen sein, sehr mannigfaltige sociale und rechtliche Unterschiede gab, aber *alle waren der Oberherrlichkeit des königlichen Rechtes untergeordnet.* Wenn wir auch annehmen wollten, dass aus der Zeit vor dem Entstehen des Königtums die Nachkommen der sieben oder acht ursprünglichen magyarischen Stämme im Besitze solcher Territorial-Rechte geblieben waren, die nicht aus dem königlichen Rechte abgeleitet werden konnten, die aber schon unter den ersten Königen in Vergessenheit gerieten, das heisst in solche Rechte verwandelt wurden, die aus der königlichen Macht erflossen: aber nimmer können wir uns vorstellen, dass es ausserhalb des Gebietes der sieben oder acht magyarischen Stämme noch ein anderes selbständiges slavisches oder rumänisches Territorialrecht gegeben hätte; denn dieses musste jedenfalls kraft der magyarischen Occupation aufhören. Die unter dem magyarischen Regiment zur Ansiedelung eingeladenen oder von selbst eingewanderten neuen Inwohner erhielten ohne Ausnahme unter der königlichen Hoheit, folglich mit Einwilligung oder Nachsicht des Königs Grund und Boden, und zwar mit ausserordentlich verschiedenen Bedingungen und Gerechtsamen.

Die Rumänen gehören zu den sehr späten Ankömmlingen, und sie waren nicht, wie die Deutschen, *städtebauende* Inwohner, sondern *nomadisirende Hirten.* Diejenigen, die unter ihnen Vojvoden, Knézen oder Bojaren wurden, wurden es infolge der Ernennung oder der Zustimmung von Seite der ungarischen Krone, beziehungsweise von Seite der königlichen Burgvögte.

Es ist demnach ganz unrichtig, was Densusian auf pagina 45 behauptet, dass «dort, wo die Rumänen, wie in Siebenbürgen und Ungarn, die nationale Suprematie verloren haben, der Wirkungskreis der Vojvoden immer enger wurde, und dass sie endlich einfache Hauptleute der Castrenses wurden. Dennoch erhielten sich in Ungarn und Siebenbürgen die rumänischen Vojvoden bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts, zwar nicht in jenem Glanze, wie die Vojvoden der Moldau und Walachei, aber wenigstens als traurige Reliquien der alten militärischen Verfassung des rumänischen Volkes». — Hat es denn Densusian noch in keiner rumänischen Geschichtsquelle gelesen, dass auch «die glänzenden Vojvoden der Moldau und Walachei» die Vasallen der ungarischen Krone waren? Hat er noch nicht gelesen die Huldigungs-Urkunde des berühmten Michael «des Tapfern» vom Jahre 1598, worin derselbe gelobt: «Sacram Cæsaream et Regiam majestatem pro domino et rege nostro legitimo et naturali recognoscere, *quem ad modum etiam tempore divorum olim regum Hungariae de jure competebat!*» Weiss er es nicht, dass diese Formel von Karl Robert angefangen

bis Bocskay in der Tat «juris status» war? Will auch er auf solche Weise die rumänische Geschichte fabriziren?

Das Wort *Vojvode* hat eine vielfache Bedeutung; vergleichen wir z. B. mit einander den Vojvoden Siebenbürgens Johann Zápolya mit dem Vojvoden der Zigeuner seiner Zeit, (dass die Würde eines Vojvoden der Zigeuner schon unter Sigismund factisch bestand, ist historisch erwiesen). Es gab viele walachische Vojvoden in Siebenbürgen und Ungarn: ob sie an die Seite des Vojvoden Zápolya, oder vielmehr an die des Vojvoden der Zigeuner gestellt werden sollen, das überlasse ich Densusian zu entscheiden.

Er behauptet ferner, dass die rumänischen Vojvoden in Siebenbürgen und Ungarn in *mehrere Knéziate* verteilt waren. «Die Knézen führten teils ein richterliches, teils ein administratives Amt, doch bestand ihre Hauptaufgabe in der militärischen Präfectur. Ihre Würde war erblich. Noch im XIV. und XV. Jahrhundert gab es eine grosse Anzahl von Knézen; sie bildeten eine merkwürdige Classe des Rumänentums; heute aber sind sie ganz verschwunden». Densusian stellt also die Sache so dar, als ob die Knezen eine besondere sociale Classe der Rumänen gewesen wären. Aus der Geschichte der Besiedelung des Landes aber geht hervor, *dass die Knézen bei den Slaven und Rumänen dasselbe waren, was bei den Deutschen die Schultheisse*, d. h. Unternehmer, die zur Besiedelung von menschenleeren Feldern und Wäldern Inwohner herbeischafften unter den von den betreffenden Grundherren festgesetzten Bedingungen; die von den auf solche Weise angesiedelten Einwohnern die Abgaben erhoben und dieselben auch im Sinne der festgesetzten Bestimmungen verwalteten. Dafür erhielten sie gewisse Vorteile und Privilegien, und ihr Amt war erblich und ging mit dem damit verknüpften Einkommen vom Vater auf den Sohn über; ja es konnte sogar mit Einwilligung der Herrschaft auch an Andere verkauft werden. Die auf den Krongütern oder auf den zu einer königlichen Burg gehörigen Ländereien ansässigen Knézen wurden nicht selten auch geadelt; der grösste Teil der walachischen Edelleute in Siebenbürgen und in der Marmaros stammt von solchen geadelten Knézen ab. Ebenso wurden auch mehrere Schultheisse zu Edelleuten. Bei uns hörten die meisten Knézen und Schultheisse bei der Einführung des Urbariums auf; in Siebenbürgen hörten die alten Knéziate auf, als die Rumänen feste Ansiedelungen erhielten und sich dem Ackerbau widmeten. Nachher wurde der Dorfrichter Knéz genannt.

«Das rumänische Bojarentum, fährt Densusian fort, ist nicht aus dem Feudalismus hervorgegangen, denn ehemals gab es unter den Rumänen keinen Feudal-Adel, sondern es war im Mittelalter eine wahrhaftige Krieger-Classe. Die Bojaren waren wirkliche Legionäre, folglich die Vornehmsten des militärisch organisirten rumänischen Volkes. Dieser bojarische Militärdienst war ein ganz eigentümlicher, er war an keine bestimmte

Dauer und an keine Bedingungen geknüpft, es herrschte bei den Bojaren nicht einmal eine feudale Erblichkeit». — Diese Charakterisirung kann blos auf dem Papier bestehen, in dem wirklichen Leben ist sie völlig haltlos. Die Zugehörigkeit der Fogarascher Bojaren zur königlichen Burg, so wie auch ihre Dienstleistung und ihr socialer Rang gehen aus den Statuten hervor, welche im Jahre 1508 zwischen Paul Tomori, dem Burgvogt von Fogaras, und seinen Bojaren zustande kamen, und welche auch von Johann Bornemisza, dem Vogt der Ofner Burg, genehmigt wurden. Diese Statuten sind eine historische Tatsache, Densusian's Charakterisirung aber ist ein eitles Hirngespinst.

Die meisten Knéziate und die meisten geadelten Knézen finden wir im Severiner Banat. Sie wurden mit den Namen der königlichen Burgen benannt, und unter Ladislaus IV. erhielten im Jahre 1453 die acht walachischen Bezirke, da sie die Grenzen des Landes verteidigten, wichtige Privilegien. Es entwickelte sich, wie in diesen, so auch in andern Knéziaten auch ein Usualrecht; aber die Selbständigkeit der acht Knéziate hörte bald auf, und bereits unter König Mathias sind sie verschollen.

Was aber die Walachen von Abrudbánya anbelangt, von welchen, wie wir oben sahen, Densusian behauptet, dass sie seit uralten Zeiten dort existirten, so belehrt uns die wahre Geschichte, dass es weder um das Jahr 1271, noch auch früher Walachen daselbst gab. König Stephan V. schenkt das Abruder Land am Ampoy dem siebenbürgischen Bischof und Capitel, vorher besassen diesen Landstrich der Ban Gyula und Székely von Szoboszló, ebenfalls in Folge königlicher Schenkung. Diesen Landstrich liess der Vojvode von Siebenbürgen, Matthäus, durch den Abt von Kertz im Jahre 1271 reambuliren (quae terra coram testimonio abbatis de Kerch et Andrea comite de Gyógy, homine domini regis, convocatis omnibus commetaneis et vicinis, et specialiter coram nobis exstitit reambulata, nullo penitus contradictore existente). In den städtischen Ansiedelungen, so in Zalatna, Abrudbánya, Offenbánya, Vizakna, waren nicht die Walachen, sondern die Deutschen die ersten Bewohner, die sich mit Bergbau beschäftigten; die Walachen haben in Siebenbürgen keine Stadt gegründet, und am allerwenigsten hat eine Bergstadt ihnen ihr Dasein zu verdanken. Im Laufe der Zeit aber erschienen in der Umgegend der von den Deutschen gegründeten Städte, in den Gebirgen und Waldungen, walachische Hirten, und aus ihnen wurden dann auch Bergknappen. Ein nicht zu verachtendes Zeugniss in Bezug auf die Ansiedelung der Walachen führt Densusian selbst an, und zwar aus einem Manuscripte des Bischofs Sterka Sulutz, der später Metropolit war. Als Sulutz von 1814 bis 1836 Popa im Dorfe Bistra war, hörte er von alten Leuten erzählen, dass die Vorfahren der Walachen ausgezeichnete Jäger waren, und dass sie deshalb von den siebenbürgischen Fürsten in den Revieren der Gebirge bei Abrudbánya als Wächter,

Plajaschen, gegen die von Ungarn her drohenden Einfälle der Türken angestellt wurden. — Wenn also um das Jahr 1547 ein walachischer Vojvode erwähnt wird, so ist das kein Beweis dafür, dass dieser Vojvode eine besondere Macht besass, oder dass die Walachen bereits seit uralten Zeiten in der Gegend von Abrudbánya wohnten.

Maria Theresia erliess am 12. Nov. 1769 eine Art Urbarium, welches die Schuldigkeiten der Untertanen festsetzte; *aber diese Regulirung hat einen grossen, fast unglaublichen Mangel, nämlich den, dass darin weder die Ausdehnung, noch die Qualität einer bäuerlichen Session bestimmt wurde.* Ich will zugeben, dass die Grundherren alle insgesammt, auch der Freiherr von Bruckenthal, sowie der Magistrat von Kronstadt, die Bauern schindeten, jeder Hörige glaubt wenigstens, dass ihn der Grundherr schindet. Nun aber gehörte die Zalatnaer Domäne dem Fiscus, nicht aber einem Privat-Grundbesitzer, und siehe da, die Hörigen dieser Zalatnaer Domäne sind es, die zuerst in bittere Klagen ausbrechen und, nachdem sie keine Erhörung und Genugtuung erlangen, zu den Waffen greifen. Folglich schindeten das Volk auch die siebenbürgischen Grossfürsten, Maria Theresia und Josef II. Die Walachen der Gebirge bei Abrudbánya leisteten, wie Densusian erzählt, im J. 1775 eine Zahlung von 14,769 Gulden an das Aerar; diese Summe wurde 1783 auf 21,555 Gulden erhöht. Es ist nicht möglich, dass dieses ohne Wissen Josef's II. geschah, und wenn es mit seinem Wissen geschah — seine fieberhafte Tätigkeit, sein Luchsauge erstreckte sich ja auf Alles und sah Alles — warum liess er es geschehen? Richtig ist, was Densusian sagt, dass die Walachen bei Abrudbánya, als Hörige des Staats, bereits im J. 1775 in eine drückendere Lage gerieten, als die Untertanen *des Adels*. Und dennoch stellt er blos den magyarischen Adel als unmenschlichen Schinder hin. Im J. 1778 senden vier Gemeinden: Nagy-Aranyos, Vidra, Kimpeny oder Campeni und Bistra Boten nach Hermannstadt, wo das Gubernium sich befand, und nach Wien, um ihre Beschwerden und Klagen einzureichen: Sprecher der Botschaft ist *Nicolaus Urs*, mit dem Beinamen *Horia* (der Sänger). Als die Boten zurückkamen, wurden sie zum Gefängniss und zu Stockstreichen verurteilt. Auf wessen Wunsch oder Befehl geschah dies? Auf Wunsch der herrschaftlichen Beamten, also auf Wunsch der Beamten des Grossfürsten!

Die Gemeinden des Dominiums von Unter-Zalatna hatten die Wirtshäuser bis zum Jahre 1778 für 157 Gulden gepachtet. Aber 1781 machte ein pensionirter Hauptmann, Johann Aron, Inwohner von Bistra, dem Thesaurariat den Vorschlag, die Wirtshäuser den Gemeinden wegzunehmen, um einen grössern Pachtschilling zu erhalten. Dies geschah auch. Zwei Armenier, Martin Bosnyák und Martin Patrubány, pachteten die Wirtshäuser um 12,000 Gulden und untersagten den Einwohnern den Weinschank, an den sie gewöhnt waren. Am 24. Mai 1782 war ein Jahrmarkt in Kimpeny,

und die Einwohner schänkten nach altem Gebrauche den Jahrmarktsleuten Wein aus. Daraus entstand zwischen den Leuten der Pächter und den Einwohnern ein Zank und Streit, und das herrschaftliche Gericht, also das Gericht des dem Fiscus gehörigen Dominiums, verurteilte mit Intervention des Comitats die Schuldigen zu strengen Strafen, zu 25—100 Stockstreichen, und zu Gefängnissstrafen von 3 Monaten bis zu 2 Jahren; über die fünf Anführer der Revolte verhängt das Gericht sogar die Todesstrafe. Ausserdem wurden zum Ersatz des Schadens die revoltirenden Gemeinden zur Zahlung von 8708 Gulden verurteilt, und von dieser Summe wurden, wie Densusian sagt, 6179 Gulden wirklich eingetrieben. Unter denjenigen, die an der Revolte teilgenommen hatten, befand sich auch Nicolaus Urs, der sich aber noch zur rechten Zeit flüchtete. Im J. 1783 ging eine grössere Botschaft nach Wien, um gegen das Urteil des herrschaftlichen Gerichts und überhaupt gegen die Bedrückungen der herrschaftlichen Beamten Beschwerde zu führen. Josef II. ordnete zwar eine Untersuchung an und verlangte ein Gutachten, wie den Missbräuchen ein Ende gemacht werden könnte; aber die Urteilssprüche des Gerichts wurden grösstenteils vollzogen und nur die Todesstrafe wurde in eine Gefängnissstrafe von 1—2 Jahren nebst 50—100 Stockstreichen umgewandelt.

Die zweite Botschaft, deren Mitglied auch der verfolgte Urs (Horia) war, kam nach Josef's zweiter siebenbürgischer Reise nach Wien; Josef durcheilte nämlich Siebenbürgen das erste Mal 1773 und das zweite Mal 1783. Auf seiner Durchreise empfing er unzählige Bittgesuche von den Einwohnern, und dieser Umstand erweckte besonders in den Walachen die Hoffnung zur Besserung ihres Loses; mit dieser Hoffnung begab sich auch die erwähnte grössere Botschaft nach Wien. Urs, oder Horia blieb auch nachher noch in Wien, indem er dort den Kaiser erwartete, der bereits nach Italien gereist war, von woher er am 29. März 1784 zurückkehrte. Urs erhielt eine Audienz bei Josef; was im Frühling 1784 bei dieser Audienz geschah, *davon hat man*, wie Densusian sagt, *nicht die geringste positive Nachricht.* Nachdem aber Horia zurückgekehrt war, verbreitete er in den Gebirgen bei Abrudbánya das Gerücht, dass er die Vollmacht erhielt, einen Aufstand gegen die Grundherren zu organisiren; zum Beweise dessen zeigte er eine alte Schrift mit Siegel und ein vergoldetes kupfernes Kreuz. Densusian meint, dass der verfolgte Horia auch keine andere Wahl hatte, als entweder einen Aufstand zu erregen, oder in die Hände seiner Verfolger sich zu begeben. Und doch hätte er auch eine dritte Wahl treffen können, nämlich in Wien zu bleiben, wo er bei dem Hofagenten Stefan Franz von Enyedi, an den ihn der Kaiser selbst gewiesen hatte, Schutz und Zuflucht gefunden hätte.

Horia, Kloska und Krizsán, die alle drei Hörige der Zalatnaer Herrschaft waren, stellen sich an die Spitze der Bewegung, die besonders auch

durch die von Josef angeordnete Volkszählung befördert wurde. Die walachischen Gemeinden glaubten, dass die Conscription zum Behufe des militärischen Dienstes geschieht, wodurch die Walachen von der Gerichtsbarkeit der Grundherren befreit werden würden. Denn dasselbe geschah vor etwa 20 Jahren mit den walachischen und széklerischen Untertanen, aus welchen man die Grenzregimenter bildete.

Die rumänischen Bauern planten, wie Densusian berichtet, den Ausbruch der Revolution für den Frühling von 1785; damals sollten alle walachischen Dörfer in einer Nacht ihre Grundherren todtschlagen; unterdessen sollen sie bestrebt sein, sich in Weissenburg von der Militärbehörde Waffen zu verschaffen. «So bereitete sich vor eine entsetzliche Schlächterei gegen den magyarischen Adel, meint Densusian, die ähnlich gewesen wäre der sicilianischen Vesper von 1282, oder der Bartholomäusnacht von 1572». Aber das Morden, Brennen, das gewaltsame Taufen und alle viehischen Ausschweifungen, die Densusian eine Revolution nennt, begannen schon im Anfang Novembers 1784. «Wie jede Revolution ihre bewegenden Ideen hat — so belehrt uns Densusian, — so hatte auch die Revolution von 1784 ihr bestimmtes Ziel». In erster Reihe hatte sie ein *politisches Ziel*. Die walachischen Hauptleute wollten die Revolution auf ganz Siebenbürgen ausdehnen und nicht blos die magyarischen Edelleute, sondern alle Magyaren ausrotten, wenn sie sich nicht taufen liessen (nämlich zur griechischen Kirche übertraten). So hätte die magyarische Herrschaft in Siebenbürgen aufgehört, und das Land wäre in die Hände der Rumänen gefallen; es versteht sich von selbst, fügt höchstgütig Densusian hinzu, unter der Oberherrlichkeit des österreichischen Hauses. — Die walachische Taufe wurde nicht — so erklärt uns die Sache Densusian — aus Antrieb eines religiösen Fanatismus gefordert, sondern auf Grund des walachischen Gedankens, dass dadurch die Magyaren zu Walachen werden.

In zweiter Linie hatte diese Revolution einen *socialen Zweck*. In Folge dessen soll 1. der Rumäne von nun an kein Höriger mehr sein; 2. der Adel soll aufhören; mit einem Worte der ganze Feudalismus und Adel sollen in Siebenbürgen abgeschafft werden, und es solle Gleichheit in Bezug auf die Lasten und Rechte herrschen. «*Wahrlich es ist eine der glorreichen Taten des rumänischen Volkes, dass es schon 1784 viel Blut vergoss für die Abschaffung der falschen Principien der Gesellschaft und für die Vernichtung der Knechtschaft und des feudalen Adels*», so verherrlicht Densusian den Aufstand von 1784. Die socialen Zwecke der Revolution bestanden ferner darin: 3. dass die Rumänen Waffen erhalten mögen und also eine nationale Bewaffnung stattfinde, und endlich 4. dass die Güter des Adels unter die Rumänen verteilt werden mögen.

Dieses, bemerkt Densusian, war kein Ausfluss eines Communismus oder einer Anarchie, sondern folgte aus einem einfachen historischen

Motiv. Denn die Rumänen wussten es, dass ihnen rechtswidrig die Felder, Berge und Weiden geraubt worden waren, dass folglich das Land ihnen gehöre. *Die Ideen* der Revolution waren traditionell, da sie auf historischem Rechte, auf dem Altertume der Rumänen beruhen.

Sicher ist es, dass Horia und seine Genossen das Morden, Rauben und Brennen bezweckten, sonst hätten sie ja nicht den Aufstand angezettelt; auch das können wir keck glauben, dass, nachdem die Regierungsgewalt das Blutvergiessen und Mordbrennen nicht augenblicklich unterdrückte, sondern vielmehr dadurch gewissermassen zu billigen schien, dass sie anfangs nur wenige Soldaten aufmarschiren liess, um dem Spektakel ruhig zuzuschauen, — die Verwilderung bei den Bauern und Popen von Minute zu Minute zunahm. Aber, wie ich schon oben bemerkte, ich glaube kaum, dass die empörten Bauern *einen solchen vorherbedachten, auf historische Tradition beruhenden Plan gehabt hätten.* Die Teilnehmer liessen sich sicher durch den Erfolg hinreissen, und auch das Zittern und Zagen der von der Regierung preisgegebenen Opfer mussten gewiss die Absichten der mordenden und plündernden Bauern und Popen steigern.

Die Rumänen wollten die Magyaren ausrotten, behauptet Densusian. Können wir es uns vorstellen, dass Horia und Genossen nicht gewusst hätten, dass es auch Szekler gibt, die nicht zerstreut, wie die Grundherren, sondern in compacten Massen beisammenwohnen, die es also schwer gewesen wäre in einer Nacht zu überrumpeln und abzuschlachten? Können wir es glauben, dass Horia und Genossen auch die Sachsen hätten ausrotten wollen, da sie doch das rumänische Volk mit dem Vorwande betörten, dass sie mit Zustimmung des *deutschen* Kaisers morden und plündern? Für so sehr hirnverbrannt können wir doch auch die wildesten Rumänen nicht halten, *dass sie es sich eingebildet hätten, es sei ihnen mit Zustimmung des deutschen Kaisers gestattet, die siebenbürgischen Deutschen auszurotten.* Wenn sie aber die Székler und die Sachsen nicht ausrotten können, so können sie auch nicht die Herren von ganz Siebenbürgen werden. Jener politische und sociale Zweck, mit welchem Densusian das Morden und die viehischen Taten der Anhänger Horia's gleichsam glorificiren will, ist gewiss viel eher die Ausgeburt seiner eigenen historischen Ueberzeugung, als eine dem Hirn Horia's entsprungene Idee. Und dafür bietet uns Densusian selbst einen Beleg.

Er erzählt uns, dass im Jahre 1773 während der ersten siebenbürgischen Reise Josef's die sächsische Gemeinde Hetzeldorf ihm ein Bittgesuch einreichte, welches Michael Konrad de Heydersdorf, als Notär des Stuhls, auch mündlich vortrug. Auf der Gemarkung von Hetzeldorf hatten sich nach und nach etwa hundert walachische Familien angesiedelt, welche die Gemeinde sehr ungern sah. Sie wollte also die Walachen überreden, sich zu entfernen und abzuziehen. Nachdem ihr das mit guten Worten

nicht gelungen war, ergriff sie Gewaltmassregeln und liess die walachischen Hütten durch Feuer zerstören. Nach einem Jahre begann aber das Dorf an einem und demselben Tage an mehreren Stellen zu brennen; und seitdem war dort bereits fünf Mal ein Schadenfeuer. Da die Sachsen überzeugt waren, dass die Rumänen aus Rache das Feuer anlegen, wendeten sie sich mit einem Bittgesuch an das Gubernium, in welchem sie gegen die Walachen Klage führen und behaupten, dass sie insolange sich nicht sicher fühlen können, bis die Walachen nicht von ihrer Gemarkung entfernt und anderswohin angesiedelt würden. Das Gubernium liess also den Rumänen verkündigen, dass, wenn in Hetzeldorf noch einmal eine Feuersbrunst ausbricht, die Walachen in solidum zum Schadenersatz verurteilt werden sollen.

Und siehe da, schon nach einer Woche brannte die Scheuer des Richters ab, in dessen Hause der Bescheid des Guberniums publicirt worden war. Die Rumänen dagegen führten folgende Klagen bei Josef: dass sie, obgleich sie für die Ausgaben des Stuhls und der Gemeinde ebenso beisteuern, wie die Sachsen, dennoch keine Aecker, keine Wiesen und Weingärten haben, weil ihnen die Sachsen nichts von dem Hotter geben wollen, indem sie als Vorwand anführen, dass sie den Grund und Boden von den ungarischen Königen erhielten und davon Niemandem etwas zu geben verpflichtet sind.

Welche Lehre können wir nun aus dieser Begebenheit, die uns Densusian selbst erzählt, schöpfen, etwa die, dass die Rumänen die Ueberzeugung hegten, die ungarischen Könige hätten die Gemarkung von Hetzeldorf in rechtswidriger Weise den Rumänen entrissen und rechtswidrig den Sachsen geschenkt? dass also im Grunde die Sachsen Usurpatoren, die Rumänen dagegen rechtmässige Eigentümer seien? Gewiss, nicht diese Ueberzeugung lebte in den Rumänen des Mediascher Stuhls um die Zeit von 1773, daher baten sie auch nur um die «cohabitionis permissio», und zwar aus zwei Gründen: weil sie bereits dort wohnen, und weil sie für den Stuhl und für die Gemeinde ebenso Steuer zahlen, wie die Sachsen. Jene historische Tradition, jene historische Rechtsbasis, welche Densusian in die Ueberzeugung der Horiaschen Leute hineindichtet, ist nur das Hirngespinst der von den berühmten Kalugern ersonnenen rumänischen Geschichte, und kam erst nach 1784 an's Tageslicht.

Was endlich die Ruhmesglorie des rumänischen Volkes anbelangt, dass es schon 1784, also vor der grossen französischen Revolution, viel Blut für die Umgestaltung der Gesellschaft und für die Rechtsgleichheit vergossen hat, so schreibt Densusian auch diese umsonst dem rumänischen Volke zu, denn diese Ehre gebührt dem Georg Dózsa, wenn es nämlich eine solche ist, der schon 1514, also 270 Jahre früher ähnliche Taten ausübte, wie das Rauben, Plündern und Morden der Walachen. Aber auch diese

wahrhaft lächerliche Idee sprach Densusian nur deshalb aus, um die historische Wirklichkeit in ein falsches Licht zu stellen.

Ich will diese traurigen Ereignisse hier nicht schildern, und zeige blos den Hintergrund, auf welchem Densusian das historische Bild aufträgt. Aus meiner Darstellung, welche ich den eigenen Worten Densusian's entnommen habe, kann sich der Leser davon überzeugen, dass dieser Hintergrund *ganz falsch sei. Der falsche Hintergrund wirft ein falsches Licht auf das Bild und fälscht auch dieses.* Uebrigens erzählt Densusian die traurige Geschichte auf Grund amtlicher Documente, und ich zweifle durchaus nicht an der wahrheitsgetreuen Mitteilung derselben.

Schliesslich muss ich noch einen Umstand erwähnen. Das unrichtige, feige Vorgehen des siebenbürgischen Guberniums, welches ganz ähnlich ist demjenigen der Regierung des Dobse Ladislaus gegenüber dem ungarischen Bauernaufstande von 1514, und andererseits die Spiegelfechtereien Horia's erweckten allsogleich den Verdacht, dass jenes entsetzliche Unglück, wenngleich nicht mit Zustimmung, so doch mit Wissen Josef's II., geschah. Darüber schreibt Densusian Folgendes: «Die Hartnäckigkeit, mit welcher Horia vor der gerichtlichen Commission jedes Geständniss verweigerte, erweckt in uns in Bezug auf die historische Wahrheit die hinlänglich begründete Ueberzeugung, *dass der Kaiser die für Siebenbürgen so wichtige Reformfrage mit Horia eingehend besprochen hat.* Aber auch fernerhin noch zu behaupten und zu meinen, dass Josef die Revolution billigte, ist eine pure Einbildung; obgleich Horia in diesem Falle das Losungswort: «Mit des Kaisers Willen und auf seinen Befehl!» gewiss nicht in die Welt geschleudert hätte. Diese Worte sind von der grössten Wichtigkeit, deshalb führen wir sie hier auch in rumänischer Sprache an: «Tote aceste imprejurari ne formeza o convinctiune destulu de reala, in ce privesce adeverulu istoricu, si anume, ca imperatulu discutasse cu Horia prea adancu cestiunea reformeloru sale cu privire la Transilvania. A sustine mai multu, ca revolutiunea se ar fi facutu cu aprobarea imperatului Josifu, ar fi o pura fantasia, de ore ce in casulu acesta, Horia de siguru nu ar fi scosu la lumina devisa: «Cu vola si porunca imperatului». 439 S.

Also Josef II. hat es notwendig gehabt, die politische Weisheit Horia's in Anspruch zu nehmen, und so hat er natürlich auch sein Auftreten gebilligt. Die Verteidigung Densusian's ist die schwerste Beschuldigung Josef's II. Und was noch trauriger ist, gerade die rumänischen Volksaufwiegler verbreiten unter dem rumänischen Volke die Ueberzeugung, dass der Aufstand Horia's von Josef II. gebilligt und anbefohlen wurde. Oder bedeuten die Worte Baritiu's, die er vor dem Pressgericht zu Hermannstadt am 14. Okt. 1884 gesprochen, etwas anderes? Baritiu sagte: «Die ungarische Regierung forderte aus Furcht vor Hora und Kloska die Vertagung des rumänischen griechisch-orientalischen Congresses. Wir aber fragen,

was wird die Regierung dann tun, wenn ihr Geist Fleisch und Blut angenommen haben wird und im Namen von *drei* (?) Millionen Rumänen zurückfordern wird das geraubte Recht und die Freiheit, aber nicht von der Regierung, *sondern direct von dem Urenkel des unvergesslichen Josef II., der so wie dieser,* ***zum zweiten Male dem rumänischen Volke den Befehl erteilen wird, das Sklavenjoch abzuschütteln***»? Es scheint demnach, dass Baritiu ebenso wie Densusian davon überzeugt sind, dass Josef II. die von Horia's Banden verübten Gräueltaten direct anbefohlen hat, und diese Ueberzeugung verbreitet Densusian mittelbar durch sein Buch, Baritziu aber unmittelbar mit Reden und durch seine Zeitung. Was die ungarische Regierung seiner Zeit tun wird, wenn die Urenkel Horia's und Kloska's das Blutbad und die damit verbundenen viehischen Ausschweifungen zum *zweiten Male* versuchen werden, — das weiss ich nicht; was aber auch bis dahin jede ungarische Regierung tun muss, darüber belehrt sie das Vorgehen Baritiu's in genug verständlicher Weise. Ich ersuche im Namen der Wissenschaft die rumänischen Schriftsteller, sie mögen anzeigen, *welches jene historischen Rechte sind, die den siebenbürgischen und ungarischen Rumänen von den Magyaren und Deutschen geraubt wurden,* denn ich selbst werde die Rückgabe dieser geraubten historischen Rechte bis zu meinem Lebensende fordern.

PAUL HUNFALVY.

LUDWIG ADOLF THIERS.

Gelesen in der Gesammtsitzung der Akademie. 23. März 1885.

Begegnen sich in der Lebensbahn eines Menschen grosse Ideen mit grossen Ereignissen, findet er mitten in diesen ein Terrain zu kämpfen und weithin zu wirken, wird er dabei vom Schicksal getragen, dann aber auch wieder dazu verurteilt, in der Praxis stets dieselben Principien und Lehren zu befehden, die er früher als die seinigen bekannt hatte, wodurch alle seine Erfolge gleichsam einen tragischen Hintergrund bekommen: ein solches Menschenleben, lehrreich für den Philosophen so gut wie für den Staatsmann, verdient ohne Zweifel den Gegenstand einer akademischen Abhandlung zu bilden. Sicherlich wird es mindestens nicht geringeres Interesse bieten, als die Taten eines mittelalterlichen Helden von fraglicher Bedeutung oder die Entzifferung einer alten Urkunde, die ohne Nachteil für die Menschheit auch unerklärt hätte bleiben können. Die Schilderung dieses Menschenlebens ist für uns umso mehr gerechtfertigt, als es Thiers ist, von dem ich rede, der in unseren Tagen zu so grossen Dingen berufen gewesene französische Staatsmann, der Redner und Geschicht-

schreiber, der eben in dieser letzteren Eigenschaft unserer Akademie als auswärtiges Mitglied angehört hat.

I.

Gleich seinem Freunde Mignet stammte Thiers aus dem südlichen Frankreich. Er kam am 18. April 1797 in Marseille zur Welt. Wie Mignet, zog es auch ihn nach Paris, sich das Feld für seine Fähigkeit und Anlagen zu verschaffen, was ihm auch gelang. Er ward Journalist, schrieb über innere und auswärtige Fragen und wusste durch seine geistreichen Artikel gar bald die Aufmerksamheit Talleyrand's auf sich zu ziehen.

Ausser den Zeitungsartikeln schrieb er auch grössere Abhandlungen — so eine über Law und dessen Operationen, eine andere über das Eigentumsrecht. Aber erst mit der zehn Bände starken «Geschichte der französischen Revolution» legte er den Grundstein zu seiner politischen Laufbahn. Ich werde nicht wiederholen, was ich erst kürzlich in diesem Saale bei der Denkrede auf Mignet über die Revolution Allgemeines gesagt habe; hier soll nur von Thiers' Geschichtswerke die Rede sein.

Das Werk hatte schon deshalb grossen Erfolg, weil es der herrschenden Stimmung entgegenkam, die eine Folge der reactionären Strömung war, welcher sich die Restauration, beim allmäligen Zurücktreten der Erinnerung an die Kaiserzeit und an die Leiden der Revolutionsjahre, immer mehr und mehr hingegeben hatte.

Die Revolutionslegende findet in diesem Buche ihre detaillirte Bearbeitung und eben in den Einzelheiten liegt hauptsächlich der Wert desselben: die volkswirtschaftlichen Zustände, die Assignaten, der Notstand, die Organisationsversuche, nicht minder die eingehende Schilderung der revolutionären Feldzüge, — alles in Thiers' bekannter, klar anschaulicher Weise vorgetragen, bilden ebenso viele Capitel von bleibendem Werte.

Der Autor schildert die auf den 9. Thermidor folgenden Ereignisse, das Vorgehen des Directoriums, den egyptischen Feldzug in einer Weise, dass der Leser gleichsam im voraus von der Notwendigkeit des Staatsstreiches vom 18. Brumaire durchdrungen und davon überzeugt werde, dass einzig ein Heros wie Napoleon Bonaparte vom Geschicke berufen gewesen sei, die Wohlfahrt Frankreichs auf diesem Wege zu begründen.

Ueber dieses erste grosse Werk von Thiers weichen heute die Meinungen sehr von einander ab; es findet Bewunderer, aber ebenso auch scharfe Kritiker; das richtige Maass liegt natürlich auch hier in der Mitte. Wer specielle Studien über die französische Revolution vorhat, wird es immerhin mit Nutzen lesen, wenngleich Einzelheiten betreffend die Schriften Professor Schmidt's lehrreicher sind. Der gewöhnliche Leser aber gewinnt keine richtige Vorstellung von der Revolution; er bekommt mehr

von der Legende als von der wirklichen Geschichte zu hören. Was ich diesbezüglich von Mignet gesagt, mag auch Thiers zur Entschuldigung dienen.

«Die Geschichte des Consulats und des Kaisertums» bildet die Fortsetzung des ersten Werkes und verschaffte dem Autor gleichfalls grossen Erfolg, weil der Zauber, den die Gestalt des Kaisers auf die Phantasie der Menschen ausübt, sich auf Thiers' Erzählung übertrug. Sie beginnt mit der Zeit nach dem 18. Brumaire, als der Consul Bonaparte vermöge seiner geistigen Superiorität in den Besitz der gesammten Macht gelangte. Da ist keine Rede mehr von der Freiheit, sondern einzig von der Ordnung, die hergestellt und mit starker Hand bewahrt werden soll. Wer wollte den Schöpfungen des ersten Consuls nach dieser Richtung hin seine Anerkennung versagen! Er führte die Truppen von Sieg zu Sieg, welche er übrigens neben seinem Feldherrngenie allerdings auch der Tapferkeit seiner Soldaten gleichwie der Ungeschicklichkeit seiner Gegner verdankte; er ordnete die Verwaltung und die Finanzen; er schuf den Code civil und das Concordat, die als seine zwei bedeutendsten Werke angesehen werden können.

Wohl muss man sagen, dass die Welt und mit ihr auch Thiers vom Glanze des Ruhms geblendet, alles Verdienst ausschliesslich dem Helden zuschreiben; denn gleichwie eine verlorene Sache des Sündenbocks nicht entraten darf, wird einem Glückskinde die ganze Glorie des Erfolges zuteil, an welchem vielleicht hundert talentvolle Männer redlich mitgearbeitet haben.

Mit Hilfe des Concordats stellte Bonaparte Religion und Kirche her, söhnte sich mit dem Papst aus, machte der Feindseligkeit des XVIII. Jahrhunderts gegen das Christentum ein Ende, indem er zugleich die alterworbenen Rechte des Staates gegenüber dem Vatikan auf's strengste zu wahren wusste.

Die von Bonaparte persönlich mit Consalvi geführten Unterhandlungen bieten ein Specimen staatlicher wie clericaler Diplomatie; es ist schwer zu entscheiden, welche von beiden dabei mehr Meisterschaft an den Tag gelegt hat. Aber es steht fest, dass seit den Zeiten der Reformationskriege kein Monarch, sei es aus Frömmigkeit oder aus Politik, so viel für die Interessen der katholischen Kirche getan hat, als Napoleon. Noch in seinen Gesprächen auf St. Helena kennzeichnete er die damalige Stimmung der Nation als eine solche, die es leichter erscheinen liess, die Franzosen zu Protestanten zu machen, als die katholische Kirche zu restauriren; dasselbe, was der erste Consul bereits Consalvi gegenüber betont hatte, — und wäre ersteres wirklich geschehen, so hätte der Protestantismus zweifellos auch in Italien platzgegriffen. Alle diese Handlungen des ersten Consuls werden von Thiers mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Anschau-

lichkeit, aber auch mit unbedingter Bewunderung für seinen Helden geschildert.

Dergleichen Friedenswerke befriedigten jedoch den ersten Consul und bald darauf den Kaiser Napoleon mit nichten; er wollte herrschen und nicht über Frankreich allein, denn seine Herrschbegierde kannte keine Grenzen. Nicht genug, dass Deutschland und Italien zu Vasallenstaaten geworden waren, die weltliche Herrschaft des Papstes musste vernichtet, Englands Macht gebrochen, die pyrenäische Halbinsel eingezogen, Russland besiegt und erniedrigt werden: die Weltherrschaft war das Ideal, das seiner Phantasie vorschwebte und das sein Ehrgeiz unablässig verfolgte. Hier zeigte sich sein wahres Wesen in unverhüllter Nacktheit, das Wesen des Despoten, wie es nur die verderbtesten Epochen der römischen Welt gesehen haben. Die Achtung vor dem Rechte der Individuen wie der Nationen war völlig geschwunden; diese galten ihm so wenig, dass er stets bereit war, für seine Missgriffe Jene büssen zu lassen, die die ihnen aufgetragenen unmöglichen Dinge nicht zu leisten vermochten, was unter anderen seine tödtliche Verfolgung des Admirals Villeneuve und sein Betragen gegen General Druot hinlänglich dartun.

Der Cäsarenwahnsinn bemächtigte sich seiner ganz und gar, wofür sein Betragen gegen Spanien, noch mehr aber sein Unternehmen gegen Russland sprechende Belege liefern. Der russische Feldzug schuf ein Uebermaass menschlicher Leiden. Fezenzac, der daran als Oberst teilnahm, berichtet, dass von seinen 2500 Mann kaum 50 die Heimat wiedergesehen haben.

Ueberblicken wir Napoleon Bonaparte's Thaten, das Gute wie das Böse, das Grandiose wie das Kleinliche in ihm, sein Genie, die theatralischen Effecte, den grenzenlosen Cynismus, die hie und da zum Vorschein kommende Liebenswürdigkeit, die jeden zu bezaubern wusste, vornehmlich aber die unerbittliche Benützung jedes wie immer gearteten zum Zwecke dienenden Mittels: so müssen wir in ihm die Verkörperung des «Fürsten» von Macchiavelli erkennen.

Tatsächlich war er, wie der Abstammung nach kein Franzose, auch vermöge Temperament und Charakter ganz Italiener und glich völlig jenen hervorragenden Gestalten der italienischen Renaissance.

Neben seinen menschenentwürdigenden, rechtzerknickenden Feldzügen kennzeichnete ihn nichts so scharf, als das sogenannte Decret von Berlin (1806), mit welchem er, um Englands Macht zu vernichten, die Continentalsperre in's Leben rief. Nach der Schlacht von Jena hat Preussen 159 Millionen Francs als Contribution zu zahlen und wird ausserdem angeordnet, dass jedwede in den norddeutschen Städten vorfindliche englische Waare den Truppen anheimfalle. Der räuberische Act, welcher die norddeutsche Handelswelt zu Grunde richtete, war nur das Vorspiel des be-

rüchtigten Decretes von Berlin. Durch dieses wurde der Continent den englischen Waaren — die Erzeugnisse der Colonien miteinbegriffen — verschlossen. Neben den Confiscationen und unbeschreiblichen Quälereien, welche die Folge dieses Systems waren, ist am bemerkenswertesten die Verblendung, mit welcher Napoleon glaubte, auf diese Weise Herr des ganzen Continents zu werden und im Stande zu sein, solch tyrannisches und rechtswidriges Verfahren auch wirklich durchzuführen, indess ganz Frankreich und jeder nüchterne Mensch im Heere vorhersagten, dass die Feldzüge in Spanien wie in Russland nicht anders als überaus traurig enden müssten.

Ganz Europa empfand, dass die Macht eines solchen Menschen vernichtet werden müsse, und das Ergebniss dieses Gefühles waren die Feldzüge von 1813, 14 und 15, die Schlacht von Leipzig, die Einnahme von Paris und die Schlacht von Waterloo, Elba und St. Helena. Englands Grösse hat kein höheres Denkmal, als die Kraftanstrengung war, welche es zur Zertrümmerung der allgewaltigen Cäsarenherrschaft mit so glänzendem Erfolge betätigt hat.

Es ist ein interessantes psychologisches Problem, dass ein Thiers, der liberale Staatsmann mit practischer Verstandesrichtung es sich zur Aufgabe machen konnte, das Napoleonische Zeitalter nicht etwa blos geschichtlich zu behandeln, sondern unbedingt zu verherrlichen! Denn ohne Zweifel ist er durch sein Geschichtswerk einer der Urheber des Napoleoncultus und der Kaiserlegende geworden.

Die Bewunderung der französischen Gloire, die doch mit so schwerer Niederlage geschlossen hat, und auch die Vorliebe für die Kriegskunst und deren Werke allein konnten ihn doch wahrhaftig nicht so weit fortreissen.

Ich bin der Meinung, dass Thiers sich von seinem Eifer für die Juli-Dynastie und die neue Verfassung hat irreleiten lassen. Im Innern hielt er dieselben durch Kanonen und straffes Regiment für hinreichend geschützt, er erachtete es aber für notwendig ihnen auch nach aussen Prestige zu verschaffen, wie ja seine Orientpolitik beweist; zu diesem Zwecke sollte in der Nation die Bewunderung der Napoleonischen Glorie wiedererweckt und der König zu einem Kriegsunternehmen gedrängt werden. Hier schoss er jedoch über das Ziel hinaus, denn damit arbeitete er nur dem zweiten Empire vor, das ihn erst eingekerkert uud dann in's Exil geschickt hat.

Thiers' Werk über das Napoleonische Zeitalter, wie es nach und nach in zwanzig Bänden erschien, zählte seine Leser nach Tausenden, indess sich heute nur selten einer entschliessen mag, diese 20 Bände durchzulesen.

In dem Werke finden sich aber nichtsdestoweniger brillante Partien, die detaillirte Schilderung der Schlachten wird wohl hie und da ermüdend,

ist aber stellenweise durch dramatisches Leben und Bewegung höchst gelungen; dann die Einzelheiten der staatlichen Organisation, die diplomatischen Unterhandlungen, die grossen Schaustellungen, — gewiss muss auch heute noch jeder, der jene Zeit gründlich studiren will, Thiers' Werk zur Hand nehmen. Aber für's grosse Publikum ist es von der Tagesordnung gestrichen. Ich zweifle nicht, dass Lanfrey's Werk über Napoleon ungleich mehr Leser finden werde. Thiers' Buch und noch mehr das Zeitalter, das darin geschildert wird, enthält eine grosse Lehre. Man lernt daraus vor allem, wie gross der Abscheu des französischen Volkes vor der Anarchie und Schreckensherrschaft der Revolution gewesen sein muss, wenn es Napoleon's Despotismus nicht nur duldete, sondern sogar liebgewann. Aber man lernt aus dieser Geschichte auch den Wert der constitutionellen Regierung schätzen, denn nur unter dem Absolutismus konnte eine so lange Reihe von Kriegen und inbesondere der gegen Russland zu Stande kommen, der die französische Jugend massenweise zum sicheren Untergange geführt hat. Und schliesslich erkennt man daraus die Hinfälligkeit der alten Beamtenstaaten, denn nur diese ermöglichte Napoleon's Erfolge über sämmtliche Völker des Continents, was wieder andererseits durch Englands entgegengesetztes Beispiel bestätigt wird. Die einzige freie Nation allein war es, die dem Tyrannen Widerstand zu leisten vermocht hat.

II.

Ich stelle den Redner Thiers höher als den Geschichtschreiber. Die ihn gehört haben, berichten, dass er ungeachtet einer nichts weniger als vorteilhaften Gestalt und eines schrilleu, unangenehmen Organs, durch einfache, verständliche, die Sache aufklärende Behandlung der vorliegenden Frage, durch geschulte Gruppirung der Details und gelegentliche geistreiche Bemerkungen die Aufmerksamkeit der Hörer immer gefesselt hielt. Seine Rede blieb stets bei der Sache, er wollte kein Kunstredner sein, denn er redete nicht um zu reden, sondern immer mit der Absicht, einen bestimmten practischen Zweck zu erreichen, und steht der Satz: «le style c'est l'homme,» so könnte man von Thiers' Reden sagen: «le discours c'est l'homme.»

Seine Reden füllen 15 Bände, sie beginnen mit dem Jahre 1830 und schliessen mit 1874, in welchem Jahre er seine letzte parlamentarische Rede in der Frage der Befestigung von Paris gehalten hat.

Ich erblicke in diesen fünfzehn Bänden ein grösseres schriftstellerisches Denkmal als in Thiers' historischen Werken. Vielbeschäftigte Menschen werden die ganze Sammlung wohl schwerlich durchlesen, aber jüngere Parlamentsmitglieder, die zunächst beobachten und studiren wollen, um später eine Rolle zu spielen, könnten unglaublich viel Belehrung

daraus schöpfen; denn es existirt kaum eine Frage, die Thiers in seiner langen Parlamentslaufbahn nicht behandelt hätte: Finanzen, Handel, Zollfragen, Verwaltung, Aeusseres, Armee, Industrie, Agricultur, Wissenschaft und Unterricht — hat er sämmtlich in seinen Reden erörtert. Man wird durch dieselben mit einem wichtigen Abschnitte der französischen Geschichte bekannt, mit den einander folgenden Revolutionen, mit dem Gange der Dinge in Kriegs- und Friedenszeiten, man erfährt aus dieser Sammlung, was ein Redner zu tun und zu lassen habe, man lernt, die Gesetze des parlamentarischen Anstandes, wie der Redner bei aller Schärfe des Angriffes doch in den Schranken der gebotenen Höflichkeit bleiben, wie er der Mann seiner Partei sein kann, ohne die Interessen des Vaterlandes jemals aus den Augen zu verlieren, vor allem aber moralischen Mut — eine Eigenschaft, die man bei manchem Parlamentarier vermisst — den Thiers in allen Lagen, auf Seite der Regierung wie in der Opposition, in ruhigen wie in revolutionär bewegten Tagen gleicherweise bewiesen hat. Wenn Thiers als Redner einen Fehler hat, so ist es eine gewisse Weitschweifigkeit in Dingen, die Jedermann wissen kann; eine seiner glänzendsten Eigenschaften hingegen ist, dass er bei seinem ersten Auftreten als Dreissigjähriger ein fertiger Mann erscheint, am Schluss aber, nach 44 Jahren an ihm keine Erschöpftheit oder Ermattung wahrzunehmen ist.

Seine erste Parlamentsrede behandelte die Form des Budgets, indem er den Unterschied zwischen der summarischen Bewilligung und der Votirung nach einzelnen Sätzen erörterte. Die 1834 gehaltenen Reden über das Vereinsrecht und über die amerikanische Entschädigung, dann auch die von 1836 über die englische Allianz werden zu seinen glänzendsten Leistungen gezählt. — In seiner bedeutenden Rede über die zweite Kammer 1831 (von der eine ungarische Uebersetzung erschien) sprach er sich als Bürgerlicher für Beibehaltung der erblichen Pairie aus, wobei ihm freilich der abnorme Einfall nicht in den Sinn gekommen ist, in einer constitutionellen Monarchie neben den erblichen Pairs andere vermittelst specieller ständischer Wahlen kreiren und damit gleichsam eine neue Kasteninstitution schaffen zu wollen. — Beachtung verdient die grosse und lehrreiche Rede über den Mittelschulunterricht (1844), in welcher er unter Anderem sagt: «Dieser Unterricht erzieht die gebildeten Classen, die, ob sie gleich nicht die ganze Nation ausmachen, dieser doch ihren Stempel aufdrücken. Ihre Fehler und Vorzüge, ihre guten und schlimmen Neigungen, alle ihre Eigenschaften werden zu Eigenschaften der Gesammtheit, indem ihre Fühl- und Denkart sich dem Volke wie ein Contagium mitteilt und es demgemäss gestaltet.» — Er spricht von der Freiheit des Unterrichtes, skizzirt die Geschichte desselben in Frankreich und erklärt sich mit Wärme für das Studium der classischen Sprachen, wobei er die Einfachheit und Schönheit der alten Welt in's Lichtstellt. «In unserem positiven

Alltagsjahrhundert, das wenn es einmal aus dem engen Bannkreise der materiellen Interessen heraustritt, in der Kunst nur falsches, übertreibendes Colorit begünstigt, die Jugend des Einflusses der antiken Welt berauben, sie der antiken einfachen Schönheit entfremden, hiesse so viel, als unser völliges Verkommen beschleunigen. Lassen wir unseren Söhnen die alte Welt, in welcher sie gleichsam in einem ungestörten stillen Asyle uns rein und frisch bewahrt werden. Die reale Welt kommt früh genug über sie, die Zeit der materiellen Interessen bleibt nicht aus; hüten wir uns, dieselbe durch die Erziehung zu beschleunigen.»

Und zum Schlusse der Rede: «Heutzutage ist es kein grosses Verdienst, gehört keine hervorragende Einsicht dazu, zu erkennen, dass die Religion ein hohes Bedürfniss der menschlichen Gesellschaft bildet. Kleine und grosse Geister wissen und verkünden es uns. Aber die ganze Energie von Intelligenz und Character ist vonnöten, die richtige Grenze der Sache zu erkennen und zu wahren; hüten wir uns vor dem Einflusse der Tagesströmung, hüten wir uns, aus einem Extrem in das andere zu fallen, bald Atheisten und Verächter der Religion zu sein wie zu Ende des XVIII. Jahrhunderts, bald wieder so gar gläubig und fromm, den philosophischen Studien ein Ende zu machen, wie das jetzt von mancher Seite versucht wird. Wir müssen, meine Herren, einig werden über die Adoption eines als richtig und zuträglich erkannten Systems, dann aber dabei bleiben. Der grosse Bossuet hat neben der Treue gegenüber der katholischen Einheit unabhängig zu bleiben verstanden. Indess er die eine Hand zur Verteidigung der Kirche gegen die Reformirten gebrauchte, erhob er die andere zum Schutze der gallikanischen Freiheiten. Befolgen wir das Beispiel jenes Mannes, dessen Intelligenz und Erhabenheit wir bewundern; geben wir der Kirche, was wir ihr schuldig sind und was auch seit 15 Jahren ihr niemals versagt worden ist. Sollte es ihr aber beikommen, ungerecht sein zu wollen und die Grenzen der Gewalten zu verkennen, dann lassen Sie uns zu den Gesetzen und zu den Grundsätzen der Revolution greifen, welch letztere gleicherweise die Grundsätze der alten Monarchie gewesen sind.»

So äusserte sich Thiers 1844. Höchst interessant sind die Reden von 1848, vornehmlich über den öffentlichen Unterricht und insbesondere über die Unterrichtsfreiheit. Sie seien Denjenigen unter uns ganz besonders empfohlen, die, mit dem status quo nicht zufrieden, nach neuen Errungenschaften streben. — Am 17. November 1851 hielt Thiers die letzte Rede während der Republik von 1848, indem er noch einmal das Wort nahm für die Freiheit und republikanische Verfassung. — Aber Louis Napoleon's Partei siegte ob, es folgte der Staatsstreich des 2. December und Thiers schwieg fortan. Als er 1863 wieder Abgeordneter geworden war, liess er sich am 24. December über die Frage der schwebenden Schuld von neuem vernehmen.

Dieser neue Abschnitt seines parlamentarischen Wirkens erstreckt sich bis 1870. Thiers' Haltung und Reden während dieser Periode zeigen das Muster eines mutigen Patrioten und weisen Mannes. Politische Abenteurer haben aber nicht die Gewohnheit, auf weise Ratschläge zu hören. Jene suchten den Krieg, kannten in ihrer Verblendung die Zustände im eigenen Lande so wenig wie die Kräfte des Gegners und faselten von einem Ausfluge nach Berlin. Umsonst alles Reden und Protestiren, die hasardirenden Getreuen des abenteuernden Kaisers behalten die Oberhand — und es folgt die dritte Republik. Jene Rede vom 15. Juli war eine heroische Tat, sie verdient schon wegen ihrer dramatischen Bewegung gelesen zu werden (im XII. Band von Thiers' Reden).

Nach dem Tage von Sedan ist das Empire gebrochen. Bei den Wahlen für die Assemblée nationale geht Thiers in 27 Bezirken aus der Wahlurne hervor und damit beginnt der letzte Abschnitt seiner parlamentarischen Laufbahn.

Die Reden dieser Periode füllen drei Bände: äussere Politik, Finanzen und die Gestaltung der Regierungsform bilden ihren Inhalt. Die vorletzte, vom 24. Mai 1873 — es war die letzte, die er als Präsident der Republik gehalten hat — erörterte die Notwendigkeit der republikanischen Regierungsform, sowie die Unmöglichkeit der Monarchie. Sie ist ein Muster des practischen politischen Verstandes, der Beredtsamkeit, des moralischen Mutes. Die Rede füllt 48 gedruckte Seiten, ich muss daher selbst auf eine Analyse derselben verzichten und mich damit begnügen, den Schlusssatz hier zu reproduciren. Broglie, mit der Absicht, ihn zu verspotten und zu beleidigen, hatte ihm im Laufe der Debatte sein Bedauern bezeigt; — gegen ihn wendet sich Thiers: «Ich danke dem Redner für das mir gegenüber geäusserte Mitleid. Er möge mir erlauben, dass ich dasselbe tue und auch ihm sage, dass ich ihn bedauere. Die Majorität wird er so wenig haben, wie wir, aber auch er wird seinen Gönner finden und ich will ihm sagen, was für einen — einen solchen Gönner, den sein Vater, der alte Herzog von Broglie, mit Abscheu von sich gewiesen hätte — er wird der Schützling des Kaiserreichs sein.»

III.

Aber den Staatsmann Thiers, der Frankreich nach den Ereignissen von 1870 die grössten Dienste leistete, und gegen die zum Zerfalle treibenden Elemente mit Energie, wenn auch erfolglos, kämpfte, ich stelle ihn noch höher, als den Schriftsteller und Redner.

Thiers' politische Rolle begann mit dem Jahre 1830, als er zum Sturze der Bourbonen das Seinige beitrug. Anerkennung fand er dafür in seiner Erwählung zum Deputirten, worauf er bald Staatssecretär und später

Minister ward. In dieser Stellung hat er unausgesetzt gegen seine Principien und Lehren zu kämpfen gehabt, die er früher als Geschichtschreiber der Revolution als die seinigen bekannt hatte. Sein ganzes Bestreben ging auf Erhaltung der Ordnung, auf Herstellung höheren Ansehens Frankreichs im Auslande und darauf, dass dem von ihm proclamirten Grundsatze gemäss: le roi régne, mais il ne gouverne pas, dem persönlichen Regieren des Königs Einhalt getan werde. Dass die französische Verfassung reformbedürftig sei, dass insbesondere das sogenannte pays légal erweitert werden müsse, das wusste Thiers von Anfang an; — aber so lange er selbst im Besitze der Gewalt war, versäumte er es zu tun, in den letzten acht Jahren der Juli-Regierung hingegen, in der Opposition hatte er nicht mehr die Macht, es durchzusetzen.

Die Juli-Dynastie erlag in den Febertagen des Jahres 1848. Noch in den letzten Stunden, als es schon «zu spät» war, da ihn der König behufs Uebernahme der Regierung zu sich rief, erkannte dieser in seiner Befangenheit noch immer nicht die Lage der Dinge: fata viam invenierunt; es folgten stürmische Zeiten, communistische Attentate, verzweifelte Aufstände, bis endlich in den Junitagen Cavaignac die Anarchie zu Boden schlug.

Man hat die Frage oft ventilirt, was die Feber-Revolution Frankreich eingetragen habe?

Wer Gefühl und Verständniss für das politische und sociale Leben der Völker besitzt, muss sich sagen, dass die Feber-Revolution ein unheilvolles Ereigniss für Frankreich war. Aber diesesmal blieb die Revolution nicht auf Frankreich beschränkt: Italien und Deutschland, die österreichische Monarchie wie unser eigenes Vaterland wurden von ihr mitfortgerissen.

Und es drängt sich uns die andere Frage auf, wie ohne die Ereignisse von 1848 unsere eigenen Verhältnisse sich gestaltet haben würden? Bei uns bewerkstelligte sich die Reform auf legalem Wege, weil seit 1790, besonders aber seit 1825 jeder besonnene Patriot die Lösung der schwebenden Fragen herbeizuführen bestrebt war; bei uns war die Reform keine improvisirte, nicht das Werk eines Einzelnen, sondern dasjenige der Intelligenz eines halben Jahrhunderts; — nur zwei Missgriffe hätten vermieden werden sollen, die zur Quelle aller unserer späteren Leiden geworden sind: wir ermangelten der nötigen Besonnenheit, die Fragen der Staatsschuld, wie der gemeinsamen Angelegenheiten in's Reine zu bringen; — denn was 1867 möglich war, hätte gleich damals geschehen können.

Mit dem Jahre 1848 begann in Thiers' Leben jene Periode, in welcher er — abgesehen von einem schweren Fehler — wie kein Anderer für die Lebensinteressen des Staates, wie der Gesellschaft, mit Mut, Geschicklichkeit und staatsmännischer Weisheit gekämpft hat.

Die Haltung der zweiten Republik nach den Junitagen hatte dargetan, über wie viele nüchtern conservative Elemente Frankreich verfüge, wenn die sittliche Kraft der Nation zu Bewusstsein und Tätigkeit gebracht wird. Aber es kam die Präsidentenwahl, und da geschah es, dass befangener Blick und Verkennung der wahren Sachlage den Grund zu allen späteren Calamitäten gelegt hat, — jener Fanatismus der Ordnung, der vom Uebel wie jeder Fanatismus, Männer wie Thiers und Montalembert dazu fortgerissen hat, die Candidatur Louis Napoleon's zu befördern. Die Napoleon-Legende, zu deren Schöpfern ja auch Thiers gehört, trug jenen Sieg davon, den Frankreich und mit ihm auch Thiers so schwer zu büssen haben sollten. Die Präsidentschaft schloss mit dem Staatsstreich vom 2. December.

Napoleon, nicht im Mindesten dessen eingedenk, dass Thiers der Historiker und Verherrlicher des ersten Kaisers gewesen sei, liess auch ihn gefangen setzen und darauf ausweisen. Aus dem Exil zurückgekehrt, hatte er dann Musse, die Geschichte des Kaiserreichs fortzusetzen und sich kunsthistorischen Studien zu widmen.

Napoleon III. indessen begann, nachdem er eine Weile mit den Nationalitäten experimentirt hatte, auch mit dem Constitutionalismus zu experimentiren, und Thiers trat wieder in den gesetzgebenden Körper. Er trieb daselbst keine factiöse Opposition, denn — um Franz Deák's Worte zu gebrauchen — «er liebte sein Vaterland mehr als er seine Feinde hasste.» Sein eifriges Bestreben, dem er in meisterhaften Reden Ausdruck gab, war, die Angelegenheiten in ein richtiges Geleise zu bringen und den Frieden zu bewahren, denn er war davon überzeugt, dass ein Krieg mit Deutschland den Sturz des Kaisertums und das politisch-sociale Siechtum herbeiführen werde, an welchem Frankreich noch heute fortleidet. Seine Vorhersage ging in Erfüllung — Frankreich erlitt grosse Niederlagen und machte eine communistische Revolution durch. Thiers hatte diese niederzuwerfen, den Frieden von Frankfurt zu schliessen und dann noch sein Vaterland von der fremden Besatzung zu befreien.

Diese Zeit bildet den Glanzpunkt in Thiers' politischer Laufbahn; er reorganisirte den Staat und nachdem er die Einsicht gewonnen hatte, dass die Monarchie fortan in Frankreich unmöglich sei, suchte er die Republik auf conservativer Grundlage einzurichten und zu befestigen. — War auch seine Bemühung erfolglos, die Zukunft wird zeigen, dass er Recht hatte. Die monarchischen Parteien verbündeten sich mit dem Radikalismus und Thiers war genötigt die Macht aus den Händen zu geben. Ins Privatleben zurückgezogen fuhr er fort die Entwicklung der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen, bis der Tod 1877 dem Achtzigjährigen sanft die Augen geschlossen hat.

Es war kein tragisches Ende, wohl aber hat sein Leben dadurch

einen tragischen Zug, dass er in der Praxis stets genötigt war gegen Ansichten zu kämpfen, die früher seine eigenen gewesen waren: in der Juli-Periode gegen die revolutionären Ideen, nach 48 gegen die napoleonische Macht, die er verherrlicht hatte; nach 70 warf er Bomben auf die Wälle von Paris, zu deren Erbauung er vor Allen beigetragen hatte, und schliesslich war er gezwungen, als Präsident der Republik für das persönliche Regiment des Staatsoberhauptes einzutreten, das er unter Louis Philippe verdammt hatte.

Thiers liess — bei allen Schwächen und Verirrungen — einen grossen Namen zurück, der mit der Zeit noch wachsen muss, weil die Geschichte ihn rechtfertigen wird.

Wird Frankreich nicht in Folge von Unruhen und Erschöpfung die Beute der Dictatur — und ich glaube nicht, dass ein Bourbon oder Bonaparte der Dictator sein dürfte, sondern irgend einer, dessen Name heute noch unbekannt ist — dann wird es eine auf conservativer Basis begründete Republik sein, wie solche Thiers dachte und wollte: fata viam invenient.

August Trefort.

DIE SLAVISCHEN ELEMENTE IM MAGYARISCHEN.[1]

Die magyarische Nation ist in ihrem ereignissvollen Leben mit sehr vielen anderen Nationen in Berührung gekommen. Schon in ihrer asiatischen Heimat war die magyarische Sprache den Einflüssen der verschiedenen türkischen Dialecte, hauptsächlich den des *Čuvaš*ischen ausgesetzt. Nach der Einwanderung in Europa eroberten die Magyaren das Land, wo sie noch jetzt wohnen. Umgeben von verschiedenen Völkern, standen sie in ständigem Verkehr mit den Slaven, den Deutschen, und auch mit den Italienern. Später wurde das Lateinische die Sprache der Administration und der Gesetzgebung. Ebenso wie alle diese Völker dazu beitrugen, dass die magyarische Nation auf eine solche Stufe der Cultur emporgestiegen ist, dass sie jetzt eine vornehme Stelle in der Reihe der europäischen Nationen einnehmen kann, so wurde auch ihre Sprache von den Sprachen dieser Völker beeinflusst. Die Magyaren haben hier neue Gegenstände, neue Begriffe kennen gelernt, und haben auch die Namen für diese Gegenstände und Begriffe von den fremden Völkern übernommen. So legen die

[1] *Die slavischen Elemente im Magyarischen.* Von Dr. Franz Miklosich. Zweite Auflage. Mit Zustimmung des Verfassers und der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien besorgt und eingeleitet von Dr. L. Wagner. Wien und Teschen, 1884.

Fremdwörter in jeder Sprache Zeugniss dafür ab, woher das Volk sein neues Wissen geholt hat.

Die magyarische Nation, als sie noch mit den übrigen ugrischen Völkern in Gemeinschaft lebte, beschäftigte sich hauptsächlich mit Fischfang und Jagd. Und wenn wir uns zu den Fremdwörtern unserer Sprache wenden, können wir erfahren, dass wir die Viehzucht und den Ackerbau von den türkischen Nationen erlernt haben. Endlich sind die Magyaren in ihre heutige Heimat gekommen, wo sie zugleich mit den Deutschen und mit den Slaven in stete Berührung traten. Welche von diesen beiden Nationen grösseren Einfluss auf die Magyaren hatte, beweisen uns wieder die Fremdwörter. Aus diesen können wir ersehen, dass die Behauptung der deutschen Gelehrten, als hätten die Magyaren ihre *ganze* Cultur von den Deutschen erhalten, ganz falsch ist. Das Christentum haben wir von den slavischen Völkern bekommen; unsere christliche Terminologie besteht ja fast ganz aus slavischen Wörtern.[1] Die meisten Begriffe vom Staat, die Namen der höheren und niedrigeren Beamten; viele Benennungen von allen drei Reichen der Natur, sehr viele Ausdrücke über Landwirtschaft, Handel, Werkzeuge, Gebäude, Wohnung, Kleider, Speise und Trank, endlich auch die Namen mancher Völker, Länder und Flüsse haben wir von den Slaven bekommen. Die deutschen Elemente im Magyarischen machen nicht einmal den dritten Teil der slavischen Lehnwörter aus. Manche Gegenden, die mit Deutschen in fortwährender Berührung stehen, besitzen zwar in ihrer Sprache viele deutsche Wörter; aber verschwindend klein ist die Zahl solcher, welche über das ganze Gebiet der magyarischen Sprache verbreitet sind.

Diese fremden Elemente unserer Sprache zu bezeichnen und zu erklären, ist eine der wichtigsten Aufgaben der magyarischen Sprachforschung. Das meiste ist auf dem Gebiete der Erforschung der aus dem Slavischen entlehnten Wörter geschehen. Ausser den weniger beachtenswerten Arbeiten des Faustus Verantius, Gyarmathy, Leschka, Dankovszky und der Debrecziner Grammatik, ist hier in erster Reihe eine sehr wertvolle Arbeit von Prof. Miklosich zu nennen, welche eben jetzt in zweiter Auflage erschienen ist.

Diese zweite Auflage hat Dr. L. Wagner besorgt, und er hat ihr auch eine Einleitung vorausgeschickt,[2] um, wie er im Vorworte sagt, Anfänger,

[1] Asbóth Oszkár, *Szlávság a magyar keresztény terminologiában.* (Slavische Elemente in der magyarisch-christlichen Terminologie). Nyelvtudományi Közlemények, B. XVIII.

[2] Diese Einleitung ist eine zweite, ein wenig vergrösserte Auflage der im vorigen Jahre erschienenen Brochure: *»Miklosich und die magyarische Sprachwissenschaft.* Festschrift zum Jubiläum des Herrn Universitätsprofessor's Dr. Franz Xaver

welche sich mit diesem Gegenstande näher zu befassen geneigt sind, in Betreff der Classification, der Verwandtschaft und der Entlehnung des Magyarischen auf die durch die ugro-finnische Schule der magyarischen Sprachwissenschaft betretene Bahn zu lenken. Diesen Zweck wird der Verfasser kaum erreichen können. Aus dieser Arbeit kann man nur das ersehen, dass der Verfasser selbst mit der magyarischen Sprachwissenschaft nicht recht vertraut ist. Seine Irrtümer näher zu besprechen, halte ich nicht für notwendig, da ich nicht glaube, dass Jemand sein Werk benützen wird, um mit der magyarischen Sprachwissenschaft vertraut zu werden. Nur eines will ich hier erwähnen. Seite 4. will er die Verzweigung des altaischen Sprachstammes «nach den uns vorliegenden authentischen Quellen verzeichnen.» Diese «authentische Quelle« ist Munkácsi's Abhandlung im «Budenz-Album» : «Ueber die Pluralbildung in den altaischen Sprachen.» Hier stellt Munkácsi diese Verzweigungs-Hypothese auf, aber, wie er selbst sagt, nur als Hypothese, «damit sie eventuell weitere Gedanken erwecke, als eine Idee, welche die altaische vergleichende Sprachforschung in ihrer weiteren Entwickelung beachten möge.» Und wenn der Verfasser selbst sich so überaus vorsichtig äussert, kann seine Ansicht selbstverständlich nicht als begründete Wahrheit weitergegeben werden.

Die ersten zwei Capitel der Einleitung finde ich ganz überflüssig. Um Miklosich's Werk einzuleiten, muss man nur ein klares Bild von den magyarischen Lehnwörtern geben. Man muss zeigen, was für Begriffe die Magyaren in ihrer Urheimat noch nicht besessen, und von welchen Völkern sie diese später genommen haben. Herr Wagner bespricht zwar die Lehnwörter, aber um zu zeigen, wie er wissenschaftliche Fragen behandelt, diene als Beispiel, dass er die drei Wörter *bicsak, tükör* und *búj* auf Seite 23 als aus dem Türkischen entlehnte anführt; weiter unten kommen sie wieder als slavische Lehnwörter vor (Nr. 55, 877, 11). Dass die magyarische Sprache diese Wörter aus beiden Sprachen entlehnt hätte, wird sich Herr Wagner selbst nicht denken. Erklären kann ich das nur so, dass er die türkischen Lehnwörter besprechend, die betreffende Stelle aus Hunfalvy's «Ethnographie von Ungarn» abgeschrieben hat, ohne daran zu denken, was er abschreibt. Und Miklosich's Werk hat er abdrucken lassen, ohne es früher einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Sonst hätte er, der magyarisch doch versteht, wenigstens die gröbsten Fehler, welche vielleicht nur Druckfehler sind, verbessert. So steht z. B. im Verzeichniss der Lehnwörter, so wie auch im magyarischen Register *akal* statt *akol*; und diese zweite Auflage hat diesen Fehler beibehalten, obzwar schon

Ritter von Miklosich in Wien. Von Dr. L. Wagner.» Ich halte diese Arbeit keinesfalls für so wertvoll, dass sie binnen einem Jahre eine neue Auflage verdient hätte.

Szarvas in der magyarischen Bearbeitung dieses Werkes darauf aufmerksam gemacht hat. Oft fehlt der Accent; und einige Wörter, obzwar sie an verschiedenen Stellen vorkommen, zeigen dieselben Fehler. So steht zweimal *res* anstatt *rés, istap* anstatt *istáp*. Wenn H. Wagner nicht einmal auf solche Kleinigkeiten achtgeben kann, ist leicht vorauszusehen, dass er in wichtigeren Dingen noch grössere Fehler begehen wird.

Wir haben von ihm erwartet, dass er uns wenigstens die Geschichte der Frage über die slavischen Elemente im Magyarischen klar vorlegen wird. Bis Miklosich hat er auch die Geschichte dieser Frage verfolgt; aber viel wichtiger ist diese Geschichte nach M.'s Werke; und diese hat Wagner ganz vernachlässigt. Er scheint überhaupt zu glauben, dass die magy. Sprachwissenschaft seit dem Jahre, in welchem M.'s Werk erschienen ist, in tiefen Schlaf versunken war, wenn er sagt, dass dieses Werk «auch heutzutage noch in voller Giltigkeit» ist.

Wer die Tätigkeit der ungarischen Sprachforscher mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann sehen, dass sie seit dieser Zeit sehr viel Mühe aufgewendet haben, um die slavischen Lehnwörter nachzuweisen, weil sie gesehen haben, dass dies eine der wichtigsten Fragen der magy. Sprachforschung ist. M.'s Arbeit hat man immer als grundlegend betrachtet, aber man war auch bestrebt, seine Behauptungen zu berichtigen, wo nötig, auch seine Irrtümmer klar zu legen; andererseits auf dem von ihm betretenen Pfade weiter zu arbeiten.[1]

Wagner erwähnt nur Halász' Arbeit, und glaubt alle seine Beweise widerlegt zu haben, indem er sagt, dass sich Halász «als Antipode Dankovszky's desavouirt hat»; dann fügt er noch spöttisch hinzu: «den magy. Wortgrüblern steht Budenz' grosses Wörterbuch als willkommene Fundgrube zur Verfügung, jedes, der slavischen Sprache entlehnte Wort als *ugrisch* zu erklären und *zurückzuerobern*». Nein! mit Spötteleien kann man in wissenschaftlichen Fragen keine Kritik üben. Die Aufgabe Wagner's wäre gewesen, zu zeigen wo Halász sich geirrt, wenn er überhaupt glaubt, dass er sich geirrt hat. Hätte er mit besseren Gründen bewiesen, dass M.'s angefochtene Zusammenstellungen alle richtig sind, oder wenigstens dies zu beweisen versucht, dürften wir glauben, dass er sich ernstlich um die Sache bemüht hat. So aber können wir nicht einmal das glauben. Mit einigen inhaltslosen Bemerkungen will er über alle diejenigen den Stab brechen, die nicht geneigt sind, M.'s Werk als heilige Schrift zu betrachten.

[1] Die wichtigsten Arbeiten sind: HALÁSZ, Visszahódított magyar szók (Zurückeroberte magyarische Wörter), im X. und XII. Bande des «Magyar Nyelvőr.» MUNKÁCSI, Magyar elemek a déli szláv nyelvekben (Magyarische Elemente in den südslavischen Sprachen), im XVII. Bande der «Nyelvtudományi Közlemények»; und mehrere Artikel von GABRIEL SZARVAS im «Magyar Nyelvőr.»

Darüber können wir nicht staunen, dass M. sich oft geirrt hat; er kennt ja die magy. Sprache nur aus Grammatiken und Wörterbüchern; auch erschien sein Werk zu einer Zeit, da es an magyarischen Vorarbeiten auf diesem Gebiete fast ganz fehlte. Nur so konnte ihm zukommen, dass er das Wort *tilos* (was verboten ist) so gewaltig missverstanden hat. Er übersetzt das Wort: ein geschlossener Platz, wo das Vieh weidet. Diese Bedeutung hat das Wort im Magyarischen nie; erklären kann ich mir diese Uebersetzung nur so, dass er irgendwo gelesen oder gehört hat: *a marhák tilosban legelnek* (das Vieh weidet an einem verbotenen Platze), und dieser Ausdruck hat ihn irre geführt. Aber wenn er die richtige Bedeutung kennt, wird er sicher nicht zusammenstellen «das verbotene» mit «Weide». Wagner weiss, was das magy. Wort bedeutet und will die Zusammenstellung doch beibehalten. — Ebenso hat M. das magy. *kosz* missverstanden; er erklärt das Wort mit «Grind, eig. capilli hispidi» und stellt es zusammen mit einem slavischen Worte, welches «Haar, coma» bedeutet. Das magy. Wort hat nur eine Bedeutung «Grind» und nie die von «Haar», also kann es unmöglich aus dem Slavischen stammen.

Noch weit mehr Fehler haben sich in M.'s Werk dadurch eingeschlichen, dass er die Geschichte der magy. Sprache nicht kennt. Nur dadurch kann man die Fehler verstehen, die er bei der Erklärung der Wörter *zászló* (Fahne) und *poroszló* (apparitor, lictor) begangen hat. Sein scharfes Auge hat gesehen, dass diese Wörter Fremdwörter sein müssen, und dass sie aus der slavischen Sprache stammen. Aber das mit *zászló* zusammengestellte *zaslona* (Vorhang) stimmt weder der Bedeutung noch der Form nach überein; und *poroszló* kann auch nicht aus dem serb. Verbum *prusati* stammen. Wenn M. gewusst hätte, dass wir in älteren Sprachdenkmälern die Form *zásztó* und *porosztó* finden und dass die Veränderung des *t* in *l* im Magy. öfters vorkommt, hätte er gleich eingesehen, dass *zászló* aus sl. *zastava* entstanden ist, und dass *poroszló* demselben *pristav* entspricht, welches er nur mit dem lateinischen *pristaldus* zusammenzustellen wagte. Wagner konnte das alles schon im V. Bande des «Magyar Nyelvőr» lesen, und doch wagt er auch heute noch zu sagen: m. *zászló* = sl. *zaslona*.

Weil M. die Geschichte der magy. Sprache nicht kannte, hatte er solche Wörter aus dem Slavischen zu erklären versucht, welche einige Grammatiker erst in diesem Jahrhunderte gebildet haben. Im Anfange dieses Jahrhundertes waren Grammatiker und Schriftsteller bestrebt, für Begriffe, für welche unserer Sprache der Ausdruck noch fehlte, magy. Ausdrücke zu machen, weil sie keine fremden Wörter entlehnen wollten. So haben sie einige hundert Wörter «gemacht», teils aus lebenden Wörtern durch solche Suffixe, die die magy. Sprache gar nicht besitzt, teils durch willkürliche Abkürzung der langen magy. Wörter. Viele der so entstande-

nen Wörter sind noch heute in alltäglichem Gebrauch und sind fast unentbehrlich. Aber der Sprachforscher kann sie nicht berücksichtigen, für ihn exisitieren diese Wörter gar nicht, weil sie keine echten Triebe der Sprache sind. Solche Wörter aus einer fremden Sprache derivieren wollen, ist gradezu unmöglich. Kann man denn sagen, dass m. *balga* (stultus) aus dem russ. *blagъ* gekommen ist (selbst wenn wir darauf gar nicht achten, dass das Magy. aus dem Russischen nie ein Wort entlehnt hat), indem wir wissen, dass das Wort *balga* nur etwa 70—80 Jahr alt ist, und aus *balgatag* abgekürzt wurde? Oder kann das Wort *lakoma* (Gastmahl) aus dem sl. *lakomъ* (avidus) kommen, wenn wir wissen, dass das Wort aus dem Verbum *lakmározni* (schmausen) gemacht worden ist? Diese beiden Wörter kommen in Kresznerics' Wörterbuch (1831) noch nicht vor, weil sie damals noch nicht üblich waren. Ebenso kann man die Wörter *pír* und *várda* nicht aus dem Slavischen erklären, weil sie auch gemachte Wörter sind. *Pír* (Röte) ist aus den Wörtern *piros* (rot), *pirúl* (erröten), *pirít* (erröten machen) abgeschnitten worden. Ebenso gemacht ist das Wort *ugróc* (Harlequin), welches M. mit dem sl. *igravec* (Spielmann) zusammenstellt; *ugróc* kommt nicht aus dem Slavischen; aber das sl. *igravec* ist doch in das Magyarische gekommen in der Form *igric*, was der Name der Sänger in den ältesten Zeiten der Magyaren war.

Ein ähnlicher Fehler ist es, wenn man schallnachahmende Wörter aus einer fremden Sprache erklären will. Solche Wörter wie *kodácsol* (gackern), *korákol* (crocitare), welche die Stimme gewisser Tiere nachahmen, kann man nicht als Entlehnungen aufstellen; solche Wörter können ebenso in der einen, wie in der anderen Sprache, und auch in beiden unabhängig von einander entstehen. Ebenso kann man das Wort *pisa* (Urin) nicht mit serb. *piš* zusammenstellen, weil dieses auch schallnachahmend ist, ebenso, wie das deutsche *pischen* und ital. *pisciare*.

Unter M.'s Lehnwörtern kommt auch magy. *mozdít* (bewegen) vor, zusammengestellt mit čech. *hmoždìti* (conquassare). Abgesehen davon, dass die Bedeutung nicht übereinstimmt, ist auch noch ein anderer Grund vorhanden, welcher diese Zusammenstellung unmöglich macht. Das Verbum *mozdít* ist ein Causativum aus einem nicht mehr lebenden «*mozd*»-Stamm, und aus demselben Stamm haben wir auch ein Reflexivum *mozdúl* (sich bewegen); und ein drittes Verbum aus demselben Stamme zeigt uns, dass das *-d* in beiden Verben schon ein Suffix, und der wirkliche Stamm nur **moz-* ist, dieses Wort ist das frequentative Verbum *mozog* (sich oft bewegen), und daraus ist wieder ein Causativum gebildet worden *mozgat* (etwas oft bewegen). Alle diese Wörter gehören demselben Stamme an, und eines von ihnen aus der Gruppe herauszunehmen und aus einer fremden Sprache erklären zu wollen, ist unmöglich. Kann man denn glauben, dass *mozdúl* ein ursprünglich magy. Wort ist, und *mozdít* wäre aus dem Slavischen

entlehnt? Solche Wörter, die aus dem Kreise ihrer Verwandten herausgerissen und so mit einem slavischen zusammengestellt sind, finden wir sehr viele in M.'s Verzeichniss. Solche Wörter sind: *apad* (weniger werden) hängt eng zusammen mit den Wörtern *apaszt* (weniger machen) und *apály* (Ebbe); *béles* (eine Art Kuchen) ist bei M. schlecht erklärt worden «placenta ex albissima farina triticea»; das Wort bedeutet eine Art Kuchen, welcher mit etwas gefüllt ist, und ist gebildet aus dem Worte *bél* (das Innere), also ein Kuchen in welchem etwas drin ist; — *kajál* (schreien) stimmt auch in der Bedeutung nicht überein mit dem sl. *kajati* (vituperare), übrigens leben in der magy. Sprache auch andere verwandte Formen dieses Wortes: *kajabál* (viel schreien), *kajált* (einmal schreien); — *kereng* (sich drehen) kann nicht aus dem sl. *krag* kommen, schon weil das sl. Wort tieftonig und das magy. hochtonig ist; aus demselben Stamme **ker-*, wie *kereng*, sind noch gebildet *kerül, kerít;* — *mormol* (murren) ist aus einem Verbum **mor-* gebildet, ebenso wie *morog, mordúl;* — *nódít* (antreiben) gehört mit *nógat, noszogat* zu einem Stamme; — *rombol* (zerstören) ist aus einem Verbum **rom-* gebildet, ebenso wie *ront* (verderben; aus *rom-t)* und *romlik* (zugrunde gehen); — *szipóka* und *szopóka* (Mundstück) behandelt M. an zwei verschiedenen Stellen; beide Wörter sind aus den Verben *szip*, (vergl. *szippant*) und *szop* (saugen) auf gleichem Wege entstanden; — *szökcső* (Grashüpfer) und *szökcsér* (Springkäfer) sind auch nomina verbalia aus dem Verbum *szök-*, *szökik* (springen); — *zsurmóka* (frustum massae farinaceae) ist aus dem Verbum *zsurol, surol* gebildet, ursprünglich *zsurmolóka*; das Verbum *zsurmol*, welches ebenfalls aus diesem *zsurol* gebildet ist, will M. auch aus dem Sl. erklären. Das Wort hat noch eine Nebenform *morzsóka* und *morzsol* u. s. w.

Hier muss ich auch diesen Fehler M.'s erwähnen, dass er auch solche Wörter als slavische Entlehnungen anführt, deren Stamm zwar ein slavisches Wort ist, sie selbst aber sind schon mit magy. Suffixen gebildet worden. Niemand kann bestreiten, dass *kereszt* (Kreuz), *máz* (Glasur) aus dem Slavischen entlehnt sind; aber die verba *keresztel* (taufen) und *mázol* (einschmieren) kann man nicht mehr als entlehnte Wörter anführen, weil sie aus den erwähnten Substantiven, als sie schon das Gemeingut der magy. Sprache waren, mit dem denominalen Wortbildungs-Suffix-*l* gebildet worden sind. Ebenso kann man nicht als Entlehnungen anführen: *gáncsol* (tadeln) gebildet aus *gáncs* (Fehler); *kapál* (graben) aus *kapa* (Haue); *kaszál* (mähen) aus *kasza* (Sense); *pusztít* (verwüsten) aus *puszta* (wüst).[1]

[1] Um Halász kritisiren zu können, scheut sich H. Wagner nicht, sogar Unwahrheiten zu behaupten. So schreibt er auf Seite 32, dass in Halász' Abhandlung «klar und deutlich zu lesen steht, dass Wörter wie .... *kovákolni, keresztelni, mázolni* .... u. s. w. aus dem ugrischen Sprachschatze zu erklären sind.» Das hat aber H. nie geschrieben. Er sagt nur das, was auch wir gesagt haben: *kovákolni*

Das Wort *vacsoracsillag* (Abendstern) führt M. als besondere Entlehnung an, in welcher *vacsora* = sl. *večerъ* wäre; da doch *vacsora* nur dem sl. *večerja* entspricht, und als solches auch von Miklosich angeführt wird; der zweite Teil ist ein magy. Wort, und die Zusammensetzung ist ebenfalls magyarisch.

Noch sehr viele Wörter finden wir bei M., deren Ursprung wir mit voller Bestimmtheit als nicht slavisch beweisen können. Es sind darunter solche, die aus dem ugrischen Sprachschatze zu erklären sind, und deren Aehnlichkeit mit dem slavischen Worte nur Zufall ist, so: *csecs* (mamma) ist zusammengestellt mit *cec*, wogegen schon der Umstand spricht, dass das auslautende slav. *c* im Magy. nie *č* wird; ausserdem hat Budenz das Wort aus dem Ugrischen erklärt (vergl. Magyar ugor szótár, Art. 399); — *ugrál* (hüpfen) ist ein frequ. Verbum aus *ugor*, *ugrik* (springen); kann nicht das sl. *igrati* sein, schon weil aus anlautendem *i* im Magy. nie *u* wird (vergl. Bud. 959); — *kutat* (suchen) hat die Nebenformen *katat*, *kajtat*, die man aus dem Slav. nicht erklären kann; das Wort ist ugrisch (Bud. 73); — *lév* (Suppe) ist nur aus dem ugrischen zu erklären; das slav. Wort mit gleicher Bedeutung ist nur *polevka*, und aus dem kann *lév* nicht entstehen (vergl. Bud. 741); — *lom* kommt in den alten Wörterbüchern nur in der Bedeutung »pruina in arborum ramis congelata» vor, und kann nicht aus einem slavischen Worte, welches «fractura» bedeutet, entstehen (vergl. Bud. 767. und Magy. Nyelvőr XII. 9). Aus diesem Worte ist das Verbum *lomoz* gebildet, welches M. auch als Lehnwort vorführt; — *mér* (messen); man vermisst das Suffix, welches dieses Verbum als Lehnwort haben sollte; über ugrische Herkunft desselben vergl. Budenz, 657; — *mocsok* (macula) stimmt in der Bedeutung nicht überein mit čech. *moček* (liquor); das Wort ist ugrisch (vergl. Bud. 665); — *ólom* (Blei) kann nicht aus sl. *olovo* entstehen, M. bemerkt auch «*m* für *v* ist befremdend»; das Wort ist nach Budenz (Wörterbuch 930) desselben Ursprunges wie *ón* (plumbum); *pukkan* und *pukkad* (krachen, bersten) können der Form nach nicht aus dem Slav. kommen; wie die Suffixe *-n* und *-d* zeigen, ist das Stammverbum **puk-* (vergl. Bud. 475, 517); — *puha* (mollis) mit dem sl. *pih* zusammenzustellen erlaubt weder die Form noch die Bedeutung; das Wort ist ugrisch (vergl. Bud. 474); — *rés* (Oeffnung) kann unmöglich aus sl. *režati* kommen (vergl. Bud. 703); — *szálka* (Splitter) ist ein Diminutivum aus *szál*; — *szar* (merda) finden wir nur

ist schallnachahmend, kann also weder aus der einen noch aus der anderen Sprache erklärt werden; und dass die Stammwörter von *keresztel*, *mazol* zwar slavisch, aber die verba schon auf magy. Boden entstanden sind. Wagner hätte die Arbeiten, die er besprechen will, mit mehr Aufmerksamkeit und wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit durchlesen sollen.

im Russischen und von dort sind in das Magyarische keine Wörter gekommen (vergl. Bud. 278); — *csip* (zwicken) wäre ein Verbum ohne Entlehnungssuffix; über dessen ugrische Herkunft vergl. Bud. 391; — *selyp* (der mit der Zunge anstösst) ist weder der Form, noch der Bedeutung nach gleich mit dem čech. *šeplav* (vergl. Bud. 348); — *rápa* (lacuna) ist nur eine Nebenform des Wortes *lápa, láp* (vergl. Bud. 736); — *zár* ist Verbum und Substantivum (schliessen und Schloss), kann also kein entlehntes Wort sein; aus serb. *zavor* ist im Magy. *závár* geworden.

Wir können bei M. auch solche Wörter finden, welche in den slav. Sprachen keine Etymologie haben, aber aus dem Magyarischen selbst, oder mit der Hilfe der verwandten Sprachen ganz gut zu erklären sind. Diese Wörter können wir nicht als aus dem Slavischen entlehnte anführen, sondern umgekehrt: die Slaven haben sie von den Magyaren entlehnt.[1] So sagt z. B. Mikl. dass das magy. *padmaly* (der Damm um den Hausgrund, ausgehöhltes Ufer) vom slov. *podmol'a* kommt, čech. *podmol;* im Magy. hat das Wort noch eine andere Form *padmály* oder *partmály*. Aus der letzterwähnten Form kann man ersehen, dass es ein zusammengesetztes Wort ist aus *part* (Ufer) und *mály* (gewölbter Theil des Körpers). Dieses Wort kann also nicht aus dem Slavischen kommen. (Vergl. Magy. Nyelvőr XII. 9). Das slav. Wort *vižla* kommt auch nur noch im čech. vor: *vižel,* in solchen Sprachen also, welche, wie wir es schon im vorigen Beispiele gesehen haben, aus dem Magyarischen auch andere Wörter entlehnt haben. Im Magyarischen heisst das Wort *vizsla* (Spürhund) und ist ein nom. verb. aus dem Verbum **vizs-, vizsgál,* und *vizslat* = scutatur (Szabó D.). — Das magy. *úr* (Herr) ist ein ugrisches Wort (Bud. 966); selbst M. bemerkt ja schon, dass das Bulgarische dies Wort aus dem Magyarischen entlehnt haben kann. — Das Wort *trh* (onus) hat wieder keine Etymologie auf slavischem Boden, und muss aus dem Magy. *teher* erklärt werden; dieses Wort gehört zu dem ugrischen Sprachschatze (vergl. Bud. 210); — *odú* hat im Magy. eine sehr ausgebreitete Bedeutung, und ist ein ugrisches Wort (Bud. 918); höchstens kann die Entlehnung von *odor* in Frage kommen, welches dann von *odu* gänzlich zu trennen ist. — Die Wörter *koldúl* (betteln), *koldús* (Bettler) sind aus einem verbum **kold- *kód-* zu erklären; vom selben Stamme ist auch gebildet *kódorog* (herumirren); es kann also kein entlehntes Wort sein; — *hiba* (Fehler) ist ein nom. verb. aus **hib-* (vergl. *hibban, hibit, hibúl);* das Slovenische und Ruthenische haben das Wort aus dem Magyarischen entlehnt; — *csap* (schlagen) hat ugrische Verwandschaft (Bud. 380); und weil es nur im Slo-

[1] Vergleiche Munkácsi's Abhandlung: Magyar elemek a déli szláv nyelvekben (magyarische Elemente in den südslavischen Sprachen).

venischen vorkommt *(čapiti)*, müssen wir es als ein magyarisches Lehnwort betrachten.

Dies sind die Wörter, die wir von M. als magyarisches Eigentum mit voller Gewissheit «zurückerobern» können. Einige können wir noch finden, bei denen zwar manche Gründe gegen die Entlehnung sprechen; aber ganz genau können wir nicht entscheiden, ob sie wirklich entlehnt sind oder nicht. Solche zweifelhafte Wörter sind: *bérc* (Fels); *derék* (Rumpf); *görgicse* (Gründling), auch M. selbst sagt: «die Zusammenstellung ist zweifelhaft»; *kászolódik* (sich aufschürzen); *kár* (Schaden); *könyv* (Buch); *lomha* (faul); *pehely* (Flocke); *pernye* (Loderasche); *retesz* (Riegel); *szablya* (Säbel); *tarka* (bunt); *vád* (Klage).

M. hat auch viele solche Wörter angeführt, von denen wir zwar bestimmt wissen, dass sie nicht magy. Eigentum, sondern entlehnte Wörter sind, von denen wir aber zugleich beweisen können, dass wir sie nicht aus dem Slavischen, sondern aus einer anderen Sprache genommen haben. Culturwörter machen sehr oft die abenteuerlichsten Reisen durch; wir können sie in den verschiedensten Sprachen auffinden, die weit von einander wohnen und ganz verschiedenen Ursprung haben. Da ist es sehr schwer mit vollständiger Gewissheit die Bahn fest zu stellen, welche das Wort eingeschlagen hat. Unter M.'s Wörtern können wir auch manche finden, die in einer anderen Sprache ihren Ursprung haben; aber das können wir schon nicht mehr sagen, ob das Magyarische und das Slavische das betreffende Wort unabhängig von einander aus dieser fremden Sprache entlehnt haben, oder ob vielleicht nur das Slavische das Wort aus jener Quelle entlehnt hat, das Magyarische aber aus dem Slavischen, oder auch umgekehrt. Solche Wörter sind: *csákány* (Hammerbeil), kann sowohl aus dem türk. *čakan*, als aus dem sl. *čekan* kommen; — *kocsány* (caulis), türk. *kočan*, serb. *kočan*. — Bei *sás* (carex) kann auch neben dem serb. *šaš*, das türk. *saz* in Betracht gezogen werden. — Das Wort *gránic* (Gränze) scheint, wie M. selbst sagt, aus dem Deutschen zu sein, von wo auch das sl. *granica* kommt; — *tányér* kommt wahrscheinlich aus dem deutschen *Teller* (urspr. **taljer*), und dann ist das croat. *tanjir* ein magyarisches Lehnwort; — *istáp* kann sowohl aus dem deutsch. *stab*, als aus dem serb. *štap* erklärt werden; — *kúp* (Kegel) stimmt in der Bedeutung nicht ganz überein mit dem sl. *kup* (Hügel); kommt vielleicht aus dem italienischen *cupo*; — *malom* (Mühle) und *molnár* (Müller) kommen vielleicht aus dem ital. *molino* und *mulinaro*, und nicht aus dem serb. *mlin*, *mlinar*; — *naspolya* (Nespel) kann sowohl aus dem ital. *nespola*, wie aus dem sl. *nešplja* kommen.

Bei sehr vielen Wörtern können wir aber der Bedeutung oder der Form nach ganz sicher feststellen, dass sie in das Magyarische nicht aus der slavischen Sprache gekommen sind. Von den folgenden können wir

ganz bestimmt sagen, dass sie türkische Lehnwörter sind: *árok* (Graben) kann nicht aus dem sl. *jarek* kommen, weil anlautendes *j* im Magyarischen beibehalten wird; beide, das magy. und das slav., sind aus dem türk. *aruk, arik* entstanden; — *báj* (magia) stammt auch aus dem türk. *baj;* im Slav. finden wir nur ein verbum *bajati* (incantare), und dieses stammt aus dem Magyarischen. — Ebenso ist *bélyeg* (signum) čag. *belek;* und das sl. *bělegъ* ist entweder aus dem magyarischen oder auch aus dem türkischen entlehnt; — *bicsak* (Taschenmesser) ist das türk. *bičak;* aber eine andere Form *bicskia* ist aus demselben Worte durch Vermittlung der slav. Sprache in das Magyarische gekommen; — *bot* (Stab) kann nicht aus dem serbischen *bat* entstehen, weil dem offenen slav. *a* im Magy. nie ein geschlossenes *o* entspricht, sondern umgekehrt aus sl. *o* wird im Magyarischen *a;* vielleicht kann man das Wort mit dem čag. *but-ak* (Zweig) zusammenstellen (vergl. Vámbéry, Ursp. der Magy. 657); — *kapocs* (Schnalle) entspricht der Form nach nicht dem slav. *kopča,* vielmehr dem türk. *kapiži;* — *kard* (Säbel) ist ein persisches Wort, und ist in das türkische in der Form *kard* gedrungen; von hier haben wir es genommen; das sl. *korda* ist aus dem Magyarischen entlehnt; — *komló* (Hopfen) kann unmöglich aus sl. *hmělь* entstehen; entspricht aber ganz regelmässig dem türk. *kumlak;* — *kender* (Hanf) entspricht nicht dem asl. *kadrь,* weil das sl. Wort tieftonig, und das magyarische hochtonig ist; es stammt aus dem türk. *kendir, kender;* — *korsó* (Krug) entspricht nicht dem asl. *krъčagъ,* sondern dem türk. *kolčag,* weil ein sl. auslautendes *g* im Magyarischen beibehalten wird; aber bei den türk. Lehnwörtern entspricht regelmässig dem türk. Wortende *-ak* im magy. *-ó;* — *kobak* und *kupa* (Trinkgeschirr) sind aus dem čag. *kabak* und *kopa;* die sl. Wörter sind auch entlehnt; — *néne* (die ältere Schwester) kann nicht dem bulg. *neni* entsprechen, welches den «älteren Bruder» oder «Vater» bedeutet; es ist das türk. *nene* (Tante); — *sátor* (Zelt) ist das türk. *čatir,* (aus dem Persischen) und das sl. *šator* ist aus dem Magyarischen entlehnt; — *szárcsa* (fullica atra) entspricht der Form nach nicht dem serb. *sarka,* sondern dem osm. *serče.* — Ebenso ist *szomak* (Feldflasche) nicht das čech. *smolak,* sondern das osm. *sumak;* — *tiló* (Hanfbreche) entspricht dem čuvaš. *tila* und nicht dem čech. *trlo trdlo;* — *turó* (Topfen) ist die regelmässige Entsprechung zu dem čag. *turak,* nicht das slav. *tvaroh;* — *túzok* (otis zarda) ist das türk. *tujdak,* und das slov. *tuzek* ist aus dem Magyarischen entlehnt; — *tükör* (Spiegel) ist das čuv. *tügür.* — Das Wort *zsidó* (Jude) kommt auch aus einer türkischen Sprache und nicht aus dem Slavischen (vergl. Magyar Nyelvőr X: 220 und XII: 35).

Folgende Wörter, welche von M. als slavische Entlehnungen angeführt werden, sind deutschen Ursprungs: *abrut* kommt aus dem deutschen *abraute, aberraute,* und nicht aus dem nsl. *abrotica;* — *harc* (Krieg) ist aus

dem deutschen *hetz*, dial. *hatz* entstanden (vergl. Magy. Nyelvőr X. 49), und das kroat. čech. *harc* ist aus dem Magyarischen entlehnt; — *mester* ist das deutsche *Meister*, und das magyarische Wort ist in das nsl. und serb. als *mešter* hinübergegangen; aus dem deutschen *meister* wurde im serb. *majstor*; — *pántlika* ist das östr. *pantel* mit einem Diminutivum-*ka*; das slov. *pantlika*, serb. *pantljika* sind aus dem Magyarischen entlehnt; — *rostély* ist das deutsche *Röster*, dial. *roster*, und das sl. *roštělʼ* ist ein magyarisches Lehnwort; — *rúd* kommt aus dem mhd. *ruote*, und das sl. *rudo* stammt aus dem Magyarischen; — *szoba* kann nicht aus dem sl. *istъba* kommen, weil das Magyarische das anlautende *i* behalten hätte; das Wort ist in beiden Sprachen aus dem deutschen *Stube* entstanden; — magy. *torony* ebenso wie nsl. *turen* stammen aus dem deutschen *Turm*.

Einige Wörter können wir auch als italienische Lehnwörter nachweisen: *bojtár* (Schäfer) kann nicht aus dem nsl. *bajta* (casa) erklärt werden, und das slov. *bojtar* ist ein magyarisches Lehnwort; das Wort kommt aus dem ital. dial. *boitaro* (Ochsenhüter); — *gesztenye* (Kastanie) kommt aus dem ital. *castagna* (in Pavia *cästegnä*), und nicht aus dem sl. *kostanь*, welches tieftonig ist, während das magy. Wort hochtonig klingt; — *csutora* (Trinkgefäss) kommt aus dem ital. *ciottola*; das serb. *čutura* und slov. *čutora* sind wahrscheinlich aus dem Magyarischen entlehnt.

Nach dieser Durchmusterung des M.'schen Verzeichnisses haben wir ungefähr 100 Wörter als nicht slavische erwiesen, ohne dass wir bei der Kritik der Zusammenstellungen allzu streng gewesen wären. Und wenn wir noch prüfen wollen, was für eine Rolle diese Wörter im Magyarischen spielen, werden wir das Verhältniss der magy. Sprache zur slavischen in ganz anderem Lichte sehen, als man es nach M. voraussetzen sollte. Wenn wir in dem Verzeichnisse blättern, finden wir eine Menge solcher Wörter, welche in der magy. Literatursprache nie vorkommen; sie gehören nicht einmal den magy. Dialecten an, weil solche Wörter, wie *gusa, klecska, korittó, korec, liu, mátoha, paslica, taráta brenza, csepesz, csetina, dajna, cserpa, lakma, prauda, pikó, serha* u. s. w. niemand kennt, einige Ortschaften ausgenommen, wo Magyaren und Slaven gemischt wohnen. Solche Entlehnungen auszuweisen ist zwar auch lehrreich, um die Gesetze der Lautveränderungen in der Entlehnung zu erweisen, aber bei der Beurteilung der Entlehnung können sie nicht mitgezählt werden.

Andererseits sind noch einige Wörter seit der ersten Ausgabe dieses Werkes als slavische Entlehnungen erwiesen worden, welche der Aufmerksamkeit M.'s entgangen sind. Die wichtigsten dieser Wörter will ich hier aufzählen: *angyal* (Engel); *batka* (ein kleines Geldstück); *cipő* (Schuh); *csicsóka* (eine Art Grundbirne); *denevér* Fledermaus); *dicső, dicsér* (löblich, loben); *eretnek* (Ketzer); *fáklya* (Fackel); *henyél* (faulenzen); *pipőke* in *hamupipőke* (Aschenbrödel); *határ* (Grenze); *igric* (Sänger); *kano-*

nok (Domherr); *korlát* (Geländer); *katona* (Soldat); *lidérc* (Irrlicht); *mámor* (Rausch); *patyolat* (die feinste Leinwand); *paszita* (Taufschmaus); *pata* (Hufe); *pipere* (Putz); *pörc* und *töpörtyü* (Speckgriebe); *pogány* (Heide); *prépost* (Probst); *püspök* (Bischof); *pünkösd* (Pfingsten); *rét, réteg* (Schicht); *remete* (Eremit); *serleg* (Becher); *zsolozsma* (horae canonicae); *viganó* (ein Frauenkleid); *záp*-fog (Backenzahn); *zuzmara* (Rauch, Frost); *zomok*-kigyó (eine Art Schlange).

Eine neue kritische Ausgabe des M.-schen Werkes wäre demnach sehr wünschenswert gewesen. Diese zweite Ausgabe jedoch kann diesen Wunsch nicht befriedigen; sie macht vielmehr das Erscheinen eines Werkes, welches ein klares Bild von den slavischen Elementen im Magyarischen gibt, umso notwendiger. Herr Wagner war in die angenehme Lage versetzt, das vor Jahrzehnten erschienene Werk eines ausgezeichneten Sprachforschers ersten Ranges mit Aufarbeitung der gerade auf diesem Felde sehr bedeutenden Resultate der ungarischen Sprachforschung auf das heutige Niveau der Wissenschaft zu erheben und dasselbe auf diese Weise zu einem wichtigen Quellenwerke der Sprachwissenschaft umzugestalten. Dass er dieser Aufgabe durchaus nicht entsprochen habe, glauben wir in obigen Bemerkungen erwiesen zu haben. Herr Wagner hat dem ausgezeichneten Wiener Sprachforscher einen sehr schlechten Dienst erwiesen, denn Miklosich's Werk steht in dieser zweiten Auflage durchaus nicht auf der Höhe der Wissenschaft.

JOSEF BALASSA.

DER UNGARISCHE OLYMP.

Wir haben uns langsam aus dem Netze jenes wissenschaftlichen Aberglaubens befreit, dass die leitende Idee der religiösen Weltanschauung unserer Vorfahren der Monotheismus und der sittliche Dualismus gewesen sei. Die Zeit «Hadúr»'s (des «Kriegsgottes») ist für immer abgelaufen und von «Ármány» (der Böse, das personificirte böse Princip, nach dem persischen Ahriman gebildet) kann nur mehr als von einer Schöpfung der Dichtkunst die Rede sein. Trotz alledem ist uns die eigentliche Mythologie unserer Vorfahren durchaus nicht bekannt. Die unstreitig wertvollen Daten, die Arnold Ipolyi gesammelt,[1] sind noch von Niemandem mit kritischer Einsicht benützt worden, Lugossy's hochinteressante Versuche in der Erforschung mythologischer Spuren, die die Erinnerung des Volkes bewahrt

[1] In seiner 1854 erschienenen *Magyar Mythologia* (Ungarische Mythologie), welche den Ausgangspunkt und die Grundlage aller magyarisch-mythologischen Studien bildet.

hat, sind ohne Fortsetzung geblieben, und die jüngste Generation hat die Frage beinahe ausschliesslich von einseitig philologischem Standpunkte aus untersucht. Wir, die wir bestrebt sind, die Weltanschauung unserer Vorfahren bei dem Lichte der Völkerpsychologie zum Gegenstande unserer Studien zu machen, kämpfen heutzutage nur mehr in geringer Anzahl und so zu sagen isolirt. Obgleich nun das Resultat unserer Forschungen in vieler Beziehung in ausgesprochenem Gegensatze zu den bisherigen Ansichten steht, ist es doch bis zur Stunde kein grosses und gibt kein abgeschlossenes Gesammtbild; es kann daher nicht Wunder nehmen, dass ihm das grosse Publikum wenig Beachtung zu Teil werden lässt. Freunde anziehender Untersuchungen jedoch können dadurch nicht zurückgeschreckt werden, dass wir heutzutage nur mehr aus zerfallenen und zum Teile umgestalteten Trümmern wenige Bruchstücke zu reconstruiren vermögen, die wertvoll sind, weil sie die Weltanschauung unserer Vorfahren beleuchten. Aus diesem Grunde teile auch ich die Resultate meiner Studien über einen Teil der Mythologie unserer Vorfahren, über die Götter der alten Ungarn mit, wie fragmentarisch diese Resultate auch sein mögen.

Sind wir denn in unseren mythologischen Forschungen wirklich schon so weit gelangt, dass wir von Göttern sprechen können?

Ich glaube, ja. Wollten wir im strengen Sinne des Wortes eine Characteristik der mythologischen Gestalten fordern: wir kämen in Verlegenheit. Selbst »Ukko«, »Terem« und die anderen Götter, welche uns die Philologen genannt, zeigen ein viel zu modernes Gepräge, als dass wir rückhaltslos auf sie bauen könnten; ist es uns aber nicht um Worte, nicht um Namen, sondern um den Begriff der Verkörperungen religiöser Ideen zu tun, dann sehen wir allerdings bereits klar genug und können mit vollem Rechte nicht nur von Göttern im Allgemeinen, sondern auch von ihren Individualitäten sprechen.

Mir wenigstens scheint es ausser Zweifel, dass auch unsere Vorfahren, ebenso wie die meisten alten Völker im uncivilisirten Zustande, Naturanbeter gewesen. Ein Nomadenvolk, haben sie die Wunder der Natur kennen, ihre wohltätige Macht lieben und ihre richtende Hand fürchten gelernt. Im Allgemeinen haben die Erscheinungen der sichtbaren Welt tiefer auf die animistische Richtung des Urmenschen, diese Quelle der religiösen Gefühle, gewirkt, als die uns innewohnende Stimme der Moral, die er noch nicht gekannt. Die Macht des Gewitters, das Rieseln der Quellen und das geheimnissvolle Rauschen des Windes, — sie spielen eine Rolle in der Mythologie aller Völker, treten bald als Naturkräfte, bald personificirt als Wesen auf, und ihnen gesellt sich, wohin wir auch blicken, der Sonnengott. Mit der Zeit, da auch die religiöse Anschauung eine Umwandlung erlitten, wird auch dieser Begriff der Gottheit historisch. Der Sonnengott der vormals heidnischen Israeliten wird zum Nationalhelden, zum

Samson, der die Philister bekämpft, während der Herkules der Griechen und der germanische Siegfried ihren ursprünglichen Typus treuer bewahren, weil ihre wesentlichste Tat die Vernichtung der verderbenschweren Wolken im Symbole des Drachen ist. In welcher Gestalt die Götter des heidnischen Altertumes aber auch erscheinen mögen, ob sie nun gleich Sanct Georg, dem Drachentödter, im Gewande der Legende auftreten, bald, wie Wilhelm Tell oder Rustem, historische Züge annehmen, oder aber in Volksgebräuchen die Spur ihres Daseins bewahren — wie ja in der Volkssitte die Fackeln des brennenden Holzstosses symbolisch auf die alten Opfer hinweisen —: sie werden doch nie und nimmer der Phantasie des Volkes gänzlich entschwinden. Was unsere Ahnen einstens im Schosse der Natur als heilig verehrt, ist späterhin zur religiösen Mythe oder Dichtung, in einer weitern Periode zum Märchen geworden, hat seine Form und das daran geknüpfte religiöse Gefühl geändert, doch der Kern selbst ist sich unverändert treu geblieben.

In grösserem Maasse als Volksgebräuche, Volkspoesie und Sagen der Vorzeit sind es die Märchen, die uns den Schlüssel zum Verständniss der Weltanschauung der Kalevala, der Veden und des Hesiod geben. Auf diesem Pfade zu wandeln sind auch wir bemüssigt, um das geistige Leben unserer Voreltern, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, reconstruiren zu können.

Und das Material ist ein bedeutendes; was uns bei Anonymus und vor Allem bei Thuróczy von den «lügenhaften Märchen der geschwätzigen fahrenden Sänger und der Bauern» — wie Anonymus schreibt — erhalten geblieben, ist von unschätzbarem Werte. Die Hirschkuh, der Vogel Turul, die Wanderfahrt und das Verschwinden Álmos', Botond's grimme Streitaxt, die Schlacht von Cserhalom und vieles Andere sind alles mythologische Spuren. Und wer wollte diese Spuren nicht auch in unseren Volksmärchen erkennen, wo der Sonnenprinz der Beherrscherin der Finsterniss, der Hexe, dienen muss, die den Wind in ihre Gewalt zu bekommen weiss, durch die Lüfte fliegt und den Sturm erweckt, aber gewöhnlich besiegt wird, da das Zauberpferd herbeieilt, dem Prinzen zu helfen. Und sobald dieses das Reich der Hexe hinter sich gelassen, fliegt es dahin, schnell wie der Gedanke und strahlt wie das Sonnenlicht. Die Wanderfahrt des Helden, sein Kampf mit der Hexe oder dem Drachen, um denselben ihren sorgfältig gehüteten Schatz, zumeist «Tündér Ilona» (die Fee Helene) zu entreissen, das Zauberpferd, welches im Kampfe hilfreich erscheint, sind durchwegs ständige Erscheinungen.

Sind dies nicht deutliche mythologische Spuren?

Wer erinnert sich nicht jener warmen Sommernachmittage, wo die heraufziehenden schweren Gewitterwolken die Sonnenstrahlen zu verfolgen scheinen, die, gleichsam im Kampfe mit dem sich auftürmenden Gewölke, dieses immer wieder zerreissen und seinen Saum vergolden;

wer hätte die Sonne nicht gesehen, wie sie nach dem Gewitter, einem siegreichen Helden gleich, strahlend durchbricht? Und wenn ein Nomadenvolk nach langer Dürre unter dem Rollen des Donners seinen erquickenden Regen erhält, ist es da nicht natürlich, dass es in diesem Segen die Frucht sieht, die ihm der Kampf der guten Götter getragen, und wenn es in dem Regenbogen, der dem Gewitter folgt, das Zeichen ihres Triumphes erblickt?

Uns sind die Ursachen der Naturerscheinungen bekannt und unserer Phantasie kann es bereits nicht mehr genügen, dieselben zu personificiren. Doch wie ganz anders war dies früher! Zwischen jenem Zeitpunkte, wo der Grieche seinen Helios auf goldenem Wagen am Firmamente heraufkommen gesehen, und jenem zweiten, wo der Dichter der Psalmen die Sonne besingt, wie sie gleich einem siegreichen Helden emporsteigt, hat sich eine grosse Umwandlung in der Weltanschauung der Alten vollzogen. Und diese Umwandlung hat unsere Vorfahren nicht berührt. Sie haben die Naturkraft selbst personificirt, in der geheimnissvollen Bewegung ein gleichgeartetes, fühlendes Wesen gesehen und nicht den Schöpfer der Sonne und des Gewölkes, sondern diese rätselvollen Erscheinungen selbst für höhere Wesen gehalten.

Dies ist in Kurzem der Schlüssel zu dem dogmatischen Glauben unserer Vorfahren.

Es ist nicht meine Absicht, mich hier eingehend damit zu befassen, in wie ferne die in unseren alten Sagen und in unseren Volksmärchen vorkommenden Elemente ursprünglich, in wie ferne sie entlehnt seien. Die moderne Behandlung der griechischen Mythologie, die vergleichende Kritik der Volksmärchen und vorzüglich die Kalevala geben uns in dieser Beziehung vielfache Anhaltspunkte. Die schatzhütenden Drachen, die Teufel und Feen sind bereits zum grossen Teile mit fremden Begriffen versetzte Gestalten; das Aschenbrödel und die Gnomen haben wir direct von Anderen übernommen; die märchenhaften Erzählungen von Attila und dem Prinzen Csaba sind ebenso wenig Schöpfungen des ungarischen Geistes, wie Detre und Lehel; es steht aber ausser Zweifel, dass sich auch viele altungarische Züge erhalten haben, in welchen wir auch die Gestalten einiger unserer Götter klar zu erkennen vermögen.

Wir haben vier Götter, deren Existenz keinem Zweifel unterliegt; dies sind ausser dem Sonnengotte, die Personificationen des Abendsternes, der Wolke und des Sonnenstrahles. Der Sonnengott ist in den Sagen mit der Gestalt des Attila, Botond und des heiligen Ladislaus in Eins geflossen, und in den Volksmärchen ist der drittgeborene Prinz die ständige Personification des siegreichen Helden. Der Abendstern ist in der Sage durch Hunyor, Magor, Csaba und den umherirrenden Álmos, in den Märchen durch den Helden vertreten, der auszieht, den verlorenen Schatz zu suchen. Die Wolke wird in der Sage zur Stadt Johara und zum finsteren Bereiche

Susdal mit seinen dichtverworrenen Wäldern, wo Finsterniss und undurchdringliche Nebel herrschen, die Sonne ihr Licht nur drei Monate hindurch spendet, wo Greife nisten und Falken hausen; im Märchen wird sie durch die Hexe, durch den begriffverwandten Drachen oder durch den König der schwarzen Stadt personificirt. Der Sonnenstrahl tritt in unseren Sagen als Vogel Turul, als Hirschkuh oder als weisses Ross, in unseren Märchen gewöhnlich als das wunderbare Zauberpferd auf.

Unter diesen vier Göttern des ungarischen Olympes besteht keinerlei Rangunterschied. Zwar fällt so dem Zauberpferde, wie der Hirschkuh und so auch dem Vogel Turul die Verrichtung gewisser Dienste zu; doch ihre Dienstleistungen sind von hoher Bedeutung; sie spielen hierin die Rolle des Prometheus der Griechen, des Moses der Juden, des Mâtaric der Inder, wie auch des Ilmarinen der Finnen und des Loki der Germanen, welche Rolle die üppige orientalische Phantasie mit ihren Bildern bereichert hat. Der Sonnenstrahl ist es, das Zauberpferd, das den Schatz auffindet und der Führer der Landesflüchtigen wird. Es ist in der Gewalt der Beherrscherin der Finsterniss von unscheinbarer Gestalt, schwach und elend, sein Reiter muss es tragen, so lange es innerhalb der Grenzen des dunklen Bereiches weilt; kaum hat es jedoch den Saum des Gewölkes erreicht, so wird es zum leuchtenden Sonnenstrahl, der dahinschiesst, wie die Windsbraut und der Gedanke, der seine Gestalt wechselt, Zauber vollführt und als Symbol seines Ursprunges sich mit feurigen Gluten nährt.

Diese Gottheit der ungarischen Mythologie, in welcher sich mit den Characterzügen des Prometheus und Merkur auch die Zauberkunst verbindet, worin sich die Mythologie und überhaupt die ganze Weltanschauung der ural-altajischen Volksstämme so recht lebhaft wiederspiegelt, steht auch dem Abendsterne hilfreich zur Seite. Letztere Gottheit ist eine eigentümliche Gestalt unserer Mythologie; es liegt etwas wie eine melancholische Sehnsucht in ihren Zügen. Hunyor's und Magor's Hirschkuh verschwindet, sobald das Land der Verheissung erreicht ist; Álmos darf die Marken des neuen Vaterlandes nicht betreten; Csaba, der mit seinem Heere über die Milchstrasse gezogen gekommen, verschwindet spurlos. So sinkt auch im Märchen der Prinz in einen tödtlichen Schlaf, nachdem er den Drachen bezwungen: Tündér Ilona's Buhle verliert seinen ängstlich gehüteten Schatz, muss im Reiche der Finsterniss drei Prüfungen bestehen und wie der Lemminkäinen der Finnen, so verfällt auch er dem Tode. So kämpft auch der Abendstern scheinbar ohne Hoffnung mit der Finsterniss, bis er zuletzt, als Morgenstern, seinen Schatz, die ihm entrissene Sonne, dennoch auffindet, wenn er auch erblassen muss, sobald sich ihr Licht entzündet. In der Tat ein echt poetischer Vorwurf, der Stoff eines nationalen Epos, welches Epos einst sicher existirt hat und dessen einzelne Spuren Johann Arany in den Sagen unserer Vorzeit auch aufzufinden wusste. In

diesen Spuren hat Szalay «die gigantischen Muskeln eines ungarischen Nibelungenliedes» geahnt; — jetzt ist dies Alles schon untergegangen.

Am deutlichsten hat sich von unseren alten Göttern die Personification der Wolke, die Hexe, erhalten; wenn ich mich nicht irre, liegt selbst der Ursprung des Namens, den sie in unseren Märchen führt (als Hexe mit der eisernen Nase) in der grauen Vorzeit. Diese Gestalt ist beinahe identisch mit der Lothi der Kalevala, der Herrin Pohjola's, d. i. der Nacht. Wie dieses «zahnlose alte Mütterchen», so herrscht auch sie im Reiche der Finsterniss, aber der Schatz, nach dem der Held trachtet, ist in ihrem Besitze, und dieser Schatz kann ihr nur durch List und Zauberkünste entrissen werden, was in jenem Epos dem vielberühmten Knaben Kalevala nur mit Mühe und Anstrengung gelingt. Dieses Weib ist im Grunde genommen nicht von böser Denkungsart (wie denn die strengethische gegensätzliche Unterscheidung bei unseren Ahnen überhaupt fehlt), sie tut selbst Gutes, steht aber im Gegensatze zu dem Helden des Märchens. Die Hexe mit der eisernen Nase — denken wir nur immer an die Wolke — liebt die Finsterniss, verwandelt sich mit Vorliebe zur Wolke und zum Gewitter; eine ihrer mächtigsten Waffen ist der Hagel. Sie wohnt in einem Schlosse, das sich fortwährend dreht: dieses hat ein kupfernes Dach (der Saum der Wolke von der Sonne bestrahlt) und erklingt, sobald es der Magier oder die Fee berührt (der Donner). Ihre Töchter sind sich sehr ungleich (Hochflut, Regen, Morast), doch auch sie können, gleich ihrer Mutter, verschiedene Gestalten annehmen. Jene neuen Begriffe, die wir von christlichen Völkern übernommen, haben auch diese Hexe zum Drachen, zum Teufel oder zum feindseligen Könige umgewandelt, doch immer sind auch einige hervorstechende Characterzüge der Weltanschauung der uralaltaischen Völker anzutreffen. Hieher gehört die Anwendung von Zauberkünsten als Streitwaffen, die dreimalige Prüfung, jener unzweifelhaft uralte Zug, dass sie es liebt, wenn man sie «mein Grossmütterchen» anspricht, dass sie das Oberhaupt des fernen Reiches der Finsterniss ist und dass bei ihrer Beschreibung die von den Nomadenvölkern so sehr bevorzugten Sterne eine bedeutende Rolle spielen.[1]

Viel weniger plastisch tritt uns die Gestalt des Sonnengottes entgegen, aber der Sonnenprinz ist im Märchen der Held, dessen Antlitz leuchtet wie das Sonnenlicht; das auf der Burg Ika im Háromszéker Stuhle genährte heilige Feuer und der Holzstoss, der zu St.-Johannis nach altem Brauche noch heute angezündet wird, sind deutliche Spuren seiner einstigen Existenz. Es ist anzunehmen, dass die aus dem Dogma des Abendsternes entstandene Märchengestalt, der auf Abenteuer ausziehende, krie-

[1] Vgl. *Frau Eisennase, Beitrag zur ungar. Mythologie von Aladar György* in dieser *Ungarischen Revue* 1881. S. 587—602.

gerisch gesinnte Königssohn, der oft ganz selbstständig neben dem umherirrenden Prinzen auftritt, dass dieser Königssohn sich aus der Gestalt des Sonnengottes entwickelt hat. Wie in der Mythologie anderer Völker, so steht auch bei den Ungarn die Sonne im innigen Zusammenhange mit dem Feuer, jenem belebenden und zugleich zerstörenden Elemente, das der kriegerische alte Ungar nicht nach seiner milden Erscheinung, sondern der Natur der asiatischen Wüste gemäss nach seinem kriegerischen Character aufgefasst.

Auf vier Götter bezüglich haben wir also Daten, die klar genug sind. Auch der unter dem Namen «Bababukra» auftretende Regenbogen, die «Milchstrasse» und ebenso der «fahrende Student», sie weisen alle auf uralte mythologische Personificationen hin. Doch heutzutage können wir uns ebenso wenig von diesen ein klares Bild entwerfen, wie von den «Gerechten», von welchen in Merényi's Märchen gehandelt ist und welche sicherlich die Helden eines uralten Mythos in christlichem Gewande sind; ebenso geht es uns auch mit jener heidnischen Göttin, die einer volkstümlichen Benennung der Jungfrau Maria («Nagyboldogasszony», d. h. Grosse selige Frau) zu Grunde liegen dürfte und deren Spuren Ferdinand Barna in der Weltanschauung der Mordwinen mit Erfolg aufgesucht hat.

Der ungarische Olymp ist daher höchst mangelhaft und im Vergleiche mit der Hierarchie der griechischen und indischen Mythologie ausserordentlich arm. Hingegen haben wir einen Reichtum an anderweitigen mythologischen Zügen aufzuweisen, die sich auf Cultus und Dogmen beziehen. Ich will hier weder das volkstümliche Opfer des weissen Rosses, am Quellufer und das Antlitz gen Sonnenaufgang gekehrt, erwähnen, noch auch das Áldomás-Trinken, das Ochsenbraten und den Vogel Turul berühren; höchst wichtig scheinen mir aber jene wertvollen Hinweise zu sein, die sich hauptsächlich in unserer Volkspoesie auf das geweihte Obst des Sonnengottes, auf den runden und roten Apfel beziehen, und eine noch grössere Bedeutung lege ich dem Umstande bei, dass Schriftsteller, wie Ibn Dasta, Albekri, Cynnamos und Andere, die zur Zeit unserer heidnischen Vorfahren gelebt, dieselben ohne Ausnahme Feueranbeter, das heisst — modern gesprochen — Verehrer des Sonnengottes nennen. Dieser Characterzug ist der hauptsächlichste und entscheidendste Beleg für die Richtigkeit unserer Auffassung. Seltsam genug, dass selbst Paul Hunfalvy diesen höchst wichtigen und vollständig verlässlichen Anhaltspunkt übergeht, und Vámbéry desselben mit Geringschätzung gedenkt.

Es ist jedoch meine Absicht nicht, hier von Sachen des Cultus zu sprechen; hierauf bezügliche Daten finden wir in der Sprache des Volkes, in der Characterisirung der Wohlgerüche und Pflanzen die Fülle; diese Daten kritisch zu untersuchen und nach den Regeln der Völkerpsychologie zu gruppiren, ist noch immer eine Sache der Möglichkeit. An dieser Stelle,

wo ich einzig nur der Götter unserer Vorfahren gedenken wollte, habe ich noch die Aufgabe nachzuweisen, auf welche Weise diese Gestalten unter dem Einflusse des Christentums mit den Gestalten der Sage und der Geschichte verschmolzen.

Ich habe andern Ortes nachgewiesen, auf welche Weise die Gestalt des Álmos aus dem mythologischen Dogma des Abendsternes mit Hinzuziehung der Geschichte Mosis entstanden ist. Die historische Existenz dieses Helden unserer Vorzeit ist meiner Ansicht nach äusserst problematisch; doch ist es mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass er der Hauptheld des alten ungarischen Volksepos, der Hauptheld unserer Ilias, Kalewala oder unseres Nibelungenliedes gewesen sein mag. Ich will jetzt nur darlegen, in welcher Weise die Characterzüge des Sonnengottes mit der geschichtlichen Persönlichkeit Ladislaus' des Heiligen in Eins geflossen sind.

Ladislaus der Heilige zählt nicht unter die Vorzüglichsten der Könige aus dem Hause Árpád. Als Staatsmann betrachtet, hat er keinerlei denkwürdige Eigenschaften aufzuweisen, ja er wäre im Stande gewesen, unser durch die Kreuzzüge zerrüttetes staatliches Leben aus Fanatismus dem Verderben preiszugeben, wäre zum Glücke nicht sein Tod dazwischengetreten und ihm ein um vieles grösserer Fürst, Koloman, auf dem Trone gefolgt. In der Tat wird es einstens, wenn ein wirkliches kritisches Talent die Geschichte unseres Vaterlandes geschrieben, Wunder nehmen, wie ein Mensch, der kaum über das Niveau des Gewöhnlichen emporgeragt und nur in seinem persönlichen Mut und seinem religiösen Fanatismus das Durchschnittsmaass bedeutend überschritten, im ungarischen Volksleben so tiefe Wurzel hat schlagen können. Denn dass er volkstümlich geworden, ist unbestreitbar; er ist volkstümlicher als Árpád oder Stephan der Heilige. Die Darstellungen, womit unser erster Maler, Johann Aquila, und seine unbekannten Zeitgenossen die Wände der Kirchen geschmückt, sind den Sagen entlehnt, die sich auf ihn beziehen; sein Name ist es, nach welchem eine ganze Schaar von Gemeinden benannt wird und überall, wo ein ungarischer Mund sein Gebet zu dem Unsichtbaren stammelt, ist er als Schutzheiliger anzutreffen. Die Lösung dieses Geheimnisses besteht darin, dass sich die Characterzüge des Sonnengottes, der lange Zeit hindurch Gegenstand der Pietät des Volkes gewesen, mit der Persönlichkeit Ladislaus des Heiligen vereinigt haben und zu Sagen geworden sind, die sich auf seine Persönlichkeit beziehen, gerade so wie Sanct Georg, Sanct Martin und teilweise die Jungfrau Maria bei den Völkern des Westens mit heidnischen Typen und Gestalten Eins geworden sind.

Erinnern wir uns nur der Volksmärchen, in welchen der Feenkönig, der Sohn der Sonne, als Vertreter des Sonnengottes, die Königstochter aus der Gewalt der Hexe (der «Frau Eisennase») befreit und dem, da er verfolgt wird, die Feenprinzessin selbst oder aber das Zauberross mit Zauber-

künsten hülfreich beispringt. Dieselben Umstände treffen auch beim Helden von Cserhalom ein. Das Mädchen, von dem Kumanier geraubt, hilft dem Ritter, der ihren Räuber verfolgt, und da der Held von Gefahren umdroht ist, ist sie es, auf deren Beschwörungszauber, der dem modernen Geiste entsprechend zum Gebete geworden, sich die Felsen öffnen (der Felsenspalt bei Torda), die verstreuten Goldstücke zu Steinen werden; sie bewirkt es, dass der Held die Hungerleidenden mit den, durch ein Wunder erscheinenden Heerden von Hirschen und Büffeln speist etc. Der mächtige König lässt durch einen einfachen Schlag seines Stabes Quellen aus den Felsen springen, gleichwie der Sonnengott in den betreffenden Märchen einen Regen von Blitzen aus den Wolken lockt; auf dem Schlachtfelde klettert ein Eichhörnchen seine Lanze entlang; seine furchtbare Streitaxt, die auch in kirchlichen Darstellungen nie fehlt, ist ein altes Attribut des Sonnengottes; sein Schlachtross — die Chroniken haben uns sogar dessen Namen «Zug» oder «Szög» bewahrt — sprengt hin wie der Blitz, und der Held selbst ist um einen Kopf grösser als die gewöhnlichen Sterblichen, sein Antlitz leuchtet, als wäre es wirklich der Sonnengott selbst, der in ihrer Mitte erschienen, und wie Csaba ersteht auch er von den Todten, um dem bedrängten Grosswardein zu Hilfe zu eilen.

So tritt uns die Gestalt Ladislaus des Heiligen aus den Chroniken entgegen. Die Züge sind durchaus mythologisch und mit diesen hat die Phantasie der Nachwelt aus den Trümmern der heidnischen Weltanschauung, deren Zerstörer hauptsächlich er gewesen, diesen König geschmückt, in dessen reckenhafter Gestalt sie ebenso, wie im Abenteuer von Cserhalom, einen Anhaltspunkt gefunden, die alten Sagen lebendig zu erhalten. Und vielleicht war eben dies der Ruin unserer Mythologie. Die Herkulese, Siegfriede, Vainemoine, Rustem und selbst der noch einigermassen geschichtliche, doch gänzlich unbedeutende Roland, haben die relativ reine Ueberlieferung des Mythos nicht verhindern gekonnt; Ladislaus' scharf umrissene historische Persönlichkeit und klar begrenzte Vergangenheit hingegen hat das Verblassen des Mythos ausserordentlich begünstigt. Der Cultus des Sonnengottes ist auf die Person des christlichen Helden übergegangen und seine Ueberreste haben sich als Sagen bis auf den heutigen Tag erhalten; aber die nationale Geistesströmung selbst ist dahingeschwunden, wie das Wogenspiel des Baches, der sich in den Strom ergiesst, und hat sich mit der neuen Weltanschauung vermählt. Hier endet das eigentliche Wesen unserer Mythologie, hier ist sie in ihrem ganzen Umfange begraben; die Götter unserer Voreltern erscheinen uns nicht in ihrer vollen Klarheit und es ist uns nimmer vergönnt, auf den Ruinen von Bálványosvár einen ungarischen Olymp zu beleben, dessen Gestalten die Vorstellungsweise unserer Ahnen getreu vor unsere Seele stellen könnten.

Doch es ist nicht Alles verloren gegangen und Vieles zu retten. Wir

finden die alten Spuren in unseren Gebräuchen, in unseren Volksmärchen und Liedern, und ein aufmerksamer Beobachter wird diese Spuren auf zahllosen Wegen durch unser ganzes sociales Leben, selbst bis an die Stufen des Trones verfolgen können. Der König der Ungarn, der den heiligen Reichsapfel in Händen hält, bei dessen Krönung das Ochsenbraten auch heute noch üblich ist, der wie der opfernde Priester der Vorzeit den Hügel hinansprengt, auch heute noch das Schwert zur Sonne hebt, er wiederholt unbewusst, was seine modernden Ahnen pietätvoll geübt. Und so tut auch der Székler Jüngling, der in Nachahmung des Spottes seiner bekehrten Vorfahren über das brennende Reisig springt; so der Bauer im Alföld, der die ersten Tropfen des vollen Kruges als Opfer zur Erde schüttet. Das sind keine glänzenden Gemälde, es sind nur Ueberreste des verloren gegangenen Schatzes; doch auch die Ueberreste sind wertvoll, weil sie den Gedankengang und die Weltanschauung unserer Vorfahren beleuchten, doppelt wertvoll heute, wo Eisenbahnen und Zeitungen, jene feindseligen Mörder der alten Traditionen, bereits in die verborgensten Winkel gedrungen sind.

Und wie wenige sind wir, die wir uns das Sammeln dieser zerstreut umherliegenden Trümmer zum Ziele gesteckt, und auch wir setzen nicht unsere ganze Kraft daran, auch wir tun es nur, indem wir unsere Mussestunden bestehlen, — und es sollte doch die würdige Aufgabe einer zum Selbstbewusstsein gereiften Nation sein! Wird sich denn kein ungarischer Lönroth finden, der ein Leben einsetzt, um die Schätze zu sammeln, die noch zu retten sind, oder sollte es im Buche des Schicksals geschrieben stehen, dass das geistige Leben unserer Vorfahren dem ewigen Vergessen anheimfallen soll?

Aladár György.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** 1. In der *Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 5. Jänner* las Josef Szinnyei eine interessante etymologische Abhandlung von Gabriel Szarvas: *Die Familie und Abstammung des ungarischen Wortes czápa*. Das Wort kommt früher in den Formen czap, czapa vor, woraus durch Vocal-Dehnung czáp, czápa wurde (vergl. kacsa und kácsa). «Czapa» heisst in Paris Pápai's Wörterbuch: «corium punctis asperatum, szemölcsös bör, warziges Leder»; czáp: «hircus, Geisbock». Bei den alten ungarischen Botanikern (Beythe, Lippai, Diószeghi) heisst «czapa, czápa» eine Melonenart. In neuerer Zeit tritt «czápa» auch in der Bedeutung «Haifisch» auf. Es frägt sich nun, wie sich diese differenten Bedeutungen: *rauhes Leder, Geisbock, Melone* und *Haifisch* miteinander vereinbaren lassen. Nach Verf. ist die ursprüngliche ungedehnte Form czap, czapa von dem in Schmellers baierischem Wörterbuche vorfindlichen süddeutschen Worte: «Zapp, Zappe», entlehnt, welches: 1. «eine Art gestippten Leders, frz. chagrin» und 2. «Unwille, Verdruss, frz. chagrin» bedeutet, somit seiner Bedeutung nach vollständig dem aus dem türkischen sagri = Korduanleder stammenden frz. «chagrin» entspricht, welches «cuir grenu, gekörntes, genarbtes Leder» und, vielleicht durch die Bedeutung «Gänsehaut» hindurch, «Schauer, Unwille, Verdruss» bedeutet. Das aus dem deutschen «Zapp, Zappe» entlehnte czap, czapa bedeutet natürlich zuerst, gleich «zapp, zappe»: gestipptes, genarbtes, gewarztes, gekörntes Leder. Lehnwörter finden wir aber oft, besonders im Anfang, wo sie noch weniger bekannt sind, durch ein angehängtes gleichbedeutendes einheimisches Wort erklärt. So trat z. B. zu dem aus dem Slavischen entlehnten «zomok» = «kurze, dicke Schlange, coluber» erklärungsweise das ungarische «kígyó = Schlange» und bedeutete nun das Compositum zomok-kígyó die kurze dicke Schlange. So trat auch zu dem aus dem Deutschen entlehnten «czapa = narbiges Leder» erklärungsweise das ungarische bőr = Leder und bedeutet czapa-bőr: narbiges Leder (Wtb. von David Szabó). Bei manchen Zusammensetzungen dieser Art verliert aber das erste Glied im Laufe der Zeit seine substantivische Bedeutung, erhält adjectivische Bedeutung u. scheidet sich als selbständiges Adjectiv ab. So wurde aus dem ersten Gliede von zomok-kígyó = kurze dicke Schlange das Adjectiv zomok, zömök = kurz u. dick, untersetzt. So aus dem ersten Gliede von czapa-bőr = narbiges, körniges, warziges Leder das Adjectiv czapa = narbig, körnig, warzig. Dieses Adjectiv bildete dann wieder mit Substantiven Composita. So entstand z. B. czapa-pohár = Becher mit narbig, körnig, warzig gearbeiteter Aussenfläche. Aehnlich enstand czapa-dinnye = Melone mit narbiger, rauher Haut. Das erste adjectivische Glied solcher Composita übernahm aber später oft die Bedeutung des ganzen Compositums, welches sein zweites Glied fallen liess. So bedeutete dann czapa allein: rauhhäutige Melone (Lippai). — Nach dem Wörterbuche des Boerius bezeichnet das italien. sagrin (= frz. chagrin = ung. czap-bőr, czapa-bőr, czápa-bőr) das aus der Haut mancher See-

fische, namentlich des squalus, Haifisches, verfertigte rauhe, narbige, warzige Leder. So ist durch Vermittelung von czap-bőr, czapa-bőr, czápa-bőr = Haifisch-Leder mit der Zeit czap-hal, czapa-hal, czápa-hal: Haifisch, squalus hervorgegangen. Auch hier übernahm wieder mit der Zeit das erste Glied des Compositums die Bedeutung des Ganzen und so erhielt czapa, czápa allein die Bedeutung Haifisch. — Aber das franz. chagrin, deutsch Zappe, auch Zappe-Leder genannte narbige Leder wurde in dem bekanntlich mit Haifischen nicht sehr gesegneten deutschen Lande vornehmlich aus Geisbock-Häuten verfertigt. Im ersten Gliede des Compositums Zappe-Leder, czap-bőr, czáp-bőr = Geisbockleder konnte nun das oft irrende Sprachgefühl die Bedeutung «Geisbock» wittern und dem aus der Zusammensetzung ausgeschiedenen czap, czáp die Bedeutung Geisbock geben. In die westslavischen Dialecte (czechisch, slovakisch, ruthenisch) mag. «czap = Geisbock» ebenfalls aus dem deutschen Zapp in Zappleder, in das Rumänische aus dem ruthenischen oder ungarischen czap in czap-bőr eingedrungen sein,

Hierauf hielt Georg Volf einen interessanten Vortrag unter dem Titel: *Von wem haben die Ungarn lesen und schreiben gelernt?* Im vorigen Jahre hatte Oscar Asbóth als Gast der Akademie eine Abhandlung *Ueber die slavischen Elemente der ungarischen christlichen Terminologie* vorgelegt, in welcher er nebenbei auch die Antwort auf die Frage: «von wem haben die Ungarn lesen und schreiben gelernt?» suchte. Er war zu dem Ergebnisse gelangt, dass «die Kunst des Lesens und Schreibens unter den Ungarn zuerst von den *czechischen* Glaubensbekehrern verbreitet worden sei». Die Argumente, mit welchen er diese Ansicht stützte, waren folgende: «Die Czechen waren unsere Glaubensbekehrer». — «Durch ihre Vermittelung erhielten wir den Ausdruck «*zsoltár*» = Psalter und den Gebrauch des Wortes «*olvasni*» = legere, lesen». — «Auch bei ihnen ist anfangs das *s* = *s* (*š*) und das *z* = *sz*, wie bei uns». — «Wir finden sämmtliche Eigentümlichkeiten unserer alten Orthographie in den alten czechischen Quellen von der ersten bis zur letzten wieder». — Der Vortrag Georg Volfs verwirft die Theorie Oscar Asbóths vollständig und setzt an die Stelle derselben eine andere. Er weist nach, dass bei uns nicht sehr viele czechische Bekehrer herumgekommen sein können, da dies weder unsere Geschichte, noch unsere Sprache bezeuge. Die ungarische Geschichte hat blos von einem einzigen czechischen Bekehrer, Radla, sichere Kunde, die ungarische Sprache aber vermag auch nicht ein einziges czechisches Lehnwort aufzuweisen. Dafür, dass das Wort *zsoltár*, und die Bedeutung *legere* für das Wort *olvasni* in unsere Sprache gelange, bedurfte es nicht im Entferntesten der czechischen Vermittelung, da ja auch unsere sonstigen alten slavischen Entlehnungen insgesammt unmittelbar aus dem Altslovenischen stammen, ja *zsoltár* schliesst die czechische Entlehnung geradezu uns, weil es sonst nicht *zsoltár*, sondern *zsaltárzs* oder allenfalls *zsoltárzs* heissen würde. Zur Bezeichnung des Lautes š gebrauchten aber den Buchstaben s vor Alters nicht allein die Czechen, sondern auch die Deutschen, die Kärntner, Slovenen und die Polen, so dass wir diese Schreibweise nicht absolut von den Czechen zu entlehnen gezwungen waren. Endlich finden sich «in den alten czechischen Quellen» durchaus nicht «sämmtliche Eigentümlichkeiten unserer alten Orthographie von der ersten bis zur letzten wieder», sondern blos diejenigen, welche nichts beweisen, z. B. dass, wie die czechische, so auch die magyarische Orthographie anfangs die Laute *cz* und *cs*, *l* und *ly*,

n und *ny*, *s* und *zs*, *sz* und *z* nicht unterschied. Dieser Gebrauch konnte in die czechische wie in die magyarische Orthographie nur aus der Orthographie einer solchen Sprache eindringen, in welcher das eine Glied dieser Lautpaare fehlte und somit die Unterscheidung unnötig war. Es liegt hier nicht eine Entlehnung des Magyarischen aus dem Czechischen, sondern eine gemeinsame Entlehnung beider von anderswoher vor. Als entscheidend können blos die positiven Eigentümlichkeiten angesehen werden. Nun sind aber diese im Magyarischen ganz andere als im Czechischen; so wurde z. B. im Magyarischen anfangs der Laut *gy* immer durch *g* mit diakritischem Zeichen oder ohne dasselbe, der Laut *sz* regelmässig durch *sc*, der Laut *zs* aber häufig durch *z* bezeichnet, wovon die alte czechische Orthographie zum Teil gar nichts, zum Teil aber kaum etwas weiss. Alles zusammengenommen, giebt es keine einzige Tatsache, welche beweisen würde, dass die Ungarn von den Czechen lesen und schreiben gelernt hätten. Asbóth's ganzes Raisonnement wird durch die unzweifelhafte Tatsache über den Haufen geworfen, dass in Ungarn viele Jahrhunderte hindurch einzig und allein die lateinische Sprache herrschte, und zwar so unbeschränkt herrschte, dass es jede mit ihr in Widerstreit stehende — gleichviel ob hier entstandene oder von anderswoher hieher verschlagene — orthographische Eigentümlichkeit schon im Keime erstickt haben würde. Darum hat Paul Hunfalvy Recht, wenn er unsere alte Orthographie unmittelbar mit dem Lateinischen in Verbindung bringt, denn dieselbe ist in der Tat entweder aus dem Lateinischen oder nirgendswoher zu erklären. Hiemit ging nun Vortragender zum positiven Teile seiner Abhandlung über, in welchem er vor allem Anderen nachwies, dass auch die auffallendste und bisher beinahe für unerklärlich gehaltene Erscheinung der alten ungarischen Orthographie, die Schreibung des *ś* mit dem Buchstaben *s*, aus dem Lateinischen in das Ungarische herübergekommen sei. Vortragender hat zu diesem Zwecke die ungarländische lateinische Aussprache von unseren Tagen rückwärts bis an den Anfang des XI. Jahrhunderts oder in jene Zeit zurückverfolgt, wo mit dem Christentum zugleich die lateinische Sprache bei uns eindrang, und auf Grundlage der ungarischen Grammatik des Georg Komáromi-Csipkés, der Bibelübersetzungen des Georg Káldi, sowie des Jordánszky-, Wiener- und Münchner-Codex, ferner des Ehrenfeld-Codex und der Leichenrede, endlich unserer ältesten lateinischen Lehnwörter und Urkunden, festgestellt, dass bei uns von Anbeginn an bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts, also durch siebenthalb Jahrhunderte, im Latein selbst der Buchstabe *s* allgemein wie *ś* ausgesprochen wurde und dass dieses Zeichen sich deshalb auch für den ungarischen *ś*-Laut festgesetzt habe. Sodann hat Vortragender danach geforscht, woher wir diese eigenartige Aussprache des Latein bekommen haben mögen, weil wir nur auf diese Weise erfahren können, von wem wir lesen und schreiben gelernt haben. Hier musste er noch zwei andere Eigentümlichkeiten unserer alten lateinischen Aussprache in Betracht ziehen, nämlich die, dass wir von Anfang an das *c* vor *e* und *i* immer *cz*, das *g* vor *e* und *i* aber bis beinahe auf unsere Tage *gy* gesprochen haben. Die geschichtlichen Daten wiesen ihn auf Italien, namentlich auf das venezianische Gebiet hin, und er hat in der Tat alle drei Eigentümlichkeiten unserer lateinischen Aussprache in der Provinzialsprache dieses Gebietes vorgefunden, welche, vom gewöhnlichen Italienischen abweichend, das *s* allgemein nicht *sz*, sondern *s*, d. i. annähernd *ś*, das *g*, *c* vor *e* und *i* aber nicht *dzs*, *cs*, sondern *gy*, *cz* ausspricht. Daraus hat er als sicheres Ergeb-

niss die Ansicht gefolgert, dass wir zugleich mit dem Christentum und mit unserer Aussprache des Latein auch die Kunst des Schreibens und Lesens von den Italienern des venezianischen Gebietes empfangen haben.

In der *Sitzung der II. (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 12. Jänner* legte Árpád Horváth, Professor der Diplomatik an der Budapester Universität, in seinem Antrittsvortrage: Johann Mabillon, der Begründer der *Diplomatik*, nach einer allgemeinen Einleitung in eingehender Weise die Entstehungsgeschichte und den Inhalt des unter dem Titel: «Johannis Mabillon de re diplomatica libri XI. Parisiis Lutetiorum, 1681» in Folio erschienenen Werkes dar, mit welchem der gelehrte Benedictiner Jean Mabillon die Wissenschaft der Diplomatik für alle Zeiten begründete.

Hierauf schilderte das ord. Mitgl. Wilhelm Fraknói in einer an neuen Ergebnissen reichen Abhandlung unter dem Titel: «*Die Königswahl Wladislaw II.*», welche wir nächstens vollumfänglich mitteilen wollen, mit gewohnter Klarheit der Darstellung die auf die Erwerbung des ungarischen Königstrones nach dem plötzlichen Tode des Königs Mathias Corvinus gerichteten Bestrebungen der verschiedenen Tronprätendenten, als: der Königin-Witwe Beatrix, des Prinzen Johannes Corvinus, der Habsburger Friedrich und Maximilian und der Jagiellonen Wladislaw und Johann Albert, sowie ihres Anhanges unter den Prälaten und Magnaten des Landes, und das schliessliche Durchdringen der für den Böhmenkönig Wladislaw tätigen mächtigsten Partei.

In der *Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 3. Feber* hielt Sigmund Simonyi einen Vortrag *Ueber die alten ungarischen Wortstämme*, in welchem er die These, dass die ungarischen Wortstämme ursprünglich um einen Vocal länger gewesen seien, als sie heute sind, mit vier Argumenten zu begründen sucht. *Erstens* weist er aus den *verwandten Sprachen* nach, dass die ugrischen Wörter überhaupt vocalischen Auslaut gehabt haben, welcher in einigen ugrischen Sprachen erst in letzter Zeit geschwunden ist. *Zweitens* führt er aus den alten *ungarischen Sprachdenkmälern* zahlreiche Spuren des ursprünglichen Vocalauslautes an, welche bei der gegenteiligen Annahme unerklärlich sein würden. *Drittens* beweist er, dass viele in sehr früher Zeit in die ungarische Sprache eingedrungene *Fremdwörter* anfangs Vocalauslaut hatten, den sie dann im Ungarischen mit der Zeit ebenso wie die echtungarischen Wörter verloren. *Viertens* endlich weist er nach, dass uns im sogenannten *Bindevocal* noch heute ein Rest des alten Stammauslautes erhalten sei.

Hierauf las Professor Gustav Heinrich den ersten Teil seiner grossangelegten Abhandlung *Ueber die Kudrunsage und das Kudrun-Epos*. Die Sage von der trotz allem Leid in nie wankender Treue ausharrenden Kudrun ist in dem schönen Epos behandelt, welches mit Recht, besonders in jüngster Zeit, als würdiges Seitenstück des Nibelungenliedes aufgefasst wird. Dies Epos stammt aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; die Sage selbst ist aber weit älter, denn dieselbe hat sich aus einem Mythus entwickelt, der dem gemeinsamen Götterglauben sämmtlicher germanischen Stämme angehört. Das Epos umfasst die Geschichte dreier Generationen; Kudrun's Geschichte, der umfangreichste und schönste Teil

der Dichtung, bildet den Schluss und folgt erst auf die Geschichte ihrer Grosseltern und Eltern. Der erste Teil, die fabelhafte Jugendgeschichte ihres Grossvaters Hagen (der selbstverständlich mit dem Hagen der Nibelungen nichts zu schaffen hat) steht mit dem weiteren Inhalte des Epos in keinem tieferen Zusammenhange; derselbe entbehrt auch der sagenhaften oder mythischen Grundlage und hat auch als Dichtung nur geringen Wert. Der zweite Teil enthält die Geschichte Hilde's (Hagene's Tochter und Kudrun's Mutter), welche König Hettel entführt und nach einem blutigen Kampfe zu seiner Gemahlin macht. Erst im dritten Teile des Epos erscheint Kudrun, die Braut Herwig's, welche von Hartmut entführt wird und unsägliche Leiden erdulden muss, bis ihre Verwandten ein Heer entsenden und die Königstochter befreien, welche nun endlich Herwig's Gattin wird.

Hilde's und Kudrun's Geschichte haben eine so auffallende Aehnlichkeit, dass die Geschichte der Tochter eigentlich nur als modificirte Wiederholung der Geschichte der Mutter erscheint; in beiden liegt eine Frauenraub-Sage vor, welche nach vielfachen Kämpfen und Leiden für die Heldin günstig abschliesst. Und in der Tat kann es heute bereits für erwiesen gelten, dass beide Geschichten ursprünglich identisch, d. h. eine und dieselbe Sage sind, welche im Laufe der Jahrhunderte, in den Traditionen und Liedern des Volkes, eine doppelte Gestalt gewonnen hat.

Der älteste Teil der Sage ist der mittlere, Hilde's Geschichte. Die ursprünglichste Form derselben liegt uns in der sogenannten jüngeren Edda vor, welche schon eine alte Tradition, jedoch ohne überzeugende Gründe, dem gelehrten Isländer Snorri Sturluson († 1241) zuschreibt. Nach dieser Darstellung hat König Hogne eine schöne Tochter, Hildr, welche von König Hedin entführt wird. Der aufgebrachte Vater setzt dem Räuber nach und holt ihn auf der Insel Haey (d. h. die hohe Insel) ein, wo ein blutiger Kampf entbrennt. Die beiden Könige tödten einander, auch ihre Krieger fallen; Hildr aber erweckt abends die Erschlagenen mit ihren Zaubergesängen, der Kampf entbrennt auf's neue und wiederholt sich jede Nacht. Dieser Kampf dauert, wie alte Lieder berichten, bis zur Götterdämmerung, d. h. bis an's Ende der Welt. — Schon der Schluss der Sage, aber auch der Name und Character der handelnden Personen zeigt, wie der Vortragende eingehend nachweist, dass diese Geschichte ein Mythus ist. Wie die meisten Frauenraub-Sagen der Indogermanen, bedeutet wohl auch dieser Mythus den Wechsel der Jahreszeiten, während der Schluss, der endlose Kampf, vielleicht eine Allegorie der ohne Ende entbrennenden irdischen Kämpfe ist, welche nur mit dem Untergange der Welt ihren Abschluss finden.

Aber schon in der Edda ist die Geschichte Hilde's mehr Sage als Mythe; die Gestalten sind aus Göttern bereits Menschen geworden und menschliche Leidenschaften und Motive sind die Triebfedern der Handlung. Diese Sage ist in noch zwei weiteren skandinavischen Bearbeitungen erhalten. Die erste hat Saxo Grammatikus, der Vater der nordischen Geschichtschreibung, im XII. Jahrhundert seiner berühmten «Dänischen Geschichte» einverleibt. Saxo sucht die Sagen des Nordens als wirkliche Tatsachen darzustellen und erzählt auch Hilde's Geschichte als historisches Factum, das sich unter König Frotho III. zugetragen haben soll. Zu diesem Zweck modificirt er die Sage und lässt auch den König Frotho in dieselbe

eingreifen. Trotzdem bleibt Hilde's Geschichte eine mythische Sage, denn weder von Hilde selbst, noch von einem (oder gar sechs) König Frotho weiss die kritische Geschichtschreibung der Gegenwart.

Noch wesentlicher umgestaltet erscheint die Sage in der «Geschichte Sörli's», einer romantischen Erzählung, welche im XIV. Jahrhundert auf der Insel Island entstand. Hier ist die Sage bereits mit dem Christentum verknüpft und mit christlichen Anschauungen möglichst in Einklang gebracht. Der endlose Kampf war natürlich als specifisch heidnische Vorstellung nicht zu halten, und in der Tat erzählt der Verfasser, der Kampf hätte nur 143 Jahre gedauert und mit dem Auftreten König Olaf's, der das Christentum in Norwegen eingeführt, seinen Abschluss gefunden. In dieser Novelle ist überdies die Sage bereits zur Episode einer grösseren Erzählung geworden, auch spielt nicht mehr Hilde die Hauptrolle, obzwar sie noch immer als geraubte Jungfrau im Vordergrunde steht, sondern die Walkyrie Göndul, welche den Raub der Königstochter und den blutigen Kampf veranlasst.

Dass der Hilde-Mythus ein gemeinsamer uralter Besitz sämmtlicher germanischer Stämme war und als solcher selbstverständlich älter ist, als die Epoche der Völkerwanderung, beweist die deutsche Walthari-Sage, welche in einem vorzüglichen lateinischen Gedichte des St. Galler Mönches Ekkehard aus dem X. Jahrhundert erhalten blieb. Die Geschichte Walther's und Hildegunden's in dieser Dichtung ist ursprünglich mit der Geschichte Hettel's und Hilde's identisch, wie denn die Namen Hilde und Hildegund identisch sind. Nur hat die deutsche Hildegund-Sage eine bedeutende Umgestaltung erfahren, da sie, wohl durch Vermittlung des Namens Hagen, erst mit der burgundischen und dann, nach der Aufnahme Gunther's, mit der grossen Hunnen-Sage verknüpft wurde. Jetzt steht die gewaltige Gestalt Attila's am Eingange der Hildegund-Sage; ursprünglich hat jedoch diese Geschichte mit der Hunnen-Sage nichts zu schaffen, da ja der Hagen der Hilde-Mythe und der Hagen der Nibelungen nur den Namen gemein haben. Nichtsdestoweniger hat diese Identität des Namens in späteren Zeiten genügt, um die beiden Träger desselben zu identificiren und die Hilde-Sage an die Gunther- und Attila-Sage anzuknüpfen. So wurde denn aus der urgermanischen Hilde-Mythe im Norden die Hilde-Sage, in Deutschland die Hildegund-Sage. Als dann die skandinavische Hilde-Sage, im IX. bis X. Jahrhundert nach Deutschland verpflanzt wurde, spaltete sich diese selbst wieder in zwei Sagen: selbstständig in Liedern bearbeitet blieb sie Hilde-Sage (der mittlere Teil des Epos), in Verknüpfung mit der ursprünglich selbständigen Herwig-Sage aber ward sie zur Kudrun-Sage (der Schlussteil des deutschen Heldengedichtes).

Die weitere Gestaltung der Sage und die Entstehung des Epos konnte der Vortragende aus Mangel an Zeit nicht mehr vorlesen.

In der *Sitzung der II. (philosophisch-historisch-social wissenschaftlichen) Classe am 9. Feber* schilderte Vincenz Bunyitay in seinem *Die Gründer des heutigen Grosswardein* betitelten Antrittsvortrage einleitungsweise den während der langwierigen Türkenherrschaft eingetretenen vollständigen Verfall der ehemals so glänzenden Stadt Ladislaus des Heiligen und sodann insbesondere eingehend den Anteil, welchen an der nach der Vertreibung der Türken vorgenommenen Wieder-

herstellung der [illegible] nahe vollständig verwüsteten Stadt die Bischöfe [illegible] BENKOVICS, Graf NICOLAUS CSÁKY, Graf PAUL FORGÁCH und Baron ADAM PATACHICH, sowie auch einige Domherren nahmen.

Der hierauf folgende PAUL BAKITS betitelte Antrittsvortrag Ludwig Thallóczy's characterisirt einleitend die Nationalitäten-Verhältnisse des ersten Jahrzehnts des sechzehnten Jahrhunderts, schildert die Situation der Serben nach der türkischen Unterjochung und zeichnet das Leben eines der berühmtesten serbischen Wojwoden, Paul Bakits, im Zusammenhange mit dem Geiste der Zeit. Bakits kam 1526 nach Ungarn und nahm an der Schlacht bei Mohács teil. Sodann schloss er sich der Partei Zápolya's an, trat jedoch 1527 zur Partei Ferdinand's über, bei der er bis an sein Ende ausharrte. Er war ein tapferer Husar, ein habgieriger, ränkesüchtiger Oligarch mit türkischen Characterzügen, den schliesslich 1537 eine türkische Kugel niederstreckte. Vortragender charakterisirt seinen Helden auch psychologisch und beleuchtet die politische Stellung des Serbentums zur ungarischen Staatsidee in den älteren Zeiten.

Das corr. Mitglied Michael Zsilinszky schilderte hierauf in seinem Vortrage: *Zur Geschichte des Pressburger Reichstages im Jahre 1637/38* auf Grund eingehender Quellenstudien zum erstenmale bis in die kleinsten Details den Verlauf des ersten Abschnitts des im Jahre 1637/38 abgehaltenen Reichstages bis zu dem Punkte, wo der König die Zulassung der Protestanten-Gravamina zur Verhandlung endgiltig ablehnt.

5. In der *Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 2. März* gab Ferdinand Barna in seinem Vortrage: *Ueber die Votjáken* auf Grund russischer und deutscher Publicationen neueren Datums eine mit Fleiss zusammengetragene ethnographische Schilderung dieses im asiatischen Russland lebenden u. zu den nächsten Sprachverwandten der ungarischen Nation gehörenden ugrischen Volksstammes.

Hierauf verlas Josef Szinnyei eine Abhandlung des Gastes Ludwig Kálmány unter dem Titel: *Boldogasszony, eine Gottheit der magyarischen Urreligion*, welche auf Grund volkssprachlicher Daten und abergläubischer Volksgebräuche bemüht ist den Beweis zu führen, dass die gegenwärtig von den ungarischen Katholiken auf die Mutter Gottes angewandte Bezeichnung «Boldogasszony» (Selige Frau) ursprünglich einer heidnischen Göttin der magyarischen Urreligion angehört habe, welche als Schutzgöttin der Kindbetterinnen und überhaupt des Familienlebens verehrt wurde. Der Umstand, dass ihr Name bei der Einführung des Christentums auf die Mutter Gottes des Christenglaubens übertragen wurde, beweist, dass ihre Verehrung bei den heidnischen Magyaren eine hochgradige und tiefeingewurzelte gewesen sein müsse.

6. In der *Sitzung der II. (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 9. März* las Baron Eugen Nyáry über *Die Bronze-Cultur Ungarns.* Bis in die neueste Zeit haben die Gelehrten des Auslandes die hier gefundenen Bronze-Gegenstände für Einfuhr-Artikel fremder Völker angesehen. Diese Ansicht ist indessen nach Vortragendem durch die neuesten Grabungen in Ungarn umgestossen worden. Die überzeugendsten Beweisstücke dafür hat das Piliner Grabfeld

.. . Bronzezeit geliefert. Die sowohl auf dem Piliner. auf den übrigen ungarländischen Grabfeldern aus der Bronzezeit gefundenen Schmelzöfen, Gussmodelle, Ziegel, Zierratprägstöcke und unvollendeten Bronzegeräte beweisen ausserdem, dass bei der bronzezeitlichen Bevölkerung unseres Vaterlandes die Metallarbeiterei auf einer ziemlich hohen Stufe gestanden und einen selbstständigen Charakter gehabt habe.

Hierauf las das corr. Mitglied Julius Kováts seinen Antrittsvortrag: Márton Szilágyi *(Sylvanus) über die ungarische Eheschliessung im XVII. Jahrhundert.* Vortragender teilt in der Einleitung seines Vortrages Einiges über Martin Szilágyi mit, welcher zu der Zeit, als er sein Werk «Triga divortialis» schrieb, Rector des Debrecziner Collegiums war, und sich als Richter in Ehesachen mit dem ungarischen Rechtsleben beschäftigte. Sein Werk schrieb er zu dem Zwecke, die bei den Protestanten überhandnehmenden Ehescheidungen zu beschränken. Die in dem Werke ausgesprochenen Ansichten drangen auch in die protestantische Judicatur ein. Der Anhang desselben handelt von der «eljegyzés», unter welcher bei Szilágyi stets die Eheschliessung zu verstehen ist. Die Eheschliessung wurde deshalb «eljegyzés» genannt, weil der Mann die Frau bei der Eheschliessung noch nicht heimführte. Die Heimführung — «férjhezmenetel» — fand immer erst später statt. Dadurch bildete sich ein eigentümlicher Begriff der Eheschliessung, welchem die Bezeichnung «eljegyzés» entspricht, worunter wir heute etwas anderes, nämlich die *Verlobung* verstehen. Im Zusammenhange mit der «eljegyzés» im Sinne der Eheschliessung hat sich nach Vortragendem auch die Bezeichnung «leány-asszony» = «Mädchen-Frau» gebildet, welche die noch nicht heimgeführte Frau bezeichnete.

Das corr. Mitgl. Theodor Ortvay hielt hierauf einen Vortrag unter dem Titel: *Die prähistorische Steinindustrie in Ungarn und in den skandinavischen Ländern.* Vortragender vergleicht auf Grund seiner in den grossen prähistorischen Sammlungen der skandinavischen Länder gemachten Studien die ungarländischen prähistorischen Steingeräte mit denen des nördlichen Europa und kommt zu dem Schlusse, dass sowohl die Steincultur in den Gegenden an der mittleren Donau, als auch diejenige Nordeuropas eine selbstständige Entwicklung gehabt habe. Er weist dies sowohl dur die Verschiedenheiten im Material und Character der Steingerätschaften, als auch durch directe Belege nach. Ferner untersucht er die Frage des prähistorischen Verkehrs in Europa und findet, dass zwischen Mittel- und Nordeuropa in der prähistorischen Zeit kein «internationaler» Verkehr bestanden habe. Dies geht daraus hervor, dass einerseits unter den prähistorischen Steinfunden Ungarns kein Bernstein vorkommt, der doch in Skandinavien schon in der Steinzeit Verwendung fand, und dass andererseits unter den prähistorischen Steinfunden Nordeuropas kein Korn vorkommt, während doch an der mittlern Donau in der Steinzeit bereits Ackerbau betrieben wurde. Sowohl in Skandinavien als in Ungarn bestand demnach nur ein lokaler Verkehr. Schliesslich untersucht Vortragender die Frage, ob die nord- oder mitteleuropäische Steincultur die ältere sei, und findet das höhere Alter der letzteren durch das unzweifelhaft frühere Erscheinen des prähistorischen Menschen an der mittleren Donau hinreichend erwiesen.

SANCT LÁSZLÓ.

Legende von Johann Arany.

1. Lajos sprach, der grosse König:
   «Laczfi Endre, Liebster, eile!
Sende blitzschnell Aufgebote,
   Gürt' den Sarras sonder Weile!
Meiner Moldau, meiner Markwacht,
   Drohn Verderben die Tataren:
Mit zehntausend Lófő-Széklern
   Treib' das Heidenpack zu Paaren!» —

2. Laczfi Endre fliegt von Buda,
   Gen Nagy-Várad nimmt den Flug er,
Durch der Kunság Hirseheiden
   Rauscht mit rüst'gem Reis'gen-Zug er.
Auf Nagy-Várads stein'gen Strässen
   Ihrer Rosse Stahltritt schallet,
Weit die vielen Waffen funkeln,
   Weit der Grund von Hufen hallet.

3. In der Kirch' am Körös-Ufer
   In der Gruft es László höret;
Odem in die Brust ihm wieder,
   Augenlicht in's Aug' ihm kehret.
Seines Sarges Marmordeckel
   Drücken schier dreihundert Jahre —
Zeit, dass in die enge Zelle
   Etwas frischer Odem fahre.

4. Um den Gürtel schnallt das Schwert er,
   Greift zur grossen Schlachten-Barte,
Die im Osten einst dem Heiden
   Schlug so manche schlimme Scharte;
Rückt zurecht sich auf den Schläfen
   Die herabgekippte Krone,
Stösst — es war um Mitternacht — die
   Stahlthür' auf mit Donnertone.

5. Schreitet auf den Platz heraus und
   Stapft nach rechts mit raschem Fusse,
Wo erdunkelnd hoch aufragt sein
   Reiterbild aus Erzes Gusse.

Weither wittert ihn der Erzhengst,
Wiehert, stampft mit Grussgeberde,
Schüttelt sich und schleudert seinen
Eh'rnen Reiter auf die Erde.

6. Schäumt vor Kampflust in den Zügel,
Scharret, winselt, schnaubet Flammen —
László saust in seinen Sattel,
Wühlt den Sporn ihm in die Wammen.
Weit vom hohen Piedestal, vom
Steingestelle sprenget weit er —
Berg- und Thal- aus trägt das Ross den
Längst schon heimgegangnen Reiter.

7. Bis zum Kreuzberg ist ihm *ein* Sprung,
Bis zum Királyhágó zehne, —
Wilde Székler, wilde Csángó
Hören seines Hufs Gedröhne;
Doch das Ross und seinen Reiter
Sieht kein Aug' in Erdbezirken.
Wunderbar ist's! — aber Wunder
Kann der Wille Gottes wirken.

8. Drei geschlagne Tage schlägt sich
Laczfi schon mit dem Tataren;
Nicht gebricht's an Székler-Mute,
Doch gebricht's an Székler-Schaaren.
Mehr als Spreu, als Puszten-Flugsand
Ist der Heiden Heergewimmel,
Heulend hagelt Pfeil an Pfeil es,
Helt der Sonne Strahl am Himmel.

9. Székler's Kraft ist nah versiegt, die
Grosse Fahn' ist nah dem Falle,
Aber: «Herrgott und Sanct László!»
Dröhnt es jetzt mit Donnerschalle. —
Wie ein Löwe kämpft der Székler,
Schwer bedrängt, doch ungebrochen —
Unsichtbar jetzt im Gebirge
Eh'rnen Pferdes Hufe pochen.

10. «Hieher, hieher, gute Kämpen!» —
Sammelt Laczfi seine Lieben —:
Sieh, mit Eins in wilder Flucht des
Heidenheeres Knäul zerstieben!

Fast der Erde Vesten wanken
  Von der Flieh'nden wildem Drange;
Viele stehen wie versteinert,
  Festgebannt von Furcht und Bange.

11. Viele streckt auf wilder Flucht des
  Schleuder-Csákáns Schlag zur Erden,
Viele nicht vom Flecke weichen,
  Sammt den Pferden Beute werden.
Auch der Führer ward gefangen,
  Atlamos, doch seine Schande
(Schwer verletzt verströmt sein Blut er)
  Nützt' er nicht zu Lebens Pfande.

12. Laczfi lässet viel Gefang'ne
  Bis nach Buda gehn zum Kön'ge.
So viel Beute, so viel Banner,
  Als wie er, gewinnen Wen'ge! —
S' Heidenvolk am Sklavenseile
  Bebt noch immer all vor Bangen,
Thuet Busse und begehrt die
  Heil'ge Taufe zu empfangen.

13. Als Nagy-Várad ward erreichet
  — László-Festtag war es grade —,
Trat das wilde Volk zur Taufe,
  Laczfi selber war der Pathe.
Endlos drängt der Schauer Schaar sich
  Lauschen einer Wunderkunde,
Die da kommt aus eines greisen,
  Grabesnah'n Tataren Munde:

14. «Nicht der Székler, noch der Laczfi
  — Lange lass' ihn Gott gesunden —,
Sondern dieser: László! László!
  Hat im Kampf uns überwunden.
Auf den Rettungsruf erschien er,
  Schulter-überragend Alle,
Weder vorher, weder nachher
  Sah'n wir ihn im Heeresschwalle.

15. «Riese, ritt ein Riesenross er,
  Hatte furchtbar hehre Mienen,
Goldne Krone auf dem Haupte,
  Von Juwelen hell umschienen.

Wetterstralgleich in der Rechten
Wirbelt' ihm die Schlachten-Barte:
'S ist kein sterblich-, sündenerblich-
Ird'scher Wurm, der die erwarte!

16. «Denn das war kein Erdenmensch, war
Keiner derer, die jetzt leben;
Ueber'm Haupt sah man das Magdbild
Einer schönen Frau ihm schweben;
Ihre Kron' aus Sonnenstrahlen,
Welchen Glanz, welch Licht die streute!» —
Sprach das Volk: «Das war Sankt-László
Und die Magd, die Benedeite!» —

17. Und der Mär des alten Tattern,
Ob auch drob kein Zweifel kund wird,
Noch Bekräft'gung durch des Kirchwarts
Nie mit Worten spiel'nden Mund wird:
«Drei der Tage lang war László
Aus der Kirchengruft verschwunden;
Vierten Tags ward schweissbethaut sein
Heil'ger Leichnam dort gefunden.»

Uebersetzt von Ernst Lindner.[1]

[1] *Sanct László*, Ladislaus der Heilige, König der Ungarn von 1077—1095, brach die Macht der vom Osten einbrechenden heidnischen *Kunen* oder *Kumanen*, denen er in der Theissebene, in dem nachmals nach ihnen *Kun-ság* (spr. Kun-schaag) oder *Kumanien* benannten Districte, Wohnungen anwies, während er zum Schutz der Ostgrenze einen wehrhaften Magyarenstamm als *Székler*, d. i. Grenzer, im Osten Siebenbürgens ansiedelte. — *Lófö-Székler* (Rosskopf-Grenzer) hiessen die im Königsheerbann zu Ross ausrückenden Grenzer, die Grenzer-Cavallerie. — Nach seinem Tode wurde László in der Kathedrale der am *Körös-* (spr. Körösch-) Flusse gelegenen Biharer Komitatshauptstadt *Nagy-Várad* (spr. Nadj-Vaarad = Gross-Wardein) begraben und durch ein auf dem Hauptplatz derselben errichtetes ehernes Reiterstandbild geehrt.

Lajos (Ludwig), der Grosse, König der Ungarn von 1342—1382, in *Buda* (Ofen) residirend, brach unter der Heerführung seines getreuen Siebenbürger Wojwoden *Laczfi Endre* (Andreas Laczfi) die Macht der die *Moldau* — die im Osten Siebenbürgens gelegene, damalige Ostmark — beunruhigenden Tataren. — *Királyhágó* (Königssteig) heisst ein von Ungarn nach Siebenbürgen führender Hauptpass der Karpathen; — *Csángó* (spr. Tschaangoo) ein in der Moldau sesshafter Magyarenstamm — *Csákán* (spr. Tschaakaan) ein Streithammer, — eine Art desselben ist der kurzstielige Wurf- oder Schleuder-Csákán. — *Atlamos* (spr. Atlamosch), Anführe der Tataren.

VERMISCHTES.

— **Die Hygieine in der Schule.** Das ungarische Unterrichtsministerium betrachtet die Verbreitung der zur Hebung der Sanitätsverhältnisse nötigen Kenntnisse schon seit lange als eine der hervorragendsten Aufgaben des Unterrichtes, und ist nun im Begriffe, in dieser Richtung neue und an Wirksamkeit alle bisherigen übertreffende Verfügungen zu treffen. — Es unterliegt keinem Zweifel, dass die sanitären Verhältnisse Ungarns nach jeder Richtung hin einer Verbesserung bedürfen und dass die ungarische Gesellschaft kaum eine Schichte aufweisen kann, in der die Kenntniss der zur Erhaltung der Gesundheit notwendigsten, einfachsten und natürlichsten Schutzmittel, der Erfordernisse der zweckmässigen Lebensweise, Kleidung und Wohnung genügend verbreitet wäre und gehörig beherzigt würde. Der Cultus- und Unterrichtsminister hat erst unlängst die Wichtigkeit dieser Frage aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen Interessen des Staates betont und hat diese seine Ueberzeugung in seinem gouvernementalen Wirken häufig durch Taten bekundet. Es ist bekannt, dass er an den beiden Universitäten zu Budapest und Klausenburg für die Hygieine ordentliche Lehrstühle errichtete, ja an der ersteren sogar ein förmliches hygieinisches Institut gründete; er sorgte dafür, dass unsere Fachkreise in die Errungenschaften der Berliner hygieinischen Ausstellung von 1883 Einblick gewinnen. Der Professor der Gesundheitslehre an der Budapester Universität hält — im Auftrage des Ministers — nunmehr auch systematische Vorlesungen für Candidaten der administrativen Laufbahn an der juridisch-staatswissenschaftlichen Facultät, welche auch von Hörern der philosophischen Facultät besucht werden können; auch der Studienplan des Polytechnikums weist schon ein hygieinisches Spezialcollegium auf. Das bezüglich der Studien und Prüfungsordnung der Universitäten und Rechtsakademien im Jahre 1883 erlassene Reglement hat auch die Hygieine in die Reihe der nicht obligaten, jedoch zum Studium empfohlenen Lehrgegenstände aufgenommen, wonach dieselbe auf mehreren Rechtsakademien bereits vorgetragen wird oder deren Vortrag in Aussicht genommen ist.

In den geistlichen Bildungsanstalten der verschiedenen Confessionen wurde der Vortrag der Gesundheitslehre — mit besonderer Rücksicht auf den geistlichen Beruf — auch hauptsächlich zufolge jener Aufforderung eingeführt, welche der Minister im Jahre 1879 an die Kirchenvorstände richtete, und welcher diese auch nachgekommen sind. In den Lehrerpräparandien wird diesem Gegenstand schon seit längerer Zeit eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, so dass die aus diesen Anstalten hervorgehende junge Lehrergeneration ihrer diesbezüglichen wichtigen Aufgabe in den Volksschulen mit Erfolg entsprechen dürfte.

Damit aber die hygieinischen Kenntnisse in den Volksschulen allgemein verbreitet und hiedurch die in dieser Beziehung zurückgebliebenen Begriffe unseres Landvolkes verbessert und auch die vernünftigen Bedürfnisse geweckt werden, erliess der Cultus- und Unterrichtsminister zur Zeit des Auftretens der Pest in Russland Verordnungen an sämmtliche Verwaltungs-Ausschüsse sowie auch an sämmtliche Schulinspectoren, im Interesse der Reinhaltung der Schullocale, der schärfern Controle der Reinlichkeit der Schulkinder durch die Lehrer, sowie auch

mit der Weisung, dass die Schullehrer die Kinder und das Landvolk über die zur Erhaltung der Gesundheit nötigen Vorsichtsmassregeln belehren sollen. Ferner schrieb der Unterrichtsminister im Einvernehmen mit dem Minister des Innern einen Preis für die besten Handbücher der Gesundheitslehre für Volksschulzwecke aus. Die beiden preisgekrönten Werke — von Dr. Ludwig Széll verfasst —, und zwar eines unter dem Titel «Lebensrettung und Gesundheitslehre» und ein «Leitfaden zur Lebensrettung und Gesundheitslehre» erschienen erst jüngstens und sollen zu den billigsten Preisen durch die Schulinspectoren unter den Lehrern und Schulkindern verbreitet werden.

Durch alle diese Verfügungen betrachtet der Minister seine Aufgabe bezüglich der Verbreitung practischer hygieinischer Kenntnisse noch beiweitem nicht als gelöst; im Ministerium werden schon die Verordnungen ausgearbeitet, mittelst welcher diese ganze Angelegenheit in ein neues Stadium treten und *der Unterricht der Hygieine auf sämmtliche Hoch-, Mittel-, Fach- und Elementarschulen ausgedehnt werden soll.*

Zu diesem Zwecke will sich der Minister nicht allein auf das Aneifern und Aufmerksammachen beschränken, sondern ist entschlossen, den Schulen sozusagen die Mittel in die Hand zu geben, um den Zwecken des hygieinischen Unterrichts zu entsprechen.

Die bisher erlassenen Aufforderungen und Instructionen sollen eindringlicher wiederholt werden, am Polytechnikum wird für den systematischen Vortrag der Hygieine gesorgt werden, und damit künftighin jede Mittelschule unter ihren eigenen Lehrkräften einen Fachmann aus der Gesundheitslehre besitze, wird an den Professoren-Bildungscursen der Budapester und Klausenburger Universität ebenfalls der Vortrag der Hygieine — mit Berücksichtigung der Administration der Mittelschulen und der Bedürfnisse der Mittelschul-Zöglinge — systemisirt.

So wird nun die Zukunft des hygieinischen Unterrichtes in den Mittelschulen durch den Professoren-Bildungscurs und in den Volksschulen durch die Lehrer-Seminare gesichert werden. Um aber auch die in der Provinz bestehenden Hoch- und Fachschulen in den Besitz entsprechender Lehrkräfte zu setzen und es zu ermöglichen, dass, bevor noch die Wirkung der jetzigen Professoren- und Lehrer-Seminare sich überall geltend macht, schon auf sämmtlichen Lehranstalten der Unterricht der Gesundheitslehre in Angriff genommen werde, sollen folgende Massregeln ergriffen werden: An den Universitäten — welche bei der Verbreitung einer jeden Wissenschaft als Centren zu wirken haben — wird schon in den Sommermonaten des jetzt anbrechenden Jahres ein durch die betreffenden Fachprofessoren zu versehender Lehrcurs eröffnet werden, zu dem der Unterrichtsminister — im Einvernehmen mit dem Minister des Innern — womöglich aus jedem Comitat einen Arzt berufen wird, welcher in diesem Curs bei Vergütung seiner Unkosten die nötige Instruction erhalten soll, um die Hygieine nicht nur selbst vortragen, sondern auch Laien zu deren Unterricht instruiren zu können; dies dürfte selbst während eines verhältnissmässig kurzen Lehrcurses um so leichter zu erreichen sein, da Aerzte in diesem Lehrgegenstand keinen fundamentalen Unterricht, sondern nur das Auffrischen des schon Erlernten und das Eindringen in die neuesten Errungenschaften benötigen werden.

Die solcherweise instruirten Aerzte sollen dann zweierlei Aufgaben erfüllen.

Einesteils werden sie in den in ihrem Aufenthaltsort bestehenden Mittelschulen den Unterricht der Gesundheitslehre bis zu der Zeit besorgen können, in welcher diese Anstalten über eigene, hiezu ausgebildete Lehrkräfte verfügen; ferner werden sie die Hygieine in den etwaigen Hoch- und Fachschulen ihres Wohnortes vortragen, sofern nämlich für deren Unterricht nicht schon anderweitig gesorgt wäre; selbstverständlich wird bei diesem Unterricht auf Rechts-Akademien hauptsächlich der Gesichtspunkt des administrativen Dienstes, auf den geistlichen und Lehrer-Seminaren die Erfordernisse des geistlichen, respective Lehrerberufes, schliesslich auf den Fachschulen besonders die Hintanhaltung der verschiedenen Berufskrankheiten vor Augen gehalten werden. Für diese Wirksamkeit werden die betreffenden Aerzte von der Behörde, welche die Schule erhält, eventuell von dem Staat entsprechend dotirt werden.

Der zweite Teil ihrer Aufgabe wird einen blos provisorischen Character haben, aber ebenfalls mit einem mässigen Honorar verbunden sein. Damit nämlich diejenigen Lehrer, welche aus keiner der neueren Präparandien hervorgingen, binnen kürzester Zeit in den Stand gesetzt werden, ihren Schülern aus der Gesundheitslehre Unterricht zu erteilen, wird wo möglich in jedem Comitats-Centrum während der Sommermonate ein durch die in Budapest und Klausenburg instruirten Aerzte zu leitender hygieinischer Nachtragscurs eingerichtet werden, zu dessen Besuch alle, unter den obigen Gesichtspunkt fallenden Elementarschullehrer angehalten werden sollen. Auf Grund dieses Curses und mit Hilfe der schon vorhandenen zweckmässigen Handbücher wird jede Volksschule in der Lage sein, auf die Gesundheit bezügliche richtige Begriffe und Grundsätze zu verbreiten und die sanitären Verhältnisse des niedern Volkes zu verbessern.

— **«Culturverein der ungarländischen Slovaken.»** Der Verein, welcher diesen Namen führt und sich am 14. Februar 1885 constituirt hat, ist das Resultat einer interessanten und wichtigen Bewegung. Zur Würdigung seiner Bedeutung ist aber die Kenntniss der Prämissen unbedingt notwendig. Die slovakischen Nationalisten gründeten im Jahre 1862 mit Unterstützung der Schmerling'schen Regierung die slovakische «Matica»; zwei Bischöfe und die Behörden entwickelten eine schonungslose Pression, um die von ihnen Abhängigen zum Eintritt zu zwingen. Die Unterstützung und Organisirung der Nationalisten und deren Benützung gegen das Ungartum war nur ein Ausfluss der bekannten Tactik der damaligen Regierung. In den Statuten figurirte wohl die geistige Hebung des slovakischen Volkes, die Pflege der Wissenschaft und schönen Künste als eingestandener Zweck, und war die Beratung politischer Angelegenheiten ausgeschlossen. Den Gründern des Vereins schwebten jedoch politische Ziele vor und indem sie dies offen gestanden, betrachtetensieihn als politisches Werkzeug, benützten ihn auch tatsächlich zu diesem Zwecke.

Die ungarische Regierung wandte der Tätigkeit der «Matica» keine Aufmerksamkeit zu. Bis 1874 konnte sie als einheitliche Organisation der slovakischen Nationalisten wirken. In diesem Jahre geschah es aber, dass die Delegirten der «Matica» bei Eröffnung der Agramer Universität politische Aeusserungen taten, in welchen sie die Solidarität mit dem Slaventum betonten; der Ausschuss der «Matica» machte dieselben zu den seinigen, billigte sie, veröffentlichte sie im

Vereins-Organe und proklamirte sie mit möglichst grossem Lärm. So brachten die Nationalisten selbst, durch die Nachsicht der ungarischen Regierung vertrauensselig gemacht, das statutenwidrige Vorgehen der «Matica» zur Kenntniss des Publikums. Auch die ungarische Presse besprach die Angelegenheit, und da die Regierung einsah, dass sie das statutenwidrige Vorgehen der «Matica» nicht länger dulden dürfe, ordnete sie eine Untersuchung an.

Diese ergab, dass die Haltung der Leiter der Matica nicht nur *aus politischem Gesichtspunkte* zu beanstanden war. Sie ergab, dass die «Matica» ihre Geldmittel zum Teile zu politischen Zwecken, wie z. B. auf Abgeordnetenwahlen, verwende und der grösste Teil ihrer wenigen geistigen Producte politischen Inhaltes sei, die Erweckung von Hass gegen den ungarischen Staat, namentlich durch Fälschung der ungarischen Geschichte, Herausgabe von Kalendern und Broschüren mit aufrührerischem politischen Inhalt, durch Unterstützung politischer Blätter und Zeitschriften anstrebe. Und besser als all' dies characterisirte den Geist und die Richtung der slovakischen «Matica» das mit *russischer* Umschrift versehene Siegel des Vereins.

Die Untersuchung ergab ferner, dass die «Matica», durch die politische Agitation vollständig in Anspruch genommen, als Resultat ihrer Tätigkeit nach eilfjährigem Bestande nur 16 Jahrbücher, in welchen die Fälschung der ungarischen Geschichte und gegen den Staat aufreizende Artikel beinahe allen Raum einnahmen, zwei slovakische Lesebücher, deren Gebrauch die Regierung verbot, Handbücher des Gartenbaues, des Rechnens, der Obst- und Bienenzucht, zwei Bände Volkslieder, zwei czechisch-slovakische Documentensammlungen, eine Reise in das heilige Land und die Türkei, deren Verfasser ein Tischlergehilfe ist, ein Trauerspiel, ein Heft über die «Matica» und eines über Mikulas Subic Zrinsky, den Helden von Szigetvár, aufzuweisen vermochte. Der Titel der «Matica», als eines wissenschaftlichen und belletristischen Vereins, stand in auffallendem Gegensatze zu diesem Resultat, in welchem kein einziges Werk, welches das wissenschaftliche Niveau erreicht, enthalten ist und beleuchtete die geistige Armut der Nationalisten, die sich zur Führung des slovakischen Volkes, trotz dessen Antipathie, aufdrängten.

Endlich ergab die Untersuchung, dass die slovakischen Nationalisten, welche die Slovaken Panslavisten nennen, auch keine treuen Verwalter desVermögens der «Matica» waren. Die Prüfung der Rechnungen zeigte, dass diese wenigen Editionen die unverhältnissmässig hohe Summe von 39,879 fl. kosteten, dass also ein Heft von 70 Seiten 1095 fl., ein Blatt 15 fl. 65 kr. erforderte. Die Rechnungen zeigten ferner, dass die Führer der panslavistischen Partei einander Darlehen im Betrage von 31,650 fl. votirt hatten, ohne dass sie für genügende Sicherstellung der Forderungen gesorgt hätten.

All diese Tatsachen motivirten zur Genüge die Auflösung der «Matica», die im Jahre 1875 erfolgte. Die slovakische «Matica» vermochte nicht nur ihrem eigentlichen Berufe, der geistigen Hebung des slovakischen Volkes, nicht zu entsprechen, sondern ihre Tätigkeit geriet mit ihren Statuten in Widerspruch, und die gewissenlose Verwaltung des Vermögens gefährdete auch den Fond, welcher die Bedingung zur Erreichung jenes Zieles war. Das solcher Art gerettete Vermögen nahm die Regierung in ihre Verwaltung und das Auflösungs-Decret ver-

fügte, dass sie dieses Vermögen so lange verwalten werde, bis sich ein Verein constituirt, der dasselbe Ziel anstrebt, doch aus dem Gesichtspunkte der patriotischen Tätigkeit mehr Garantien bietet.

Seither sind zehn Jahre vergangen und der Matica-Fond hat sich mit den laufenden Zinsen auf mehr als hunderttausend Gulden vermehrt. *Diese Summe kann zu anderen Zwecken, als zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des slovakischen Volkes nicht verwendet werden*, und die Regierung ist gerecht und correct vorgegangen, als sie das Vermögen der aufgelösten Matica seiner ursprünglichen Bestimmung vorbehielt. Auf dieser Basis war nun zweierlei möglich: entweder diese Summe bis ins Unendliche anwachsen zu lassen, ohne sie zu benützen, oder das Vermögen seiner Bestimmung zuzuführen und damit für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des slovakischen Volkes nach Möglichkeit zu sorgen. Und dass dies nothwendig, weiss Jedermann, der die Verhältnisse der von den Slovaken bewohnten Gegenden kennt.

Mit der Auflösung der Matica war eines der Hauptwerkzeuge der slovakischen Agitation vernichtet; diese dauert jedoch auch heute noch mit den den Nationalisten zur Verfügung stehenden geistigen Mitteln fort. Der Panslavismus ist bemüht, auf den Geist der slavischen Bewohner Ungarns Einfluss zu gewinnen. Die grosse Masse dieser Bewohner steht heute noch unter dem Einflusse der geschichtlichen Traditionen und hängt an ihrem Vaterlande. Diese Anhänglichkeit aus dem Herzen der ungarischen Slaven und namentlich der Slovaken reissen, an ihre Stelle den Hass gegen das ungarische Vaterland und die ungarische Race pflanzen, die Slovaken zu Ungarns Feinden machen, in deren ungarischer Gesinnung das Land einen unschätzbaren politischen Schatz besitzt, sie in die slavische Bewegung einbeziehen und dem Einflusse der ungarischen Nation entziehen — dies ist das Streben der slavischen Agitatoren. Und dieses Streben war nicht ganz erfolglos; der Erfolg ward zumeist durch die geschickte Benützung der geistigen Mittel erreicht. Die Kanzel, die Schule und namentlich die Presse sind die hauptsächlichsten Factoren der Verbreitung des Panslavismus. Die panslavistischen Blätter, Kalender, Flugschriften, welche die ungarische Geschichte tendenziös fälschen, die Ungarn in gehässigen Farben darstellen und Russland verherrlichen, konnten seit so vielen Jahren nicht ganz ohne Wirkung bleiben.

Dieser schädlichen Tätigkeit gegenüber kann das ungarische Volk nicht mehr gleichgiltig, untätig bleiben. Zur Paralysirung dieser Wirksamkeit kann der ungarische Staat das Handeln nicht länger verschieben. Und mit welchen Mitteln muss das Handeln zur Sistirung der Verbreitung des Panslavismus und zur Verteidigung des patriotischen Gefühls des slovakischen Volkes begonnen werden? Die Geister kann man mit Machtmitteln nicht beherrschen und darum kann man gegen die geistigen Waffen des Panslavismus nur mit geistigen Waffen erfolgreich kämpfen. Es ist demnach auf diesem Gebiete eine zweifache Aufgabe zu lösen. Die aufgelöste Matica war nicht im Stande, die wirklichen geistigen Bedürfnisse des slovakischen Volkes zu befriedigen. Die Ungarn selbst müssen also dafür sorgen, müssen das slovakische Volk mit Lesestoff, der seinem geistigen Niveau entspricht, versorgen und damit die culturelle Aufgabe der vorgeschritteneren Nation gegenüber den kleineren, zurückgebliebenen, aus der eigenen geringen geistigen und materiellen Kraft zu geistiger Entwicklung unfähigen Volksstämmen erfüllen.

Es muss aber auch dafür gesorgt werden, dass diese Lectüre durch ihren patriotischen Geist dazu geeignet sei, im slovakischen Volke die Vaterlandsliebe und das Gefühl der tausendjährigen Gemeinschaft mit den Ungarn zu erhalten. Da es keine slavischen Schriftsteller gibt, die Originalwerke verfassen würden, ist es notwendig, dass durch Uebersetzung ungarischer Geschichtswerke und Erzählungen, durch Herausgabe von Volksblättern, populären Flugschriften, durch Uebersetzung von kenntnissverbreitenden Katechismen für Landleute und Handwerker den unteren Volksclassen, die nur slovakisch verstehen, jene kenntnissverbreitende und herzveredelnde Lectüre beschafft werde, deren sie bedürfen. Und diese Lektüre bekäme Jedermann zu wohlfeilem Preise, Gemeinde- und Schulbibliotheken, sowie Lehrer unentgeltlich, damit ihre erspriessliche Wirkung möglichst tief dringe und sich in möglichst weiten Kreisen verbreite.

Dies ist der Zweck des constituirten ungarländischen slovakischen Culturvereins. Dieser hat nur die ausschliesslich slovakisch sprechenden unteren Schichten vor Augen. Die höheren Gesellschaftskreise sind ohnehin ganz ungarisch und befriedigen ihre geistigen Bedürfnisse mit den Producten der ungarischen Literatur; doch dem Geiste der unteren Volksclassen kommt man nur mit slovakisch geschriebenen Werken, Blättern u. s. w. nahe und nur in ihrer Sprache kann man auf ihren Geist Einfluss üben.

Die Ungarn, die mit der energischen Förderung des Elementar-Unterrichts von Jahr zu Jahr die Zahl Derjenigen vermehren, die lesen und schreiben können, haben ein Interesse daran, dass das Volk eine Lectüre in die Hand bekomme welche es belehrt und sein Denken in eine patriotische Richtung lenkt. Immer mehr Menschen haben das Bedürfniss zu lesen und nehmen die Lectüre, wo sie dieselbe bekommen. Es ist hierzulande Niemandem ein Geheimniss, dass die Czechen seit Langem bestrebt sind, mit den Slovaken in literarische Gemeinschaft zu treten oder richtiger, dass sie dieselben veranlassen wollen, als literarische Sprache das Czechische anzunehmen und auf das Slovakische zu verzichten, was durch die Aehnlichkeit beider Idiome erleichtert wird; es ist bekannt, dass man slovakischen Gemeinden und Schulen in czechischer Sprache geschriebene Bücher unentgeltlich sendet; es ist nicht weniger bekannt, dass man Alles tut, um das Bewusstsein der czechisch-slovakischen Gemeinsamkeit zu erwecken und sich das ungarisch-slovakische Oberland bereits wie eine Provinz des künftigen czechischen Königreiches vorstellt. Und wenn schon Jemand auf die Slovaken einen geistigen Einfluss ausüben muss, da sie heute zu selbstständigem geistigen und literarischen Leben nicht fähig sind, ist es nicht besser, wenn die Ungarn diesen Einfluss mit dem einzig zum Ziele führenden Mittel, mit literarischen Producten, ausüben, was für das slovakische Volk auch den unbezweifelbaren Vorteil hat, dass die Ungarn seine Sprache pflegen, auf welche die Nationalisten, um ihre geistige Armut zu bemänteln, zu Gunsten der czechischen Sprache verzichten wollen?

Diesem Vereine, an dessen Spitze die patriotischesten Elemente des slovakischen Oberlandes stehen, welcher sich, nicht wie die aufgelöste Matica, die geistige Hebung des slovakischen Volkes zur ernsten Aufgabe gemacht hat und der aus dem Gesichtspunkte der patriotischen Tätigkeit der Regierung vollständige Garantie bietet, stellt die Regierung das Vermögen der Matica zur Verfügung in der Weise, dass die Verwaltung des Vermögens auch ferner durch das Ministerium des Innern

geschieht und dieses, dem Bedarf entsprechend, die nötigen Summen dem Vereine anweisen wird. Der Präsident des Vereines ist der Zipser Bischof Császka; Vice-Präsident Baron Béla Radvánszky, Secretär Michael Zsilinszky. Im Ausschusse sind Paul Bacsák, Gabriel Baross, Ludwig Lehoczky, Béla Grünwald, Stephan Rakovszky, Johann Sczitovszky, Titus Rudnyánszky u. A. Diese Namen können wohl genügende Garantie für den patriotischen Geist des Vereins bieten. Dieser beginnt seine Tätigkeit sofort nach seiner Constituirung und zählt darauf, dass Niemand, dem das slovakische Volk nicht blos ein Mittel zur Erreichung irgend eines unpatriotischen Zweckes ist, sondern der die geistige Förderung des slovakischen Volkes ernst will, dem Culturvereine seine Unterstützung versagen werde, da diesem Vereine nicht blos aus dem Gesichtspunkte patriotischer Interessen, sondern auch aus dem der culturellen Entwicklung der Slovaken eine wichtige Rolle beschieden ist.

— **Der Codex Altenberger** ist soeben im Verlage der philologisch-philosophisch-historischen Section des siebenbürgischen Museumvereins, herausgegeben von *Professor Dr.* Gustav Lindner, erschienen. Der Codex Altenberger, ein Membranfoliant des XIV. Jahrhunderts, der früher im Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation aufbewahrt wurde und derzeit in der Handschriften-Sammlung der freiherrlich Bruckenthal'schen Bibliothek zu Hermannstadt zu finden ist, wurde im Jahre 1481 von dem Hermannstädter Provincialbürgermeister, Königsrichter und Kämmerer Thomas Altenberger (Literatus) nach Hermannstadt gebracht, wo er nach dem Zeugniss der auf dem Schlussblatte des Codex ersichtlichen, den Localverhältnissen angepassten und bei Beeidigung der Ratsherren benützten Eidesformel, in welcher die auf den Marien- und Heiligencultus bezüglichen Worte gestrichen erscheinen, auch nach Einführung der Reformation in Hermannstadt, also nach dem Jahre 1536, als Subsidiarquelle in richterlichem Gebrauch stand.

Die Handschrift besteht aus drei Teilen: aus dem bisher von allen Schriftstellern als «Nürnberger Recht» bezeichneten und somit vollständig verkannten *schwäbischen Landrecht*; aus dem *Magdeburger Weichbildrecht* und endlich aus dem *Iglauer Stadt- und Bergrecht.*

Die Handschrift besteht aus 23, durch zinnoberrote römische Ziffern bezeichneten Lagen, von denen nur der zweiten wegen Abgangs des 7. und 8. Blattes die Bezeichnung fehlt. Die erste Lage ist ein Quinternio, die übrigen 22 Lagen sind Quaternionen, doch ist die zweite Lage durch Ausfall des 7. und 8. Blattes zum Ternio geworden. Der ganze Codex ist, mit Ausnahme der Eidesformel und der Widmungsklausel von Einer Hand in gothischer Minuskel sauber geschrieben und gehört wohl dem XIV. Jahrhundert an.

Die Sprache des Textes ist im ganzen Rechtsbuche oberdeutsch, ohne dass Beimischungen von fremdartigen Ausdrücken und Dialekteigentümlichkeiten fehlten. In der Rechtschreibung sind mannigfache Schwankungen wahrnehmbar.

Der erste Teil des Codex, das schwäbische Landrecht, erregt zunächst dadurch besonderes Interesse, dass durch denselben die Bezeichnung des schwäbischen Landrechtes als «Nürnberger Recht» urkundlich erwiesen wird und die einstmalige Reception des Schwabenspiegels als Subsidiarquelle auf dem sieben-

bürgischen Königsboden nunmehr ausser Zweifel gestellt erscheint, wodurch sich das Gebiet dieses weit verbreiteten Rechtsbuches nach Südosten hin namhaft erweitert.

Durch die selten beobachtete Vereinigung des schwäbischen Landrechtes mit zwei, verschiedenen Familien angehörigen Stadtrechten tritt diese Handschrift zu der von Rockinger (Berichte über die Untersuchung von Handschriften des Schwabenspiegels, III) beschriebenen Brünner und Danziger in nähere Beziehung, ohne dass sich für diese drei Handschriften eine gemeinsame Stammhandschrift oder aber die Abstammung des Codex Altenberger von einer dieser beiden Handschriften mit Bestimmtheit nachweisen liesse.

Der zweite Teil des Codex, das Magdeburger Weichbildrecht, dessen Benützung im Ofner Rechtsbuch und dessen subsidiäre Geltung namentlich bei den zipser Sachsen schon nachgewiesen ist, kann Anlass zu eingehenderen Vergleichungen mit den in der Zips vorfindigen Handschriften desselben Rechtsbuches bieten, welche möglicherweise auch zur Klarlegung der bisher nicht zu ermittelnden Provenienz des Codex Altenberger führen dürften.

Der dritte Teil, das Iglauer Recht, bringt die Handschrift in nähere Beziehung zu österreichischen Rechtsquellen, schliesst die Vermutung der Entstehung der Handschrift in Oesterreich nicht aus und ist schon vermöge seines deutschen Textes für die Entscheidung der noch offenen Streitfrage: ob das Schemnitzer Stadt- und Bergrecht als Tochterrecht des Iglauer Rechtsbuches zu betrachten sei? ohne Zweifel von Belang.

Der Herausgeber hat sich mit der Edition dieser interessanten Handschrift ein wirkliches Verdienst erworben und zugleich der wissenschaftlichen Ausbeutung derselben durch die angefügte Synopsis zur Vulgata des Sachsenspiegels, zum Deutschenspiegel, sowie zur Lassberg'schen, Ambraser, Brünner und Danziger Handschrift bereits vorgearbeitet.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abel J., A bartfai Szt-Egyed-templom könyvtara (Geschichte der Bibliothek der St.-Aegidius-Kirche in Bartfeld von Dr. Eugen Abel. Herausgegeben von der literarhistorischen Commission der ungarischen Akademie). Budapest, 1885, Akademie. 206 S.

Berczik Árpád, A bálkirálynė (Die Königin des Balles. Lustspiel in einem Aufzuge von Arpád Berczik). Budapest, 1885, Pfeifer, 28 S.

Büttner Julia, Örvény a révben (Wirbel im Hafen, Roman von Julie Büttner). Budapest, 1885, Aigner, 278 S.

Cajus Gracchus. A polgarháború felé (Dem Bürgerkrieg entgegen. Aristokratie, ecclesia militans und Demagogie gegen die Demokratie. Von Cajus Gracchus). Budapest 1885, Révai, 91 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Esterházy Sándor, A párbajról (Ueber das Duell, von Alexander Esterházy). Klausenburg, 1885, 22 S.

Ferenczy József, Kossuth L. (Ludwig Kossuth von Dr. Josef Ferenczy). Pressburg, 1885. Stampfel, 67 S.

Hunfalvy Pál, Hogyan csinálódik némely história (Wie die Rumänen Geschichte schreiben, von Paul Hunfalvy). Budapest, 1885, Knoll, 101 S.

Jancsó B., Kölcsey F. élete és müvei (Franz Kölcsey's Leben und Werke von Benedikt Jancsó). Budapest, 1885, Aigner, 437 S.

Kereszty G., Haladás és keresztenység (Fortschritt und Christentum von Dr. Viktor Kereszty). Budapest, 1885. Kilian, 142 S.

Pauler Tiv., A budapesti egyetem története (Geschichte der kgl. ungar. Universität Budapest, von Dr. Theodor Pauler, I. Bd.) Budapest, 1885. Kilian, 558 S. — Umfasst die Zeit von der Gründung der Hochschule bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts.

Szinnyei József, Hazai s külföldi folyóiratok repertoriuma (Ungarisches wissenschaftliches Repertorium der in- und ausländischen Zeitschriften und Zeitungen. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. II. Band. Zeitungen von 1731—1880. Im Auftrage der ungar. Akademie bearbeitet von Josef Szinnyei). Budapest, 1885, Akademie. XV S, und 1648 Spalten.

In diesem grossen Bande liegt nun der zweite Band der Abteilung «Geschichte und ihre Hilfswissenschaften» vor. Der erste Band derselben Abteilung, der das Repertorium der *Zeitschriften* umfasst, erschien 1874, die zweite Abteilung (Mathematik und Naturwissenschaften») 1875. Nach zehnjähriger Pause liegt nun ein neuer Band von 1648 grossen Spalten, ein Werk erstaunlichen Sammlerfleisses und grosser Umsicht, vor uns. Der vorliegende Band umfasst die auf das Gesammtgebiet der historischen Wissenschaften bezüglichen, von 1731 bis 1880 in *Zeitungen* zerstreut erschienenen Artikel, ein Material von gewaltigem Umfange und teilweise grossem wissenschaftlichen Wert. Das Quantum des aufgearbeiteten Stoffes und die Gliederung des bunten Materials erhellt am besten aus folgenden Zahlen: Der vorliegende Band enthält aus 172 Zeitungen (in 913 Jahrgängen) 28,283 Titel, welche sich folgendermassen verteilen: Allgemeine und vaterländische Geschichte 2810, Biographien 6051, biographische Daten 4018, Ortskunde 1310, Geographie und Reisen 4556, Kunstarchäologie 760, Urkunden 1645, Culturgeschichte 2732, Literaturgeschichte 3829 und Kirchengeschichte 542 Titel. Das Namen- und Ortsregister am Schlusse des Bandes umfasst an 34,000 Nummern.

Selbstverständlich kann bei einer Arbeit dieser Art von Vollständigkeit kaum gesprochen werden. Ein grosser Teil der Zeitungen, die aufgearbeitet werden sollten, war entweder überhaupt nicht, oder nur in lückenhaftem Zustande aufzutreiben. Auch liegt uns vorläufig nur der erste Band dieser Abteilung vor; der aussenstehende Schlussband wird erst das vollständige Material umfassen. Das Gebotene ist aber schon jetzt von grösstem Werte, da man nun in jeder einzelnen Frage genau erfährt, was bereits in Ungarn gearbeitet wurde und was noch zu leisten bleibt. Der Verfasser hat sich mit der Ausarbeitung, die Akademie mit der Ausgabe des Werkes ein wirkliches Verdienst erworben.

Thaly Kálmán, Irodalom- s müveltség történeti tanulmanyok. (Literatur- und culturhistorische Studien aus der Rákóczy-Zeit. Im Anhange: Unedirte Gedichte aus derselben Epoche, von Koloman Thaly.) Budapest, 1885, VIII und 412 S.

UNGARNS VERFALL AM BEGINNE DES XVI. JAHRHUNDERTS.

EINLEITUNG.

Die Grundlagen von Ungarns politischer Entwicklung bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wenn je ein Land, war Ungarn am Ende des Mittelalters durch den unmittelbarsten Einfluss von Aussen zu einer Art von Civilisation, zu einem gewissen Grade geistiger Bildung und materiellen Wohlstandes gelangt. Die stärkste Wirkung war von Deutschland ausgegangen. Von dort hatte König *Stephan I.* die Lehre des Christentums begehrt, Missionarien jenes durch die Sage verherrlichten Bischofs Pilgrim von Passau hatten sie unter den Magyaren verbreitet.[1] Nach deutschem Muster hatte das Land unter demselben Könige seine Verfassung erhalten, noch weisen die Titel der Grosswürdenträger der Krone auf ihren deutschen Ursprung zurück. Ein deutscher Fürst ist es gewesen, der ihr einen constitutionellen Abschluss gegeben. Unter den zahlreichen Colonisationen, welche das Land nach seiner Besitznahme durch die Magyaren empfangen, hatten die germanischen den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen. Deutsche Colonisten hatten sich an den wichtigsten Plätzen des Landes angesiedelt und sie zu Mittelpunkten des Handels erhoben. *Pressburg, Pest, Kaschau,* die Städte der *Zips* und viele andere waren deutsche Gründungen, ihre Bevölkerung zum weit überwiegenden Teile deutsch nach Abstammung, nach Sprache, nach Sitte, nach Recht, nach Verfassung. Selbst die Residenz der ungarischen Könige, *Ofen,* war eine deutsche Stadt, noch meldet uns ihr altes Stadtrecht, dass «von alter gewonhait und von alten rechten dy deutschen zehen man und dy Ungeren zwen zu dem rat erkiesen» sollen.[2] In jenen Tagen tiefster Er-

[1] *Büdinger*, Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts I, 366/443. Ders. ein Jahrhundert ungarischer Geschichte. *Horváth*, das erste Jahrhundert des Christentums in Ungarn. Budapest 1878 p. 102 ff.

[2] Das Ofener Stadtrecht von 1244—1421, erläutert und herausgegeben von *Andreas Michnay* und *Paul Lichner*. Pressburg 1845 p. 39.

niedrigung, als ein Fürst aus Árpáds Stamme *Béla IV.* auf der Flucht vor den eindringenden Mongolen an der Südwestmark seines Reiches als ein Hilfeflehender umherirrte, da waren es deutsche Hände, welche die Einöde, in die asiatische Horden das fruchtbare Land verwandelt hatten, bald zu neuer Production erschufen. Sie setzten sich in den Minendistricten des Gran- und Sájothals fest, dort erstanden die deutschen Bergstädte, deren Fleiss Ungarn es zu danken hat, dass der bisher vernachlässigte Hüttenbau in den Karpathen eine regelmässige Bearbeitung erfuhr. Selbst auf die magyarische Sprache sind die Deutschen nicht ohne Einfluss geblieben. Freilich erweckte der Wohlstand der deutschen Bevölkerung schon früh den Neid der Magyaren, mehr als einmal sahen sich die deutschen Colonisten den ärgsten Verfolgungen, ja Austreibungen ausgesetzt, aber immer wieder sah man sich genötigt die Deutschen und ihre Civilisation zurückzuberufen. Dieses Ungarn war vermöge seiner ganzen Entwickelung so sehr auf die Unterstützung von Aussen angewiesen, dass es zuletzt sein teuerstes Palladium, die heilige Stephanskrone auf das Haupt fremder, zumeist deutscher Fürsten setzen musste, dass es seine Rettung nur unter dem Schutze eines deutschen Fürstenhauses finden konnte.

Denn seit dem Erlöschen des Mannesstammes im Hause *Árpád* (1311) kam kein einheimisches Fürstengeschlecht mehr auf den ungarischen Tron. Es war ein Unglück für Ungarn und einer der tiefer liegenden Gründe seines Verfalls, dass sein erstes und einziges nationales Herrscherhaus keine Tronfolgeordnung besessen. Selten hat einer von *Árpáds* Nachfolgern, ohne zum Schwerte zu greifen, den Besitz der Krone erlangt; und als mit *Andreas III.* der letzte der *Árpádianer* dahinging, und das Wahlrecht an die Nation kam, war der Einmischung fremder Dynastieen Tür und Tor geöffnet; jede Neuwahl musste zu neuen Parteiungen, zu neuen Bürgerkriegen führen.

Die benachbarten Herzöge von Oesterreich waren schon an den Tronstreitigkeiten in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht immer ganz unbeteiligt gewesen. Da traf es sich für das Haus Habsburg günstig, dass *Ludwig der Grosse* (1342—82), der keine männlichen Erben hinterliess, durch eine Heiratspolitik um die Gunst zweier so mächtigen deutschen Fürstenhäuser, wie der Habsburger und Luxemburger buhlte. Zwar heiratete *Hedwig* nach ihres Vaters Tode den Herzog von Litthauen *Jagiel*, und *Maria* wurde die Gemahlin des Luxemburger *Sigismund;* aber dessen einzige Tochter *Elisabet* wurde mit dem jungen *Albrecht* von Oesterreich vermählt, sie brachte ihm und seinem Hause die Krone von Ungarn. Sein früher Tod vernichtete keineswegs die Hoffnungen und Bestrebungen der Habsburger. Fast ein Jahrhundert hat sich seitdem die Politik der Habsburger und Jagiellonen auf den Besitz des ungarischen Reiches gerichtet. Wohl schien es eine Zeit lang, als wollte es zu einer Aussöhnung der

beiderseitigen Ansprüche gelangen. *Albrechts* Witwe *Elisabet* ward die Braut des Jagiellonen *Wladislaw IV.*, aber *Elisabet* starb kurz vor der Hochzeit, und *Wladislaw* fiel nicht lange darauf gegen die Türken, ohne einen Leibeserben zu hinterlassen. Noch gedachte die ungarische Nation des jungen nachgeborenen Sohnes von Albrecht, *Ladislaus Posthumus.* Als nun seine Schwester *Elisabet* sich mit *Kasimir IV.* von Polen vermählte, da war es als wenn Habsburg auch an Polen eine Stütze für seine Ansprüche auf Ungarn erhielte. Aber nach dem frühzeitigen Tode des *Ladislaus Posthumus* rief die Wahl der Nation einen natürlichen Enkel Kaiser *Sigismunds,* den heldenhaften *Mathias Corvinus* auf den Tron. Sofort erhoben sich gegen ihn Oesterreich und Polen. *Matthias* hatte wohl die Macht, Kaiser *Friedrich III.* und *Kasimir* von Polen militärisch zu vernichten, nimmer ihre Hoffnungen zu vereiteln.

Zuerst glückte es den Jagiellonen sich an Ungarns Grenzen festzusetzen. *Kasimirs* ältester Sohn *Wladislaw* wurde nach *Podiebrads* Tode zum Könige von Böhmen gewählt. Als aber nach *Mathias* Tode Oesterreich von Neuem Anspruch auf den Tron Ungarns erhob, da spaltete sich das Hausinteresse der *Jagiellonen* — zu eigenem Nachteil. Während sich der König von Böhmen um die ungarische Krone bewarb, wurde von *Krakau* aus sein jüngerer Bruder *Johann Albrecht* begünstigt und unterstützt, auch nachdem die Ungarn *Wladislaw* auf den Thron erhoben. Der Kampf, in den dieser mit seinem Bruder verwickelt wurde, musste ihn den Habsburgern in die Arme treiben, um sich wenigstens von dieser Seite zu decken. In dem *Pressburger* Friedensvertrage vom Jahre 1491 [1] opferte er dem Könige *Maximilian* die Ansprüche seines Hauses auf den ungarischen Tron für den Fall des Aussterbens seiner directen männlichen Nachkommenschaft. Damit erhielt die Tronfolgefrage in Ungarn einen vorläufigen staatsrechtlichen Abschluss. Maximilian gab seine Ansprüche nie auf, jede Gelegenheit nahm er wahr, um sie von Neuem auch Polen gegenüber durch einen staatsrechtlichen Act zu befestigen. Als *Wladislaw* 1503 eine Tochter *Anna* und drei Jahre später ein Sohn *Ludwig* geboren wurde, suchte der Kaiser durch die altbewährte Heiratspolitik seines Hauses die im Pressburger Vertrage ausgesprochene Anwartschaft auf den ungarischen Tron

[1] Die Urkunden bei ***Sambucus***, appendix ad Bonfinii rerum hungaricarum decades p. 742 ff. ***Kollár***, auctarium diplomatarium ad Ursini Velii bellum pannonicum p. 238 ff. und 322 ff. ***Firnhaber***, Urkunden zur Geschichte des Anrechts des Hauses Habsburg auf Ungarn (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 24. Bd.) ***Lichnowsky***, Geschichte des Hauses Habsburg VIII, 156 f. und die Regesten im Anhang. ***Firnhaber***, Beiträge zur Geschichte Ungarns unter der Regierung des Königs Wladislaw II. und Ludwig II., 1490—1526 (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1849 II, 375—552).

seinen Enkeln von Neuem zu sichern. Schon im März 1506, also noch vor der Geburt des Prinzen *Ludwig* brachte es der Kaiser zu einem urkundlichen Verlöbniss der dreijährigen Prinzess *Anna* mit seinem Enkel *Ferdinand.*[1] In den Jahren 1510—15 ist *Cuspinian, Maximilians* gewandter Diplomat, nicht weniger als vierzehn Male in *Ofen* gewesen,[2] um für seine Ansprüche die officielle Anerkennung der beiden Ostmächte zu erzielen, die ihm denn auch auf dem Wiener Congress zuteil wurde.[3] Der König von *Polen* soll damals gesagt haben, er wolle jetzt mit dem Kaiser überallhin durch Himmel und Hölle gehen.[4] Gegen Preisgabe aller Anrechte auf den ungarischen Tron an das Haus Habsburg hatte er die wertvolle Unterstützung des Kaisers gegen seine Feinde, den Moskowiter, den Hochmeister, die Tataren, die Türken eingetauscht. Auch dem König von Ungarn musste an diesem Gewinn recht viel gelegen sein. Er verbürgte ihm Schutz und Sicherheit für Erhaltung des Trones seines erst neunjährigen Sohnes *Ludwig.* Sowohl der Kaiser als der König von Polen hatte die Obervormundschaft übernommen. Dieser Schutz aber war dringend nötig gegenüber der drohenden Macht der Magnaten. Mit Mühe hatte er selbst sich gegen sie halten können, sie, die ihn doch nur auf den Tron erhoben hatten, um selbst regieren zu können.

I. Der König.

Keine persönlichen Verdienste hatten *Wladislaw* auf den Tron Ungarns gehoben, wenn es nicht damals als ein Verdienst galt, in dem Rufe eines schwachen Regenten zu stehen. Denn die Magnaten hatten erleichtert aufgeatmet, als das Joch des alten Königs gefallen war, sie wollten sich nicht selber ein neues schmieden. Als sie sich einmal beschwerdeführend an den Papst gewandt, und dieser daraufhin einen Legaten an den König abgesandt hatte,[5] soll *Mathias* demselben gesagt haben «er solle dem babst sagen *er* wer künig in Hungern, wesste sich wol mit seinen unndterthonen zu halten, der babst soll Ine mit rue handlen lassen. Er wöll

[1] *Kollár*, indiculus ad auctarium diplomatarium post Ursinum Velium p. 324 f. Correspondance de l'empereur Maximilian I. et de Marguérite d'Autriche par *Le Glay* II, 378 f.

[2] *Cuspinians* Tagebuch seines Lebens, herausgegeben von v. *Karajan*, (fontes rerum austriacarum I, 1) p. 403 ff.

[3] Die beste Auskunft über Geschichte und Quellen des Wiener Congresses bei *Liske*, der Congress zu Wien im Jahre 1515 (Forschungen zur deutschen Geschichte VII, 463—559); dazu noch die venetianischen Gesandtschaftsberichte im Magyar Történelmi Tár XXV. (1878).

[4] *Herberstein*, rerum moscoviticarum commentarii p. 26 a. (ed. Antw. 1557).

[5] *Herberstein*, Selbstbiographie (fontes rerum Austriacarum I, 1) 384 f.

Ime das paternoster (so er inn henden hat gros von holtz) wider haimbschicken unnd mit dem pusigän oder kolben hinachziehen». Jetzt wollten sie den König beherrschen, oder wie *Stefan Bátory*, der alte Woiwode von Siebenbürgen sich ausdrückte, einen König haben, den man an den Haaren ziehen könne [1]; und *Wladislaw* täuschte nicht ihre Erwartungen. Er war das gerade Gegenteil seines Vorgängers, er hatte nichts von dem heftigen, durchgreifenden, zu wilden Ausbrüchen der Leidenschaft führenden Wesen des verstorbenen Königs. Er war eine durch und durch phlegmatische, gegen die Aussenwelt oft indifferente Natur.

Wladislaw hatte durch Beschwörung der ihm von den Grossen vorgelegten Wahlcapitulation vollauf das Vertrauen gerechtfertigt, das oligarchische Herrschsucht in ihn gesetzt hatte.[2] Er war ein König, nicht nach ihrem Bedürfniss, sondern nach ihrem Geschmack.[3] Selbst einer seiner beredtesten Verteidiger *Johann Dubrawsky*, der als Geheimsecretär des Olmützer Bischofs *Stanislaus Thurzó* bisweilen Veranlassung hatte mit dem Könige zusammenzukommen, weiss doch an ihm keine anderen Tugenden zu rühmen, als solche, die einem Fürsten wohl anstehen, keineswegs aber allein schon seine Befähigung zum Regenten zeigen. Er preist seine Milde und Freundlichkeit, seine Friedensliebe, seine Liebe zu seinen Unterthanen [4] und *Zsámboki* kann sich nicht genug begeistern für die Verzückung, in welche den König oft seine Frömmigkeit versetzte.[5] Auch seine strenge Rechtschaffenheit, seine Eingeschränktheit und Sparsamkeit, soweit es seine eigene Person betraf und hier bis zum Geiz ausartete,[6] wird selbst von *Verancsics*, nicht gerade seinem Freunde, gerühmt.[7] Dabei war er nicht ohne Verstand.[8] «Wenn er von gewöhnlichen Dingen redet, sagt der venetianische Gesandte, spricht er gut, in Staatsangelegenheiten aber zeigt er einen ganz ungeordneten Geist. Erzählt man etwas Schlechtes von Jemand, sagt er, vielleicht ist es doch nicht wahr; ein ganz vollkommener Mensch, aber kein König.» [9] Die widersprechendsten Eigenschaften fanden bei ihm Platz. Seine Langsamkeit, die an Trägheit streifte, sein Indifferentismus, der

[1] In einem Schreiben an die *Bartfelder* (in d. Voracten z. s. Gesch .d. Nebenländer d. ungr. R. mitg. von *Engel* III, 46).

[2] *Bonfini* rerum Ungaricarum decades IV, 9, 671 (ed. Frankf. 1581).

[3] *Verancsics* I, 1, 4 (Monumenta Hungariae historica II, 2).

[4] *Dubravius*, historiae Boiemiae (ed. pr. Prostannae 1552) XXI, 193 b. 195 a. XXXII, 200 b. in Uebereinstimmung mit *Bonfini*, IV, 9, 669 u. *Tuberone* I, 9, 124. II, 3, 139. (Schwandtners ss. rer. Hung. II).

[5] *Sambucus* ad indices Ranzani ed. 1558 p. 67 b. u. *Giovio* histor. sui temporis ed. fol. Flor. 1550 XIII, 177.

[6] *Tubero* II, 5, 143.

[7] *Verancsics*, I, 1, 4.

[8] *Tubero* IV, 6, 171. X, 6, 335.

[9] *Sebastian Zustignan* im Magyár Történelmi Tár XXIV, 72.

oft bis zum Stumpfsinn führte, sein Mangel an jedem Ehrgeiz, der bis zur Feigheit ging, seine Freigebigkeit gegen Andere bis zur Verschwendung,[1] hatten ihn doch nicht zu dem Manne geschaffen, der ein Reich, wie das ungarische hätte regieren können, das selbst des *Mathias* starke Hand nur schwer im Zügel halten konnte. Hier bedurfte es eines Regenten, der nach Aussen hin dem Feind ebenso energisch, wie im Innern dem Uebermut der Grossen entgegenzutreten die Macht hatte. Und doch war des Königs erstes Bedürfniss, ja fast möchte man sagen sein Lebenselement die Ruhe.[2] Er ist zeitlebens jedem Kriege mit den Türken aus dem Wege gegangen und hat die Kämpfe, die er gleich anfangs zur Erhaltung seines Trones hatte führen müssen, so schnell wie möglich, wenn auch unter den ungünstigsten Bedingungen zu beendigen gesucht. Im Innern begegnete sein Wunsch nach Ruhe dem der Magnaten, sie ihm zu verschaffen. Sie hatten dabei jedenfalls am besten gerechnet, er war zu Concessionen aller Art gegen die Grossen bereit, gab nach, wo er konnte, um sich aus seinem Stilleben nicht aufstören zu lassen. Natürlich ward diese Tugend in der umfassendsten Weise ausgebeutet.[3] Es kam vor, dass der allzeit schwache *Wladislaw* über ein und dasselbe Privilegium mehrfach verfügte. Dies musste zu bedenklichen Consequenzen führen. So rief sein Vorgehen in der schlesischen Frage die allereigentümlichsten Verwicklungen hervor. Hier trat ein halbes Dutzend Herren auf, von denen jeder behauptete eine Begnadigungsurkunde des Königs über das Erbe des alten Herzogs *Johann von Oppeln* in der Tasche zu haben.[4] Es ist interessant ein Urteil über diese Seite der Persönlichkeit des Königs von einem Manne zu hören, der ihm amtlich nahe getreten, in einem Schreiben an den eigenen Sohn des Königs. Vier Jahre nach dem Tode des letzteren schrieb *Wilhelm v. Pernstein* an König *Ludwig*:[5] «Der verstorbene König hat sich durch seine Güte in

[1] Hierfür zahlreiche Belegstellen bei den schon genannten *zeitgenössischen* Geschichtschreibern, so bei *Tubero* II, 8, 147. III, 8, 157 ff. IV, 6, 171, 7, 173. V, 2, 186. VI, 16, 234. X, 6, 335; auch *Brutus* I, 3, 4, 18 f. 23, 25 f. 93, 118 f. 120, 122. II, 173, 219. III, 320/2, 333 ff. Selbst *Dubravius* nennt ihn lentus, tardus et rerum omnium incuriosus XXXII, 202 b. ebenso *Verancsics* I, 1, 4 etc. etc.

[2] Auch hierfür bieten *Tubero* u. d. A. zahlr. Belege. *Tubero* IV, 14, 183. V, 1, 184. VI, 16, 234. VII, 1, 236. *Brutus* I, 3, 4, 29, 113. II, 219. III, 324. u. s. w. u. s. w. *Giovio* XIII, 176. *Ver.* I, 1, 17 etc.

[3] *Dubravius*, XXXII, 200 b. 202 b. *Verancsics*, I, 1, 4. *Giovio*, XIII, 177. *Brutus* I, 19/29. IV, 456. *Sambucus* 737.

[4] Vielfach neue Aufschlüsse hierüber gewährt die eingehende, auf archivalischen Studien beruhende Arbeit von *Neufert*, Die schlesischen Erwerbungen des Markgrafen Georg von Brandenburg (1883). Das urkundliche Material hierzu in den «Schles. Lehns- und Besitz-Urkunden» herausgegeben von *Grünhagen und Markgraf*. 2 Bde, namentlich Bd. II, (1883.) Dazu *Grünhagen*, Gesch. Schlesiens I, 376 ff.

[5] Mitgeteilt von *Palacky*, Geschichte von Böhmen V, 1 p. 342 aus dem *Archiv Česky* I, 76.

diesem Königreiche vielfach geschadet, ich habe mit Sr. Gnaden gar oft davon gesprochen, denn wer ausdauernd etwas von Sr. Gnaden verlangte, rehielt Alles; Sr. Gnaden dachte nie an seinen Schaden, durch anhaltende Reden erlangte Jedermann Alles. Ich möchte Ew. Gnaden alle die Gewohnheiten wünschen, welche er in der Gerechtigkeitspflege und sonst beobachtete, aber das wünsche ich nicht, dass Ihr während Eurer Regierung andere herrschen lassen sollet; Ihr sollt (ohne den Leuten Unrecht zu tun) mächtig gebieten und befehlen und so als Herr Euch benehmen, damit die Leute wissen, dass sie einen Herrn haben.» *Wladislaw* fürchtete die Opposition so sehr, dass er selbst nicht einmal vor dem Reichstag erschien, wenn er sie zu erwarten glaubte und dann sich lieber durch seinen Minister Bakács vertreten liess.[1] Nur im Moment der äussersten Gefahr machte wohl sein gewöhnlicher Stumpfsinn einer gewissen Entschlossenheit Platz,[2] da konnte der sonst so schweigsame Mann eine feurige Beredtsamkeit entwickeln.[3] Aber was half ihm auch diese, wenn er tauben Ohren predigte, er, ein Fremder im Lande, unbekannt mit der Sprache, den Sitten, der Verfassung seines Volkes.[4] Wenn der König an der Spitze seiner ungarischen Reiter das Commando durch Mimik ersetzen musste,[5] so war dies doch eher geeignet die Komik als den Kriegsmut herauszufordern. Was für Empfindungen mussten sich in den Herzen der Ungarn regen, eines Volkes von so ausgeprägtem Nationalgefühl, wenn der König beim Reichstage in böhmischer Sprache seine Tronrede hielt, welche der Dolmetscher erst ins Ungarische übertragen musste![6]

Die letzte Zeit seiner Regierung soll er seiner Umgebung gegenüber so einsilbig geworden sein,[7] dass seine Antworten kaum mehr als «bene» gegen die Ungarn, «dobrze» gegen die Böhmen ausfielen. «Dreimal spricht er am Tage, meldet der venetianische Gesandte, nämlich in der Messe, im Uebrigen ist er stumm, wie eine Statue.» *Suriani* lernte ihn die letzten Lebensjahre kennen, als ihn die Gicht jämmerlich plagte. «So wie er am Körper krankt, sagt er, so auch an Geist und Verständniss, dass er verdiente eher regiert zu werden, als andere zu regieren.»[8] Er hat Zeit seines Lebens kein Verständniss für die Interessen seines neuen Reiches empfunden, wie

[1] *Tubero* IV, 14, 181. V, 3, 188.

[2] ib. III, 5, 157 ff.

[3] Mutum idolum nennt ihn einmal *Dubrav.* XXXII. 202a.

[4] Nach seinem eigenen Geständniss bei *Tub.* II, 4, 141; ferner *Dubrav.* XXXII. 202a. *Verancsics* I, 1, 4. *Sambucus* 735, 737.

[5] *Tubero* V, 10, 204.

[6] *Bonfini* V, 2, 700; 5, 731, 30. *Sambucus* 737 meint sogar omnia per interpretes agebat.

[7] *Dubrav.* XXXII, 202a.

[8] *Zustignan* im Magyar Történelmi Tár XXIV, 72. *Suriani* ib. XXV, 52.

denn auch seine Untertanen ihn nicht verstanden.[1] Dabei war er doch bemüht — auch ein Ausfluss seines Hanges nach Ruhe — alle Reibungen zu verhindern, welche zwischen Ungarn und Böhmen, zweien so wenig für einander sympathisirenden Nationen, entstehen könnten.[2] Aber er fand den Anstoss gerade dort, wo er ihn vermeiden wollte. Bald verletzte er die Ungarn, wenn er ein offenbares Unrecht der Böhmen aus Rücksicht ungestraft lassen wollte,[3] bald erbitterte er wieder die Böhmen durch strenge Ahndung eines von ihnen begangenen Verbrechens.[4] Er litt unter den Folgen unvereinbarer Gegensätze. Hielt er in Ofen Residenz, klagten die Böhmen, dass ihr König ihr Land so arg vernachlässigte; und begab er sich auf einige Zeit nach Böhmen, schrieen die Ungarn über die lange Abwesenheit ihres Königs.[5] Er hatte den guten Willen es Allen recht zu machen, und konnte es doch Niemanden recht machen, so dass er schliesslich den Kopf ganz hängen liess und die Dinge ihren eigenen Gang nahmen. Kein Wunder, dass unter ihm das Reich von der Macht und dem Glanz, zu dem es der *Hunyadys* ruhmvolle Regierung emporgehoben hatte, allmählich immer tiefer herabsank, dass im Innern das Ansehen der Krone gleich Null wurde, Alles ehrgeizige Prälaten und herrschsüchtige Magnaten galten und von Aussen der Türke immer drohender an den Grenzen des Reichs erschien, ja über die Grenze hinaus sich wagte, bis zuletzt auch der zahme Widerstand, den die Grenzbewohner noch zu leisten vermochten, gänzlich erlahmte und Ungarn für eine Invasion des Feindes offen und schutzlos dalag, ohne dass der König entscheidende Schritte zu tun wagte oder vermochte. Was sollte man auch für Entschlossenheit von einem Könige erwarten, der es im Angesicht des Feindes fertig bringen konnte den lieben Gott zu bitten, dass er es nur ja nicht zur Schlacht kommen liesse.[6] Der Contrast dieser jammervollen Regierung *Wladislaws* zu der vorangegangenen ruhmvollen *Corvins* war doch ein zu scharfer, als dass er sich der Mit- und Nachwelt nicht fest hätte einprägen sollen.[7] Schon zu Wladislaws Zeiten hatte man mit einer ganzen Sammlung nicht gerade sehr schmeichelhafter Epitheta aufzuwarten.[8] Mehr

[1] *Brutus* I, 19/20; 93.

[2] *Tubero* I, 6, 119. *Brutus* I, 115.

[3] *Tubero* V, 2, 186.

[4] *Dubrav.* XXXII, 200a. *Brutus* I, 1, 115/7.

[5] *Dubrav.* XXXII, 200b. *Brutus* I, 119, 123/8. Des *Verancsics* »maxime externus« (I, 1, 4) ist doch eine arge Uebertreibung, aber sehr bezeichnend für die Stimmung.

[6] *Tubero* IV, 1, 166, ähnlich *Dubravius* XXXII, 200b.

[7] *Giovio* I, 3. XIII, 176. *Tuberone* I, 4, 115 f. VI, 16, 234. *Sambucus* 736. *Brutus* II, 23—41.

[8] Herzog *Ujlaky* nennt ihn *bos.* Bonf. V, 4, 721, 16. *Tub.* VIII, 1, 263: *vacca.* *Szerémy* (M. H. H. II, 1) 12, 32 14, 35 f. *bos* u. *asinus.* *Dubravius* XXXI, 193a: *sus*

als einmal trug man sich mit dem Gedanken einer Tronrevolution,[1] mehr als einmal bildete sich gegen den König eine Verschwörung, mehr als ein Anschlag ist gegen das Leben des Königs geschmiedet worden. Nach *Dubrawsky*[2] ist überhaupt kein Regent so häufig von Attentaten bedroht worden, als dieser. In welche Ohnmacht das Königtum unter den Jagiellonen versunken war, das tritt klar hervor in dem Moment, als 1526 nach dem Aussterben derselben ein kräftiger Herrscher mit starker Hand die Regierungsgewalt übernahm. Ein leises Vorgefühl, dass jetzt das Ende aller Herrlichkeit gekommen sei, beschlich den Adel. «O ich gan es den pehamischen herren wol, schreibt der Herr von Schlick, das der herzog Ferdinandus ir kunig ist worden, on zweifel württ er sie nit lassen also mit im umbgen, wie sy wollen, als sy die zweien kunig nach einander in haben geton, sy haben wol zu im gesprochen: (on kralowal jim, oni panowali jemu, Palacky V, 2, 446) *du pist unser kunig wir sein dein herrn.* Man hat offt mer achtung auff sye gehabt mit neigen und piegen, denn auff den kunig selbst.»[3] Wie hat es nun in aller Welt dahin kommen können, dass das Königtum hier von so grosser Machtentfaltung zu so schrecklicher Machtlosigkeit herabfiel. Ein Blick auf die ständische Entwicklung mag dies zeigen.

II. Die Stände.

Ungarns Verfassung hatte sich im fünfzehnten Jahrhundert zu einer Art von Constitutionalismus entwickelt. An der Spitze stand der König, aber seine Macht war nie eine absolute, nie eine unumschränkte gewesen. In gewisser Hinsicht dem altgermanischen Königtum ähnlich, war es aus der Herzogswürde erwachsen, die sich in einem bestimmten Geschlecht nach Herkommen forterbte. Das Herzogtum war von einem Rate umgeben, der sich aus den einzelnen Stammesfürsten zusammensetzte und in wichtigen Fragen an die Gesammtheit aller Freien appellirte. Dies war die Grundlage der späteren ungarischen Verfassung. So finden wir sie beim Eintritt der Magyaren in das heutige Ungarn. Als sich dann die einzelnen Stämme in den weiten Ländergebieten festsetzten, verwischte sich allmählich der Charakter des Stammesfürstentums; diese Stammesfürsten wurden zu Provinzialchefs herabgedrückt, welche in demselben Grade an Macht verloren, als das Herzogtum vermöge seiner Erblichkeit an Ansehen gewann. *Stephan I.* gab seinem Volke mit dem Königtum auch eine neue Verfassung, welche in An-

polonus haris ineundis aptior quam aris, ib. 194b: *occidatur polonicus isteporcus Brutus* I, 21: *iners sus e coeno Polonorum*, ib. 336: *languida perus* u. a. m.

[1] *Tubero* V, 2, 186.

[2] *Dubravius* XXXI, 194b

[3] *Höfler*, Fränkische Studien IV, 188 im Archiv für Kunde österr. Geschichts-Quellen XI, p. 4.

lehnung an die alte historisch gegebene doch ihren germanischen Ursprung nicht verleugnen konnte. Das Land wurde in zweiundsiebzig Grafschaften (Comitate) geteilt, an deren Spitze comites standen, welche vermöge dieses ihres Amtes, das ihnen der König verlieh, Sitz und Stimme im Staatsrate gewannen. Neben ihnen sollten die Prälaten sitzen, die beiden Erzbischöfe von *Gran* und *Kalocsa*, die Bischöfe, die Aebte. Dazu kamen noch die Verwaltungschefs der Nebenländer der Krone, der Woiwode von *Siebenbürgen*, die Bane der Grenzländer, die Kastellane der königlichen Schlösser. Diese kirchlichen und weltlichen Grosswürdenträger bildeten insgesammt den Staatsrat der Krone. Aus ihrer Mitte erwählte sich der König seine obersten Kronbeamten, den Palatin, seinen Stellvertreter, den Kanzler, den Schatzmeister, den Hofrichter und die verschiedenen Arten von Kammerherrn, die magistri tavernicorum, ianitorum, agazonum, dapiferorum, cubiculariorum, pincernarum, den Personal. So hatte sich dieser Staatsrat durch alle Verfassungskämpfe unter *Andreas II.* und *Ludwig dem Grossen* hindurch bis in das fünfzehnte Jahrhundert erhalten und durch *Sigismund* seine erneute Bestätigung empfangen. Neben ihm bestand der Reichstag, die eigentliche Vertretung der Nation, denn im Staatsrat sassen nur die grossen Kronbeamten. Auf dem Reichstage erschien der Gesammtadel bei wichtigen Angelegenheiten in pleno, bewaffnet zu Pferde auf dem *Rákosfelde* vor *Ofen*, der Residenz der Könige, oder vertreten durch eine Anzahl Deputirte. Jeder Adelige hat das Recht der Teilnahme, noch hatte sich nicht die Trennung in Grossadel und Kleinadel vollzogen. Auch die königlichen Freistädte konnten auf den Reichstag ihre Vertreter deputiren. In dem Zeitalter Sigismund's hatte der Reichstag an Macht bedeutend gewonnen, das Recht der Legislative und Steuerbewilligung errungen, die *Hunyadys* hatten ihm gegenüber den Staatsrat zu stärken gesucht. Wie sehr auch *Mathias* die Masse des Adels gegen die Willkür der grossen Kronbeamten zu schützen bestrebt war, war er doch darauf ausgegangen eine Reihe von Magnaten, deren Macht er geflissentlich vermehrte, an sein Hausinteresse zu fesseln. Ihre Macht und ihr Ansehen war bereits so gross, dass sie nach seinem Tode die Wahl des neuen Königs nach ihrem Interesse leiten, ja dass einzelne sogar selbst nach der Krone trachten konnten.

1. Der Clerus.

Der vornehmste Stand im Reich waren unbestritten die Prälaten. Seitdem sich der Clerus in dem grossen Nationalprivileg Andreas II. v. J. 1234 besondere Vorteile ausbedungen, hatte er von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Privilegien zu erweitern gesucht. Im 15. Jahrhundert war die Macht der Prälaten die bedeutendste im Reich. Sie sassen im Staatsrat der Krone neben den Grosswürdenträgern des Reichs, berieten mit ihnen über

Wohl und Wehe desselben, ja sie hatten sogar den Vortritt bei Hofe, sie unterzeichneten an erster Stelle alle öffentlichen Urkunden, selbst des Königs Stellvertreter, der Palatin, folgte erst hinter ihnen. Die humanistische Bildung, die sie von den italienischen Schulen nach Ungarn brachten, hob sie auch in die höchsten Würden der Krone. Es gab bald keinen Kanzler mehr, keinen Schatzmeister, der nicht der Prälatur angehörte. Hierdurch und im Besitz reich ausgestatteter Pfründen, gelangten sie zu colossalen Schätzen. *Galeoti Marzo*, der als einer der Bibliothekare der Ofener grossen Bibliothek Gelegenheit hatte, mit ihnen am Hofe zusammenzukommen, erzählt, wie die meisten Prälaten an Truppenzahl, an Reichtum des Vermögens, an Fülle der Einnahmen mit Fürsten wetteifern konnten, wie sie sich eine reiche und glänzende Dienerschaft hielten, wie sie sich nach der Art grosser Regenten keine Speise, keinen Trank verabreichen liessen, den ihre Diener nicht vorher gekostet hätten; wie selbst Aebte und Pröbste Grund und Boden besassen, der einen Vergleich mit Königreichen aushalten konnte.[1] Es war ihr eifrigstes Bestreben, diese Reichtümer auf jede Art zu vermehren. Der König *Mathias*, der es liebte die Schwächen seines Clerus in geistreichen Scherzen zu geisseln, soll einmal bei der Tafel die Armut als das Ding definirt haben, das jeder gute Priester zu meiden suche.[2] Diese Reichtümer erhöhten natürlich ihre Macht und ihr Ansehen. Nach *Mathias*' Tode hatten sie bereits ein so grosses Gewicht in die Wagschale zu werfen, dass von ihrer Stellung die Wahl des neuen Königs zum grossen Teil abhing.[3] Den schwachen *Wladislaw* hatten sie sozusagen ganz in ihrer Gewalt, denn er brauchte immer Geld, und sie besassen immer Geld, dann waren sie nicht müde diese Vorschüsse als Quellen zur Vermehrung ihrer Liegenschaften zu benutzen. Wie wenig honett sie dabei verfuhren, zeigt das Beispiel des Kanzlers *Bakács* und des Bischofs *Sigismund Ernst von Fünfkirchen*, die sich ihre Darlehen mit horrenden Wucherzinsen zurückzahlen liessen;[4] und das waren Männer, die in dem Rufe standen jeden andern in Ungarn an Reichtum hinter sich zu lassen.[5] Bei dem Fünfkirchner hatte Kaiser *Maximilian* selbst einmal eine Anleihe machen wollen,[6] und von *Bakács* berichtet der venetianische Gesandte *Bon*,[7] er habe

[1] *Galeoti Marzo*, Salomon Hungaricus. Kaschau 1611 XI, 23.

[2] ib. XI, 26.

[3] *Tichtel* (ein Zeitgenosse) sagt sogar geradezu: episcopi elegerunt regem (font. rer. austr. I, 1, 54).

[4] Vergl. den Einnahme- und Ausgabe-Etat des Jahres 1494, von *Engel* abgedruckt in seiner Geschichte der Nebenländer des ungarischen Reichs (Hallesche Allgemeine Welthistorie 49, 1 p. 170).

[5] *Bonfini* ed. Sambucus V, 3, 711.

[6] ib. V, 1, 689.

[7] *Marino Sanuto*, Világkronikájának Magyarországot illető tudósításai (III, 153) ed. Wenzel im Magyar Történelmi Tár XXV, 153. Die Berichte der venetianischen

ein jährliches Einkommen von 400,000 Dukaten von seinen Liegenschaften und 85,000 Dukaten von seinen zahlreichen Pfründen. *Bakács* war nicht der einzige, der mehr als eine Pfründe besass, wohl aber der Prälat, der die meisten zusammengerafft hatte; als er starb, war er im Besitz des Erzbistums, eines Bistums und 25 fetter Pfarreien.[1] Der Reichstag hatte vergebens und zu wiederholten Malen beschliessen können, dass kein Cleriker mehr als eine Pfründe geniessen solle,[2] der Aufforderung die überzähligen niederzulegen hatte man nicht Folge geleistet. Kein Prälat dachte daran seine Einkünfte selbst zu schmälern; eher hielt man das Gegenteil für gerechtfertigt, von dem Einkommen seines Königs, seiner Untertanen für seinen Vorteil Gebrauch zu machen. Man findet in den Rechnungsbüchern des Königs, dass reiche Prälaten sich Diäten für den Besuch des Reichstags zahlen liessen, hohe Summen bis zu 2000 Gulden, der Kanzler *Bakács*, der Bischof *Wolfgang von Gross-Wardein*, der Finanzminister selbst bestritten die Kosten für die Livree ihrer Dienerschaft aus dem königlichen Schatze, braucht der Bischof von *Neutra* eine Infel, so lässt er sich den Geldbetrag hierfür aus der Kasse des Königs zahlen.[3] Auch von den ihnen zustehenden Rechten machten sie keinen allzu gewissenhaften Gebrauch. Laut klagte man auf dem Reichstage darüber.

Ihre Steuereinnehmer, die Decimatoren,[4] waren harte und rücksichtslose Beamte, die ihre Befugnisse nicht selten überschritten, unterschiedslos Adelige und Nichtadelige auch bei den unbedeutendsten Steuerrückständen mit Arrest belegten, ein Verfahren, für das ihnen das Gesetz bis auf einen Fall keinen Rückhalt bot. Sie hatten nur vollziehende, keine richterliche Gewalt. Aber auch die Executive massten sie sich oft widerrechtlich an. Die Zehnten waren eine überaus reiche Einnahmequelle für die Prälaten. In einer der ärmsten Diöcesen des Reichs, der von *Kalocsa*, kamen in einem normalen Jahre allein an Wein vierzig Fässer zusammen.[5] Nun erhoben sie ganz willkürlich Zehnten[6] auch von solchen, welche nicht zu

Gesandten aus dieser Zeit enthalten sehr genaue Angaben über das Einkommen der einzelnen Bischöfe.

[1] *Benkö*, Milkovia, Wien 1781 I, 169 ff. (f. d. Milkower Bisth.) *Farlati*, Illyricum sacrum V, 346 u. 517 (über Agram) *Fuxhoffer*, Monasteriologiae regni Hungariae ed. Czinar Wien und Gran 1869 I, 97. Sein Testament bei *Farlati* V, 524 *Tuberone* II, 2 (in Schwandtners ss. rer. Hung. II, 138).

[2] *Corpus iuris Hung.* Wien 1849 I, 290 (decr. III art. 56); I, 310 (VI, 13); I 320 (VII, 59).

[3] *Engel* in der Halleschen Allgemeinen Welthistorie 49, 1 p. 183.

[4] *Corpus iuris* I, 320 (VII, 64).

[5] *Petri de Warda epistolae* ed. Wagner p. 128. Ueber den Zehnten des Bischofs von *Agram* vergl. die Urkunde bei *Farlati*, Illyricum sacrum V, 501 ff.

[6] *Corpus iuris* I, 306 (V, 23).

ihrem Steuerbezirk gehörten[1] und verhängten über Adel und Bauer Bannstrafen, wenn sie nicht zahlten; in einzelnen Comitaten kam es sogar vor, dass sie dem Bauern das Junge des Viehes wegschleppten,[2] obwohl es nicht zu den steuerpflichtigen Objecten gehörte. Man sah, dass es überall ihr Bestreben war ihr Einkommen, ihre Competenzen, auf unrechtmässigem, ja gewaltsamen Wege zu erhöhen.[3] Was soll man sagen, wenn ein Bischof eine ganze Kanzlei mit Fälschung von Urkunden unterhielt, welche er die Stirn hatte auf eingelegten Protest sogar dem Statthalter der Provinz vorzulegen. Ein Cardinal der Kirche, der Graf *Batthyány* giebt uns davon Nachricht in seiner grossen kirchenrechtlichen Sammlung.[4] Auf den Reichstagen beschwerte man sich, dass sie das königliche Patronatsrecht zu unterdrücken suchten,[5] dass sie die Patronatsrechte des Adels verkümmerten, indem sie den niederen Clerus anwiesen, sofort nach der Wahl sich ihnen vorzustellen, in ihre Hand den Eid zu leisten und von ihnen ihre Bestätigung in Empfang zu nehmen.[6] Sie gingen darauf aus, den Diöcesanclerus in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen[7], sie behandelten ihn auch demgemäss. Papst *Julius II.* hat einmal das Domcapitel von *Gross-Wardein* gegen die Gewalttätigkeiten seines Bischofs in Schutz genommen.[8] Auch ihrem Clerus gegenüber entfalteten sie eine rührige Finanztätigkeit. Sie erhoben von ihm eine Steuer, der sie den Anschein eines gottgefälligen Werkes zu geben suchten — subsidium charitativum nannten sie sie.[9] Aber diese Liebessteuer war so hoch, dass die Pfarrer sie nicht erschwingen konnten; sie belastete reiche Pröbste ganz ebenso schwer, wie arme, da eine Steuerscala nicht existirte. Das Drückende dieser Taxe wurde bei dem raschen Wechsel der Bischofssitze um so härter empfunden. Manche Pfarrer machten sich dann kein Gewissen daraus, sich an den ihnen anvertrauten heiligen Gegenständen zu vergreifen, Kelche und andere kirchliche Wertgegenstände zu versilbern. Aber es gab doch auch noch Männer, die ihr Gewissen von einem solchen Sacrilegium zurückhielt; da ihre Oberen sie drängten, liessen sie ihre Kirchen im Stich, oft blieben die Pfarreien

[1] Aus einem Bericht des *Berliner Schlossarchivs* P. 42 A. 2 fol. 52a.

[2] Corpus iuris I, 299 (IV, 30).

[3] Sehr interessante Notizen hierfür im *Berliner Schlossarchiv* P. A. 42 A. 2, fol. 51.

[4] *Battyány*, leges ecclesiasticae I, 514 ff.

[5] *Kovachich*, supplementa ad vestigia comitiorum apud Hungaros II, 456 f. (Artikel 20 des Bacser Reichsdecrets v. 1519).

[6] *Corpus iuris* I, 307 (V, 26).

[7] *Kovachich* supplementa ad vestigia comitiorum apud Hungaros II, 360 ff.

[8] *Theiner*, vetera monumenta historiam Hungariae sacram illustrantia II, 580, (Bulle v. 20. Febr. 1510).

[9] *Corpus iuris* I, 304 (V, 12).

lange ohne Seelsorger.[1] Erst als es zu spät war, schlug sich der Reichstag ins Mittel und nahm sich des Clerus an; er erlaubte den Prälaten die Einziehung jenes subsidium charitativum nur einmal während ihrer Amtszeit und nicht vor Ablauf des vierten Amtsjahres, er sorgte auch für eine bessere und geregelte Abstufung der Steuer, die sich nach dem Einkommen der Pfarrer richten sollte. Wir wissen ja, wie wenig Wirkung die Reichstagsbeschlüsse im Lande hatten. Nun den Anlass zum Sacrileg hatte man wohl nehmen können, welcher Reichstag besass aber die Macht jene unlauteren Triebe der Menschennatur, die sich einmal durch die Schuld einiger weniger Prälaten geregt hatten, zu ersticken. Das Bild, das wir über die Zustände des Clerus in jener Zeit aus der Lectüre der Berichte gewinnen, die uns der Jesuit *Péterffy*[2] in seiner grossen Sammlung von Concilsacten überliefert, reflectirt nicht gerade die glänzendsten Farben. Die alte Klage, von der das ganze Mittelalter wiedertönt, dass der Clerus in den Sitten nicht seinem Stande gemäss lebe, hat auch in Ungarn ihr Echo gefunden. Schwerer wiegt, wenn man hört, dass es Zeiten gegeben, in denen seinem Clerus für Geld alles feil war, auch die Uebertretung solcher heiligen kirchlichen Vorschriften, auf welche die Suspension vom Amte gesetzt war.[3] Diese Geldgier hatte in dem ungarischen Clerus jener Zeit alle Bande der Scheu gelockert. Hohe kirchliche Würdenträger, Bischöfe, Domherren wurden durch die anstössigsten Dinge ins öffentliche Gerede gebracht, es war gleich, ob ihren Händen die Verwaltung des königlichen Schatzes, kirchlicher oder privater Gelder anvertraut war.[4] Der Papst *Julius II.* hat selbst einmal den König *Wladislaw* ersucht, dass er gegen den Administrator der *Veszprimer* Diöcese einschreite, und der Cardinal *Peter v. Reggio* hat ihn verhaften lassen.[5] Und wie bei den Diöcesangeistlichen, so sah's beim Mönchsclerus aus. *Theiner* hat uns einen charakteristischen Brief mitgeteilt,[6] in dem derselbe Papst an die ungarischen Prälaten die Aufforderung ergehen lässt, die vorhandenen argen Missstände zu beseitigen, er liest ihnen das Capitel, wie sie zugeben könnten, dass die Mönche aller Orten aus den Klöstern entwichen, ohne jede Rücksicht auf Reverenz und Anstand sich herumtrieben, dann wieder andere Klöster heimsuchten, um auch diese mit ihrem Wesen zu vergiften. Die Klöster wurden Asyle für Verbrecher, wer die Strafe seines Vorgesetzten fürchtete, nahm ins Kloster

[1] Ueber alle diese Verhältnisse giebt der Reichsabschied des Jahres 1514 genügenden Aufschluss (im Corpus iuris l. c.).

[2] *Péterffy*, sacra concilia ecclesiae romanae katholicae in regno Hungariae (1106—1715) Wien 1742 I, 199 ff. [3] *Peterffy*, l. l. I, 202 ff.

[4] *Petri de Warda* epistolae p. 91 f. u. d. Brief e. Ungenannten im *Münchener Reichsarchiv* CCV, 16c Nr. 26.

[5] Theiner l. l. II, 578 (Bulle v. 8. Aug. 1508).

[6] id. ib. II, 575 (d. 10. Oct. 1507).

seine Zuflucht; sie wurden namentlich gern von den Minoriten gewährt.[1] Die Minoriten waren den Ungarn schon immer ein Dorn im Auge gewesen,[2] König *Mathias* hatte sie aus dem Lande gewiesen und Papst *Alexander VI.* hat selbst bei dem Erzbischof *Peter Várday*, einem Manne, der ihm Amt und Leben zu verdanken hatte,[3] nicht eine freundliche Gesinnung für die Minoriten erwecken können. Der Bischof *Wolfgang von Gross-Wardein* machte dem Aergerniss erregenden Treiben der Prämonstratenser durch eine Radicalcur ein Ende.[4] Unter heftigem Protest des Ordens, aber mit Zustimmung des Königs und des Papstes, schenkte er alle ihre Güter den Karthäusern.

Die natürliche Folge dieser Zustände war, dass die Achtung vor dem geistlichen Stande in den Massen des Volkes zu schwinden begann. Man fand einmal das Bild eines Geistlichen und darunter die Worte: «Wenn der König diese nicht bestrafen wird, dann werden wir sie bestrafen.»[5] Noch lange bevor die neue Lehre nach Ungarn drang, war hier Alles, Adel wie Bauerschaft, zu Gewalttätigkeiten gegen den Clerus bereit.

Allerdings darf man nicht verschweigen, dass es auch rühmliche Ausnahmen gegeben hat; ob es gerade die zwei oder drei Prälaten waren, deren Lob *Bonfini* mit vollem Munde verkündet, mag dahingestellt bleiben; denn *Bonfini* versteht es das Weihrauchfass recht hoch zu schwingen. *Bonfini* ist vor Allem Humanist, Humanist mit all' den kleinen Schwächen der italienischen Humanisten. Man kennt *Paolo Giovios* Wort, er habe eine goldene Feder für seine Freunde, eine eiserne für seine Feinde.[6] Auch zu *Bonfinis* Eigentümlichkeiten gehört es, mit Lobspenden gegen hochstehende Zeitgenossen nicht gar zu sparsam umzugehen. Zudem erhebt sich sein Ruhmesschwall nicht über die allgemeinsten Phrasen; und die einzige Tatsache, die er als Beleg anführt, kann nicht als ein vollgiltiges Argument erscheinen. In ihren Testamenten haben die Prälaten in der Regel König und Reich mit mehr oder minder hohen Summen bedacht, es lag dies im Zuge der Zeit und selbst der Cardinal *Bakács*, den noch Niemand zu einem Tugendhelden gestempelt hat, hat sich dem nicht entziehen können.

Männer, wie der gelehrte Humanist *Nikolaus Báthory* von *Waitzen*,[7]

[1] *Petri de Warda* epistolae p. 118 ff. Ausführlich hierüber *Fuxhoffer* monasteriologia I, 101; II, 11 u. a. St.

[2] *Petri de Warda* epist. p. 68, 132.

[3] ib. p. 33.

[4] *Fuxhoffer* II, 65.

[5] *Benedetti* an die Signorie 22. Juni 1506 (Magy. Tört. Tár XXIV, 141).

[6] *Ranke*, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber 71 (d. 2. Aufl.)

[7] Ueber ihn *Salomon Hungaricus* von *Galeoti Marzo* (dessen Schüler er war) p. 86, 87, 88, ferner *Bonfini* I, 1, 15 u. *Petri de Warda* epist. p. 75 f.

wie der warme Patriot *Frangipani,*[1] wie der tapfere Türkenbezwinger *Peter Berizló* von *Veszprim*[2] (der sogar an *Marnavich* einen fast panegyischen Biographen gefunden hat) waren vereinzelte Ausnahmen, die von ihren eigenen Standesgenossen bespöttelt, verlacht, ja verfolgt wurden. Die grosse Mehrzahl war unter dem Einfluss der Doppelstellung, die sie bekleideten, in eine Verweltlichung versunken, von der man sagte, dass sie sich wenig mit ihrem Stande vertrage. Der Baron *Sigismund von Herbertein, Maximilians* Gesandter in *Ofen,* der, wie er selber einmal eingesteht,[3] wenn er Ungarns gedenke, dies nicht ohne Seufzen und Schmerz tue, hat uns jenen Zustand mit lebendigen Worten geschildert.[4] «Ach Gott! ruft er aus, was grosses wesenns unnd pomp oder, ob man die wahrheit dörffte sagen, grosser hochfart dazumall in *Hungern* gesehen was. Das maiste von den bischouen und gleichwoll auch von etlichen weltlichen ambtleuten. Wie sy mit grosser anzall der phärdt, gerüsst und hussarisch mit silber und gold geziert, da eingeritten seind! Wie ire trummetter zw den malzeiten in allen gassen gehört sein worden! Wie grossmechtige Panckhet und mallzeit sy gehallten. Ire vill diener da woll geclaidt gestannden. Mit vill unnd grossen hauffen sy geen hof und uber die gassen gangen oder geritten. Ir khunig offt nit gehabt sein notdurfft! Wan die potschafften sollten mit klainer vereerung abgefertigt werden, hat man erst mit wuecher soliches muessen aufbringen unnd aufschwern. Es hette ein soliche gestallt, alls sollte es nit lang geweren.»[5]

Prälaten selbst, die sich unter dem geistlichen Gewande ein Herz für die Sache ihrer Kirche bewahrt hatten, gaben ihrem Missfallen offen Ausdruck über die Verwahrlosung des Clerus. Der Erzbischof von *Kalocsa,* der zweite Metropolit des Reichs, *Peter v. Várda,*[6] hat in verschiedenen seiner Privatbriefe den geistlichen Stand mit scharfen Worten gegeisselt, wie die Demoralisation schon einen so hohen Grad erreicht habe, dass man unter Talar und Kutte auch keine Spur von Gewissen finde. Einen Freistaat ha-

[1] Dafür ist sein Werk freilich auf den index gesetzt worden. *Index librorum prohibitorum* des Jahres 1876, p. 328 prohibitum 17. Mai 1734.

[2] *Tuberonis* de temporibus suis commentarii V, 2 (ss. rer. Hung. II), p. 187.

[3] *Turnschwamb* ist von *Engel* im 49. Bde (1. Teil) der Allgemeinen Welthistorie (p. 190 ff.) abgedruckt worden (Geschichte Ungarns und seiner Nebenländer). Auszüge einer lateinischen Uebersetzung schon früher von *Wagner* (analecta Scepusii IV, 1 ff.) die citirte Stelle bei *Engel* p. 198.

[4] *Herberstein* schrieb dies zwar, als er 1519 in *Ofen* war, also 3 Jahre nach *Wladislaws* Tode, aber bei seinen Lebzeiten war es nicht anders, dafür spricht Alles was wir über die Zustände bei seinem Leben wissen.

[5] Der nicht der Pharisäer war, für den ihn Engel ausgiebt, — ein Heuchler spricht nicht vor seinem Könige mit einem Freimut, der ihm Amt und Freiheit kostet — *Engel,* Gesch. d. ungr. Reichs, Wien 1813 III, 2 p. 63, 79.

[6] *Petri de Warda* epistolae p. 149 u. a. v. a. St.

ben wir, ruft er bitter aus, ganz nach *Catos* Princip, indem es jedem frei steht zu tun, was ihm beliebt.[1] Der Geschichtschreiber *Tuberone*[2] ein Mann, der den Erzbischof schätzen gelernt hat, auch ein Cleriker — er war erzbischöflicher Vicar seiner Vaterstadt *Ragusa* —[3] hat in seinem Geschichtswerk die Gebrechen des ungarischen Clerus mit unerschrockenem Freimut geschildert.[4] Er hat sich auch rückhaltslos gegen das Eindrängen des geistlichen Elements in die Politik des Hofes erklärt,[5] und er hat damit dem ungarischen Volke aus der Seele gesprochen. *Turnschwamb,* ein Mann, der viel in der Welt herumgekommen ist, der vermöge seiner geschäftlichen Stellung in dem Hause des Augsburger Krösus viel gesehen und viel gehört hat, giebt doch nur die öffentliche Meinung wieder, wenn er sagt: «So sind die geistlichen als die bischoff und praelaten an verderbung des Ungerlands schuldig lang iahr, denn die heiligen pfaffen haben sich in alle hofämter eingedrungen, haben die fürnehmsten räth und kantzlers, schatzmeister auch hauptleute sein wollen in allen königreichen zu Ungern gehörend, wie auch bei meinen zeiten geschehen.»[6]

Es ist nicht zu bestreiten, dass es König *Mathias* gewesen, der den Prälaten die Aussicht auf einen so weittragenden Einfluss eröffnet hat. Sein absolutes Regiment liebte es Personen von dunkler Herkunft mit dem Glanze hoher Würden zu umgeben, um an ihnen gefügige Werkzeuge seines despotischen Willens zu besitzen. Als er starb, hatte sich schon eine Coterie von Prälaten gebildet, die mächtig genug war, die Wahl ihres Candidaten zum Könige von Ungarn durchzusetzen. Der Coalition der Bischöfe von *Gross-Wardein, Raab* und *Erlau* hatte *Wladislaw* zum grossen Teil seine Erhebung zu danken gehabt. Sie beanspruchten dafür unter seiner Regierung selbst einen Anteil an dem Regimente. Als der alte Kanzler des Reichs nach *Wladislaws* Wahl seinen Abschied nahm, wurde der Bischof von *Raab Thomas Bakács* sein Nachfolger,[7] eines Bauern Sohn, der

[1] Am verbreitetsten in der Ausgabe *Schwandtners* (ss. rer. Hung. II).

[2] Ueber ihn *Béls* Vorrede in *Schwandtners* Ausg. und *Engel* in des Herrn von *Schedius* Zeitschrift von und für Ungern IV, (1803), 3 p. 166/73.

[3] F. ist der Verfasser der in den *Acta Tomiciana* (III, 297—306) enthaltenen Denkschr. a. d. J. 1512, er war Erzbischof von Kalocsa, der zweite Nachfolger *Peters von Varda.*

[4] Die vita Berislavi ist von der Akademie unter den Schriften des Erzbischofs *Anton Verancsics* (Wrancius) veröffentlicht worden (Monumenta Hungariae historica II, 3), dem sie *Engel* als Eigentum zuschreibt, während M. nach ihm nur als «Plagiarius» anzusehen ist (Geschichte des ungarischen Reichs und seiner Nebenländer. Halle 1798 II, (der Halleschen Allgemeinen Welthistorie 49, 2 Bd.) p. 149

[5] *Herberstein* rerum moscoviticarum commentarii. Antwerpen 1557 p. 153b.

[6] Desselben Selbstbiographie ed. v. *Karajan* (fontes rerum Austriacarum I, 1, 135).

[7] Charakteristische Momente für seine Beurteilung bieten *Bonfini* IV, 3, 571; 7, 626; 9, 660; V, 2, 699; 4, 715 u. 721. *Tubero* II, 2, 138; 5, 143; V, 3, 187/8.

sich unter *Mathias* durch Talent und geschicktes Laviren mit der jeweiligen Strömung am Hofe zu den höchsten Stellungen in Staat und Kirche emporzuschwingen wusste. *Bakács* war ein feiner Diplomat und ein gewiegter Staatsmann, dem freilich zur Erreichung seiner politischen Zwecke alle Mittel recht waren. Er verstand es sich das Vertrauen seines Königs in hohem Grade zu erwerben und wusste sich in demselben gegen alle Angriffe seiner Gegner zu halten. Er war es, der den König zu seiner österreichischen Politik bestimmte, die mit dem Pressburger Frieden vom Jahre 1491 inaugurirt wurde. Sie bedeutete einen Bruch mit den alten Traditionen der Hunyadischen Politik, denn sie involvirte eine freiwillige politische Abdankung zu Gunsten Oesterreichs. Für den massgebenden Gesichtspunkt, dass dieser Grosstaat der ungarischen Regierung einen Rückhalt gewähren konnte und sollte, auch gegen die drohende Macht der Magnaten, zeigte der Adel kein Verständniss. Fast ein Menschenalter hindurch hat der Kanzler bis zu seinem 86. Lebensjahre über *Wladislaws* Regierung hinaus diese Politik, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen behauptet und sich dabei der ungeteilten Gunst seines Königs erfreut. Er regierte, wie ein zweiter König im Lande, so meldeten die Gesandten nach Venedig.[1] Als man sich 1511 zu erzählen wusste, der Cardinal gehe nach Rom, um nach der Tiara zu streben, da schüttelte Alles am Ofener Hofe ungläubig den Kopf, was sollte er in Rom, «hier ist er ja Papst und König und Alles, was er sein will.»[2] Sein allmächtiger Einfluss erlitt auch keine Einbusse, als er bei zunehmendem Alter an die Spitze der laufenden Geschäfte den Bischof *Szakmáry* berief, einen Mann, der von ihm herangebildet seine Politik fortsetzte. Dazu kam, dass die beiden weltlichen Grosswürdenträger, welche ein natürliches Gegengewicht gegen das geistliche Regiment hätten bilden können, durch häufige und längere Abwesenheit

X, 3, 329. *Brutus* (Mon. Hung. hist. II, 11) I, 73 f. III, 253/4, 298. *Giovio* XIII, 181, 23. *Steph. Taurinus*, stauromachia (abgedr. in *Engels* Mon. ungrica p. 122) I, 99. *Szerémy* (Mon. Hung. hist. II, 1) XII, 32. *Pray* ann. reg. Hung. IV, 3, 208. *Katona* hist. reg. Hung. stirp. mixt. X, 546. *Theiner*, vet. mon. Pol. et. Lith. II, 274. *Nik. Oláh* (Mon. Hung. hist. I, 25) p. 46. *Fraknói*, Ungarn u. d. Ligue v. Cambray. 1883.

[1] Vetor Soranzo und Sebastian Zustignan. Ihre Depeschen vom 7. Aprl 1500 bei *Marino Sanuto*, diarii (in der neuen Ausgabe der venetianischen historischen Gesellschaft) III, 239 f. u. d. *Magyar Történelmi Tár* («Ungar. histor. Archiv» enthält im 14., 24. u. 25. Bde die auf Ungarn bezügl. Berichte der venetian. Gesandten, im Auftr. d. Akademie von *Gustav Wenzel* excerpirt, sie reichen von 1496 bis 1526) XIV, 102.: et cardinal de Ystrigoria est alter rex in regno.

[2] de somma autoritá, papa et re et quel ch'el vol. Bericht des venetianischen Gesandten vom 11. August 1511, mitgeteilt von *Fraknói* in seinem Aufsatz «*Thomas Bakosch* als Patriarch von *Constantinopel*» (Literarische Berichte aus Ungarn, herausgegeben von *Hunfalvy* Bd. II, (1878) p. 547). In der Ausg. *Wenzels* fehlt diese Depesche (cf. «Magyar Tört. Tár» 24 p. 219).

vom Hofe daran verhindert wurden. Der Woiwode von Siebenbürgen war beständig in Türkenhändel verwickelt, der Palatin war meist auf seinen Gütern.[1] Natürlich wuchs unter der Aegide der geistlichen Minister auch die Macht und der Einfluss der Prälaten am Hofe und im Staatsrat der Krone. Gegen ihre Partei schien Niemand aufzukommen. Sie herrschten über Alles, sie hatten den König völlig in ihrer Hand. Es war so weit gekommen, dass der König sich fürchtete in Abwesenheit seines Ministers eine Audienz zu gewähren, dass Jedermann sich fürchtete eine geheime Audienz zu erbitten. Der Graf *Gregor von Frangipani* hat nur mit Gefahr seines Lebens den König unter vier Augen zu sprechen gewagt.[2] Sie hatten ihre Spione überall, die ihre Nachrichten direct vom Munde der Gegner ablauschten.[3] So hatten Hofkabalen den alten Woiwoden von Siebenbürgen *Stephan Bátory* gestürzt;[4] und *Stephan Bátory* stammte aus einer altangesehenen Magnatenfamilie,[5] deren Ursprung humanistische Hofschmeichelei wohl gar auf jenen pannonischen König *Batus* zurückführte, dessen von Strabo gedacht wird.[6] Nach dem Tode des Königs *Mathias* hatte er selbst einen Augenblick für seinen Neffen oder für sich nach der Krone getrachtet.[7] Jetzt hatten die Intriguen des Kanzlers den verzweifelten, in seiner Ehre gekränkten Mann in den Tod gejagt.[8] Die stolzen Magnaten alle hatten sich beugen müssen vor der Allmacht des Kanzlers. Der trotzige Herzog *Lorenz Ujlaky*, dessen Vater *Niklas* selbst gegen *Mathias* kühn sein Haupt erhoben,[9] hatte seinen eigenen Fall erleben müssen.[10] Nur ein Mann, der sich in dem Verlangen nach Befriedigung seiner ehrgeizigen Pläne durch des Kanzlers Politik beengt sah, hatte es wohl verstanden mit einer allmählichen Veränderung, die sich unter dem ungarischen Adel vollzogen hatte, zu rechnen und sie für seine Hausinteressen geschickt zu benutzen.

2. Der Adel.

Nur unter schweren Kämpfen war der ungarische Adel zu einer inneren Ausgleichung gelangt. Während in dem benachbarten Polen ganz abweichend von der Entwickelung in den romanisch-germanischen Staaten

[1] *Suriani* im «Magyar Történelmi Tár» XXV, 52.
[2] *Acta Tomiciana* III, 303 in jener Denkschrift an den polnischen Hof.
[3] *Acta Tomiciana* III, 305.
[4] *Tubero* V, 3, 187 ff.
[5] *Katona* X, 501, 566. *Bonfini* I, 1, 5; V, 3, 706. *Marzo* 31, 89.
[6] *Brutus* III, (M. H. h. II, 11) p. 363.
[7] *Tubero* I, 7, 120 ff.
[8] id. V, 3, 187 ff.
[9] *Bonfini* III, 10, 520.
[10] id. V, 5, 727.

der Adel sich nie in einen hohen und niederen gegliedert hatte, jedes Mitglied dem andern staatsrechtlich gleich stand in Rechten und Pflichten, der kleinste Edelmann, wie der reichste Magnat, der Tausende von Bauern als Leibeigene auf seinen Gütern beschäftigte: hatte in Ungarn der germanische Einfluss seine unverkennbare Wirkung, wie überhaupt auf das Verfassungsleben, so namentlich auf die Entwickelung des Adels geäussert. Die Regierungszeit der Árpádianer ist erfüllt von einem fortwährenden Kampfe über das Princip der inneren Gleichheit des Adels. Erst unter *Ludwig dem Grossen* hat dasselbe durch einen staatsrechtlichen Act seine Sanction erhalten. *Ludwig der Grosse* hat den Begriff des nobilis auf alle Mitglieder des Adels erweitert, ihnen allen die staatsrechtliche Gleichheit gewährt. Auf dieser Grundlage hatte sich unter *Sigismund* die Nationalrepräsentation consolidirt, äusserlich wie in den romanischen Ländern, in zwei Häusern, dem *Staastrat* oder der Magnatentafel, und dem *Reichstag*, zu dem alle Adeligen erschienen. Nur fehlte dem Oberhause das charakteristische Merkmal, dass die Magnaten wegen ihres grossen Grundbesitzes Sitz und Stimme besassen. Diese Grosswürdenträger der Krone, die Woiwoden, die Kastellane, die Obergespäne der Comitate, ja die Prälaten selbst wurden vom Könige berufen, von ihm ernannt.[1] Noch unter *Ludwig II.* hat der Reichstag eifersüchtig über diesem Rechte gewacht.[2] Da schien die Entwickelung des Adels im Ausgang des 15. Jahrhunderts wieder zu den alten Zuständen zurückzukehren. Das Schwergewicht im Staatsrat lag bei den Obergespänen der zweiundsiebzig Comitate, sie bildeten die grosse Masse des Hauses. Nun lag es in der Natur der Dinge, dass der König zu dieser Würde gerade den im Comitat am reichsten angesessenen Grossgrundbesitzer berief, man findet, dass diese Würde ein Stammesbesitz gewisser Magnatenfamilien wurde, dass sie sich von Vater auf Sohn forterbte, noch bevor diese Erblichkeit staatsrechtlich anerkannt wurde. Aber schon unter *Mathias* vollzog sich auch dieser Umschwung der Dinge.[3]

Schon unter ihm fing man an staatsrechtlich barones ex officio und

[1] *Tubero* V, 3, 187.

[2] *Kovachich*, vestigia comitiorum apud Hungaros 486, id. supplementa ad vestigia II, 458.

[3] *Wagner* (analecta Scepusii sacra et profana, Wien 1774 I, 145) veröffentlicht eine Urkunde des Königs *Mathias*, quo eundem *Emericum de Zapolya* (den Oheim *Johannes*) creat perpetuum comitem terrae Scepusiensis. Schon *Johannes Hunyady* hatte (zum ersten Mal) die Würde eines comes perpetuus bekleidet. Emerich Zápolya war der zweite und *Emerich Perényi* der dritte als comes perpetuus des *Abaujvárer* Comitats. *Wagner* (ib. 147) fügt diesen Angaben die Bemerkung hinzu: hodie plures videmus familias hoc ornamento illustres. Vergl. auch *Eder*, appendix ad Christ. *Schesaei* Saxonis Transsilvani ruinae Pannonicae libri 4 etc. etc. Cibinii 1797 p. 231.

barones naturales zu unterscheiden.[1] War erst einmal das Princip durchbrochen, so machte der Bruch bald rapide Fortschritte. 1487 gab es erst neun erbliche Magnatenfamilien, 1498 weist der Reichsabschied deren schon zweiundvierzig auf.[2] Vergebens forderte der Reichstag, dass die Obergespanswürde nicht perpetuirlich verliehen werde.[3] Schon war es gefährlich selbst ein Banat, die Statthalterschaft eines Grenzlandes, einem Andern, als dem früheren Inhaber zu verleihen. *Johann Corvin* wurde 1493 von den eingesessenen Magnaten Croatiens seine Stellung so verbittert,[4] dass er freiwillig abdicirte. Diese Magnaten erhoben immer grössere Prätensionen, durch die sie die Kluft zwischen sich und dem Kleinadel immer mehr erweiterten. Nicht der Grossgrundbesitz, nicht die Person, sondern das Amt war staatsrechtliches Motiv ihres Sitzes im Staatsrat gewesen. Wurde nun das Amt factisch zu einem erblichen erhoben, so musste dies auch auf die Stellung im Staatsrat zurückwirken; damit aber vollzog sich die Scheidung des ungarischen Adels in eine privilegirte Beamtenaristokratie und einen niederen Comitatsadel. So sehr jene nun bedacht war ihre bevorrechtete Stellung mit noch grösseren Privilegien auszustatten, ebenso eifrig suchte sie ihre Reihen nach unten zu schliessen. Setzten sie es doch selbst durch, dass das Wehrgeld (das homagium) für ihre Person verdoppelt wurde.[5] Die Trennung des Adels in zwei Stände setzte sich in den Körperschaften fort, in denen sie ihre staatsrechtliche Vertretung besassen. Der Reichstag war freilich die Vertretung des gesammten Adels, auch die Magnaten hatten das Recht, ja sogar die Pflicht dort zu erscheinen, aber in ihrer Minderzahl konnten sie hier einen wirksamen Einfluss nicht ausüben, anders im Staatsrat, der ihre ausschliessliche Domäne war. So wurden diese beiden Nationalvertretungen bald Tummelplätze verschiedener Standesinteressen, der Staatsrat identificirte sich allmählich mit dem Interesse der Magnaten, der Reichstag mit dem des Comitatsadels; es wurde Interesse der einen Vertretung, die Macht der andern zu kürzen. Hier brach der Kampf am erbittertsten aus. Die hohen Herren Magnaten liessen den Reichstag sehr gern Wochen lang,[6] bis zwanzig Tage auf ihre Anwesenheit warten und verzögerten dadurch seine Beschlussfähigkeit, da dieselbe an die Anwesenheit sämmtlicher Mitglieder des Staatsrates gebunden war.[7] Der kleine Grundbesitzer konnte nicht so lange von Haus und

[1] *Schwartner*, introd. in rem diplom. Ofen 1802 p. 276. *Fessler-Klein*, Gesch. von Ung. III, 310.

[2] *Corpus iuris* I, 297.

[3] ib. I, 203 (V, 3).

[4] *Bonfini* V, 3.

[5] *Verböczys* tripartitum I, 2.

[6] *Bonfini* IV, 9, 659. *Corpus iuris* I, 269 (I, 108).

[7] *Bonfini* IV, 9, 659. *Corpus iuris* I, 269 (I, 108).

Hof wegbleiben, bis es jenen Herren gefiel zu erscheinen, ein grosser Teil eilte unverrichteter Sache in die Heimat zurück, er wurde so durch die Bequemlichkeit einzelner Magnaten an der Ausübung seines verfassungsmässigen Rechtes verhindert. Dies merkten sich die Herren, und was anfangs vielleicht nur aus Lässigkeit geschah, erfolgte jetzt aus bösem Willen. Man blieb absichtlich lange aus, um die grosse Masse des oppositionslustigen Kleinadels vom Halse zu haben.[1] Dagegen ergriff nun der Reichstag von 1492 eine Repressalie, indem er einfach eine gesetzliche Frist von vier Tagen festsetzte, innerhalb deren jeder Magnat zu erscheinen habe, widrigenfalls der Reichstag auch ohne Rücksicht auf seine Abwesenheit legitime Beschlüsse zu fassen befugt sein werde.[2] Aber auch dies Gesetz wussten die Magnaten durch Hintertüren mancher Art zu umgehen. Der Staatsrat war erfinderisch in Kunstgriffen, um den Adel am Besuch des Reichstages zu hindern. Bald liess er den Reichstag sehr spät ansagen, so dass der Adel nicht zur Zeit erscheinen konnte und wichtige Beratungsgegenstände versäumte, oder er liess nur Deputationen des Comitatsadels einberufen,[3] nicht das gesammte Aufgebot des Adels, oder er zog seine Beratungen lange hin und hielt dadurch auch den Adel am Reichstage ungebührlich lange fest.[4] Gegen alle diese Manöver und Chikanen half sich der Adel 1495 dadurch, dass er in die Verfassung des Reichstages Bestimmungen aufnahm, die den Termin der Einberufung desselben gesetzlich auf vier Wochen vor seiner Eröffnung fixirten,[5] ferner die Einberufung aller Mitglieder des Adels anordneten[6] und endlich auf eine rasche Erledigung der Geschäfte des Reichstages drangen.[7] Alle diese gesetzgeberischen Massregeln trugen den Charakter der Defensive an sich, schon blieb man aber nicht bei der Abwehr stehen. Auf dem Reichstage von 1498, der auf so vielen Gebieten einen Wendepunkt in dem Machtverhältniss des Adels zu den Magnaten bedeutet, kam es auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Justizpflege zu Beschlüssen, deren Ausführung von einschneidender Wirkung sein musste. Zunächst ward das Recht des Adels auf dem Reichstag zu erscheinen in eine Pflicht umgewandelt, deren Nichterfüllung Strafe

[1] id. IV, 9, 665; V, 5, 730, 2 ff. u. 52 ff.; V, 5, 732, 16. *Corpus iuris* I, 269, 302 (I, 108; V, 1).

[2] *Corpus iuris* I, 269 (I, 108).

[3] *Bonfini* V, 5, 729, 5 (je 10 aus dem Komitat) ib. 732, 16 (je 2) *Corpus iuris* I, 276 (II, 26).

[4] Totam diem solis verbis conterunt, sagt der Reichsabschied: *Corpus iuris* I, 276 (II, 25), *Bonfini* l. l. 730. *Pray*, epistolae procerum I, 34 f., wo *Wladislaw* die plötzlich frühe Abreise des *Borsoder* Adels tadelt.

[5] *Corpus iuris* I, 276 (II, 25).

[6] ib. (II, 26).

[7] *Corpus iuris* I, 276 (II, 25): cum moderamine et gravitate sub silentio.

nach sich zog.[1] Auch für Berufung und Dauer wurde die Willkür beseitigt, eine Art von Periodicität eingeführt, die Dauer der Session auf fünfzehn Tage normirt. Jetzt fing man auch an an der bevorrechteten Stellung der Magnaten zu rütteln. Der Adel verlangte, dass bei Besetzung der zwanzig Ratsstellen am obersten Gerichtshofe nur je zwei den Prälaten und Baronen, sechzehn juristisch gebildeten Adeligen zufallen sollten. Die Wahl der ersteren sollte im Staatsrat, die der letzteren aber vom Adel vollzogen werden, beide Kategorieen von Räten sollten Besoldung erhalten, dem Obersthofrichter wurde der Palatin im Präsidium beigegeben.[2] Einen ähnlichen Versuch machte man auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Der Staatsrat hatte das wichtige Recht der Initiative und der Executive der Reichstagsbeschlüsse. Der Zutritt zu diesen Körperschaften war dem Comitatsadel verschlossen, seitdem die Erblichkeit der Obergespanschaftswürde jenen Umschwung im Verhältniss des Adels zu den Magnaten herbeigeführt hatte. Jetzt sollte ihm das Gesetz den Eintritt wiederum verschaffen.[3] Er setzte es durch, dass acht Adelige als Assessoren in den Reichsrat gewählt wurden und als man wahrnahm, dass man mit dieser Minderheit wenig ausrichtete, ging man zwei Jahre darauf (1500) noch einen Schritt weiter. Man setzte für die Execution der Reichstagsbeschlüsse, auf die ja dem Adel Alles ankommen musste, einen Ausschuss nieder, der aus je vier Mitgliedern der Prälatur und Baronie, aus sechzehn Mitgliedern des Kleinadels bestehen sollte.[4] Um allen den beliebten Manipulationen der Magnaten von vornherein einen Riegel vorzuschieben, wurde bestimmt, dass dieser Ausschuss nur bei Anwesenheit von mindestens zweidrittel der adeligen Mitglieder beschlussfähig sein sollte. Der Einfluss, den sich der Reichstag so schon durch das Mehrheitsverhältniss des Ausschusses gesichert hatte, ward noch dadurch gestärkt, dass selbst die Wahl der acht Magnaten des Ausschusses vom Reichstag vollzogen wurde, es also in seiner Macht stand, solche Männer zu wählen, die seinem Interesse nicht entgegen waren. Durch alle diese Massregeln und Einrichtungen hatte der Kleinadel nicht nur jede störende Einwirkung der Magnaten auf den Reichstag abgewehrt, sondern sich selbst auch einen tiefgreifenden Einfluss auf den Staatsrat gesichert. Da war es denn sehr natürlich, dass die Magnaten sich umsahen, wie sie diesen ihnen gefährlichen Einfluss des Adels alteriren könnten. Da sie selbst sich auf dem Reichstage in verschwindender Minderheit befanden, suchten sie auf die Entschlüsse des Adels einzuwirken, sie drängten sich an ihn heran, sie suchten ihn zu gewinnen, die einen durch

[1] ib. I, 280 f. (III, 1).
[2] *Corpus iuris* I, 281 (III, 2).
[3] *Corpus iuris* I, 382 (III, 7).
[4] ib. I, 295 (IV, 10).

Geschenke, Belohnungen, die andern durch Einschüchterungsversuche.[1] Denn ein grosser Teil des Adels befand sich in einer gewissen Abhängigkeit von den reich angesessenen Magnaten, die als Kronbeamte in den verschiedensten Stellungen Gelegenheit hatten den Adel ihre Macht fühlen zu lassen. So entwickelte sich bald ein buntes Parteigetriebe im Lande, jeder Magnat suchte sich einen Anhang zu schaffen, eine Partei auf dem Reichstage zu sichern. Allen andern voran ging hierin eine Magnatenfamilie, die mächtiger und einflussreicher als alle anderen, auf den Adel gestützt und durch ihn ihre ehrgeizige Zukunftspolitik zu verwirklichen hoffte. *Stephan Zápolya* fühlte sich als der Spross eines alten Magnatengeschlechtes.[2] Darum hatte er die Herrschaft oder Führerschaft des Kleinadels übernommen, um die Interessen dieses an sein Hausinteresse zu fesseln. Unter seiner Führung hatte der Adel erfolgreich gegen die Macht der Magnaten gekämpft, und als er 1499 starb, konnte er das Bewusstsein ins Grab nehmen, dass der Adel auch nach seinem Tode für die Interessen seines Hauses eintreten würde. Dabei kam ihm zu statten, dass er dasselbe geschickt mit der ja auch beim Adel discreditirten österreichischen Politik des Kanzlers zu verbinden gewusst hatte. König *Mathias* war zu früh gestorben für seine hochfliegenden Pläne. Er selbst war zu alt gewesen, um nach der Krone zu trachten. Aber seinem ältesten Sohne sollte sie nicht entgehen. Man erzählte sich, dass der Vater einst an der königlichen Tafel speiste, als ihm die Nachricht hinterbracht wurde, seine Frau habe ihm einen Sohn geboren. Als er dies dem Könige mitteilte, habe *Mathias* seine Astrologen nach dem Stand der Gestirne gefragt und auf ihre Auskunft gerufen: «Heut ist Ungarn ein König geboren, ich gratulire dir *Zápolya.*»[3] Auf des Alten Bitten übernahm der König die Pathenstelle beim Kinde und gab ihm in der Taufe den Namen seines Sohnes *Johannes.*[4] 3³/₄ Jahre war das Kind, als *Mathias* starb. Der Vater nahm den Kleinen auf den Arm und indem er eine Handbewegung nach oben machte,[5] sagte

[1] *Herberstein*, rerum moscoviticarum commentarii ed. Antwerpen p. 154 b. (Die Moskowitermemoiren sind Tagebücher, die der berühmte Gesandte auf seiner Reise nach Moskau zum Grossfürsten geführt hat. Er bespricht dabei auch die Verhältnisse der Länder, die er passirt, sehr ausführlich Ungarns.

[2] Ueber ihn ist zu vergleichen *Wagner*, analecta Scepusii III, 1 ff., 6 ff. 221. *Tubero* I, 15, 13. *Szerémy* 8, 23; 11, 29; 9, 27. *Turnschwamb* ed. Engel (Hallesche Welthistorie 49, 1) p. 193, 194 u. bei Wagner, analecta Scepusii IV, 18 ff. *Bonfini* IV, 2, 554 f. 563; 3. 577; 8, 640.

[3] *Brutus* III, 328, 339.

[4] *Szerémy* IX, 25.

[5] Nach einer Mitteilung von *Herberstein*, der es von *Joh. Laski*, dem Secretär des Königs Sigismund I, und späteren Erzbischofs von Gnesen, erfahren hat, (rerum moscoviticarum commentarii, p. 56 b).

er zu ihm: «Mein Sohn, wärest Du nur *so* gross, so wärest Du jetzt König von Ungarn.» Aber fürs Erste lag die Erfüllung des Wunsches noch in weiter Ferne. *Stephan Zápolya* beschränkte sich darauf vorläufig für die Wahl eines Schattenkönigs einzutreten.[1] Als er dies erreicht hatte, war es sein Bestreben, sich eine Partei heranzubilden, welche für die Erhebung seines Hauses auf den Tron Ungarns eintreten sollte. Er, der mächtigste Magnat des Landes, stellte sich an die Spitze des Kleinadels, er verstand es geschickt sein Hausinteresse mit den Standesinteressen des Adels zu verweben. Dazu bot ihm die Handhabe das nationale Interesse des Landes. Denn mit dem *Pressburger* Friedensvertrage hatte die Krone jene Politik inaugurirt, welche sich auf die Macht des Hauses *Habsburg* stützte und ihm die Nachfolge in *Ungarn* sicherte. Sowohl Zápolya als der Adel hatten ein lebendiges Interesse daran, einen solchen Fall zu verhindern. Als *Stephan Zápolya* starb, setzte seine Frau *Hedwig* seine Politik fort. Sie war aus dem fürstlichen Stamme der Przemysliden,[2] eine Schwester Herzogs *Kasimirs II.* von *Teschen*. Sie war eine ebenso kluge, als stolze und ehrgeizige Frau. Ihrer Kinder Zukunft hatte sie sich in den glänzendsten Farben gemalt, beständig träumte sie von der Erhebung ihres ältesten Sohnes auf den ungarischen Tron. Stets war sie von einem Kreise von Wahrsagern umgeben, die ihre Phantasie mit dem Sohne auf dem Trone zu beschäftigen hatten. Täglich ging sie in die Messe und schloss ihr Gebet mit dem Wunsche, dass Gott sie noch die Erhebung ihres Sohnes zum König von Ungarn erleben lassen möge.[6] Sie bestärkte den Sohn in dem Streben nach der Krone aufs Kräftigste. «Graf Hanns, erzählt Herberstein, ward durch sein mueter, die ain geborne hertzogin v. Teschen gewest, ain sinreiche fraw, dahin gewisen nach der hungerischen cron zu trachten, die zohe an sich die ansehnlichste vom adl in allen spanschafften, mit provisionen unnd artgolasch, das ist jar- oder dienstgellt ... die sein mueter langge iar mit provision unnd in ander weeg unnderhalten hat, alles auf ainen solichen fall zugewarten, das dann allhie ervolgt».[4] Sie hatte ihren eigenen Plan. Johann sollte des Königs Tochter *Anna* heiraten und den König beerben; da traf es sich günstig, dass es diesem jungen *Zápolya* gelang einen gefährlichen Bauernaufstand zu unterdrücken und dadurch den seinem Hause ohnedies verpflichteten Kleinadel für immer an seine Person zu ketten.

[1] Sein Schreiben an die Bartfelder bei *Wagner*, analecta Scepusii IV, 21 f. und sein Vertrag mit Wladislaw bei *Schedius* Zeitschrift von und für Ungern (Jahrgang 1804 p. 317). *Bonfini* IV, 6, 666 f.

[2] *Grotefend*, Fürstentafeln T. VIII, Nr. 7, hiezu *Grünhagens* Berichtigung in *Wachters* Ergänzungen etc.

[3] *Brutus* III, 327.

[4] *Herberstein*, Selbstbiographie ed. v. Karajan (fontes rerum Austriacarum p. 103, 281 I,) und in seinen rerum moscoviticarum commentarii p. 25b

3. Die Bauerschaft.

Die beiden Könige, welche Ungarn als seine Grossen verehrt, *Ludwig von Anjou* und *Mathias Hunyady*, hatten dem Bauer sein elendes Dasein nach Kräften zu erleichtern gesucht. *Ludwig der Grosse* hatte die gutsherrlichen Rechte durch festes Gesetz geregelt, *Mathias Corvinus* war der Willkür des Adels stets mit eiserner Strenge entgegengetreten.[1] Es wird erzählt, er sei einmal mit seiner Umgebung in den Weinberg eines Bauern gegangen und habe dort angefangen Erdarbeiten zu verrichten, so dass sich auch die Magnaten dieser Arbeit nicht gut entziehen konnten.[2] Aber während der König frohen Muts und heitere Lieder singend arbeitete, hätten jene bald vor Schweiss triefend unmutig Schaufel und Hacke von sich geworfen. Da sei der König vor sie hingetreten und habe ihnen gesagt, sie sollten diese Stunde stets in Erinnerung halten, damit sie wüssten, mit welchem Schweiss der Bauer arbeite, den sie so misshandelten. Noch bis in unser Jahrhundert hat sich im Munde des ungarischen Bauern das Sprichwort erhalten: «Meghólt Mátyás király, oda az igazság.»[3] «König *Mathias* ist todt, mit ihm ist alle Gerechtigkeit dahin.» Sie hätten wohl gern drei Mal des Jahres ihrem alten väterlichen Beschützer die Steuern gezahlt, wenn er nur gelebt und sie von dem Druck befreit hätte, in den sie durch *Wladislaws* schwache Regierung geraten waren.[4] Schwer lastete auf ihnen das Gewicht der Steuern und Frohnden, Abgaben und Leistungen aller Art an den König, den Adel und den Clerus. Als *Wladislaw* der Abtei *Peterwardein*, einem wichtigen Verteidigungspunkt mitten in dem Winkel, den die *Theiss* bei ihrer Einmündung in die Donau bildet, Bevölkerung verschaffen will, gewährt er allen Bauern, die sich dort ansiedeln wollen, völlige Steuerfreiheit. Bei dieser Gelegenheit bekommen wir das Steuerbouquet zu Gesicht, mit dem damals der ungarische Bauer beglückt war. Der König führt auf: tricesimæ, regales, tributa, telonia, census, taxæ ordinariæ et extraordinariæ, servitus, præstationes, viconales, contributio, impositio, collecta.[5] Zwölf Arten von Abgaben, die der Bauer allein an den König und seine Gutsherrschaft zu entrichten hatte, ohne den Zehnten an

[1] *Corpus iuris* I, 211, 214, 230, 235 ff. *Kovachich*, vest. comit. 386. 389; id. suppl. II, 211, 230.

[2] *Bartholomaeides*, notitiae comitatus Gömöriensis IV, 222.

[3] Magazin f. Gesch., Statist. u. Staatsrecht d. österreich. Monarchie, Göttingen 1810 I, 11.

[4] *Bonfini* IV, 8, 655. «Wer der Stärkste ist, der schiebt den Andern in den Sack», klagt *Turnschwamb* (Halle'sche Welthistorie 49, 1 p. 194).

[5] *Petri de Warda* epist. p. 41 ff.

die Kirche! Denn die Umlagen, die der Adel an den König zu zahlen hatte, wurden auf die Schultern des Bauern gewälzt.[1] Die besonderen Leistungen an den Gutsherrn waren in den einzelnen Landesteilen verschieden, je nach der Willkür der adeligen Herren. Ueberall aber bestand der sogenannte Robotstag, an dem der Bauer dem Gutsherrn unentgeltlich Frohndienste zu verrichten hatte.[2] Dazu war er noch den neunten Teil von seinen eigenen Producten zu leisten verpflichtet. Jährlich zweimal musste er dem Herrn eine Gans schenken, zu Pfingsten eine junge, eine alte zu Martini.[3]

Jeder Vorteil, der dem Bauern erwuchs, musste auch seinem Herrn einen Gewinn abwerfen. Für das Hin- und Zurückfahren von Getreide zu den Mühlen musste er eine Abgabe entrichten; selbst wenn er Lebensmittel auf das Gut seines Herrn fuhr, war er von einer Steuer nicht verschont.[4] Nahm der Bauer eine Frau von dem Gute eines anderen Herrn, musste er seinem Herrn eine bestimmte Taxe zahlen. An den Brücken und «schreckzeun», welche der Bauer selbst zum Schutz gegen die Türken gebaut hatte, musste er einen Zoll entrichten «obschon einer blos hinein gyeng».[5] Der Reichstag von 1492 hob zwar einzelne ganz besonders lästige Abgaben auf,[6] aber er führte dafür eine neue Steuer ein, den Neunten, der von allen Feld- und Weinfrüchten entrichtet werden sollte und erst fünfzehn Jahre später hat man diese Steuer ermässigt,[7] den Neunten dem an die Kirche zu entrichtenden Zehnten gleichgesetzt. Denn dieser wurde von den gutsherrlichen Lasten nicht berührt. Dem Bischof *Oswald v. Agram* bewilligen die Stände einen zweimal des Jahres zu zahlenden Zehnten,[8] nach der Ernte und nach der Weinlese, und nicht blos von sämmtlichen Früchten des Feldes und des Weinbergs, auch von den Haustieren jeder Art, von den Ferkeln, den Lämmchen, den Böcklein, selbst von den Bienen.[9] Da nahm man auch keine Rücksicht auf ein gutes oder schlechtes Jahr, die zu entrichtende Abgabe blieb immer dieselbe. Es kam auch wohl vor, dass ein Bischof gefälschte Urkunden vorlegte, auf Grund deren er ganz hohe Leistungen verlangte, auf die er keine rechtlichen Ansprüche besass.[10] In der Regel aber gab man sich nicht erst die Mühe, seine Ansprüche urkundlich nachzuweisen. Man nahm, wo man konnte. Auf

[1] *Petri de Warda* epist. p. 268 f.
[2] *Corpus iuris* I, 314 (VII, 16).
[3] ib. (VII, 19).
[4] *Corpus iuris* I, 256 (I, 86).
[5] Nach einem Bericht des *Berliner Schlossarchivs* P. A. 42 A 2 fol. 52a.
[6] Corpus iuris I, 256.
[7] ib. I, 311 (VI, 15).
[8] *Kerchelics*, historia ecclesiae Zagrabiensis p. 194.
[9] *Battyáni* leges ecclesiasticae I, 514 ff.
[10] *Corpus iuris* I, 306 (V, 23).

dem Reichstag erscholl die Klage, dass die Prälaten ganz willkürlich Zehnten erhoben und diejenigen, die nicht zahlten, mit Interdict und Excommunication belegten.[1] Man beschwerte sich ferner, dass sich in einigen Comitaten die Zehnterheber sogar das Recht angemasst hätten, das Junge des Viehes dem Bauern zu nehmen.[2] Das böse Beispiel wirkte corrumpirend auf den niederen Clerus. Ganz eigenmächtig nahmen die Pfarrer dem Bauern Pferd, Wein, ja baares Geld weg und gaben sich den Schein, als handelten sie im Auftrage des Hofes.[3] Man hat berechnet, dass der Bauer $^2/_3$ seines Ertrages an Abgaben aller Art wegzugeben hatte, nur $^1/_3$ für sich zurückbehalten konnte. Dazu war ihnen Jagd und Vogelfang untersagt.[4] Aber in der Not kehrten sie sich nicht daran. Manche waren so sehr heruntergekommen, dass sie nichts mehr zu leben hatten, kein Brod für den Unterhalt, keinen Rock zu der Bekleidung. Der Hunger trieb sie dem Räuberleben in die Arme. Ward man ihrer habhaft, dann wurde an ihnen Lynchjustiz ausgeübt. Sie fanden am Galgen ihr Ende.[5] Andere, die davor zurückschreckten, verliessen, wenn sie gar zu sehr ausgehungert waren, freiwillig Haus und Hof, um sich einen besseren Herrn zu suchen.[6] Besonders gern flüchteten sie sich auf das Territorium der königlichen Freistädte, dort nahm sich der König ihrer an. Aber sein Schutz erwies sich zu schwach. Denn der Adel holte die Bauern, welche dort Zuflucht gesucht hatten, wieder zurück. Der König verbot ihm daher durch Mandat wenigstens diejenigen zurückzunehmen, die schon zehn Jahre auf königlichem Grund und Boden ansässig waren; eine ganz unwirksame Verordnung. Unter den Magnaten gab es nur wenige, die den Bauern menschlich behandelten. Der stolze Herzog *Lorenz Ujlaky*[7] soll ihm doch Zeit seines Lebens ein gütiger und gnädiger Herr gewesen sein. Der Markgraf *Georg von Brandenburg*, welcher durch eine Heirat mit der Witwe des Herzogs Johannes Corvinus der grösste Latifundienbesitzer Ungarns geworden war, liess «den kenezen zuschreiben und zugebieten... die armen leut nit also, als sie gewont zu belaidigen, dergleichen auch den ambtleuten, das sie den kenezen nit gestaten solichen vnrat mit den armen leuten zuüben vnd wo ein armer man vber ein knezen klagt, das darum recht erkent vnd gegen den kenezen mit ernnsth gehandelt wurdt, wie die ambt-

[1] Corpus iuris I, 299 (IV, 30).
[2] Aus einem Bericht im *Berliner Schlossarchiv* P. A. 42A 2 fol. 49b. 51a.
[3] Corpus iuris I, 305 (V. 18).
[4] *Corpus iuris* I, 305 (V, 18).
[5] *Kovachich*, supplementa ad vestigia comitiorum apud Hungaros II, 295.
[6] *Szeremy* XV, 38 (Mon. Hung. hist. II, 1).
[7] Aus einem Memorial des *Munchner Reichsarchivs* Brand. CCV, 10 Nr. 18 fol. 2a.

leut wissen».[1] Drückende Steuern nahm er von den Schultern der Bauern; und als die armleut von *Medwed* einmal dem markgräflichen Gesandten über die fron klagen, beschwichtigt er sie damit, sie sollten ihre «gerechtigkait furbringen und zaigen, vngeczwaifelt mein gnediger her werd sie als ein gnediger furst, der mit den armen leuten mitleid und barmherczikait hab, daruber nit beschweren».[2] Auch der gelehrte Bischof *Nikolaus Báthori von Waitzen* und der Erzbischof *Peter von Várda* hatten Erbarmen mit ihren Bauern und suchten sie gegen ungerechte Bedrückungen zu schützen.[3] Dies waren aber Ausnahmen, im Grossen und Ganzen war der Bauer für alle Stände das gemeinsame Zielobject ihrer Bedrückung. Schon *Mathias* hatte daher den unbeschränkten Uebertritt eines Bauern von dem Grundherrn zu seinem Nachbarn gestattet.[4] Der Reichstag von 1498 hob diese Vergünstigung wieder auf und setzte eine Strafe auf das Verlassen des Gutes. Dadurch wurde neues Oel ins Feuer gegossen. Denn die Bauern fügten sich natürlich nicht gutwillig; als man sie gewaltsam in das alte Joch wieder schmieden wollte, rotteten sie sich zusammen, es kam zu groben Excessen, die den Reichstag wiederum zu harten Repressivmassregeln nötigten.[5]

Es blieb auch nicht blos beim Zurückschleppen eigener Bauern. In jenen Tagen, in denen Person und Eigentum stündlich gefährdet waren, Unrecht geübt wurde, wann es dem Uebeltäter Recht war, der das meiste Ansehen genoss, der die grösste Macht hatte, wo Gewalt vor Recht ging, da geschah es auch sehr häufig, dass man sich Bauern gegenseitig wegschleppte,[6] sie gehörten ja zum Besitzstande des Herrn, sie wurden eben so geraubt wie sein übriges Vermögen. Als *Johann Corvin* zum zweitenmal Ban von *Croatien, Slavonien* und *Dalmatien* wurde, forderte ihn der König auf, gegen das Rauben von Bauern zur Nachtzeit energisch einzuschreiten.[7] Es war schon ein Glück für die Bauern, wenn man sie nur überfiel, ausplünderte, ihr Vieh wegschleppte, sie selbst aufs Schändlichste misshandelte, es kam vor, dass man sie mit Ruten peitschen, dann in den Kerker werfen liess.[8] Grosswürdenträger der Krone gingen hierin allen

[1] In einem Bericht über *Hessbergs* Inspectionsreise an den Markgrafen im *Berliner Schlossarchiv* P. A. 42 A 2 fol. 43b. 52a.

[2] *Petri de Warda* epistolae p. 75 f. 186. 268 f.

[3] *Corpus iuris* I, 289 (III, 47) Schaarenweise liefen die Bauern ihren Herren weg.

[4] ib. I, 305 (V, 16)

[5] *Petri de Warda* epist. 89 (E. Brief d. Erzbisch. Várdai an den König a. d. J. 1492).

[6] *Katona*, hist. crit. reg. Hung. stirpis mixtae X., 253.

[7] *Petri de Warda* epist. p. 263 f. 197, 147, 180, 169, 100 *Berliner Schlossarchiv* P. A. 42 A 2 fol. 51a, 52a, 53b.

Anderen mit gutem Beispiel voran.[1] Der Provisor von *Belgrad* betrieb die Räubereien schon gewerbsmässig. Er unterhielt eine Bande handfester Gesellen, die bald der Schrecken der Umgegend wurde. Man klagte, wie er selbst schon die königlichen Schreiben verspotte, die Bauern wie das liebe Vieh mit gebundenem Halse wegschleppe.[2] *Blasius Raskai*, der Kammerherr des Königs, hat einmal einem Bauern, den er gefangen genommen, in der grössten Kälte, den Kopf an die Fussschellen binden und ihn so transportiren lassen. Der Fuss wurde dabei durch den Frost und die unnatürliche Lage, in die er gebracht worden, so mitgenommen, dass der Bauer ihn zeitlebens nicht mehr zum Gehen gebrauchen konnte. Obendrein erpresste ihm noch der königliche Kammerherr achtzehn Gulden.[3] Es war eine himmelschreiende Lage, in der sich der ungarische Bauer befand, ein menschenunwürdiges Dasein, sein Loos war trauriger, wie *Brutus* einmal sagt, als das jenes Unglücklichen, den man auf einem türkischen Sklavenmarkte erstanden hatte. Die Schwäche des Königs, die Corruption seines Beamtentums, der Uebermut des Adels und des Clerus durften sich in die Schuld teilen. Der König hatte wohl einige Male für sie Partei genommen. Wir haben gesehen, wie er zu ihren Gunsten eintrat, als man ihnen auch das Verfügungsrecht rauben wollte, das sie allein noch vom Vieh unterschied. Aber sein Schutz war unwirksam gewesen, nicht einmal auf seinem eigenen Territorium hatten sie ein sicheres Asyl gefunden. Wie nun, wenn der Bauer den Schutz, den er nirgends fand, bei seiner eigenen Faust suchte, wie wenn er sich der urwüchsigen Kraft, die in ihm wohnte, bewusst wurde. Und er hatte ja jahraus jahrein Gelegenheit und Veranlassung dieses Bewusstsein zu empfinden. Denn er stellte den Mann zu den Contingenten des Adels im Heere. Die Grenzbauern, die tagtäglich einen Ueberfall von Seiten der Türken zu gewärtigen hatten, waren schon dadurch genötigt das Kriegshandwerk zu treiben. Ungeordnete Bauernhaufen, die keinen bestimmten Führer hatten, über keine regulären Waffen verfügten, hatten 1492 ein geübtes Türkenheer mit grossen Verlusten in die Flucht geschlagen.[4] Schon 1490 sprach der Erzbischof *Peter von Várda* gegen den *Woiwoden von Siebenbürgen* die Befürchtung aus, leicht könnte der Bauer, wenn sich die Magnaten selbst befehdeten, aus dem Streite Capital schlagen und revoltiren.[5] Noch in demselben Jahre hatte eine Bauernrotte unter dem Schutz der damaligen Kriegsunruhen die Abtei *Földvár* gestürmt und völlig geplündert. Aber Unternehmungen dieser Art, local wie sie waren, blieben auch auf das locale Gebiet beschränkt.

[1] ib. 197, 185. 127.
[2] ib. 150 f.
[3] *Petri de Warda* epist. p. 186.
[4] *Tubero* V, 2 (ss. rer. Hung. II p.) 186.
[5] *Petri de Warda* epist. 108.

Das Feuer, das überall vereinzelt glimmte, konnte nur dann zu einer verzehrenden Flamme werden, wenn ein kräftiger Windstoss von Aussen über die einzelnen Herde dahinfuhr und ihr Feuer zu einem grossen Brande zusammenblies. Und der Windstoss kam. Es war eine eigentümliche Ironie des Schicksals, dass dieselbe Regierung, die sich zu schwach erwiesen hatte um den Bauern zu ihrem Rechte zu verhelfen, stark genug war, ihnen den Weg zur Gewalt zu zeigen, zu einer Gewalt, die ihre Richtung auch gegen die Regierung selbst wenden konnte. (Schluss folgt.)

Dr. Louis Neustadt.

MONUMENTA VATICANA HUNGARIAE.

Ein stattlicher Quartband von über sechshundert Seiten liegt vor uns; es ist der Beginn eines literarisch-wissenschaftlichen Unternehmens, das unserem Lande zu grosser Ehre gereicht und allen jenen Männern, die materiell und geistig an dem Zustandekommen dieses Werkes mittätig sind, wohlverdientes Lob und allgemeine Anerkennung erworben hat. Mit aufrichtiger Freude, ja mit gerechtfertigtem Stolze gehen wir an die nähere Besprechung dieser Publication; denn sie ist ein unwiderlegbarer Beweis von dem bedeutenden Fortschritte, welchen die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auch in Ungarn aufzuweisen vermag. Wie auf sonstigen Gebieten geistigen Schaffens haben wir auch hier innerhalb der letzten Decennien erfolgreiche Bemühungen nach vorwärts getan und der vorliegende erste Band des grossartig angelegten Quellenwerkes aus den reichen Schätzen des vatikanischen Archivs zu Rom bildet hierin abermals eine bedeutsame Etappe.

Die hohe Wichtigkeit der diplomatischen Relationen für die genauere Kenntniss der Zustände, Verhältnisse, Persönlichkeiten und Ereignisse des betreffenden Landes, in welchem der Berichterstatter als Gesandter einer auswärtigen Macht anwesend war, hatte man erst in neuerer Zeit genauer erkannt und gewürdigt und seitdem sich bemüht, diese inhaltreichen Zeugnisse zu publiciren und den Zwecken der Geschichtschreibung dienlich zu machen.

Unsere Akademie der Wissenschaften war ebenfalls in dieser Richtung tätig; die von ihr veröffentlichten diplomatischen Denkmäler aus der Zeit des Königs Mathias (Corvinus) füllen vier starke Octav-Bände, für die Periode des Fürsten Franz II. Rákóczi wurden zwei Bände diplomatischer Schriften edirt, abgesehen von den zahlreichen sonstigen Editionen aus der «Rákóczi-Periode»; mehrere unserer bedeutendsten Historiker, darunter namentlich Dr. Wilhelm Fraknói, Alexander Szilágyi u. A., haben für ihre historischen Arbeiten die historischen Quellen der diplomatischen Rela-

tionen in verschiedenen Archiven des Auslandes mit Fleiss und grossen Erfolgen benützt.

Im Mittelalter waren die Italiener in der Ausbildung des diplomatischen Dienstes allen übrigen Nationen Europas voran; ihnen folgten die Spanier; dann die Deutschen, die Franzosen und die Engländer, deren diplomatische Berichte selbst im XV. und XVI. Jahrhunderte nur sehr wenig bieten. Es lag in der Natur der Sache, dass die *Berichte der Gesandten des römischen Stuhles* schon vermöge der einflussreichen Stellung dieser Botschafter eine ganz besondere Wichtigkeit erhalten mussten. Die päpstlichen Legaten und Nuntien nahmen bei den verschiedenen fürstlichen Höfen uud Regierungen die angesehenste Position ein und waren sowohl dadurch wie durch ihren engen Verkehr mit der Geistlichkeit und mit allen sonstigen massgebenden Persönlichkeiten des Landes am besten in der Lage, über die Zustände und Verhältnisse, über die Pläne und Absichten der Machtfactoren etc. sich genau zu informiren und hierüber eingehende Berichte zu erstatten.

Am ungarischen Königshofe erschienen päpstliche Abgesandte seit König Stephan dem Heiligen sehr häufig; sie übten daselbst jederzeit einen grossen Einfluss aus und, wie Dr. W. Fraknói bemerkt, «nahmen zu wiederholten Malen in kritischen Momenten das Schicksal des Landes in ihre Hand». Es sei nur an die bedeutsame Rolle erinnert, die der päpstliche Legat, Philipp, Bischof von Fermo, unter dem unglücklichen Könige Ladislaus dem Kumanier gespielt hat; ferner an den Cardinal Gentilis, dem die Dynastie der Anjou die Befestigung ihres Trones zu verdanken hatte und von welchem demnächst sehr wertvolle Relationen veröffentlicht werden; nicht minder bedeutend, ja verhängnissvoll war der Einfluss des Cardinal-Legaten Julian Cesarini, der mit König Wladislaw I. in der Schlacht bei Varna seinen Tod gefunden hat.

Die Kenntniss der Berichte dieser päpstlichen Gesandten in Ungarn wäre demnach für die Aufhellung unserer Landesgeschichte von unendlichem Werte. Leider sind diese Relationen bis zu Ende des XV. Jahrhunderts nur mangelhaft und fragmentarisch erhalten. «Obgleich der h. Stuhl», sagt Dr. Fraknói,[1] «von der ältesten Zeit an auf die Bewahrung seiner Schriften die grösste Sorgfalt verwendete, so ging dennoch unter den wechselvollen Schicksalen, denen Rom und der h. Stuhl im Mittelalter und in der neueren Zeit ausgesetzt waren (man denke an die Verlegung des Sitzes von Rom nach Avignon und zurück, an die Transferirung der vaticanischen Archive unter Napoleon I. nach Paris u. dgl.) ein beträchtlicher Teil dieser historischen Schätze zu Grunde.»

[1] Im «Vorwort» seines Buches: «Magyarország a mohácsi vész előtt» (d. i. «Ungarn vor der Schlacht bei Mohács»). Budapest, 1884, p. VIII.

So kam es, dass das vaticanische Archiv von den Relationen der päpstlichen Gesandten bei den ungarischen Königen nur jene des Cardinal-Legaten Campeggio und des Nuntius Baron Burgio, die von 1524—1526 am Hofe König Ludwig II. sich aufhielten, in vollständiger Reihenfolge aufbewahrt hat. Die Berichte dieser beiden päpstlichen Gesandten sind schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unseren Historikern bekannt und sieben Berichte des Nuntius Burgio wurden durch Vermittelung des gelehrten Fünfkirchner Domherrn Franz Koller, von dem Historiker Georg Pray in dessen Briefsammlung: «Epistolæ Procerum» bereits im Jahre 1805 herausgegeben. Im Jahre 1860 publicirte dann der päpstliche Archivar, Augustin Theiner, im Anhange des II. Bandes der von ihm edirten «Vetera Monumenta historica Hungariam sacram illustrantia» die Relationen von Campeggio und Burgio; aber «er liess einen beträchtlichen Teil derselben weg und teilte auch die veröffentlichten Relationen nicht vollständig mit; bei den meisten fehlen bedeutende und sehr interessante Teile» (Fraknói). Eine vollständige Herausgabe dieser höchst wichtigen Berichte erwies sich demnach als dringliche Notwendigkeit und die Frucht dieser Erkenntniss bildet eben der vorliegende erste Band der «*Monumenta Vaticana Hungariæ*», deren Erscheinen möglich wurde, seitdem die preiswürdige Liberalität des regierenden Papstes, Sr. Heiligkeit Leo XIII., die vaticanischen Archive der wissenschaftlichen Forschung geöffnet und die Freigebigkeit der ungarischen Bischöfe, Aebte und Domcapitel die materiellen Mittel zur Publication dargeboten hat.

Der vorliegende erste Band enthält vorerst den Wortlaut jener Ansprache Sr. Heiligkeit des Papstes, womit derselbe am 25. Mai 1884 die Ueberreichung zweier Exemplare dieses Werkes in huldvollst anerkennender Weise gestattet hat. Hierauf folgt eine sehr instructive «Vorrede» des Vorsitzenden der Commission zur Herausgabe des vaticanischen Urkundenbuches für Ungarn, Sr. Excellenz Dr. Arnold Ipolyi, Bischofs von Neusohl (p. VII—XXI) und von p. XXV—CLIII die quellenmässige Darstellung der Zeit von 1523—1526, hauptsächlich auf Grund der hier mitgeteilten Nuntialberichte, aus der Feder des ausgezeichneten Historikers und Generalsecretärs der ung. Akademie der Wissenschaften, Dr. Wilhelm Fraknói, der an dem Zustandekommen, sowie an der Durchführung dieses für unsere Geschichtschreibung epochalen Unternehmens einen ganz wesentlichen Anteil hat. Auf beide dieser Arbeiten, die hier in lateinischer und ungarischer Sprache mitgeteilt sind, kommen wir weiter unten des Eingehenderen zurück. Von Seite 1—456 dieses Bandes sind 136 Schriftstücke mitgeteilt; die überwiegende Mehrzahl derselben sind Gesandtschaftsberichte aus der Zeit vom 18. Juli 1524 bis zum 7. October 1526, und zwar enthält dieser Band dreiunddreissig Schreiben und eine Ansprache des päpstlichen Cardinal-Legaten Laurentius Campeggio, dreiundneunzig Briefe und Rela-

tionen des päpstlichen Nuntius, Baron Anton Burgio, sieben Schreiben des päpstlichen Agenten Johann Verzelius und zwei Diarien von den ungarischen Landtagen zu Pest aus den Jahren 1525 und 1526. Sämmtliche Documente sind in italienischer Sprache verfasst und geben Zeugniss von der scharfen Beobachtungsgabe, von dem lebhaften Interesse für alle Factoren des öffentlichen Lebens und der Ereignisse, sowie von der rückhaltlosen Offenheit, womit diese Gesandten des päpstlichen Stuhles den Personen und Dingen nahegetreten und gefolgt sind. Dr. Fraknói bezeichnet deshalb diese Relationen mit Recht als die «ausführlichsten und wertvollsten Denkmäler zur Geschichte dieser Zeit», deren Studium schon bisher im Kreise unserer Geschichtsfreunde befruchtend gewirkt hat, wovon nicht blos die hier gebotenen Arbeiten von Ipolyi und Fraknói, sondern auch einige Vorträge in der Academie Zeugniss geben.

Die «Vorrede» des gelehrten Bischofs von Neusohl bietet eine überaus lehrreiche Uebersicht der bisherigen Verdienste unseres hohen Clerus um die Erforschung der Geschichte unseres Landes, weshalb wir diese sehr wertvolle Darstellung hier fast wortgetreu mitteilen.

«Eine Hauptquelle für die Geschichte Ungarns», so beginnt der geschichtskundige Bischof, «bildet das vaticanische Archiv. Eine lange Reihe päpstlicher Urkunden verkündet das enge und dauernde Verhältniss des heiligen Stuhles zu der ungarischen Nation, angefangen um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, da die Nation durch die Annahme der Taufe in die Kirche eingetreten und unser erster König durch die aus Rom mit dem apostolischen Kreuze gesandte h. Krone zum Könige gekrönt worden ist.»

Obgleich unsere Geschichtschreibung sich mit der Erforschung, Sammlung und Herausgabe dieser Urkunden schon seit Jahrhunderten beschäftigt hat, so sind diese Schätze doch bis zum heutigen Tage noch lange nicht erschöpft.

Gleichwie die Kirche in Ungarn die ersten Keime der Aufklärung und der Kenntnisse, der Cultur und Wissenschaft ausgestreut hatte und ihre Oberhirten am öffentlichen Leben in hervorragender Weise beteiligt waren, ebenso waren die Kathedralkirchen, die Capitel und Klöster die gesetzlichen «glaubwürdigen Orte», wo die öffentlichen Urkunden verfasst und aufnotirt, bewacht und glaubwürdig herausgegeben wurden.

Seitdem aber im XV. Jahrhundert mit der «Wiedergeburt der Wissenschaften» auch die geschichtliche Quellen- und Urkundenforschung, namentlich durch die berühmte Mauriner-Societät der Benediktiner-Mönche, auf ein höheres wissenschaftliches Niveau erhoben wurde, gewann auch in unserem Vaterlande, insbesondere durch die Initiative einzelner hervorragender Bischöfe und Mönche, die Urkundenforschung einen Aufschwung.

Die Ersten auf diesem Gebiete waren im XVII. Jahrhunderte hervorragende Erzbischöfe von Gran, Inhaber des kirchlichen Primatialstuhles

von Ungarn, von denen der Cardinal-Fürstprimas Graf FRANZ FORGÁCH den reichen Urkundenschatz der Erzdiöcese zusammenstellen liess und sein Nachfolger, Cardinal PETER PÁZMÁNY, der, wie er selber schreibt, überhaupt die Documente aller Kirchen, Abteien und Klöster Ungarns «in langandauernder und mühevoller Arbeit durchforschte, um daraus eine genaue Kenntniss der Kirchengeschichte zu schöpfen». Während Cardinal Graf LEOPOLD KOLLONICH, ebenfalls Erzbischof von Gran, die Landes-Archive und die «königlichen Bücher» weiter untersuchen, sammeln und abschreiben liess, bereicherte der Cardinal-Erzbischof Graf JOSEF BATTHYÁNY dieses Material durch neuere Erwerbungen, wodurch diese Kirchenfürsten den Grundstein legten zu jener grossen Sammlung historischer Documente, welche die beiden Jesuiten GABRIEL HEVENESSY und STEPHAN KAPRINAY, in zweihundertsiebenundvierzig handschriftlichen Bänden hinterlassen haben.[1]

Unsere grossen Historiker, GEORG PRAY und STEPHAN KATONA, gleichfalls Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die in unserem Vaterlande überhaupt die Arbeit der historischen Schule der Mauriner fortgesetzt hat, haben diese Quellensammlung nicht nur vermehrt, sondern in ihren grossen geschichtlichen Werken auch verarbeitet und zum Teile herausgegeben.[2] Aber erst GEORG FEJÉR, Domherr zu Grosswardein und Universitätsbibliothekar, publicirte in systematischer Weise eine grosse Anzahl von Urkunden zur kirchlichen und politischen Geschichte Ungarns in seinem bekannten «Codex Diplomaticus.»[3]

Die Fortsetzung dieser Arbeiten bilden seit 1861 die Urkunden und Editionen der ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren erste Abteilung die neu gesammelten oder ergänzten Urkunden aus der Árpádenzeit, die zweite aus der Periode der Könige aus verschiedenen Häusern umfasst und die bereits sechsundzwanzig starke Octav-Bände füllten.

Dazu kommen in neuester Zeit die Urkunden des Graner Erzbistums, welche im Auftrage Sr. Eminenz des Cardinal-Fürstprimas JOHANN SIMOR, der Graner Domherr FERDINAND KNAUZ mit grosser Sorgfalt (im J. 1882) publicirt hat.

Damit ist die Reihe der Urkundenpublicationen noch keineswegs erschöpft; denn ausser der «Ung. Historischen Gesellschaft» und einzelnen Privaten haben neuestens auch Comitate, Städte, Ortschaften, Bistümer, Kirchen, Klöster, Mönchsorden, Lehranstalten, Adelsfamilien u. A. eine

[1] Die Sammlung Hevenessy-Kaprinay befindet sich in der Budapester Universitäts-Bibliothek. Die weitere Geschichte dieser Documentensammlung erzählt FEJÉR im ersten Bande seines «Codex Diplomaticus».

[2] PRAY, Annales reg. Hung. 1763. KATONA, Historia Crit. Reg. Hung. 1779.

[3] Codex Diplomaticus Hungariae Ecclesiasticus et Civilis, Budae 1829—1844.

grosse Menge historischer Zeugnisse von grösserem oder minderem Werte publicirt.

Zu ihnen gesellt sich nun als bedeutsame Ergänzung die *Herausgabe der Vaticanischen Archivschätze*, insoweit dieselbe Ungarns Geschichte betreffen. Dem jetzt begonnenen grossartigen Unternehmen ging die schon erwähnte Publication Augustin Theiner's voran. Auf Kosten des ungarischen Episcopats und namentlich in Folge der Aufforderung des damaligen Waitzner, nunmehrigen Neutraer Bischofs, August Roskoványi, der durch seine theologischen Werke und Documentensammlungen ehrenvoll bekannt ist, veröffentlichte der Director der vaticanischen Archive in den Jahren 1859 und 1860 die «Monumenta historica Hungariam sacram illustrantia, maximam partem nondum edita ex tabulariis Vaticanis deprompta».

Allein diese Publication war, wie schon bemerkt, weder fehlerfrei, noch vollständig; Theiner teilte in vielen Fällen die Urkunden nur mangelhaft oder im Auszuge mit, ja er liess selbst von den älteren Documenten mehrere ganz weg und schliesst seine Sammlung überhaupt mit dem XVI. Jahrhunderte ab.

Es war deshalb ein Hauptbestreben der neueren historischen Studien in Ungarn, diese Fehler und Lücken zu beseitigen, die mangelhaft edirten Documente in correcter Weise zu publiciren und diese Veröffentlichung auch über das 16. Jahrhundert aufwärts bis zur neueren Zeit fortzusetzen. Dieser Absicht gab zuerst präcisen Ausdruck der Grosswardeiner Domherr und Generalsecretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Dr. Wilhelm Fraknói, als er gelegentlich seiner historischen Arbeiten in Rom die Quellen der vaticanischen Bibliothek und des Archivs studirte und dem Staatssecretär des h. Stuhles, dem Cardinal Ludwig Jacobini, den Wunsch der ungarischen Geschichtschreiber offen darlegte. Der Cardinal-Staatssecretär, voll Sympathie für die ungarische Nation, die er bei seinem Aufenthalte als päpstlicher Nuntius am österreichisch-ungarischen Hofe kennen gelernt hatte, ergriff die Gelegenheit mit Begeisterung und unterbreitete die Bitte sofort Sr. Heiligkeit, dem Papste Leo XIII., der in huldvoller Würdigung des geäusserten Wunsches die baldige nähere Erwägung desselben zusagte.

Kaum erhielten die Kirchenfürsten und Domcapitel Ungarns von dieser erfreulichen Entwickelung der Angelegenheit Nachricht, als sie dieselbe ohne Verzug und mit Begeisterung aufgegriffen und zur Beförderung der Studien über die ungarische Kirchengeschichte durch die Herausgabe der auf Ungarn Bezug habenden vaticanischen Urkunden den grössten Teil der Kosten dieses Unternehmens sofort votirten, so dass die Summe von beinahe hunderttausend Gulden aufgebracht wurde.

Hierauf geschahen die weiteren Schritte zur Verwirklichung des Planes. Die Domherren Béla Tárkányi und Wilhelm Fraknói wurden

nach Rom entsendet, um einerseits Sr. Heiligkeit den Dank für die Eröffnung des vaticanischen Archivs auszudrücken, andererseits, um in Betreff der Erforschung, Auswahl und Abschrift der Urkunden sich mit den Directoren und Beamten des Archivs in's Einvernehmen zu setzen. Nachdem sie die weitere Erlaubniss des h. Stuhles erbeten und erhalten hatten, wurde durch Intervention Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von Kalocsa, Dr. LUDWIG HAYNALD, die Angelegenheit mit dem Cardinal-Staatssecretär auch schriftlich festgestellt und geordnet. Unter Vorsitz des Kalocsaer Cardinal-Erzbischofs hielten dann die ungarischen Bischöfe und Prälaten hinsichtsich der Ausführung des Unternehmens Beratungen und setzten eine Executiv-Commission ein, deren Präsidium Se. Excellenz der Bischof von Neusohl, Dr. ARNOLD IPOLYI, übernahm. Mitglieder dieser Commission sind: JOSEF DANKÓ und FERDINAND KRAUZ, Domherren in Gran; BÉLA TÁRKÁNYI, Domherr in Erlau; FLORIAN FRANZ RÓMER und WILHELM FRAKNÓI, Domherren in Grosswardein. Der Letztgenannte, dem das Zustandekommen des Unternehmens hauptsächlich zu danken ist, übernahm zugleich die grosse und mühevolle Redactions-Arbeit.

In Bezug auf die Ausführung des Unternehmens wurde festgesetzt, dass das Werk in zwei abgesonderten Serien zu beginnen sei. Die erste Serie wird die Herausgabe jener älteren vaticanischen Urkunden umfassen, welche Theiner in seiner Sammlung entweder ganz weggelassen oder nur im verkürzten Auszuge oder wesentlich incorrect publicirt hat. Der erste Band dieser Serie, welcher Urkunden aus dem XIII. Jahrhunderte und insbesondere die auf die Heiligsprechung der ungarischen Königstochter Margaretha bezüglichen Documente enthalten wird, kann erst später veröffentlicht werden. Man wollte aber deshalb mit der Edition des zweiten Bandes nicht zögern; dieser enthält die bisher nur zum kleineren Teile bekannten Schriftstücke über die wichtige Gesandtschaft des Cardinals Gentilis zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in Ungarn. Hierauf folgen im dritten Bande die ungarischen Ortsverzeichnisse der päpstlichen Zehentregister, welche für die Topographie unseres Vaterlandes im XIII. Jahrh. höchst interessante Daten liefern und bisher blos in sehr fehlerhaften Bruchstücken bekannt und veröffentlicht sind. Die «Monumenta Vaticana Hungariæ» geben nun zum ersten Male diese Ortsverzeichnisse vollständig nach den Original-Manuscripten und Aufzeichnungen und es haben diese Arbeit unsere berufensten Topographen und Paläographen, die Akademiker FRIEDRICH PESTY, LEOPOLD V. ÓVÁRY und LADISLAUS FEHÉRPATAKY übernommen. Diesem soll dann noch eine Auslese älterer, bisher unedirter Urkunden folgen.

Die zweite Serie umfasst die historischen Denkmäler der neueren Zeit, ungefähr vom Anfange des XVI. Jahrh., d. h. von dort, wo Theiner seine Ausgabe abgebrochen hat. Die Serie beginnt mit der Veröffentlichung der diplomatischen Instructionen, Berichte, Mitteilungen und Briefe der

zu den Königen von Ungarn entsendeten päpstlichen Gesandten, Legaten und Nuntien; diese Schriften sind für unsere Geschichte (wie schon oben bemerkt wurde) wichtig und interessant, da sie bisher unbekanntes Material liefern und nicht blos die Ereignisse in Ungarn aufhellen, sondern auch auf die sonstigen Weltverhältnisse wertvolle Streiflichter werfen.[1]

Für Ungarn liefern diese Nuntialberichte überdies noch den Beweis, dass dieses Land seit seinem Eintritte in den Bereich christlicher Glaubens- und Kirchengemeinschaft den Gegenstand besonderer Fürsorge und Liebe von Seite des h. Stuhles gebildet hat. Die Päpste waren die eifrigsten Verteidiger der oft bedrohten unabhängigen politischen Stellung Ungarns, das ja von Rom her seine Weihe als selbstständiger christlicher Staat und das Diadem der Königskrone empfangen hat. In der Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit des ungarischen Staates erblickten die Päpste einen Hauptpunkt ihrer Politik und sobald diese Selbstständigkeit in Gefahr stand, waren sie jederzeit mit Rat und Tat zur Hilfe bereit.

«Obgleich das kluge und fürsorgliche Interesse der eigenen Macht, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des heiligen römischen Stuhles», so schliesst Bischof Arnold Ipolyi seine lehrreichen und geistvollen Ausführungen, «es erforderte, dass angesichts der überflutenden Kaisergewalt erst des östlichen, dann des westlichen römischen Reiches das Papsttum sich stets auf eine wohlorganisirte Gruppe selbsständiger Königreiche und Länder stützen konnte: so hatte doch auch später nach Veränderung im Schwergewichte der politischen Mächte Europas unser Vaterland den wohltätigen politischen Einfluss des h. Stuhles dankbar erfahren. Diese Action der Päpste schildern vor Allem lebhaft die im vorliegenden Bande veröffentlichten Relationen der päpstlichen Gesandten, indem sie diesen Teil unserer vaterländischen Geschichte mit ganz neuen und interessanten Daten beleuchten und vervollständigen.»

«Als nach dem Tode des Königs Mathias von Osten her die Angriffe der Türken immer häufiger und stärker das Land bedrohten, während die Kraft der Regierung und der Nation stets schwächer und hinfälliger, das Land zudem durch innere Wirren und Streitigkeiten, sowie von aussen her durch rivalisirende Tronprätendenten gefährdet wurde: da war es nur der h. Stuhl allein, der ohne jedes Eigeninteresse, selbst mit Opfern das Land unterstützte. Und eben die ergreifenden Kundgebungen und Tatsachen dieses Wohlwollens, dieser Hilfe und Aufopferung, ja dieser Begeisterung für die Erhaltung unseres Landes und der ungarischen Nation ersehen wir aus den im ersten Bande der «Monumenta Vaticana Hungariæ» mitgeteilten, bisher grossenteils unbekannten Relationen des XVI. Jahr-

[1] Genaueres hierüber hat W. Fraknói in seiner Studie: «A vatikáni magyar okirattár» (d. i. das ungarische Urkundenmagazin des Vatikans), Gran 1882, mitgeteilt.

hunderts, welche von der zartesten Sorgfalt, der wirksamen Unterstützung und Hilfe des h. Stuhles Zeugniss ablegen.»

«Es war deshalb in der Tat wert, dass unser hoher Clerus, der die Beförderung der historischen Studien jederzeit als seine Aufgabe betrachtet hatte, die Herausgabe dieser neuen Geschichtsquelle übernahm und man ist sowohl dem glorreich regierenden Papste, Sr. Heiligkeit Leo XIII., für dessen huldvolle Erlaubniss zur Herausgabe dieser Quellen, sowie allen Jenen, welche die Herstellung dieses Werkes mit vielen Kosten und Mühen, mit Arbeit und Anstrengung förderten, zu grossem Danke verpflichtet.»...

Welch reicher Schatz an historischen Mitteilungen, Aufklärungen, Schilderungen, Characteristiken, Urteilen und Mahnungen in diesen hier publicirten Relationen der päpstlichen Gesandten am Hofe des letzten selbstständigen Königs von Ungarn, des unglücklichen Ludwig II., enthalten ist, und worauf im Obigen Se. Excellenz Bischof Arnold Ipolyi mit lebhaften Worten im Allgemeinen hingewiesen hat; das zeigt nicht blos die Lectüre dieser Berichte selbst, sondern noch mehr das vergleichende Studium, wenn man die Geschichte der Jahre 1524—1526 im Lichte dieser Relationen gegenüber unserem bisherigen Wissen von dieser schicksalsvollen Epoche betrachtet. Zwar die Hauptbegebenheiten und der in grossen Zügen bekannte Character der handelnden Personen in diesem wahrhaft nationalen Trauerspiele erleiden durch diese Nuntialberichte keine wesentliche Veränderung; wohl aber wird das Bild im Detail ungemein bereichert und vertieft. Man sieht Ursachen und Wirkungen klar vortreten, was oft rätselhaft gewesen, findet seine deutliche Lösung und die Katastrophe bei Mohács erhält ihre ausreichende Erklärung.

Um jedoch den in dieser historischen Quelle ruhenden Schatz in rechter Weise zu heben, bedurfte es einer so kundigen Hand, wie die des Domherrn Dr. W. Fraknói, von dem Bischof A. Ipolyi rühmt, dass ihm ein Löwen-Anteil bei dem Zustandekommen der vaticanischen Urkundenpublication gebühre. Dr. Fraknói hat nun auch der Erste mit Meisterhand auf Grund dieser neuerschlossenen Geschichtsquelle ein umfassendes Gemälde der Trauerjahre aus Ungarns Geschichte entworfen. Es geschah dies in der von ihm zu dem ersten Bande der «Monumenta Vaticana Hungariæ» geschriebenen «Einleitung», die dann um ein Capitel und Vorwort vermehrt auch selbstständig erschienen ist unter dem Titel: «Magyarország a mohácsi vész előtt» (d. h. «Ungarn vor der Schlacht bei Mohács»). Budapest 1884. 8. XVI und 304 S. Herausgegeben vom St.-Stephans-Verein.[1]

Seit Jahren erfreut Dr. Fraknói die Freunde und Pfleger ungarischer Geschichte mit höchst wertvollen Arbeiten der forschenden und darstel-

[1] Eine *deutsche* Ausgabe dieses Werkes erscheint demnächst bei W. Lauffer in Budapest.

lenden Geschichtswissenschaft, deren Zierde und Stütze er in Ungarn schon seit längerer Zeit geworden ist. Aber Schreiber dieses gesteht es offen, dass ihn von all diesen Arbeiten die vorliegende Studie über die letzten Jahre vor der Mohácser Schlacht am mächtigsten ergriffen und am meisten befriedigt hat. Es ist nicht der tragische Stoff allein, der anziehend wirkt; sondern vor Allem die wahrhaft meisterhafte Behandlung desselben. Die umfassende Kenntniss der primären Quellen, sowie der einschlägigen Literatur wetteifert mit der völligen Beherrschung des massenhaften, weitschichtigen Materials, mit der übersichtlichen Anordnung und der lichtvollen Darstellung desselben. Die Unbefangenheit der historischen Anschauung, die Schärfe des kritischen Urteils, sowie die erwärmende Hingebung und Teilnahme für den Gegenstand machen die Lecture dieses Buches zum wahrhaften Genuss und zur Quelle reicher Belehrung.

Wir bedauern hier nicht im Einzelnen eine ausführliche Analyse des Buches geben zu können; dennoch sei es uns vergönnt, darüber mindestens im Allgemeinen einige characterisirende Mitteilungen zu machen. Der Verfasser bespricht in der «Einleitung» (S. 1—14) in der Kürze die Ereignisse und Zustände in Ungarn von 1490 bis 1523, wobei er namentlich dem Kampfe zwischen der Oligarchie und dem niederen Adel, dem Emporkommen der Dynastie Zápolya, der Characterentwickelung des Königs Ludwig II. und seiner Gemahlin Maria von Oesterreich seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Im darauffolgenden «ersten Buche», das die Jahre 1523—24 behandelt und den Stoff in drei Capiteln (S. 17—54) verteilt, zeichnet Dr. Fraknói die Stellung der Päpste Hadrian VI. und Clemens VII. zu Ungarn und gibt eine Skizze von den Lebensläufen und den Characteren der beiden päpstlichen Gesandten in Ungarn, des Cardinal-Legaten Laurentius Campeggio und des Nuntius Baron Anton Burgio. Die Parteizustände im Innern Ungarns, deren Beziehungen zum h. Stuhle, der religiöse Eifer Stephan Verböczi's, des Führers der Adeligen und Anhängers von Johann Zápolya, treten deutlich hervor und kennzeichnen die grosse Gefahr angesichts der herannahenden Türkenmacht und der trostlosen Zustände, in denen die Verteidigung und Wehrkraft des Landes sich befindet. Wie wenig Hoffnungen man auf auswärtige Hilfe setzen konnte, das zeigten die Verhandlungen auf dem deutschen Reichstage zu Nürnberg (1524) und die Erfahrungen des Nuntius Burgio in Polen.

Das «zweite Buch» schildert in seinen drei Capiteln (S. 57—96) die Bemühungen des Cardinal-Legaten Campeggio zur Heilung der inneren Uebelstände Ungarns. Die Bestrebungen waren einerseits auf die Entfernung schädlicher Einflüsse (des kaiserlichen Gesandten, und des Markgrafen Georg von Brandenburg), andererseits auf die Gewinnung und Festhaltung massgebender Persönlichkeiten gerichtet. In dieser Beziehung wurden die beiden

damaligen Erzbischöfe von Gran und von Kalocsa als Repräsentanten ganz verschiedener Tendenzen nachgewiesen. Der Graner Erzbischof und Primas des Landes, Ladislaus Szalkai, ist ein Beispiel des egoistischen und herrschsüchtigen Parteigängers, dem jede patriotische Tat erst abgetrotzt oder doch abgedroht werden muss. Dagegen bietet der Erzbischof von Kalocsa, Paul Tomori, das Muster eines selbstlosen, aufopfernden Patrioten, der seine intimsten Neigungen bezwingt, um das schwere und undankbare Amt eines obersten Landescapitäns zu übernehmen und der gegen bessere Einsicht und Ueberzeugung durch die Macht der Verhältnisse, sowie durch die Schwäche oder Unwürdigkeit der Menschen in den letzten Verzweiflungskampf und Tod getrieben wird. Tomori ist eine der wenigen sympathischen Gestalten dieser Periode.

Dass die päpstlichen Gesandten am ungarischen Hofe und dieser selbst trotz des augenscheinlichen Niederganges, dem Ungarn zueilte, auf die Verhältnisse und Begebenheiten ausserhalb Ungarns noch wesentlichen Einfluss nahmen, zeigt das Capitel, welches die Vermittlerrolle des ungarischen Königs zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, sowie zwischen dem Könige von Polen und dem Grossmeister des deutschen Ritterordens schildert. Interessant ist, dass bei der Gründung des preussischen Staates der König von Ungarn gleichsam Pathendienste geleistet hat. Auch die religiösen Verhältnisse in Böhmen warfen ihre Schatten bis nach Ofen.

Das «dritte Buch» führt uns in das Jahr 1525. Hier werden uns in den drei Capiteln (S. 99—136) insbesondere die Kämpfe der hohen und niederen Reichsstände auf dem Rákoser Landtage des Frühjahres 1525, der Sieg des Adels über die Oligarchie und den Hof geschildert. Nicht minder wichtig erscheint das Aufkommen und die Verbreitung der kirchenreformatorischen Bewegung, welche durch Gesetze, Verordnungen und Executionen nicht eingeschränkt werden kann, umsoweniger, als die Königin selbst der Neuerung zugetan ist, obgleich es unrichtig erscheint, wenn man die Königin Maria als eine Anhängerin Luthers betrachtet. Ein lichter Punkt in dem dunklen Gemälde ist die siegreiche That des Christof Frangepan, wodurch die bedrohte Festung Jaicza vom nahen Untergange gerettet wurde.

Der Unmut des niederen Adels mit dem herrschenden Regiment brach auf der Versammlung zu Hatvan (Juli 1525) los; Tausende bewaffneter Edelleute fanden sich ein und erhoben sich gegen die Regierung. Unsere Vorlage erzählt nun im «vierten Buche» (S. 139—180) die Vorgänge vor, während und nach diesem stürmischen Adels-Convent. Von besonderem Interesse ist die massgebende Rolle, die Stefan Verbőczy dabei gespielt hat und auch psychologisch merkwürdig die Wendung, mit welcher der König und seine Umgebung sich dem oppositionellen Adel ange-

schlossen und dessen Wünsche und Beschlüsse erfüllt haben. Ein völliger Umsturz trat ein; alle Männer der bisherigen Regierung wurden beseitigt und durch die Führer der Opposition, die zugleich die Parteifreunde des Siebenbürger Wojwoden Johann Zápolya waren, ersetzt; Stefan Verbőczy erhielt die Palatinswürde, die Oligarchie schien gebrochen, vernichtet zu sein. Aber es war keine gesunde Reaction und selbst die lauteren Bestrebungen Verbőczy's mussten scheitern an der Zweideutigkeit der Politik des Königs und seines Hofes, an der Schwierigkeit der finanziellen Lage, sowie an dem Mangel tatkräftiger Opferwilligkeit der Adeligen selbst. Diese glaubten schon genug getan zu haben, wenn sie die verhassten Oligarchen beseitigen und Männer ihres Vertrauens an deren Stelle setzen; dass sie aber diese Männer auch weiterhin unterstützen und angesichts der riesig anwachsenden Gefahr von aussen her die grössten Opfer an Gut und Blut bringen müssen: — das ging über ihren geistigen Horizont oder scheiterte an ihrem Willen. So war denn auch die Wirksamkeit Verbőczy's eine sterile, trotz der Hilfe, welche der Palatin von Seite des päpstlichen Nuntius erhielt. In ursächlicher Verbindung mit den gelockerten Zuständen im Innern und der täglich zunehmenden Gefahr von Aussen stehen die secessionistischen Bestrebungen in Kroatien, wo der Adel Friedensverhandlungen mit den Türken anknüpfte und sich schliesslich dem Erzherzog von Oesterreich verbündete, weil er von dem eigenen Könige keinen ausreichenden Schutz und Schirm mehr hoffte.

Mit dem «fünften Buche» (S. 183—226) treten wir in das eigentliche Trauerjahr 1526. Dasselbe zeigt uns gleich im Eingange den kleinlichen Ehrgeiz und die Habsucht des Graner Erzbischofs, der nur nach vielen Bemühungen von Seite des Königs und des Nuntius zur Niederlegung des Kanzleramtes, das er seiner anderweitigen Geschäfte wegen nicht mehr versehen konnte, zu bewegen war. Die Nuntialberichte geben hier so manche lehrreiche Winke über die damaligen Personen und Verhältnisse; zeigen aber zugleich die in der Tat seltene Liebe und Hingebung des Nuntius Burgio für Ungarn, das er als seine zweite Heimat betrachtete. Zu den Parteizwistigkeiten und kirchlichen Streitigkeiten kamen noch Arbeiteraufstände in den Bergstädten als ein weiteres Kennzeichen des allgemeinen innern Verfalles. Wir können nicht umhin, hier eine Stelle aus einer Relation Burgio's vom 18. Jänner 1526 anzuführen. Er berichtet darin von den eingetroffenen Nachrichten über die Kriegsvorbereitungen der Türken gegen Ungarn und fährt also fort: «Ich bedaure, solch üble Nachrichten mitteilen zu müssen. Zur Beruhigung würde ich herzlich gerne melden, dass auch hier (nämlich in Ungarn) die Vertheidigungsanstalten mit den Vorbereitungen der Türken im Verhältnisse stehen. Allein die Sache verhält sich nicht also. *Dieses Land ist nicht im Stande, sich selbst zu verteidigen; es hängt von dem Belieben des Feindes ab.* Da nicht ein-

mal die Besatzungen in den Grenzfestungen besoldet werden können, wie soll man erwarten, dass man der Macht des Türken entgegen zu treten vermag!? *Der König ist so arm, dass er oft selbst an Nahrungsmitteln Mangel leidet.* Die Herren (Magnaten) leben in Zwietracht, der Adel ist in Parteien gespalten. Aber wenn auch Einigkeit in ihren Kreisen herrschen würde: so könnten sie doch ohne Kriegsvorbereitungen nichts unternehmen. Wagen sie eine Schlacht und verlieren sie dieselbe, so besitzen sie keine Festung, in welcher sie Zuflucht finden könnten, um Succurs abzuwarten. Hätten sie aber auch eine solche Festung, woher sollten sie Hilfe erwarten? Deutschland ist der Schauplatz grosser Verwirrungen; es hat seinen Fürsten den Gehorsam verweigert und ist der natürliche Feind der ungarischen Nation. Polen hat bereits seinen Frieden mit den Türken geschlossen. Im Kriegsfache besitze ich allerdings geringe Erfahrung; aber auch mit dem Wenigen erkenne ich, dass dieses Land hoffnungslos verloren ist, wenn der Türke mit einer starken Macht heranzieht. Nur ein einziges Mittel bliebe noch übrig: das Bündniss der christlichen Fürsten. Allein dazu ist wenig Aussicht vorhanden. So könnte also nur Se. Heiligkeit helfen. Doch ich kenne ganz gut die bedrängte Lage der Kirche und weiss, dass sie, von Allen verlassen, nur Weniges zu tun vermag. Diese Nachrichten werden sicherlich einen deprimirenden Eindruck auf Se. Heiligkeit ausüben; *es ist aber meine Pflicht, die Wahrheit zu schreiben.* Gerne würde ich günstigere Nachrichten melden!

Diese Relation lässt alle Vorzüge von Burgio's Wesen und Charakter erkennen: seinen Scharfblick in der Auffassung und Beurteilung der Personen und Zustände, seine Unbefangenheit, das lebhafte Interesse für Ungarn, sowie die mutige Wahrheitsliebe. In der Tat machte auch Burgio's Bericht auf Papst Clemens VII. einen erschütternden Eindruck. Er berief das Cardinalcollegium und die bei ihm weilenden Gesandten der fremden Mächte zusammen und teilte ihnen die Hiobspost aus Ungarn mit, wobei er die Gesandten aufforderte, dahin zu wirken, dass ihre Herrscher Ungarn zu Hilfe kommen mögen. Der Papst erklärte, auch er werde Geld zur Anwerbung von Kriegsvölkern nach Ungarn schicken und selbst in dem Falle, wenn die übrigen Fürsten ihre Mithilfe zur Rettung Ungarns verweigern sollten, Alles tun, was in seiner Macht steht. Und einige Tage später richtete der Papst eindringliche Mahnschreiben an die christlichen Fürsten von Europa, dass sie dem bedrängten Ungarn zu Hilfe sein mögen. Er verständigte hievon auch den ungarischen König Ludwig und ermunterte zur eifrigen Thatkraft, sowie die Nation zur Opferwilligkeit und Ausdauer.

Die Worte des Papstes und seines Gesandten schienen auf den König und den Staatsrat einige Wirkung gemacht zu haben. Es wurden mehrere Beschlüsse zu Kriegsrüstungen gefasst, allein es waren nur Aufwal-

lungen momentaner Begeisterung, nur ein einziger Beschluss wurde erfüllt: König Ludwig richte Bittschreiben an die christlichen Mächte und auch dazu bedurfte es fast vier Wochen, bis endlich nach vielem Aufmuntern und Drängen diese Briefe geschrieben und abgesendet wurden. Mit Recht klagt der Nuntius über «die Trägheit und Schläfrigkeit des königlichen Hofes.»

Zu all den Uebeln, welche Ungarn im Innern zersetzten und auflösten, trat noch das Misstrauen und die Entfremdung zwischen König und Nation. Die Mehrheit des Adels, also der staatsrechtlichen «Nation», erblickte in Ludwig nur einen «Fremdling» und der König selbst fühlte sich im Lande seiner Geburt nicht heimisch. Er sah überdies das grosse Ansehen der Familie Zápolya und wusste, dass Johann Zápolya seine Augen bis zum Tron erhebe und Hoffnungen auf die Krone mit sich trage. Die Königin Maria war gleichfalls unbeliebt, ja gehasst und auch sie teilte die Antipathie gegen das Land und Volk ihres Gemahls. In einem Gespräche mit dem Nuntius gestand der König offen, dass er «mehr Angst habe vor den ungarischen Türken als vor jenen in der Türkei.»

Wie beschämend armselig übrigens die Lage dieses Königs war, davon liefern diese Nuntialberichte reichliche Belege. Ebenso zahlreich sind aber auch die Beweise von der Selbstsucht und dem strafbar schmutzigen Geize der meisten Herren. Der König hatte wiederholt erklärt, in's Lager ziehen zu wollen; doch es fehlten ihm die zur Ausrüstung seines Banderiums nötigen 20,000 Gulden. Das königliche Silberzeug war schon längst verpfändet und der König musste zur Deckung der täglichen Bedürfnisse seines Hofhaltes kleine Darlehen aufnehmen; heute borgte er von Diesem, morgen von Jenem und endlich fand sich kaum mehr Jemand, der ihm kreditiren wollte. Der Staatsschatz war leer; unter drückenden Bedingungen konnten von den Fuggern fünfzigtausend Gulden als Pachtvorschuss für die niederungarischen Bergwerke verschafft werden; allein mit dem grösseren Teile dieses Geldes musste man Schulden decken; kaum 20,000 Gulden blieben für die Ausrüstung der Grenzfestungen übrig.

Als ein weiteres Symptom des unaufhaltsamen Verfalles muss man die Bildung von Adelsbündnissen nach polnischem Vorbilde bezeichnen. Die Nation spaltete sich in feindliche Factionen; im Juli 1525 siegte der niedere Adel zu Hatvan; im April 1526 triumphirten auf dem Rákos bei Pest die Herren und es ist ein denkwürdiges Zeugniss von der Wandelbarkeit der Volksgunst, dass dieselben Leute, die im vorigen Jahre Stefan Verböczy und dessen Freunde zu den höchsten Landeswürden erhoben und mit Jubel und Beifall überschüttet hatten, einige Monate später mit ebenso viel Leidenschaft Verböczy und seine Freunde stürzten und verurteilten, um gerade deren Gegner wieder in die Regierung einzusetzen.

Bei diesem eklen Parteigetriebe ist noch ein anderes Merkmal beachtenswert; es ist die Beflissenheit, jede Verantwortlichkeit von sich abzulehnen und Andere als den schuldigen Sündenbock für schlimme Ereignisse hinzustellen. Als der Staatsrat nach längerem Zögern im März 1526 die Einberufung des Landtages nach Ofen, beziehungsweise auf den Rákos, beschloss: da legten die Räte in Besorgniss der kommenden Dinge die Verwahrung ein, «dass sie, falls das Land zu Grunde gehe (!), alle Verantwortlichkeit von sich ablehnen; denn sie hätten Sr. Majestät stets guten Rath ertheilt.» Und genau ebenso handelte und that auch der Landtag.

Wir eilen zur Schluss-Katastrophe, welche das «sechste Buch» (S. 229—304) in fünf Capiteln erzählt. Der Sieg der Oligarchie auf dem Georgi-Landtag des Jahres 1526 war ein vollständiger. Der Hof hatte sich mit der hochadeligen «Kalands-Bruderschaft» schon früher verbündet und seine Bundesgenossen vom Hatvaner Tage her fallen gelassen. Jetzt wussten die Herren auf dem Landtage alle ihre persönlichen Wünsche durchzuführen. Verbőczy wurde abgesetzt und verbannt. Für die Rüstung des Reiches gegen den heranrückenden Feind geschah aber so gut wie gar nichts. Der Landtag verlieh zwar dem Könige eine nahezu unumschränkte Gewalt, war jedoch nicht geneigt, finanzielle Opfer zu bringen. Man votirte nur eine neue Steuer von fünfzig Denaren und ordnete die Eintreibung der Rückstände an; ausserdem sollten die «königlichen Einkünfte» zur Deckung aller öffentlichen Bedürfnisse, auch zur Landesverteidigung ausreichen. Die Prälaten und Magnaten sollten ausser ihren gesetzlich vorgeschriebenen Banderien noch möglichst viele Truppen anwerben und diese je eher persönlich in's Feld führen; im Notfalle sind alle Untertanen zu bewaffnen. Zum Schlusse erklärte ein Vertreter des Landtages in Anwesenheit des Königs, des Staatsrates und der fremden Gesandten, dass «die Stände in ihren einmütig gefassten Beschlüssen das königliche Ansehen unverletzt aufrechterhalten und die Einnahmsquellen, die zur Deckung aller Bedürfnisse vollkommen ausreichen, bezeichnet haben; jetzt bitten sie den König, dass er seine Macht gebrauchen möge. Denn wenn eine Gefahr das Land ereile, dann belaste nicht sie die Verantwortlichkeit.» Dessen mögen die fremden Gesandten Zeugen sein.

Das war jedoch selbst dem apathischen Könige Ludwig zu viel und er sagte es den Ständen sofort offen in's Gesicht: Zur Verteidigung des Landes und der königl. Autorität bedürfe man Geld. Die Stände haben den Wert der königlichen Einkünfte viel zu hoch veranschlagt; so schätzten sie beispielsweise die Dreissigstgebühren (Zolleingänge) von Ofen und Stuhlweissenburg auf hunderttausend Dukaten, während diese in Wirklichkeit kaum dreissigtausend abwerfen. Er (der König) werde Alles tun, was er im Stande ist; aber das Unmögliche könne man auch von ihm

nicht verlangen. Deshalb lege auch er vor den Gesandten der fremden Mächte Verwahrung dagegen ein, dass beim Hereinbrechen einer Landesgefahr ihn keine Verantwortung treffe. «Eine solche Komödie», bemerkt der Nuntius B. *Burgio*, «spielen der König und seine Unterthanen miteinander.»

So war König Ludwig nominell Herrscher mit absoluter Gewalt; allein es gehorchte ihm Niemand und er hatte weder Geld noch Truppen, noch Ansehen, um seinen Willen zur Geltung zu bringen. Noch war er nicht im Stande, sein eigenes Banderium auszurüsten. Einige Hilfe kam nur von Rom. Der Papst sandte neuerdings fünfzigtausend Dukaten; er erliess eine Bulle zur Unternehmung eines Kreuzzuges gegen die Türken; gestattete die Besteuerung der kirchlichen Beneficien in Ungarn und die Hälfte der Kirchenschätze zu Landesverteidigungszwecken in Beschlag zu nehmen.

Man muss es im Buche Fraknói's selbst nachlesen, in welch deroutem Zustande das Land sich befunden hat, und wie wenig Umsicht, Verständniss, Eifer, Patriotismus und Hingebung für das öffentliche Wohl die damaligen leitenden Kreise Ungarns erfüllten. Der edelste, der aufopferungsfähigste Patriot war neben dem Erzbischof Tomori der päpstliche Nuntius Burgio.

Folgendes Factum kennzeichnet die hoffnungslose Erbärmlichkeit der Verhältnisse ganz deutlich. Am 2. Juni 1526 liess König Ludwig die in Ofen anwesenden ungarischen Herren und die ausländischen Gesandten zu sich rufen und teilte ihnen mit, dass er bereit sei, sofort in's Lager zu ziehen und sein Leben aufzuopfern; allein er könne sich nicht rühren, da er zur Aufstellung und Ausrüstung seines Banderiums 30,000 Gulden benötige.

Zur Herbeischaffung dieser Summe erbat er den Rat und die Hilfe der Eingeladenen. Im Namen der Gesandten erwiederte der Nuntius, dass sie als Fremde nicht berufen seien, dem Könige Rat zu erteilen; doch würden ihre Souveräne tun, was sie schuldig sind. Ihn selber haben die ungarischen Herren «als einen Landsmann» betrachtet und «als ob er ein Ungar» wäre. Darum erbiete er (der Nuntius) sich, zur Deckung der Ausrüstungskosten des königl. Banderiums aus Eigenem fünfhundert Dukaten beizusteuern. «Wenn ausser mir», fügte er hinzu, «sich noch neunundfünfzig Personen finden, die zu solchem Opfer bereit sind, dann ist die Geldsumme, deren Eure Majestät bedarf, vorhanden.» So musste ein Fremder mit gutem Beispiele vorangehen.

Doch wir können die weiteren Einzelheiten des traurigen Gemäldes nicht weiter verfolgen. Die erschütternde Schluss-Katastrophe auf der Ebene bei Mohács ist bekannt; binnen anderthalb Stunden war das ungarische Heer vernichtet und dadurch auch dem selbstständigen Königreiche

Ungarn ein Ende gemacht. König Ludwig hatte sich aus dem Labyrinthe der heldenmütig Kämpfenden und ihrer Verfolger glücklich gerettet. Von mehreren Hofleuten begleitet, flüchtete er zu Pferde. Auf der nach Ofen führenden Landstrasse gelangten sie zu dem kleinen Bache Csele, der aber jetzt vom Platzregen angeschwollen war. Des Königs Begleiter setzten hinüber; Ludwig wollte folgen, allein sein verwundetes und ermattetes Pferd war nicht im Stande, am jenseitigen steilen Ufer festen Fuss zu fassen; es überschlug und begrub den König im Bette des Cselebaches. Der Kammerjunker Stephan Aczél sprang seinem Herrn nach, um ihn zu retten; doch auch er kam um's Leben . . .

So erzählt der Nuntius B. Burgio den Tod des Königs Ludwig. Die Königin Maria verliess noch in der Nacht vom 30. August 1526 Ofen und floh nach Pressburg; der Nuntius geleitete sie und blieb noch einige Tage in ihrer Nähe. Um die Mitte des Monats September kehrte er nach Italien zurück. Er war nicht im Stande, die ungarische Nation aus dem Taumel der Parteikämpfe wach zu rufen; er konnte das fieberhafte Jagen nach egoistischen Zielen nicht hindern; das Uebel sass viel zu tief und hatte allgemeine Verbreitung gefunden.

«Ganz Europa» — mit diesen Betrachtungen schliesst Dr. Fraknói seine vortreffliche Arbeit — «ganz Europa bot damals ein Bild der Gährung und des Zerfalles. Die Institutionen des Mittelalters hatten ihre entwickelnde und disciplinirende Gewalt verloren; die herrschenden Ideen der Neuzeit aber noch nicht jene Formen gefunden, in denen sie sich verkörpern werden. Die Völker sprengen die zusammenhaltenden Bande der Ständeverfassung, reissen die Scheidewand zwischen den einzelnen Classen der Gesellschaft nieder und als man sich anschickt, auf der Bahn des Fortschrittes kühn vorwärts zu gehen: da beginnt eben gegen die katholische Kirche, die Jahrhunderte hindurch als ein sicherer Führer gedient hat, ein erbitterter Kampf.

«Die natürlichen Folgen solcher Verhältnisse bestehen darin, dass die seit Langem vorhandenen geheimen Uebel mit verheerender Gewalt losbrechen; die Widerstandsfähigkeit gegenüber Angriffen von Aussen wird geschwächt; die Begeisterung für grosse Ziele verschwindet; nur die Interessen der Macht streben nach Herrschaft.

«Während das Wort des Papstes Urban II. mächtig genug war, um eine hehre Idee zu verwirklichen, um zur Befreiung der Geburtsstätte des Kreuzes den christlichen Westen nach dem fernen Osten zu führen: waren seine Nachfolger nicht einmal im Stande, zur Abwehr der unmittelbar drohenden Gefahr und zur Verhinderung einer weitern Ausbreitung der osmanischen Macht die christlichen Herrscher und ihre Völker zu einiger Kraftanstrengung zu bewegen. Ja die Nachkommen Derjenigen, die unter dem h. Kreuzeszeichen gekämpft hatten, scheuten sich nicht, die Unter-

stützung des geschworenen Feindes der Christenheit gegen ihre eigenen christlichen Brüder in Anspruch zu nehmen.

«Kaiser Maximilian reizte die Pforte zum Kriege gegen Venedig; der französische König hetzte die Macht Suleiman's gegen den Kaiser Karl und dessen Verbündete. Die Republik Venedig trat mit den Sultanen in intime Beziehungen und beglückwünschte Suleiman nach der Schlacht bei Mohács.

«Dem Schwinden des christlichen Gemeingeistes folgte die Aufopferung der nationalen Traditionen. Deutsche Protestanten bieten einen Teil des Reiches dem Könige von Frankreich an; dagegen rufen französische Hugenotten deutsche und englische Kriegsheere zu Hilfe. Italien aber ist die Beute der Herrschsucht fremder Fürsten.

«Der Verfall der Kraft und der Sitten war demnach in Ungarn damals nicht ärger als in den übrigen Teilen von Europa.

«Der Geschichtschreiber darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob jene Nationen, denen im Falle von Ungarns Untergang die Mission der Beschützung Europas zugefallen wäre, diese ihre Aufgabe auch nur in der Weise und mit solchem Erfolge gelöst hätten, wie dies nach dem Falle von Byzanz die ungarische Nation getan hat.

«Als das kräftige Barbarenvolk, nachdem es gegen das lange dahinsiechende griechische Reich den Todesstoss geführt hatte, seine Blicke auf Ungarn richtete; stand die ungarische Nation ebenso wenig wie Byzanz auf der Höhe der Situation und konnte gleichfalls auf die Unterstützung von Europa nicht rechnen.

«Allein die ungarische Nation brach unter der Wucht der Schicksalsschläge nicht zusammen, obgleich ihr jetzt die staatlich gefestigte Macht und organisirte Kraft des türkischen Reiches gegenüber stand.

«Die Lebenskraft der ungarischen Nation mit ihrer Zähigkeit und mit ihrem Glauben an die Zukunft wehrte teils durch die Tapferkeit der Waffen, teils durch die Erfolge der Diplomatie den Untergang von sich ab.

«Ja das Häuflein Ungarn blieb auch fernerhin ein hervorragender Factor zur Errettung des westlichen Europa und der christlichen Civilisation . . .»

Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Abdruck der hier mitgeteilten «Relationen» correct und mit erläuternden Noten versehen ist; den Documenten folgt ein erwünschtes «Personen- und Sachregister», sowie eine chronologische Uebersicht der Verfasser und der Adressaten dieser «Relationen» und Briefe. Eine willkommene Beigabe ist auch die Mitteilung über die Spenden und Beiträge der einzelnen Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Domherren und Domcapitel und Ordensgemeinschaften zur Deckung der erheblichen Publicationskosten. Es ist eine leuchtende Ehrensäule patriotischer und wissenschaftlicher Opferwilligkeit. Endlich sind noch acht

Schrifttafeln beigefügt von Briefen des Cardinal-Legaten Campeggio, des Nuntius Baron Burgio, des Königs Ludwig II., des Kanzlers Stephan Brodarics, des Graner Erzbischofs Ladislaus Szalkai und des Christoph Frangepan.

Die typographische Ausstattung des Werkes ist eine vorzügliche; sie gereicht der Buchdruckerei der Franklin-Gesellschaft in Budapest zur Ehre und bezeichnet gleichfalls einen sehr erfreulichen Fortschritt Ungarns auf typographischem Gebiete.

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

DER POLNISCHE KÖNIG STEFAN BÁTHORY UND DER MOSKOWITER-ZAR IVÁN WASSILJEWITSCH.

Als Stefan Báthory zum Könige von Polen erwählt worden war, hatte er gelobt, alle Besitzungen, welche der moskowitische Zar von Polen an sich gerissen, zurückzuerobern, und hat dies Gelöbniss auch ehrlich gehalten. Das Hauptbestreben seiner ganzen Regierung war es, die Macht des Moskowiter-Zaren, der nicht nur Polen bedrängte, sondern dadurch die gesammte westliche Christenheit bedrohte, zu brechen und in ihre früheren Grenzen zurückzuwerfen. Und an diesem eisernen Vorsatz hat er bis zu seinem, leider viel zu frühen Tod unerschütterlich festgehalten.

Unmittelbar, nachdem er aus Siebenbürgen gekommen und in Polen seinen Einzug gehalten hatte, bändigte er die Gegenpartei, welche die polnische Krone dem Kaiser Maximilian zugedacht hatte, und ordnete auch sonst die inneren Angelegenheiten des Landes; hierauf rüstete er unverzüglich gegen den Moskowiter-Zaren, der die inneren Wirren Polens benützt hatte, um Livland zu besetzen, welches Gebiet nach uraltem Rechte ein Lehen der polnischen Könige und lithauischen Grossfürsten war. Seinen sehnlichen Wunsch, den Krieg zu beginnen, sah er aber erst im Frühjahre 1579 erfüllt. Vorerst belagerte er mit polnischen, lithauischen und ungarischen Truppen die Festungen längs der livländischen Grenze und hatte bald mehrere in seiner Macht. Die ungarischen Truppen spielen sowohl in diesem Kriege Báthory's, als auch in seinen späteren Feldzügen eine grosse Rolle. Besonders war Kaspar Békes, ein gefährlicher Rivale und erbitterter Gegner Báthory's in Siebenbürgen, jetzt nach der Versöhnung einer seiner vertrautesten und opferwilligsten Helden. Während der Belagerung der Festung Polock (1579) hat er sich besonders ausgezeichnet; trotzdem er in Folge eines Unwohlseins heftige Schmerzen litt, kämpfte er, — wie wir aus Heidensteins Geschichte wissen — mit bewunderungswürdiger Seelenkraft, und behauptete, sich nie so wohl gefühlt zu haben. Ununterbrochen war er bei seinen Kanonen, ass und ruhte an denselben, war während des

Sturmes in den ersten Reihen, indess rings um ihn her die Tapfersten fielen und ihr Blut ihn bespritzte. Nach diesem siegreichen Feldzuge verschlimmerte sich aber sein Leiden, bis er ihm in Grodnó erlag. Ausser ihm haben sich im Feldzuge von 1579 von den Ungarn besonders Johann Bornemisza, Michael Vadasi und Peter Rácz ausgezeichnet. Als dann Báthory diesen Krieg im Jahre 1580 fortsetzte, taten sich von den Ungarn besonders Georg Borbély, Johann Bornemisza, Stefan Károlyi, Gabriel Békes, Michael Vadasi, Albert Király und Kaspar Sibrik hervor. Einen Bericht über diesen Feldzug besitzen wir auch von der Hand eines Ungarn, des Paul Gyulai, der denselben in Klausenburg 1581 herausgab (das einzige bekannte Exemplar desselben befindet sich in der Graf Teleki'schen Bibliothek in Marosvásárhely). Im Jahre 1581 führte Báthory den Krieg ebenso siegreich fort, und der stolze Moskowiter-Zar sah überrascht die ungeheueren Erfolge des Königs, der nicht aus königlichem Geschlechte stammte, und den er daher nicht würdig gefunden, Boten an ihn zu senden. Nach diesem glorreichen Krieg nun, in welchem sich Ivan Wassiljewits immer in vorsichtiger Entfernung von den Waffen des Polenkönigs gehalten hatte, kamen die Boten desto häufiger, um einen Waffenstillstand zu erwirken. Báthory erklärte jedoch kurzweg, von einem Frieden ohne die bedingungslose Räumung Livlands nichts hören zu wollen.

Als Báthory 1581 den Krieg zum dritten Male erneuerte, bediente sich Ivan Wassiljewitsch in seiner masslosen Wut der niedrigsten Waffe, indem er an Stefan Báthory ein Schreiben richtete, welches, voll der gemeinsten Schmähungen und Verleumdungen, Báthory des Hochmutes, der Verworfenheit, des Meineids, der Grausamkeit, der Gottlosigkeit, kurz aller erdenklicher Niederträchtigkeiten beschuldigt. Nur blieb natürlich Báthory die Antwort nicht schuldig. Er antwortete in einem Memorandum in lateinischer, polnischer und russischer Sprache, in welchem er genau Alles erzählt, was sich seit seinem Regierungsantritte zwischen ihnen zugetragen, die Grundlosigkeit aller Anklagen klarlegt und die Verleumdungen mit Selbstgefühl zurückweist. Der Brief, von welchem eine Copie im geheimen Archiv in Wien aufbewahrt wird, ist einzig in seiner Art und wirft ein merkwürdiges Licht sowohl auf den aufgeblasenen Charakter des Zaren, als auch auf die edle, selbstbewusste Haltung Báthory's; auch zeigt er uns die ruhige Ueberlegenheit, mit welcher der Letztere die Verleumdungen des Ersteren höhnisch und treffend zurückschleudert und denselben schliesslich zum Zweikampf fordert.

«Als wir — schreibt Báthory — den 15. Juli (1581) mit unserem Heere vor Polock erschienen, kam unser Gesandter, den wir mit der russischen Botschaft an dich gesandt hatten, und brachte uns deinen Brief, welcher voll von Schmähungen wider uns ist. Voll Verachtung für deine Erbärmlichkeit hätten wir es nicht einmal nötig zu antworten, denn was

du schreibst, gereicht ja nur dir zur Schande; in der Meinung aber, dass du mein Schweigen falsch auslegen könntest, will ich doch antworten. So wie man das unvernünftige Tier, einen Esel oder Ochsen, wenn er ins Wasser fällt, aus Erbarmen herauszieht, so strecke ich jetzt meine Hand nach dir aus, der du in den Sumpf der Verleumdung gesunken bist».

Hierauf erzählt Báthory, was sich seit seiner Tronbesteigung, also in den letzten fünf Jahren, zwischen ihm und dem Zaren zugetragen hat; wie «unverschämt» sich der Zar seinen Gesandten gegenüber benommen, — und umgekehrt, wie unverschämt die Gesandten des Zaren bei ihrem ersten Erscheinen in Krakau aufgetreten, als sie im Senat die unzählbaren langen Titeln ihres Herrschers hersagten, wess' Alles Herr ihr Herrscher sei, der König wie vieler christlicher Nationen, während sie dem Könige von Polen den Titel «Majestät» nicht zuerkennen wollten und von ihm forderten, er solle stehend und entblössten Hauptes sich nach dem Befinden des Zaren erkundigen, widrigenfalls sie ihre Botschaft gar nicht vortragen wollten. Selbstverständlich habe der König dies nicht getan und so habe die Tätigkeit der Gesandtschaft damals im Ganzen nur darin bestanden, dass ie die Titel des Zaren hersagten, worauf sie aus dem Senat hinausgeführt wurden und Krakau verliessen. Da der Zar seine Anrechte auf Livland zu erhärten sucht, beweist Báthory, gestützt auf Tatsachen und Documente, dass das genannte Gebiet seit Jahrhunderten ein Leben der polnischen Könige ist — «die ganze Welt weiss es, dass es zu uns gehört, deine Unwissenheit ist aber so gross, dass du davon nichts weisst. *Lies jetzt nicht nur Psalmen, sondern trachte auch etwas Geschichte zu lernen!* Lass jetzt deine leeren Fabeln und Lügnereien, deine Lügen sind ja vor der ganzen christlichen Welt ohnedies bekannt genug. Du hast gar kein Anrecht auf Livland, ausser wenn du dir eines daraus formuliren wolltest, dass dein Grossvater den Rat der Stadt Nowgorod, lauter vornehme Leute, unter dem Vorwande einer Gasterei aus der Stadt gelockt hat, und wider alles Völkerrecht gebunden fortschleppen und niedermachen liess. So tut auch der Wolf mit dem Lamm, der Räuber mit dem Wanderer. So ist auch dein Rechtstitel, — und selbst der Wegelagerer hat einen besseren. Du rühmst dich deiner griechischen Abstammung, als ob schon die preussische nicht genügend wäre; und wenn du wirklich ein Grieche bist, so kannst du nur von Thyestes abstammen, dessen Tyrannei der deinigen verwandt war, der seinen Gästen heimlich geraubte Kinder vorgesetzt hat; du hast aber nicht nur Kinder, sondern die Bewohnerschaft ganzer Städte ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes hinschlachten lassen. — An Livland hast du denselben Rechtstitel, wie dein Grossvater: das Blutvergiessen.

«Bezüglich der Kriegsentschädigung von 400,000 Gulden sagst du, es sei unerhört, selbst unter den Tataren käme so etwas nicht vor, geschweige denn unter christlichen Fürsten. Unerhört? Hat denn Kaiser Karl V. nicht

auch dem Könige Franz von Frankreich ausser der Uebergabe der Festungen noch 400,000 Gulden gezahlt? Dir, der du sammt deinen Ahnen so viele Länder geraubt hast, dir scheint diese Summe zu hoch? Warte nur, wenn mir Gott auch noch fernerhin hilft und Glück schenkt, wirst du sehen, dass du diese Bedingung hättest annehmen können, denn wir werden dir noch ganz andere Summen als Preis für den Frieden auferlegen. Auch daraus zeigt es sich, dass du selbst es wünschest, dass wir den Krieg gegen dich fortsetzen, obzwar uns dazu niemand mehr aneifern soll, denn deine Vermessenheit und Ruchlosigkeit spornen uns zur Genüge an. Und da sagst du noch, dass ich das Geld, wenn ich es erhielte, zur Ausrüstung von Truppen gegen dich verwenden würde; ich stehe auf dein Geld nicht an, wir haben selbst genug zur Kriegführung gegen dich, wie du bereits erfahren hast, und noch erfahren sollst!

«Es bleibt uns noch übrig, auf deine unverschämten Verleumdungen zu antworten, was wir nicht tun würden, wenn uns deine Zügellosigkeit nicht zwingen würde. Deine Verleumdungen muss ich zurückschleudern, weil mein Lebenslauf vor der gesammten Christenheit offen liegt, während du deine Umtriebe dort, in jenem Winkel der Welt zwischen Wäldern, Sümpfen und Wüsten verbergen möchtest, aber gerade weil diese so unbewohnt sind, können jene nicht versteckt bleiben, die ganze Welt kennt und verachtet sie. Du sagst: ich befolge das Beispiel meiner Ahnen; das kann ich auch getrost tun; du aber kannst dich der deinigen, die sich so benommen haben, wie der Wolf, als er in die Schafherde brach, nicht eben rühmen!

«Du kannst mir keinen Vorwurf daraus machen, dass ich keinen Gesandten an dich geschickt habe: Gesandte schickt derjenige, der es nötig hat. Die christlichen Fürsten aber schicken nicht nur, wenn sie es nötig haben, sondern zuweilen auch aus Artigkeit Gesandte; so habe ich einen beim Antritte meiner Regierung an dich geschickt; sollte ich aber mit dir darüber streiten, was du verachtenswert findest, da würde ich Erbsen an die Wand werfen. Selbst wenn Engel oder Götter mit dir verhandeln würden, liessest du doch nicht von deiner Erbärmlichkeit.

«Voll Vermessenheit fragst du auch, warum in unserem Lande einer deiner Gesandten gestorben ist? Möchtest du uns nicht frevelhaft irgend eines Verbrechens beschuldigen, dessen wir selbst dann nicht fähig wären, wenn unser eigener Kopf in Gefahr schweben würde? Ich will nicht dagegen fragen, *warum dich denn dein Bruder Wladimir* (den Ivan hatte ermorden lassen) *unter den Lebenden gelassen?* Es ist bekannt, dass jedermann einmal sterben müsse.

«Du beklagst dich, dass wir uns deine Gesandten wie irgendwelche Puppen (tamquam pupillos aliquos) hätten vorführen und unserer königlichen Majestät von ihnen huldigen lassen, als ob wir Götter wären. Was

sprichst du da in aller Welt? Deine Gesandten hat uns der Marschall des Landes vorgestellt, — und gerade sie haben so frech gesprochen, wie wir oben erzählt haben. Es ist wahr, dass sich deine Gesandten bequemen mussten, mir gegenüber den Titel zu gebrauchen, den der Papst und die ersten Fürsten gebrauchen und mit welchem man den Kaiser der Christen und die christlichen Könige anzusprechen pflegt. *Dass du aber behauptest, der Titel «Majestät» gebühre nur Gott allein, das sagst du voll Unerfahrenheit und Dummheit!* So heissen die christlichen Könige, so hiessen meine Ahnen und so heisse ich. Du wirfst mir vor, dass ich deine Gesandten in Gegenwart meiner Räte empfangen habe: freilich! mich umgeben gewöhnlich meine Räte, vornehme und weise Männer, nicht Leute mit gezogenem Säbel und mit Spiessen, wie dies bei den Tyrannen üblich ist. *Damit hast du nur deine eigene Dummheit, nicht was deine Absicht war, unsern Hochmut bewiesen.*

«Mit grosser Entrüstung erwähnst du auch, dass wir deinen Gesandten nicht einen würdig genug ausgestatteten Reisepass gegeben haben. Lächerlich! Als ob es für die Sicherheit der Reise hauptsächlich darauf ankäme, dass der Reisepass so zierlich als nur möglich sei.

«Dann nennst du mich *deinen Bruder*. Diesen Namen würden wir von keinem einzigen christlichen Fürsten zurückweisen; bei dir aber tun wir es, denn die Pflicht des Bruders ist es seinen Bruder zu beschützen, nicht aber wie du es tust, ihn ungerechter Weise zu quälen.

«Das ist es, womit du deine Weisheit bewiesen hast; mit solchem Zeug könntest du kaum vor Kindern aufreten, nicht aber vor uns und unseren Räten.

«Ferner sagst du, um deine eigenen Wort zu wiederholen: bei der Belagerung von Vielkiluki seien wir zu Pferd gesessen, und hätten so deine Boten empfangen. *Wer hiess uns aber zu Pferd sitzen, wer hiess uns in den Krieg ziehen?* Natürlich du, und um uns durch deine Gesandten nur noch länger aufzuhalten, hättest du deine Rechtsansprüche vielleicht gar noch von Adam hergeleitet.

«Du nennst es eine Betrügerei, dass ich die Festung Sokolow durch Brandlegung eingenommen habe: es ist nicht mein Fehler, sondern der deinige, dass du die Art und die Mittel der Kriegführung nicht kennst; *es ist aber gewiss nicht meine Pflicht, dich in der Kriegskunst zu unterrichten.*

«Du schreibst, dass ich Polovk, Wladimir, Wielis und noch einige andere deiner Festungen durch Verrat eingenommen habe. Wie erbärmlich auch diese deine Behauptung ist, haben wir schon oben bewiesen. Vor zwei Jahren (1579) warst du doch selbst mit deinem Heer dort vor Pleskow, warum hast du denn die Deinen nicht verteidigt? Du hast es für zweckmässiger gefunden, Sokolow dort zu lassen, hast den Befehl gegeben, die Kanonen zu vernageln, und die Festung, nachdem ihr sie in Brand

gesteckt, feige zu verlassen. Wenn du es leugnen würdest, würden wir es dir mit deinem eigenen Brief beweisen! Und als wir Wielkiluki belagerten, warst du mit deinem Heere ganz in der Nähe, dort bei Turopecia; warum bist du uns denn mit deinem Heer nicht entgegengeeilt? *Die erbärmlichste Henne verteidigt ihre Küchlein gegen einen räuberischen Adler oder Geier, und du, zweiköpfiger Adler (denn den gebrauchst du ja als Wappen), wo steckst du denn, dass du gar nicht sichtbar bist?!*

«Du schreibst, dass wir bei unserer Krönung geschworen hätten, die eroberten Provinzen zurückzuerobern, dass wir also den Frieden vergeblich beschwören würden, denn diese beiden Eide könnten nicht nebeneinander bestehen. Der niedrige Verleumder, der ein Richter des Gewissens Anderer sein will, ist ein untreuer Hüter seines eigenen! Was den Königen von Polen und Grossfürsten von Lithauen nötig und wichtig erscheint zurückzuerobern, das werden sie in einem öffentlichen Frieden niemals verkaufen. *Und weil du nicht der Fürst, sondern der Henker deiner Untertanen bist, der über sein Volk nicht wie über Menschen, sondern wie über wilde Tiere herrscht: glaubst du, dass auch ein Anderer so handelt, wie du in Moskowitien?!* Das ist ferne von uns! Was ich dir mit meinen Räten im Friedensschlusse angelobt hätte, das hätte ich heilig und unantastbar gehalten!

«Du hast auch nicht versäumt, die Sünde und die traditionelle Gewohnheit deiner Ahnen, *die Grausamkeit*, mir zu imputiren, weil ich mit dir Krieg geführt und keinen Waffenstillstand geschlossen habe, und weil einige von deinen Soldaten getödtet wurden. Du hast den Krieg angestiftet, du hast mich mit deiner Frechheit dazu gezwungen und hast das Blut der Deinigen vergossen, indem du uns ungerechter Weise beleidigt und unsere Waffen gegen sie erhoben hast, ohne sie zu beschützen. Was du uns aber von einer Verstümmelung der Leichen schreibst, davon haben wir gar nichts gewusst, und als wir die Sache untersuchen liessen, hat es sich herausgestellt, dass deutsche Aerzte einzelne Leichen secirt haben, was Niemanden Wunder nehmen kann, der da weiss, dass menschliche Leichen Studiums halber oft bis in die kleinsten Einzelheiten untersucht werden. Eine Grausamkeit ist es, Lebende hinzumorden, Gefangene zu foltern, was wir nie getan haben, selbst an deinen Gesandten nicht, denn sogar diese, die doch nur gekommen sind, uns auszuspioniren und uns aufzuhalten, haben wir anständig behandelt; nicht so, wie du pflegst.

«Du erlaubst dir Alles, unsere Räte schmähst du, uns beschuldigst du des Hochmuts, der Erbärmlichkeit und Verworfenheit, des Meineids, der Grausamkeit und Gottlosigkeit, nennst uns Senaharib, Amelech, Maxentius, und bald wieder einen Heiden oder, wie du es nennst, «*bis urmanus*» und citirst Stellen aus der Bibel, welche auf gottlose Menschen Bezug haben, und wendest sie auf uns an. Wo aber ist denn deine Humanität,

deine Beständigkeit, Eidestreue, Güte, Gerechtigkeitsliebe und deine Treue? Dein Hochmut ist aller Welt bekannt; er zeigt sich auch in deinem endlosen Titel, den du ewig hersagst, und wobei du viele Reiche nennst, die nicht dir gehören und auf die du gar keinen Rechtstitel hast; so nennst du dich Herr von ganz Russland, wo du doch nur einen Teil davon innehast. Und deine Eitelkeit beweist auch der ewige Wechsel deines Namens, denn wie kommt es, dass du dich jetzt *Joannes* nennst, der du doch früher *Ivan* Wassiljewitsch hiessest?! Du brüstest dich gerne mit deiner fremden Abstammung: *bist du also ein Grieche? oder ein Römer? oder ein Spanier? oder nur ein Moskowiter!* Was sollen wir zu der neuerlichen Vermehrung deiner Titel sagen, wenn du dich den *Mässigen und Friedlichen* (temperans ac pacificus) nennst! O du unschuldiges Lämmchen! (innocens ovicula!) Und was wiederholst du immer die Worte «*väterlich*» und «*von den Ahnen*», *als ob jemand daran zweifeln wollte, dass du der Sohn deines Vaters bist und deine Mutter dich zum Herrscher des Moskowiter-Reiches geboren hat.* Niemand fragt nach deinem Vater, und du hast keine Ursache, dich seinetwegen so oft zu rechtfertigen, denn es ist ja ohnedies genug bekannt, welch eines Vaters Sohn du bist, und welche Mutter dich geboren hat, — dieselbe nämlich, deren Vater unseren Vorfahren Siegmund verraten hat. Oder erwähnst du deiner Ahnen vielleicht darum, um uns dadurch vorzuwerfen, dass wir nicht aus königlichem Geblüte stammen, sondern durch Wahl zu königlicher Würde gelangt seien? Es waren und sind noch jetzt im Christentum Reiche, wo die Könige und Fürsten erwählt werden, und doch wirken sie nicht weniger als erprobte, ausgezeichnete Männer, trotzdem sie nicht der Vorteil ihrer Geburt auf den Tron brachte. *Wir beneiden dich durchaus nicht darum, dass dich nicht das Urteil der Menschen und die erprobte Tugend, sondern nur der «uterus muliebris» zum Fürsten der Moskowiter gemacht hat.* Wir stammen nicht aus königlichem Geblüt und haben doch ein Königreich erhalten; dir wäre dies kaum begegnet. Wärest du nicht dazu geboren, wärest du gewiss nicht zur Regierung gelangt, *denn deine Tugenden würden dich eher zum Hirten und Räuber qualificiren.* Umso weniger kümmert mich das, womit du dich da immer brüstest, denn jedem Menschen ist es unzweifelhaft, was schöner ist: von einem edeln, an Tugenden hervorragenden Vater und einer edeln, an Sitten reinen Mutter zu stammen, oder von einem verbrecherischen König und einer sittenlosen Königin.

«Du wirfst uns vor, dass wir die polnischen Könige *unsere Vorfahren* nennen; wir können sie getrost so nennen, denn sie haben vor uns regiert; *Ahnen* nennen wir sie nicht, denn wir stammen nicht von ihnen. Doch woher nimmst du dir zu deinem Titel den Zusatz: «*Herr des Ostens und Westens*»? Du handelst wie Satan, der Gott den Norden wollte streitig machen; nun nimmst du den Osten und Westen dazu, so dass ihr beide

du und der Satan, dem lieben Herrgott nichts lasset als den vierten Teil der Erde und des Himmels...

«Vieles könnten wir von deiner Standhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Eidestreue sagen, — wo ist das Alles? Wo ist deine Humanität? *Wo ist dein Bruder Wladimir hingekommen?* Wohin sind so viele deiner Edeln und deiner Untertanen von verschiedenstem Range gekommen? Wohin so viele deiner Soldaten? Du hast nicht nur Männer, sondern auch Frauen mit Grausamkeit gequält, ja selbst Sprösslinge, die noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hatten, und hast auch wie ein Heide befohlen, vor deinen eigenen Augen achtbare Frauen zu schänden. Dies Alles ist der ganzen Welt bekannt, hat man doch Bücher darüber geschrieben und so deinen Namen verbreitet. Wenn du's nicht glaubst, geh' und lies sie, wir schicken dir ein Exemplar davon, damit du darin dein Geschlecht gleichsam in einem Spiegel betrachten mögest und erst dann, wenn du dich darin erkannt hast, in deiner Erbitterung über Andere herfallen mögest.

«Du vergleichst mich sammt meinen Senatoren mit Senaherib: du Kain, du Phalaris, du Pharao, du Nero, Herodes, Antiochus!

«Und dein Hochmut? Als du daran gingst, Livland zu erobern, hast du dich selbst vor den Gefangenen geprahlt, indem du deine Lanze erhobst und behauptetest, mit derselben meine Brust durchbohren zu wollen, und vor unserem Gesandten Harabunda hast du laut ausgerufen: Mag alle Welt es wissen, dass Ivan Wassiljewitsch der Gott der Welt ist und dass es ausser ihm keinen anderen gibt. Und dann — erzählt unser Gesandter weiter — sei derselbe tollkühn zu dem Altar getreten und habe das Abendmahl genommen, der zuvor seinen leiblichen Bruder hat ermorden lassen. Auch Antiochus hat gebetet, als ihn die Strafe Gottes ereilte, und hat gelobt einen Tempel zu erbauen. Was aber sagt davon die Heilige Schrift? Geh', lies daraus, was auf dich passt!

«Greif' also selbst zum Schwerte, wenn du so ein Held bist, sitz' auf und lass uns an einem bestimmten Ort zu bestimmter Zeit zusammentreffen: zeig, welch ein Mann du bist und wie weit du deiner Wahrheit traust. Lass uns beide kämpfen, auf dass weniger Christenblut vergossen werde. — Verständige uns, wenn du unsere Herausforderung annimmst; wir sind zum Zweikampfe bereit. Gott, der gerechteste aller Richter, wird zeigen, wem das Recht gebührt. Wenn du unsere Herausforderung zurückweisest, sprichst du selbst über dich das Urteil, dass du nicht nur nicht Recht hast, sondern auch noch feig bist, — dass dir keine kaiserliche Würde innewohnt, die du so gerne zur Schau tragen möchtest, sondern dass du im Gegenteil nicht nur keines Mannes, nein, nicht einmal eines Weibes würdig bist. Was du aber immer beschliessen magst: ob du uns entgegentrittst oder dich vor uns verkriechst; wir zweifeln nicht daran, dass Gott mit uns

sein wird und unsere gute Sache zum Siege, die deine aber zum Untergange führen wird.»

So weit der Brief.

Von welcher Wirkung dieses Schreiben gewesen, erfahren wir aus dem Berichte des Jesuiten Possevini, der sich gerade zu der Zeit am Hofe Ivans in Starisza aufhielt, als Báthory's Brief daselbst anlangte.

Den Zar regte der Brief, den er vor Zorn und Wut zitternd las, ungeheuer auf. Aber vergebens dachte er an Rache, denn Báthory belagerte ja soeben an der Spitze eines siegreichen Heeres eine seiner stärksten und wichtigsten Festungen, Pleskowo. Báthory's Brief steigerte nur die Befürchtungen des Zaren und seiner Umgebung, welche um das Schicksal der heftig angegriffenen Festung besorgt waren. Ivan dämpfte daher vorläufig seine Rachlust und reflectirte auch nicht auf den angebotenen Zweikampf, sondern beschloss neue Friedensunterhandlungen zu versuchen.

Er berief Possevini su sich, den der Papst als Friedensvermittler zwischen Ivan und Báthory entsendet hatte. Als derselbe erschien, sass der Zar finster brütend auf dem Trone, um ihn mit besorgten Mienen seine Räte. Diese wandten sich dann zu dem päpstlichen Legaten und führten ihn mit tiefstem Stillschweigen in den Beratungssaal. Hier zeigten sie ihm Báthory's Brief und baten ihn, sofort zum Könige von Polen zu eilen und mit Berufung auf den Wunsch des Papstes den Frieden zu beschleunigen. Ihrerseits versprachen sie als Gegendienst jeden Wunsch des Papstes zu erfüllen, den Katholiken in Russland freien Aufenthalt und Religionsfreiheit zu gewähren, den päpstlichen Missionären freien Durchzug zu den Tataren zu gestatten; ja sie stellten sogar die Union mit der westlichen Kirche in Aussicht. Und alles dies unter dem Eindrucke von Báthory's Schreiben!

Possevini begab sich auf den Wunsch des Zaaren in das polnische Lager von Pskow. Hier gelang es ihm Báthory's Zustimmung zur Entsendung einer gemischten polnisch-russischen Friedenscommision zu erwirken, welche die Bedingungen des Friedensschlusses zu formuliren hätte. Diese gemischte Commision trat in der Tat in einem Grenzdorfe zusammen und begann unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten ihre Beratungen. Das Uebereinkommen der streitenden Parteien stiess auf grosse Schwierigkeiten, da Báthory von dem Territorium Livlands nicht eines Fusses Breite aufgeben wollte. Nahezu zwei Monate währten die Verhandlungen, bis sie sich schliesslich einigen konnten, worauf der Friede am 15. Januar 1582 zu Stande kam.

Die Russen waren genötigt, Livland, d. h. die Herrschaft über die Ostsee aufzugeben. Báthory hat diese Provinz für Polen zurückerobert und den Besitz derselben in dem Friedensakte gesichert.

LUDW. V. SZÁDECZKY.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 30. März las das corr. Mitgl. Prof. Ivan Télfy «*Linguistische Bewegungen bei den Neugriechen*». Ivan Télfy bespricht in seinem Vortrage mehrere in das Gebiet der Linguistik einschlagende neuere Erscheinungen der neugriechischen Literatur. Vor allem die «Linguistischen Bemerkungen über die heutige griechische Sprache» von Kontos, die Anzeige und Kritik dieses Werkes von Livadas, und namentlich einen, in der «Klio» erschienenen Aufsatz des Oekonomidis. Sodann bespricht Vortragender die von dem bekannten Archäologen Kumanudis in seiner «Synagoge lexeon athesauriston» zusammengestellte Sammlung der in den griechischen Inschriften und nachclassischen Schriftstellern vorkommenden, bisher nicht gesammelten Wörter, welche das griechische Wörterbuch um 7506 Wörter bereichert. Hierauf betrachtet er die Textkritiken des Anton Boreatis, die «Diorthotica» des Zákas, die Kritik des Hatzadakis über die beiden erstgenannten Arbeiten von Kontos und Livadas, endlich das Deutsch-Neugriechische Handwörterbuch des Jannarakis.

Nach ihm betrat das ord. Mitgl. Prof. Hermann Vámbéry die Vortragsbühne. Prof. H. Vámbéry zeigt auf der Wandkarte Kasstamuni in Kleinasien und Umgegend, geht sodann zu einer kurzen Charakteristik und Geschichte der türkischen Dialecte Klein-Asiens, namentlich der Sprache der Seldschucken und Osmanen über, betont die Wichtigkeit des gründlichen Studiums der türkischen Sprachen einerseits für die Urgeschichte der Ungarn, andererseits für die ungarische vergleichende Sprachwissenschaft und legt sodann eine längere Arbeit des jungen Linguisten Josef Thury «*über den türkischen Dialect der Provinz Kasstamuni*» vor, welche die Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen dieses Dialectes von, respective mit der osmanli-türkischen Literatursprache und den bisher nur wenig gekannten drei kleinasiatischen Dialecten (Karamári, Khudavendkjári und Kharputi) auf Grund eines mit einem Wörterbuch versehenen türkischen Originalwerkes darstellt, welches sich «Mutajabati Türkije» (Türkische Schwärmereien) betitelt und die Gedichte eines Galib genannten Poeten in der Mundart von Kasstamuni enthält, von welchen der Verfasser einige auch in Transscription und ungarischer Uebersetzung mitteilt.

In der Sitzung der II. (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 13. April las das corr. Mitgl. Josef Dankó über: «*Französische Bücherillustration in der Renaissancezeit*». Da die Bücherillustration — sagt Vortragender — jederzeit und allerorten zur wirksamen Versinnlichung der Schöpfungen der Phantasie gedient hat, ist es überaus instructiv, den Entwicklungsgang dieses interessanten Kunstzweiges zu verfolgen, insbesondere im Leben jener Nation, welche zu öfteren Malen auf die Cultur überhaupt. insbesondere aber auf die Kunst einen massgebenden Einfluss geübt hat; eine solche Untersuchung hat in gleichem Maasse ein ästhetisches und ein historisches Interesse.

Die Schlussperiode der geschriebenen und mit Miniaturen geschmückten Bücher fällt zeitlich mit den Incunabeln der Buchdruckerkunst zusammen. Das gedruckte Buch rivalisirte mit dem geschriebenen und gemalten einerseits hinsichtlich der Form der Buchstaben, andererseits hinsichtlich der Illustrationen. In ersterer Hinsicht half der Buchdrucker sich leicht, da ihm hinlängliche Mittel zu Gebote standen, in letzterer Hinsicht fehlte ihm Alles; wie konnte er mit seiner einfachen Schwärze der Gold- und Farbenpracht des feinen Pinsels der Miniatur-Malerei ein gleichwertiges Werk entgegenstellen? Er musste notwendig seinen eigenen Weg wandeln, um eine seinen Zwecken entsprechende Kunst zu schaffen. Er fand dieselbe in der Kunst des Holzschnitts, welche die popularisirende Genossin der Buchdruckerkunst wurde. Sie erreichte, unerachtet ihrer anfänglichen Unvollkommenheit, rasch den Zweck: für eine Classe der Gesellschaft, welche bisher ausgestossen schien, die kostspielige Kleinmalerei zu ersetzen. Die der Holzschnittkunst eigene gestaltende Kraft wurde immer mehr und mehr erkannt, die französischen Zeichner und Holzschneider fanden ihren selbstständigen eigenartigen Stil, welcher namentlich im fünfzehnten Jahrhundert vom italienischen und deutschen wesentlich abwich. Die Anfänge der französischen Holzschneidekunst fallen mit den Anfängen der gothischen Drucke der in nationaler Sprache geschriebenen Werke zusammen und die Priorität in der Entwickelung der französischen illustrirten Literatur fällt dem Civilisations-Centrum Südfrankreichs, Lyon zu, von wo massenhaft die «Romans de chevalerie» ausgingen. Paris, Lyons Rivale in der Einführung und Entwickelung der Buchdruckerkunst, folgte diesem in der Kunst der Illustration erst nach.

Um die nationalen Eigentümlichkeiten der französischen Bücherillustration von ihrem Wiegenalter bis zu ihrer am Ende des ersten Viertels des sechzehnten Jahrhunderts erreichten Höhe zu erkennen und zu würdigen, findet Vortragender es unerlässlich, die unter den Titeln: «Horae», «Officium», «Officiolum horarium», «Heures», «Office» bekannten Andachtsbücher eingehend und aufmerksam zu betrachten. Nichts gereicht der französischen Buchdruckerkunst zu so grossem Ruhme wie die von 1487 bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschienenen über 500 verschiedenen Ausgaben der «Heures». In allen sind den betreffenden Officiis seitengrosse Holzschnitte mit Darstellungen aus der heiligen und Profangeschichte vorgesetzt. Wichtiger als diese historischen Darstellungen aber ist die ornamentale Ausschmückung der Heures. Hier haben wir es nicht mit blossem Zierat, sondern mit wirklichen Compositionen zu tun.

Die Randornamente der «Heures» führen an unseren Augen in reicher Mannigfaltigkeit neben ersteren Bildern auch mythologische, allegorische, komische Darstellungen vorüber, welche oft mit dem illustrirten Text in schneidendstem Gegensatze stehen. Wir sehen dort eine ganze Scenenfolge aus Cäsars Triumphzug, die Entführung Deianiras, die allegorischen Gestalten des Lasters im Kampf mit der Tugend, die Jugend und das Alter, das Glück, Cupido, Amoretten, Genien, Satyrs, Jagdscenen, Dorflustbarkeiten, selbst anstössige Spiele, Greife, Affen, Drachen, verschiedene Fabeltiere (droleries), welche wir so oft auf den Giebelsimsen gothischer Dome sehen; es fehlt auch kleineres Getier nicht, wie Vögel, Schnecken, Fliegen zwischen Geäst und Laubwerk, Armleuchter, Gefässe und anderer Zierrat. Alles dies verrät die Vertrautheit der massgebenden Kreise

mit der Antike, sowie das Streben der Künstler, die Formen der Renaissance sich anzueignen und ihre Gestalten ihnen anzupassen. Zu den eben beschriebenen Randornamenten traten alsbald auch die beliebten Todtentanzbilder, Dance Macabre, Danses des mortes.

Die französische Hauptstadt, in welcher die grösste Menge dieser prächtigen Gebetbücher erschien, war auch der Mittelpunkt der künstlerischen Ausstattung der verschiedenen Arten der liturgischen Bücher, welche mit ihren prächtigen Initialen und reizenden Ornamenten nächst den «Heures» zu den schönsten Erzeugnissen der Pariser Presse gehören. Auf der Vollkommenheitsstufe der kirchlichen Bücherillustrationen standen auch die Illustrationen jener weltlichen Werke, welche die Lieblingslectüre des Publikums dieser Zeit bildeten.

Lyon übte die von Italien und Deutschland entlehnte Holzschneidekunst anbelangend bei den Illustrationen der Bibel ein formelles Monopol aus. Die in der Holzschneidekunst sich äussernde künstlerische Tätigkeit offenbarte sich hier mit ebensoviel Lebenskraft als Fruchtbarkeit. Venedig ausgenommen erschienen die heiligen Bücher des Alten und Neuen Testaments zu jener Zeit nirgends in so häufigen Ausgaben, wie in Lyon. Anfangs wurde die Heilige Schrift auch hier nach venetianischer Manier mit vielen, oft kleinen Holzschnitten illustrirt. Die spätere Entwickelung findet unzweifelhaft unter deutschem Einfluss statt. Erst um die Mitte des Jahrhunderts tritt die nationale Manier bestimmt hervor, zwar influencirt von der italienischen, aber mit überwiegend französischem Typus. Wenn wir die einzig dastehende Tätigkeit der Lyoner Presse in den Bibel-Illustrationen im Ganzen überblicken, so sehen wir eine stetige Erhebung von der niedrigsten Stufe des künstlerischen Wertes bis zur Vollkommenheit.

Die hervorragendsten Repräsentanten der französischen Illustration in der Renaissancezeit sind G. Tory (1480—1533), J. Cousin (1501—1589) und B. Salamon (1520—1570). Die unvergängliche Bedeutung dieser Künstlertrias würdigt Vortragender, auf ihre hervorragenden Werke im Einzelnen eingehend, in einem längeren Abschnitte seiner auch sonst an bibliographischem und biographischem Detail überaus reichen Arbeit.

Hierauf hielt das corr. Mitgl. Aladár Ballagi seinen Antrittsvortrag: «*Colbert als Staatsmann*». Vortragender schildert das Leben und die staatsmännische Wirksamkeit Colbert's auf Grund der Originalquellen, namentlich Colbert's Original-Correspondenz, der Memoiren Ludwig's XIV. und anderer Zeitgenossen, der Originalberichte der venezianischen Gesandten u. s. w. Er findet, dass es kaum eine grosse geschichtliche Gestalt gebe, der ihre Stelle in der Weltgeschichte so verkehrt angewiesen worden wäre, wie Colbert. Er wird als ausserordentlich einseitiger Staatsmann dargestellt, als ob er nie etwas Anderes als Nationalökonom gewesen wäre. Vortragender findet dagegen, dass nur Colbert's Biographen einseitig gewesen, Colbert aber ein vielseitiger, universaler Staatsmann gewesen sei, wie es nur je einen gegeben habe. Colbert's grenzenlose Arbeitskraft hat ausser Finanzen, Industrie, Handel und Ackerbau die königlichen Familien-Angelegenheiten, Krieg und Aeusseres, Justiz und Inneres, Marine- und Colonial-Angelegenheiten in eindringendster Weise in ihren Kreis gezogen. Es gab kein Gebiet des Staatslebens, auf welchem seine gewaltige Individualität sich nicht durch hervorragende Leistungen betätigt hätte. Schon sein Grundprincip war hervorragend

universal, indem er sich als Endziel seiner staatsministeriellen Wirksamkeit nicht die partielle Pflege einzelner Zweige des Staatslebens, sondern die harmonische Entwicklung aller wichtigeren Factoren des Staatsorganismus vorsteckte. Die leitende Idee, von welcher er ausging und welcher er Alles unterordnete, war: jede Art menschlicher Tätigkeit in Bewegung zu setzen und zu classischer Vollendung zu entwickeln und dadurch Frankreich und dessen König zur Hauptmacht auf dem Erdenrunde zu Wasser und zu Land zu machen. Colbert's Idee war, dass Frankreich in der Neuzeit die Macht und Bildung des alten Griechenland und Rom in sich vereinige, und seine selbstaufopfernde Tätigkeit verwirklichte diese Idee auch. Er strebte, seinem Vaterlande neben dem materiellen Uebergewicht auch die geistige Hegemonie zu sichern. Seine segensreichste und bleibendste Wirkung war, dass er in der französischen Gesellschaft den Geist der Arbeit Wurzel fassen machte, durch dessen Erweckung und Pflege er dem französischen Mittelstande einen solchen Impuls gab, dass derselbe nach einem Jahrhundert den Absolutismus zu bemeistern, das Königtum zu zerschmettern und die Umwälzungen einer grossen Revolution überlebend, Frankreich vom Schiffbruch zu retten vermochte.

In der Plenarsitzung am 27. April hielt das ord. Mitglied Paul Hunfalvy eine «*Denkrede auf das auswärtige Mitglied* Elias Lönnrot», welche wir in Nachstehendem kurz resummiren.

Die Literatur der heutigen Culturvölker nennt die finnische *Kalevala* neben der griechischen *Ilias* und neben dem Namen des Griechen Homer den Namen des Finnen Lönnrot. Dieser hat 1835 das finnische Nationalepos nach Aufzeichnungen aus dem noch lebenden finnischen Volksgesange zusammengefügt und herausgegeben. Er hat dadurch über das Wesen und die Entstehung des Volksepos überhaupt ein helleres Licht verbreitet, als alle gelehrten Kontroversen über die Entstehung der Homerischen Gedichte vermocht hatten. Da die finnische Nation, deren Stolz und Ruhm Lönnrot ist, der ungarischen Nation sprachverwandtschaftlich näher als irgend eine moderne Culturnation steht, hat die ungarische Akademie mehr Grund das Andenken des finnischen Homer zu feiern, als alle anderen, deren auswärtiges Mitglied er ebenfalls gewesen.

Die Existenz des finnischen Volksepos und dessen Auffinder und Zusammenfüger Lönnrot erscheint gleicherweise als ein Wunderding. Der Lebenslauf des letzteren ist eine Reihe gleichsam providentieller Fügungen, die ihn zu dem hohen Berufe hinführten. Der im Jahre 1802 in Sammatti geborene Dorfschneiderssohn muss von der Lateinschule in Abo im dritten Jahre wegen Armut seines Vaters heimkehren, um dessen Handwerk zu treiben. Auf Veranlassung des Kaplans Lönnquist, der aus Gefälligkeit den wissbegierigen Knaben (1815) unterrichtet, bettelt sich dieser als wandernder Mendikant die Mittel zum ferneren Schulbesuch am Gymnasium zu Borgo zusammen. Als er von dort nach einem halben Jahre wegen Erschöpfung der Mittel wieder heimkehren soll (1819), sucht grade der Apotheker Bjugg von Tavastehus unter den Schülern von Borgo einen Lehrling. Lönnrot verdingt sich ihm auf sechs Jahre und lernt in seinen freien Stunden Latein, Griechisch, Mathematik, Botanik. Im dritten Jahre redet der Stadtarzt Sabelli den zwanzigjährigen Apothekerlehrling einmal scherzweise lateinisch an, wird auf sein Talent aufmerksam und schiesst ihm die Mittel zum Universitäts-Studium in Abo vor. Hier weilt Lönnrot zehn Jahre, Medizin studirend und Pri-

vatunterricht erteilend. Nebenbei interessirt ihn die Sprache und die mündliche Tradition seines Volkes und er schreibt eine lateinische akademische Abhandlung «*Von Wäinämöine, einem Gotte der alten Finnen*» (1827). Im Herbst desselben Jahres wird die grossenteils aus Holz gebaute Stadt Abo am Westende Finnlands ein Raub der Flammen und Lönnrot übersiedelt mit der Universität nach der in der südlichen Landesmitte gelegenen Stadt Helsingfors. Von hier aus durchwandert er von 1828 an die Provinzen Tavasti, Savalaks, Kajaani, um die Mundarten kennen zu lernen und alte Lieder zu sammeln, die er von 1829 bis 1831 in vier Bänden unter dem Titel «Kantele» (Leier) herausgiebt. Der Umstand, dass diese wertvolle Publication die Druckkosten nicht einbrachte, veranlasste die jungen Geister Finnlands, namentlich Lindfors, Lönnrot und Keckmann, zur Gründung der «Finnischen Literatur-Gesellschaft» (1831). 1832 machte Lönnrot das Doctorat und wurde Bezirksarzt in Kajaani. Die häufigen Reisen in dem weitläufigen Bezirke begünstigten seine Liedersammlungen und 1835 edirte die finnische Literaturgesellschaft Lönnrot's berühmte Sammlung: «*Kalevala, oder karelische Runen aus der Vorzeit des finnischen Volkes*», welche den Ruhm der finnischen Nation für ewige Zeiten begründete.

Lönnrot setzte seine Sammlungen auch in den folgenden Jahren fort und publicirte unter vielem anderen Wertvollen die Liedersammlung «Kanteletar» (1840), die «finnischen Sprichwörter» (1842), die «finnischen Rätsel» (1844), sämmtlich glänzende Proben der geistigen und sprachlichen Schätze der finnischen Nation. Die alte finnische Lyrik des Kanteletar bringt die sanftesten, rührendsten Aeusserungen des menschlichen Gefühls und die poesievollsten Belebungen der todten Natur zu wohllautendem Ausdruck. — Lönnrot's so erfolgreiche Forschungen regten auch andere jüngere finnische Gelehrte zu Forschungsreisen auf dem riesigen Gebiete sowohl des eigentlichen Finnlands als des von Finnen bewohnten Teiles Russlands an, welche gleichfalls schöner Erfolg krönte. Besonders Europæus sammelte 1845, 1846 und 1848 viele neue Runos und wertvolle Varianten der schon bekannten. Auf Grund der eigenen und fremden neuen Sammlungen verfasste nun Lönnrot 1849 seine stark vermehrte zweite Redaction der Kalevala, welche 50 Runos mit 22,800 Verszeilen gegen die 32 Runos mit 12,100 Verszeilen der früheren enthielt.

Da die *Kalevala* nicht so bekannt ist, wie die *Ilias*, entwirft Denkredner, um von der poëtischen Befähigung des finnischen Volkes einen klaren Begriff zu geben, eine Skizze des finnischen Nationalepos nach seinen Hauptzügen mit vergleichenden Blicken auf die Ilias, welcher die Kalevala an die Seite gestellt zu werden pflegt. Wir können auf diese interessante Partie wegen Raummangel nicht näher eingehen. Unser Staunen über das Finnenvolk steigt um so höher, je klarer wir nach dieser Darstellung die so himmelweit verschiedenen physischen und socialen Verhältnisse begreifen, unter welchen die Gesänge der Ilias einerseits und der Kalevala andererseits entstanden sind und sich fortgepflanzt haben. Wir staunen aber auch über den armen Dorfschneiderssohn Lönnrot, der so glücklich war, die geerennten Runos, gleich zerstreuten Stücken einer zertrümmerten Mosaik, zu einem grossen Gemälde zusammenzufügen. Denkredner schildert diese Diaskeuasten-Tätigkeit Lönnrot's nach dessen eigenen Angaben und citirt dabei Steinthal's treffendes Wort: «es giebt keine Volks*gedichte*, nur eine Volks*dichtung*,

r giebt kein Volks*epos*, nur eine Volks*epik*», aus welcher ein berufener Diaskeu t, wie Lönnrot, ein Epos redigirt. Steinthal nennt die grosse Epik eine bedeutende, nur wenigen Völkern zu teil gewordene Gunst des Schicksals und er erkennt in der europäischen Literatur nur *vier* echte Volksepen an: das griechische Epos Homer's, das deutsche Nibelungenepos, das französische Rolandslied und die finnische Kalevala.

In demselben Jahre, wo Lönnrot die zweite Redaction der Kalevala veröffentlichte (1849), heiratete er auch. 1853 verliess er seine Stelle als Bezirksarzt in Kajaani, um die Universitätsprofessur für finnische Sprache und Literatur in Helsingfors zu übernehmen. Von dieser zog er sich 1862 mit dem Titel eines kaiserlichen Kanzleirates auf das in seinem Geburtsorte Samatti erworbene Besitztum zurück, wo er bis an sein Ende (19. März 1884) unermüdlich literarisch wirkte. Hier machte Denkredner in Gesellschaft der finnischen Gelehrten Ahlquist und Koskinen dem finnischen Homer im August 1869 einen zweitägigen Besuch, von dem er einen sehr anziehenden Bericht giebt. Hier wurde am 4. April 1884 Lönnrot unter der Teilnahme des ganzen finnischen Volkes mit einer Feierlichkeit zu Grabe geleitet, wie sie Finnland, dessen grösster geistiger Regenerator er gewesen, nie gesehen. Doch ist Lönnrot's Ruhm, der Schöpfer der finnischen Literatursprache und so der glänzendste Stern seiner Nation zu sein, auch noch so beneidenswert gross: sein grösster Ruhm ist, das vom finnischen Volksgeiste geschaffene Epos ans Tageslicht gefördert zu haben. Ein Strahl dieses Ruhmes fällt auch auf die ungarische Nation zurück, denn die Existenz des finnischen Volksepos beweist am klarsten die volle geistige Ebenbürtigkeit der ganzen finnisch-ugrischen Völkerfamilie mit jenen arischen Völkern, welche Volksepen schufen, und die ungarische Akademie konnte bisher und kann in Hinkunft das Andenken keines in dieser Hinsicht würdigeren auswärtigen Mitgliedes feiern, als LÖNNROT ist.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Almási T. Aranylakodalom (Die goldene Hochzeit. Dramolet in einem Acte von Tihamér Almási). Budapest, 1885, Grill, 24 S.

Beniczkyné-Bajza L., Nem ismerem a mult történetét (Ich kenne die Geschichte der Vergangenheit nicht. Roman von Lenke Beniczky-Bajza). Budapest, 1885, Franklin, 216 S.

— — *A fátyol titka* (Das Geheimniss des Schleiers, Roman von derselben). Budapest, 1885, Légrády, 181 S.

Codex Diplomaticus comitum Károlyi de Nagy-Károly. Im Auftrage der Familie herausgegeben vom Grafen Tibor Károlyi, redigirt von Professor Koloman Géresi. III. Band. (Urkunden und Briefe aus den Jahren 1491—1600). Budapest, 1885, Pfeifer, XXIII, 633 S. und 6 Beilagen.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Dugonics András, Kun László (Ladislaus der Kumanier, Trauerspiel in vier Aufzügen von Andreas Dugonics, neu herausgegeben von *Gustav Heinrich*). Budapest, 1885, Franklin, 224 S. — Der Herausgeber weist in der Einleitung nach, dass dies Drama, welches Dugonics im Jahre 1794 verfasst hat, auf dem Trauerspiele »Elfride« von Friedr. Justin Bertuch (1775) beruht, das selbst wieder eine Bearbeitung eines englischen Elfride-Drama's von Wilhelm Mason (1752) ist. Dugonics hat sich ziemlich genau an das deutsche Original gehalten und nur die Namen der handelnden Personen und die Localitäten und Tatsachen auf ungarische historische und fingirte Gestalten und Localitäten übertragen. Gleichzeitig behandelt der Herausgeber auch die übrigen Elfride-Dramen von Max Klinger, Friedrich Schiller (blos Entwurf), Hermann Marggraff und Paul Heyse.

Koltai V., Czuczor Gergely (Gregor Czuczors Leben und Werke von Dr. Virgil Koltai). Budapest, 1885, Kilian, VII und 232 S.

Kovács L., Költői elbeszélések, regék (Poetische Erzählungen, Märchen, Sagen und Schilderungen von Ludwig Kovács). Miskolcz, 1885, Ferenczi, 384 S.

Kunharth Josef Dr., Die Rechte der Militärpflichtigen. Budapest, 1885, Nagel, 64 Seiten.

Lindner Gust., Az Altenberger-féle Codex. — Der Codex Altenberger. Textabdruck der Hermannstädter Handschrift, herausgegeben im Auftrage des Siebenbürger Museums-Vereins von Professor Dr. Gustav Lindner. Klausenburg, 1885, Stein. XII, 304 S. und 2 Tabellen. — S. oben S. 310.

Mágnás, A klerikális politika (Die Entlarvung der klerikalen Politik. Randglossen zu Bischof Lorenz Schlauch's Rede von einem ungarischen Magnaten). Budapest, 1885, Tettey, 25 S.

Neményi A., A franczia forradalom hirlapjai (Journale und Journalisten der französischen Revolution von Ambrus Neményi). Budapest, 1885, Franklin, 80 S.

Pulszky Ferencz Albuma (Pulszky-Album zu Franz Pulszky's halbhundertjährigem Schriftsteller-Jubiläum, 1834—1884. Im Auftrage der ungarischen archäologischen und anthropologischen Gesellschaft herausgegeben von Baron Eugen Nyáry, Karl Torma, Emerich Henszlmann und Alexander Havas). Budapest, 1885, Aigner Com., 4°, 170 S., 2 Photographien und 2 Tafeln.

Rácz V., A buza a nemzetközi piaczon (Das Getreide auf dem internationalen Markte, mit besonderer Rücksicht auf Ungarn von Wilhelm Rácz). Budapest, 1885, Grill, VIII, 103 S. und eine Tafel.

Réthy L., Magyar styl (Gibt es einen ungarischen Stil? von Ladislaus Réthy). Budapest, 1885, Knoll, 52 S.

Schwarcz Gy., Sallustios államformái (Die Staatsformen bei Sallustios und die politische Literatur der Griechen von Julius Schwarcz) Budapest, 1885, Akademie, 27 S.

Stehló Kornél, A házassági elválás joga (Das Recht der eheligen Scheidung in Ungarn und Siebenbürgen, mit besonderer Rücksicht auf die Entscheidungen der kgl. ung. Curie von Cornel Stehló). Budapest, 1885, Franklin, XV und 248 S.

Szabó K., Régi Magyar Könyvtár II. (Altungarische Bibliothek. II. Band: Bibliographisches Handbuch der von 1473 bis 1711 in Ungarn erschienenen nichtungarischen Druckwerke, im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Karl Szabó). Budapest, 1885, Akademie, Lex. 8°, XI u. 755. S.

Than K., Emlékbeszéd Sainte-Claire Deville H. fölött (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie H. Deville Sainte-Claire von Karl Than). Budapest, 1885, Akademie, 22 S. und eine Photographie.

FÜRST GABRIEL BETHLEN.

Von Johann Zápolya angefangen, unter dessen Regierung das Reich der ungarischen Krone in zwei Hälften zerfiel, bis zu Michael Apafi, nach dessen Tod Siebenbürgen wieder unter das Scepter der habsburgischen Dynastie kam, lösten sich nach einander Fürsten aus nationalem Geblüte auf dem fürstlichen Trone ab, darunter so mancher, dessen die Nachkommen mit Dankbarkeit und Pietät gedenken. Doch tiefere Spuren als Gabriel Bethlen hat keiner von ihnen zurückgelassen. Das Volk, welches das Land jenseits des Königssteiges bewohnt, bewahrt sein Gedächtniss mit eben derselben Pietät in seinem Herzen, wie das gesammte ungarische Vaterland das Andenken des Königs Mathias bewahrt.

Sollte das wohl blos deshalb sein, weil er Blut von seinem Blute, Fleisch von seinem Fleische gewesen? weil er mit seinem Volke gefühlt und für sein Volk gestritten? weil er den Sturm von zwei Jahrzenten beschworen und das Reich aus einer unbedeutenden Provinz zu einem Factor gehoben, der mitzählte in der europäischen Politik? Blos deshalb, weil er seine Gesetze bis zu einer solchen Entwickelung geführt, dass viele derselben seinen Sturz überlebten und wenigstens teilweise in Rechtsgiltigkeit verblieben?

Unzweifelhaft hat dies alles beigetragen zu jenem Nimbus, der sein Andenken umgibt, doch nicht die Summe von alle dem genügt, um diese Erscheinung zu erklären. War ja doch Stephan Báthory's Macht grösser als die seine, während es die polnische Nation ist, die diesen in unvergänglicher Erinnerung behalten. Bocskay's Volkstümlichkeit zur Zeit des Wiener Friedenschlusses hatte die seine überflügelt, und der Frieden zu Linz, den Rákóczy geschlossen, übertrifft an Grösse der Schöpfung den von Nikolsburg: und dennoch ist der Lorbeer unvergänglicher, den die dankbare Nachwelt um Bethlen's Schläfen gewunden.

Ebenso wie bei Mathias ist es auch bei Bethlen die volle Persönlichkeit, die uns den Schlüssel zu dieser Erscheinung in die Hand legt. Früh verwaist, ward er in der Schule des Lebens erzogen. Was er geworden,

hat er Niemandem zu danken. Obgleich einem alten und hervorragenden Geschlechte entsprossen, war er doch, als er die Bühne des Lebens betrat, nicht mehr und nicht weniger, als ein armer Edelmann, desgleichen das Land ausser ihm noch genug aufweisen konnte. Er rückte langsam vor und obzwar die Verhältnisse ihn auf wunderbare Weise in den Vordergrund drängten, wies er doch jede Stellung, welche nicht eine Folge seiner damaligen Lage war, mit seltener Selbstbeherrschung zurück. Bis zu seinem letzten Atemzuge blieb er dem ersten Schritte getreu, welchen er auf seiner mühevollen, aber glorreichen Laufbahn getan. Er war das Prototyp seiner Zeit und seiner Compatrioten, und diese sahen in seinem Ruhme und in seinen Erfolgen ihren eigenen Ruhm und ihre eigenen Erfolge. Doch wie das Elend nie vermochte seinen Mut zu brechen, so konnte auch weder Glanz, noch Ruhm sein Auge blenden. Auch auf dem Trone blieb er das, was er in der Verbannung gewesen, ein Mann, der mit seinem Volke mitempfand und vereint mit ihm handelte. Niemand sah scheelen Auges auf seine Grösse und seinen Ruhm, denn was er tat, war die Schöpfung der allgemeinen Stimmung. Ohne die Fehler der Emporkömmlinge zu haben, besass er alle Erfordernisse eines grossen Regenten und grossen Mannes, ohne mit denselben Prunk zu treiben. Mit dem richtigen Tacte begabt, wusste jede seiner Taten *dem* Ausdruck zu verleihen, was die öffentliche Meinung wünschte — und unbemerkt war doch wieder er derjenige, der diese allgemeine Meinung vorbereitete. Er hatte keine Neider, wurde nicht gehasst noch gefürchtet, Alles war ihm mit aufrichtiger Liebe zugetan. Und dies ist der Grund, weswegen seine Zeitgenossen sein Andenken auch nach seinem Tode bewahrt und es fortgepflanzt haben von Enkel zu Enkel durch Zeiten und Jahrhunderte.

I.

Die Bethlens von Iktár, im Süden von Ungarn sesshaft, waren ein altes und vornehmes Geschlecht, unter dessen Sprossen so mancher sich auf der öffentlichen Laufbahn hervorgetan. So ging ein Wojwode, ein Banus von Szöreny aus ihrer Reihe hervor. Ein Bethlen war ein Anhänger Ferdinands des Ersten und zeichnete sich bei der Belagerung von Gyula, im Kriege gegen die Türken aus. Dieser, dem Namen nach Johann Wolfgang, kam unter der Regierung des frei gewählten Königs Sigismund nach Siebenbürgen und wurde nach dessen Tode ein Anhänger Stephan Báthory's. Er nahm teil an den Kämpfen gegen Békés und erhielt 1575 für die Dienste, welche er bei dieser Gelegenheit geleistet, die Burg Ilye und die dazu gehörige Herrschaft. Hier in dieser Burg gebar ihm sein Weib, Drusianne Lázár den ältern Sohn Gabriel, und als die polnischen Stände den Fürsten Stephan zu ihrem Könige wählten, waren auch Wolf-

gang Bethlen und sein Schwager Andreas Lázár mit in dem glänzenden Gefolge, welches ihm das Geleite in seine neue Heimat gab. Dort kämpften sie eine Zeit lang an der Seite des Königs Stephan, kehrten aber wahrscheinlich nach seinem Tode wieder in ihr Vaterland zurück. Wenige Jahre später starb Wolfgang Bethlen und seine Witwe Drusianne übersiedelte mit ihren Söhnen Gabriel und Stephan zu ihrem Bruder nach Szárhegy.

Bisher war das Kind Zeuge von schönen und glänzenden Tagen und sein scharfer und empfänglicher Verstand bewahrte aus diesen Zeiten den Eindruck von grossen Taten. Er hörte von den glänzenden Unternehmungen und dem kriegerischen Weltruhm eines grossen Königs erzählen, und dies von Männern, die selbst unter seinen Fahnen gegen die Barbarenhorden Russlands gekämpft. Aber im Jahre 1590 trat eine grosse Veränderung in seinem Leben ein, als die Mutter mit ihren Söhnen nach dem Tode des Vaters, aus dem romantischen Tale der Maros, aus der schön gelegenen Burg Ilye hinüberwanderte zu den finstern und zerklüfteten Gletschern von Gyergyó, nach Szárhegy nächst Borszék zu ihrem Bruder Andreas Lázár, einem rauhen und strengen Székler, der aber in seinem Herzen ein warmer Patriot war und bei seinen Landesgenossen in hohem Ansehen stand.

In dieser abseits gelegenen Gegend brachte Gabriel einige Jahre zu. Sein Oheim legte ihm ausschliesslich kriegerische und solche Beschäftigungen auf, welche dazu bestimmt waren den Körper zu bilden; die geistige und wissenschaftliche Ausbildung vernachlässigte er beinahe ganz, noch mehr aber die Erziehung zur Religion. Als Gabriel nach Szárhegy kam, war sein Oheim ein Anhänger des katholischen Glaubens. Diesem Glauben gehörte auch seine Mutter an, das Kind jedoch war nach seinem Vater Protestant. Aber wenige Zeit nachdem seine Schwester in sein Schloss gezogen, änderte Andreas seine Religion, liess die Altäre aus den Kirchen fortschaffen, die Heiligenbilder verbrennen und setzte reformirte Geistliche in die Pfarreien.

Als der Knabe zum Jüngling heranwuchs, gerade am Vorabend dieser entscheidungsvollen Zeit, kam er an den Hof Sigmund Báthory's, in den geraden Gegensatz von alledem, was er bisher gesehen. Aus einem engen und altertümlichen Schlosse in einen glänzenden, nach italienischem Geschmacke eingerichteten fürstlichen Palast, von tannenbewaldeten Gipfeln in ein mildes Klima, in eine Stadt von den Gärten der Renaissance umgeben, und aus der Mitte der abgehärteten und halsstarrigen Székler in die Gesellschaft der glatten und höfischen Italiener. Was in seiner Erziehung bisher vernachlässigt worden, wusste er durch die Erfahrungen, welche er sich in seinem Leben bei Hofe erwarb, vollauf zu ersetzen, und wenn der Knabe an der Seite seines

rauh gearteten, aber allgemein beliebten Oheimes mit Schwert und Lanze umzugehen gelernt, so übten auf den heranreifenden Jüngling das diplomatische Leben und jenes Netz der höfischen Intriguen, welches ihm sein natürliches Auffassungsvermögen ganz zu durchschauen half, eine tiefe Wirkung aus. Denn die Jünglinge wurden nach der Sitte der Zeit früh in das Leben eingeführt, um in dieser Schule zu Staatsmännern herangebildet zu werden.

Weder vor, noch nach der Regierung Sigmund's hat Siebenbürgen eine Hofhaltung wie diese gesehen. Ein Stück Italien und zwar ein Stück Italien der Renaissance war hieher nach Karlsburg, in das Herz des Landes gezaubert. — Dichter und Geschichtschreiber schrieben hier jene Sprache, die ein Jahrhundert früher in Ofen am Hofe des Königs Mathias heimisch gewesen, nur dass sie von Geburt Ungarn waren. Die Musiker, Hofnarren und Tänzer aber waren Italiener und wenn ein Teil der Staatsmänner sich noch an die ungarischen Traditionen hielt, so kamen doch andererseits Italiener ins Land, welche die Lehren der macchiavellischen Schule hieher verpflanzten.

Der erste Lehrer des Jünglings war ein Mann, der es Ungarn und Italienern zuvortat. Er schloss sich keiner bestimmten Schule an, hatte aber von jeder etwas behalten; von jenen Kraft und Festigkeit, von diesen das Anschmiegen an die Verhältnisse, Vorsicht und Verschlossenheit. Dieser Mann war Stephan Bocskay, mütterlicherseits der Oheim des Fürsten und Kapitän von Várad, also der erste Würdenträger des Landes. Nach dem Gemetzel von Klausenburg, welchem die Anführer der türkischen Partei zum Opfer fielen, trat in Siebenbürgen ein Umschwung der politischen Strömung ein, dessen Tragweite zu ermessen der 14jährige Jüngling noch nicht im Stande war. Von den politischen Operationen mochte ihm wohl kaum mehr klar sein, als dass der Türke der Feind sei und dass er an den Schlachten gegen Sinan in der Walachei Teil genommen und bei der zweimaligen Belagerung von Temesvár mit dabei gewesen. Aber die Erfahrung von einigen Jahren machte ihn um Vieles reifer und schon in seinem 19. Jahre bekam er eine Anstellung auf dem Gebiete der Diplomatie. Er war ein Mitglied jener Deputation, die Sigmund unter der Anführung Bocskay's und Náprádys zum Kaiser nach Prag sandte, um mit diesem wegen der Uebergabe Siebenbürgens zu verhandeln. Doch während diese Deputation in Prag weilte, leistete Sigmund zu Gunsten Andreas Báthory's auf Siebenbürgen Verzicht und der heimkehrende Bethlen fand gänzlich veränderte Verhältnisse vor.

Nun begann ein langwieriger und erbitterter Kampf. Welcher Schlag und welche Schmach für das Land, das ein Eroberer nach dem andern unter sein Joch beugte, aber welche gute Schule, um einen Staatsmann und Feldherrn heranzuziehen, der Verständniss genug besass, um die

Fehler zu erkennen, welche begangen wurden. Und diese Jahre waren es, die Bethlen so früh gereift. Er sah Andreas Báthory fallen, dem er sich mit ganzer Seele zugewendet, und war ein Zeuge des Wütens und der Tyrannei des Woiwoden Michael. Um der Gefahr zu entrinnen, floh er nach Polen zu Sigmund, kehrte mit ihm zurück, nahm an den Kämpfen der Partei teil, welche die hochmütigen Condottieri stürzte, kämpfte in der Schlacht von Miriszló, dann in der Schlacht von Goroszló mit, welche die vollständige Niederlage der nationalen Partei zur Folge hatte und wo er als der Einzige von seinem 50 Mann starken Banderium am Leben blieb. Wir sehen ihn dann auch späterhin in Sigmunds Diensten, da dieser seinen fürstlichen Tron zum dritten Male zurückerobert. Um diese Zeit geht er einmal als Gesandter zu Rudolf, um gewisse finanzielle Differenzen zu schlichten.

Doch über das Vaterland brachen die Tage der Prüfung immer düsterer herein. Aus der Schlacht von Karlsburg, welche Sigmund um seinen Tron gebracht, konnte Bethlen nur so entrinnen, dass er bei Szentimre durch die Fluten der Maros schwamm. Während der tyrannischen Regierung Basta's aber war er mit unter denjenigen, welche die Verbindung zwischen den Patrioten und Moses Székely aufrechterhielten und diesem auf den Tron halfen. Er war es, unter dessen Anführung die Vorhut seines Heeres, am 23. April 1603 durch das Eiserne Tor anrückte, er derjenige, der bis zur Ankunft Moses Székely's das Commando der Truppen übernahm und Karlsburg mit seinen siegreichen Schaaren belagerte, um bald darauf das Heer an Moses Székely zu übergeben, dem er auch späterhin, während seiner nur wenige Monate dauernden Regierung, in unerschütterlicher Treue ergeben war. Mit diesem Manne war er übrigens auch noch durch Bande der Verschwägerung verknüpft: Bethlens Grossmutter mütterlicherseits war eine geborene Kornis und ihr Bruder jener unglückliche Wolfgang Kornis, dessen Tochter Anna Moses Székely zum Weibe genommen. Dieser selbst kam auf dem Schlachtfelde von Kronstadt um Tron und Leben.

Jetzt schien alles verloren und den Patrioten blieb keine andere Wahl, als sich landesflüchtig unter den Schutz der Türken zu begeben, mit denen die nationale Partei auch bisher Verbindungen unterhalten. Noch ein letzter Versuch wurde getan, sich im Hunyader Comitate zu sammeln und dort bis zum Eintreffen der türkischen Hilfstruppen zu behaupten; aber infolge der fortwährenden Zusammenstösse beträchtlich zusammengeschmolzen, konnte sich die kleine Schaar nicht mehr lange halten und beschloss daher, sich in den unter türkischer Botmässigkeit stehenden Teil Siebenbürgens zurückzuziehen. Aber kaum zum Eisernen Tore gelangt, wurde die müde und verzagte Schaar in dem engen Passe von den zuchtlosen Heiduken Ludwig Rákoczi's überfallen. Was sich hier

entspann, war kein Gefecht mehr, sondern ein wahres Gemetzel, welches damit endigte, dass die Heiduken die Proviantwagen der Heimatlosen plünderten.

So kam das geschlagene Heer mit Weib und Kind, von allem entblösst, auf türkischen Boden.

Die hohe Pforte führte nun beinahe schon 12 Jahre lang Krieg gegen Rudolf und während dieser ganzen Zeit fand sie des öfteren Gelegenheit zu bemerken, dass ein Losreissen Siebenbürgens von der türkischen Oberhoheit und ein Anschluss an Rudolf jeden Erfolg vereitelte. Es war in gewisser Hinsicht ihre Schuld, dass die Dinge soweit gekommen waren und sie war nicht wenig beteiligt am Sturze der nationalen Partei. Noch aber hatte sie zu dieser Zeit die ernste Absicht nicht, mit allen Kräften für die Wiedereroberung Siebenbürgens einzutreten, weil der Grossvezir dem Frieden zugeneigt war und die Gesandten der beiden Kaiser bereits in Unterhandlungen begriffen waren. Vorläufig wurden also die Flüchtlinge gut aufgenommen und auf das Beste ermutigt, als sie von Karánsebes aus auf eigentlichen türkischen Boden vordrangen. Die Gemeinen wurden besoldet, die Höhergestellten erhielten Bezahlung, das Heer wurde nach Temesvár, Belgrad und Sophia verteilt. Bethlen blieb mit sechzig Landsleuten in Belgrad und wartete hier die Entwickelung der Dinge ab. Am 3. October 1603 wurde der Grossvezir hingerichtet, sechs Wochen später, am 22. Dec. starb der Sultan eines plötzlichen Todes und ihm folgte Ahmed auf dem Trone. Der neue Grossvezir starb um die Mitte des Jahres 1604 in Belgrad und sein Nachfolger wurde Lalla Mohammed, der Hauptbefehlshaber der Truppen in Ungarn. Dies bedeutete einen neuen Wendepunkt in dem Verlaufe des Krieges.

Die Flüchtlinge in Belgrad baten um Schutz und Hilfe für Siebenbürgen, das unter dem Joche Basta's seufzte. Gut, sagte der Grossvezir, nur müsst ihr Euch im Sinne des Kanun einen Fürsten wählen, und zu diesem Zwecke gab er ihnen auch im Namen des Sultans einen Athname. Die Heimatsflüchtigen nahmen die Sache auch gleich in die Hand und ihre Wahl fiel auf Gabriel Bethlen. Der Grossvezir hatte nichts einzuwenden und sandte Bethlen Fahne, Stab und Purpur und 16,000 Taler für seinen Hofhalt, während er die Uebrigen ebenfalls mit Sold und Bekleidung versorgte. Sie waren schon im Begriffe nach Temesvár aufzubrechen, als einer der Flüchtlinge, Baltasar Szilvásy, der Sache eine neue Wendung gab. Er hegte nämlich ernstliche Befürchtungen, dass eine Wahl auf türkischem Boden im Vaterlande nicht anerkannt werden dürfte, weil das als eine Beschränkung der freien Wahl aufgefasst werden würde und den Abfall der zu Siebenbürgen gehörigen Comitate zur Folge hätte. Nur auf einem Wege, sprach er zu seinen Gefährten, ist ein Erfolg möglich, wenn wir uns nämlich alle um einen hervorragenden Mann Ungarns scharen. Szilvásy's

offene Worte machten den grössten Eindruck auf Bethlen selbst, dieser trat ohne irgend einen Nebengedanken sogleich zurück und die Temesvárer Expedition wurde auf diese Weise fallen gelassen.

Wer sollte nun aber jener ungarische Magnat sein, um den sich alle scharen sollten?

Rudolf's ungarische Regierung, welche an Tactlosigkeit mit der siebenbürgischen wetteiferte, war darauf bedacht, dass sich ein solcher fand. Dieses war Niemand anderer, als Stephan Bocskay, derselbe, an dessen Seite Bethlen seine staatsmännische Laufbahn angetreten. Dieser hatte sich im Frühling 1604 in Siebenbürgen aufgehalten, war selbst ein Zeuge, wie sehr Basta dieses Land unterjochte und musste, nach Hause zurückgekehrt, mit ansehen, wie Graf Barbiano die protestantischen Geistlichen aus seinen Dörfern vertrieb und ihre Kirchen wegnahm. Gerade um diese Zeit kam ein türkischer Gefangener Bocskay's, Namens Murad nach Belgrad, welcher hieher gekommen war, um die Kriegsbeute zu beheben. Mit diesem setzte sich Bethlen in Verbindung und aus den Nachrichten, die er jetzt erhielt, erkannte er sofort die Lage der Dinge. Jetzt gährt es auch schon in Oberungarn, alle dreizehn Comitate sind in Bewegung und Bocskay hat nur den einen Weg, seine Freiheit zu retten, dass er sich an die Spitze dieser Comitate stellt. Die Botschaft, welche Murad überbrachte, enthielt die Bedingungen, unter welchen er sich geneigt zeigte, sich an die Spitze der Bewegung in Ungarn zu stellen, den Fürstentron Siebenbürgens zu besteigen und sich den Türken zu verbünden. — Bethlen sandte Murad zurück, stellte die Bedingungen zusammen, teilte sie dem Pascha von Temesvár, Behtes, mit und dieser sandte sie nach Konstantinopel. Dort wurde sogleich der Athname, nach dem Muster desjenigen des Sultans Soliman, dann das Beglaubigungsschreiben des Mufti, des Hauptbefehlshabers und des Aga der Janitscharen ausgestellt und der Befehl zur Unterstützung Bocskay's erlassen.

Von alledem gab Bethlen Bocskay Nachricht und wollte zu gleicher Zeit mit Behtes in Siebenbürgen einbrechen. Allein Dampierre bekam Wind von den Vorbereitungen, überfiel Nachts die Schaar und sprengte sie auseinander. Bethlen und Behtes entkamen mit knapper Not, so dass selbst die Kleidungsstücke des Ersteren, und darunter auch sein Dolmány in die Hände des Feindes fielen, in dessen Tasche sich die Briefe befanden, die er mit Bocskay gewechselt. Diese Briefe wurden nach Prag gesendet und die Regierung liess den Befehl ergehen, Böcskay insgeheim aus dem Wege zu räumen.

Allein zu spät. Schon hatte sich Bocskay eines grossen Teiles von Oberungarn bemächtigt, die heimatflüchtigen Siebenbürger hatten ihn zum Fürsten gewählt, und der Sultan gab den siebenbürgischen Städten Befehl, ihm zu huldigen. Die Dinge entwickelten sich rasch: nach Ablauf von

wenigen Monaten konnte Bocskay einen grossen Teil Siebenbürgens und 22 Comitate sein nennen.

Bethlen war um diese Zeit schon längst bei ihm. Bocskay nahm ihn herzlich bei sich auf und belohnte ihn nach bestem Können für seine guten Dienstleistungen. Er machte ihn zum Obergespan des Hunyader Comitates und liess ihm weitläufige Besitzungen zukommen. Durch seine Vermittlung verlobte er sich mit Susanna, der Tochter des verstorbenen Stephan Károli. Diese Verbindung war wahrscheinlich ein Bund der Herzen und nicht das Werk politischer Berechnung. Denn die Károli'schen Mädchen bekamen nichts als ihre Ausstattung, und auch Susanna Károli erhielt sonst nichts, als 500 Gulden zur Bestreitung der Hochzeit und Schmuck und Kleider. Die Hochzeit war auf den 24. April 1605 festgesetzt, konnte jedoch erst Mitte Mai gefeiert werden.

Das junge Paar konnte die Honigmonde nicht lange geniessen, denn Bethlen musste im Auftrage Bocskay's zur hohen Pforte und wurde im Jahre 1606 mit einem Heere von 6000 Mann zur Unterstützung des Woiwoden Jeremias in die Moldau gesendet. Als Bethlen nach erfolgreich gelöster Mission heimkehrte, fand er Bocskay schon auf dem Todtenbette.

In seinem Testamente traf Bocskay die Verfügung, dass Homonnai der Erbe des siebenbürgischen Fürstentrones sein solle; aber in Siebenbürgen hatte Rákóczi, Bocskay's Kanzler, eine mächtige Partei. Weder der Eine, noch der Andere war nach Bethlen's Geschmack und er eilte gleich nach dem Tode des Fürsten nach Ecsed zu dem noch jungen Gabriel Báthory und ermunterte diesen, er möge, als der Erbe des Namens Báthory einen Versuch wagen, ob es nicht vielleicht ihm möglich sei, den Sieg über die beiden Concurrenten davonzutragen? Bei Báthory bedurfte es nicht vieler Ermunterung, und Bethlen ging mit einem ganzen Pack von Briefen im Januar 1607 nach Siebenbürgen und begann dieselben an alle Jene zu verteilen, die zur Fürstenwahl nach Klausenburg geeilt waren. Aber alles Bemühen war fruchtlos, er konnte die allgemeine Stimmung nicht umändern.

Das Ende der Sache war, dass er in Torda gefangen genommen und in Ketten nach Klausenburg gebracht wurde. Nach der Wahl Rákóczi's erhielt er zwar seine Freiheit wieder, wurde aber des Schlosses Hunyad verlustig. Als Ersatz hiefür beschenkte ihn Báthory mit einem seiner ungarischen Besitztümer, mit Aranyos-Megyes.

Der greise Rákóczi konnte sich des Fürstentrones nicht lange erfreuen. An den Vorbereitungen zu jener Heidukenrevolte, die den kränklichen, alten Mann zwangen abzudanken, nahm auch Bethlen teil. — Als i. J. 1608 die Wahl auf Báthory fiel, ernannte dieser Bethlen zu seinem Ratgeber und sandte ihn wegen Erwirkung des beglaubigenden Athname, als ersten Gesandten zur hohen Pforte.

Bethlen verweilte längere Zeit in Stambul und erhielt nicht nur den Athname, sondern wusste auch einen dreijährigen Nachlass der Steuern zu erwirken, und wurde gegen Ende des folgenden Jahres 1609 aus dem Landtage von Klausenburg zur endgiltigen Lösung der heiklen Verhandlungen mit Mathias nach Pressburg entsendet. Im Verhältnisse zu der schwierigen und mühevollen Mission wurde ihm auch eine reiche Belohnung zu Teil: er erhielt erst das Schloss Déva, wurde dann Kapitän von Csik, Gyergyó und Kászon und zuletzt votirte ihm der Landtag von Bistrits 1000 Gulden, welche Summe der Adel, die Comitate und die Székler, als aussergewöhnliche Steuer, zu gleichen Teilen zu entrichten verpflichtet wurden.

Diese Auszeichnungen fielen auf keinen Unwürdigen, denn Bethlen war ein treuer Diener seines Herrn und Landesfürsten. Obzwar er nämlich weder die tyrannische Willkür Báthory's billigen konnte, die ihn dem Lande entfremdete, noch sein ausschweifendes Leben gutheissen mochte, welches aller Orten Anstoss erregte, noch auch sich mit seiner gewagten Politik einverstanden erklärte, welche das Land immer neuen Wirrsalen aussetzte, trat er dennoch, wo er es nur tun konnte, stets vermittelnd für seine Interessen ein und war immer bemüht den Sturm zu besänftigen, den der Fürst heraufbeschworen. Als ein rebellischer Untertan, Giczy, bei der hohen Pforte gegen ihn conspirirte, berief Báthory am 26. Juni 1612, einen Landtag nach Karlsburg und trat mit keiner geringeren Forderung vor die Stände, als sich von der hohen Pforte loszusagen. Die Ratsversammlung betraute Bethlen mit der Aufgabe, Báthory zur Abänderung seines Planes zu bewegen, doch ohne Erfolg; und der Fürst setzte jetzt noch ein solches Vertrauen in Bethlen, dass er ihn zum Oberbefehlshaber der nach Temesvár bestimmten Truppen ernannte.

Aber eben der Umstand, dass Bethlen bestrebt war, Báthory von gewagten Schritten zurückzuhalten, machte diesen misstrauisch und zufällige Ereignisse führten endlich den Bruch zwischen den beiden Männern herbei. Schon zu wiederholten Malen hatte der Fürst in seiner Leidenschaftlichkeit Drohungen gegen Bethlen ausgestossen und das Schwert gegen ihn gezogen. Bei einer Gelegenheit, als er in Hermannstadt einen Ball veranstalten wollte, weigerten sich die sächsischen Damen daran Teil zu nehmen und sagten erst dann ihr Erscheinen zu, als Bethlen sich dafür verbürgte, dass Niemandem ein Leid geschehen werde. Als nun der vom Weine erhitzte Fürst eine der Frauen in ein dunkles Gemach mit sich zog, öffnete Bethlen die Türe und der wütende Báthory verbrannte ihm dafür im Herauskommen mit seiner Kerze den Bart. Bei einer zweiten Gelegenheit fiel ein Stück Stein von der Mauer vor Báthory nieder, als dieser eben von Bethlen kam. Dies hielt der Fürst für eine absichtliche

Berechnung und beschloss, Bethlen ermorden zu lassen. Die Maitresse des Fürsten, Frau Dengeleghy, benachrichtigte Bethlen von der drohenden Gefahr und dieser schloss sich in Déva ein. Vor ein Gericht geladen. ging er nach Ilye und von hier nach Temesvár. Jetzt setzte Báthory ein Gut mit hundert Leibeigenen auf seinen Kopf und sandte Meuchelmörder nach ihm aus. Einer von diesen verriet das Geheimniss und Bethlen begnadigte sie, ging aber von Temesvár nach Ofen, und von hier über Kanizsa und Esseg nach Belgrad und zuletzt nach Adrianopel.

Doch wenn es Báthory bisher gelungen war, jeden Aufstand mit Leichtigkeit niederzuschlagen, nahm die Situation jetzt für ihn eine drohende Färbung an. Gerade in dem Umstande, dass es ihm gelang sich mit Mathias zu versöhnen und ein Bündniss mit ihm zu schliessen, war der Keim seines Unterganges verborgen. Dieses Bündniss enthielt nämlich öffentliche und geheime Vereinbarungen und im Sinne der letzteren verpflichtete sich Báthory auch dazu, Mathias selbst gegen die hohe Pforte behilflich zu sein. Dies blieb in Stambul kein Geheimniss und der Divan beschloss Báthory abzusetzen. Von dem Tage angefangen, dass Bethlen vom Grossvezir und später auch vom Sultan empfangen wurde, war die Sache Báthory's verloren.

Der Sultan gab Bethlen ein Schwert und einen Streitkolben zum Geschenke, wies ihm eine Summe Geldes zur Bestreitung seiner Auslagen an und gab ihm ein Heer an die Seite, welches ihn nach Siebenbürgen führen sollte und zu dessen Serdar Skender Pascha ernannt wurde. Hierauf wurde der Ferman ausgestellt, welcher den drei Nationalitäten anbefahl, einen neuen Fürsten zu wählen. Die Vorbereitungen nahmen noch einige Monate in Anspruch. Magyar Agli und Skender sollten von Temesvár aus einbrechen; ihnen würden sich ausserdem der Khan der Tartarei und die Woiwoden der Walachei anschliessen. Alles geschah auf diese Weise: Anfangs September brachen die türkischen und tartarischen Truppen ein und in weniger als einem Monate war Báthory aus dem Lande gedrängt und blieb erst bei Grosswardein stehen; aber auch hier konnte er seinem frühern Leben nicht entsagen, bis er am 27. October bei einer Spazierfahrt ausserhalb der Stadt durch einige Heidukenkapitäne ermordet wurde. Für Siebenburgen war dies die beste Lösung.

(Schluss folgt).

ALEXANDER SZILÁGYI.

UNGARNS VERFALL AM BEGINNE DES XVI. JAHRHUNDERTS.

(Schluss.)

III. Die Reichsverwaltung.

Man hat oft geklagt, wehe dem Reich, dessen König ein Kind ist. Aber diese Klage hat nur relative Berechtigung. Als *Ludwig XIV.* in der Wiege lag und *Richelieu* das Septer führte, hat Frankreich seine glanzvollen Tage gesehen. Doch ein solches von Hochsinn und Energie gepaartes Regiment fehlte in Ungarn. Der König war schwach, und diejenigen, welche sich seiner Schwäche freuten und aus ihr Nutzen zogen, dachten nicht daran ein besseres Regiment an die Stelle zu setzen. Beide Ursachen vereint haben das Wehe über Ungarn gebracht.

Durch die übliche Art einer Wahlcapitulation hatten die Magnaten das königliche Regiment einzudämmen gesucht. Wladislaw hat sie zwar Zeit seiner Regierung ebensowenig gehalten, wie sein Vorgänger auf dem Throne. Aber während *Mathias* sich über die Capitulationspunkte hinweggesetzt hatte im Interesse der Wohlfahrt des Reichs, kam unter *Wladislaw* das Reichsinteresse ebenso kurz als die Wahlcapitulation selbst. Dictirt von dem einseitigen Interessengesichtspunkte der Magnaten enthielt sie und bedeutete sie nichts anderes als eine Auslieferung der königlichen Gewalt an jene. Nächst Anerkennung aller bisherigen Reichsbeschlüsse und Privilegien, öffentlichen und privaten Rechte musste der König versprechen keine Neuerung vorzunehmen, insbesondere keine neuen Steuern ausschreiben, er musste in eine Anullirung aller der von *Mathias* zu Gunsten des Königtums getroffenen Massregeln willigen, namentlich derjenigen, welche die Verbesserung der königlichen Einkünfte betrafen, alle durch ihn und seine Gemahlin vorgenommenen Besitzveränderungen rückgängig machen. Er musste sich ferner jedes Einflusses auf Gerichtsbarkeit und Münze, jeder Verfügung über die Finanzen des Reichs begeben, er sollte nur mit Genehmigung der Stände Verträge mit auswärtigen Fürsten schliessen dürfen, in den Staatsrat, in die hohen Staats- und Kirchenämter, sowie in die Hofchargen keine Ausländer berufen; er musste sich verpflichten seinen Aufenthalt in der Regel in Ungarn zu nehmen und in Ungarn die Krone des heiligen *Stephan* verwahren zu lassen, zu deren Aufsicht der Reichstag zwei Magnaten ernennen würde, ja er musste sogar

die für einen Böhmenkönig beschämende Verpflichtung eingehen, das lang umstrittene Gebiet von Mähren, Schlesien, der Lausitz und der sechs Städte der ungarischen Oberhoheit zuzusprechen und dafür Sorge zu tragen, dass diese Gebiete im Falle seines kinderlosen Todes bei der ungarischen Krone blieben.

a) *Das Finanzwesen.*

Am eingreifendsten war die Bestimmung über die königlichen Einkünfte. Da aus letzteren nicht nur die Bedürfnisse des Hofhalts, sondern auch die Gehälter der hohen Kronbeamten, die Ausrüstung und Besoldung des königlichen Truppencontingents bestritten wurden, musste die Finanzfrage von dem grössten Einfluss auf die Verwaltung des Reichs werden. Nun hatte man die Einnahmen des Königs aufs Engste eingeschränkt, auf das Maass, das sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unter *Ludwig* und *Sigismund* besessen, auf eine Anzahl indirecter Steuern und Zölle, welche ausschliesslich auf den Schultern der Bauern und der dem König unmittelbar untergebenen deutschen Bevölkerung in den königlichen Freistädten und Bergdistricten lasteten. Adel und Clerus blieben steuerfrei, sie hatten sich gegen die Erhebung einer directen Steuer, des Torguldens, energisch gewehrt. Wäre die Finanzverwaltung in den Händen redlicher Beamten gewesen, vielleicht hätte der König auch unter schwierigen Verhältnissen seinen Aufgaben gerecht werden können. Aber auch dies traf nicht zu. Während der kaum sechsundzwanzigjährigen Regierung *Wladislaws II.* hat das Schatzmeisteramt *elfmal* seinen Inhaber gewechselt, die meisten derselben haben nicht viel länger als ein Jahr, manche nicht einmal so lange ihr Amt verwaltet. Diese Männer waren meist gewissenlose Beamte, Männer, die sich kein Gewissen daraus machten, das ihnen übertragene Amt zur Befriedigung ihrer eigenen Habsucht auszubeuten. «Der Schatzmeister, sagt *Turnschwamb*, ist gemeiniglich ein Geistlich und Abgerürter gewest (d. h. verschlagener Mann) er hat alles in Händen». [1] Als der alte Finanzminister des Königs *Mathias*, *Urban Dóczy*, nicht lange nach dem Antritt der Regierung *Wladislaws* sein Amt niederlegte, ernannte der König an seine Stelle den Bischof *Lucas von Csanád*. Zwei Jahre darauf musste dieser wegen Unterschlagung seiner Würde entsetzt werden. [2] Sein Nachfolger, der Bischof *Sigismund Ernst von Fünfkirchen* und dessen Unterschatzsecretär *Emerich Dombai* traten freiwillig zurück, sie wurden während der Reichstagssession auf Be-

[1] *Engels* Ausg. v. *Turnschwamb* in s. Einl. z. «Geschichte Ung. und seiner Nebenländer» (Halle'sche Allg. Welthist. 49. 1 p. 193).

[2] *Bonfini* V, 3, 711.

fehl des Königs verhaftet.[1] Eine Untersuchungscommission, welche aus Standesgenossen der Schuldigen zusammengesetzt war, erklärte sie der Veruntreuung von öffentlichen Geldern für schuldig; der kleine Dieb wurde ins Gefängniss abgeführt, den grossen liess man laufen, man verurteilte den *Fünfkirchner* — er galt als der reichste Mann in Ungarn — zu einer Geldstrafe von 400000 Ducaten, beliess ihn aber in seinem Bistum; nur musste er die beschämende Erklärung abgeben, dass man ihm streng genommen Vermögen, Amt und Leben hätte nehmen können. Ein dritter in dieser Gallerie treuloser Finanzminister war *Benedikt Battyány*. Während der König in Böhmen weilte, hatte er sich in Gemeinschaft mit seinem Unterschatzsecretär Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen. Sie wurden auf königlichen Befehl entsetzt und in strengen Einzelgewahrsam getan.[2] Niemand sollte ohne des Palatins Erlaubniss zu ihnen gelangen, Niemand sie in Abwesenheit der Gefängnissaufseher sprechen dürfen, die unter ihrer Aufsicht stehenden Schlösser sollten sie ausliefern und über ihre Finanzverwaltung einen Rechenschaftsbericht erstatten. Battyáni ist zweimal unter *Wladislaw* Finanzminister gewesen. «Wohl, sagt der Erzbischof *Gregor von Frangipani*, erhält der König ausserordentliche Steuern von den Ständen bewilligt, auch hat er über ordentliche Jahreseinkünfte zu verfügen aus den Gold- und Silbergruben, den Salzbergwerken, von den Siebenbürger Sachsen und aus andern Quellen, nur muss er sich mit dem begnügen, was man ihm von selbst anbietet».[3] Als der Bischof *Oswald von Agram* (1499) testamentarisch 32000 Gulden zur Instandhaltung der Grenzfestungen hinterliess, fügte er ausdrücklich die Klausel hinzu, dass diese Summe nicht in die Hände des Finanzministers komme, nicht durch ihn ihre Bestimmung finde, sondern durch ad hoc von den Ständen des Reichs gewählte Commissarien![4]

Wie im Grossen, war es im Kleinen. Die Minister hatten ihrer würdige Subalternbeamten. An den Grenzen des Reichs wurde ein Exportzoll in der Höhe von $3^1/_3$ % des Wertes des Ausfuhrobjects erhoben.[5] Aber es

[1] ib. V, 5, 731. 733. *Engel* giebt in den Voracten zu der schon oft genanten «Geschichte Ungarns und seiner Nebenländer» (nicht zu verwechseln mit seiner «Geschichte des ungrischen Reichs») das handschriftlich erhaltene Budget aus den Jahren 1494/5, welches der Bischof von *Funfkirchen* aufgestellt hatte. (Halle'sche Welthistorie 49, 1 p. 17 ff. u. 181 ff.) Hiermit ist zu vergleichen *Kovachich* supplementa ad vestigia comitiorum II, 293. *Bonfini* V, 1, 689. *Szeremy* XIII, 34 und *Isthvánfy* I, 12.

[2] Ein Brief *Wladislaws* aus dem Jahre 1510 bei *Pray*, annales regum Hungariae IV, 338 f.

[3] *Acta Tomiciana* III, 299 in s. Denkschr.

[4] *Farlati*, Illyricum sacrum V, 509.

[5] *Corpus iuris* I, 285. 299. (decretum Wladislai III, 29. IV, 26).

gab keine näheren gesetzlichen Bestimmungen über die Art der Erhebung. Kein Gesetz sagte, welche Objecte dem Zoll unterworfen wären, kein Gesetz bestimmte die Grenzplätze, an denen Zollämter errichtet würden oder bestehen sollten. Das Dunkel, das hierüber waltete, liess also den Zollerhebern einen gewaltigen Spielraum. Sie machten sich dies zu Nutze, um im Trüben zu fischen, die Steuerkraft des Landes auszusaugen, um ihre Taschen zu füllen. Die nächste Folge davon war, dass der Schmuggel zu grosser Blüte gelangte. Die Viehhändler entzogen sich entweder heimlich der Entrichtung des Zolls oder sie überschritten die Grenze mit starker Bedeckung, so dass sie die Zollbeamten mit leichter Hand überwältigten. Der Reichstag von 1498 suchte mit Strafmassregeln einem solchen Treiben entgegenzutreten. Ein heilloser Schrecken fuhr unter die Amtleute, als der Markgraf Georg von Brandenburg ihrem betrügerischen Treiben durch seine Inspectionsbeamten ein Ende machte.[1] Es war doch nicht bloss das Beispiel der höchsten Kronbeamten, das verderblich wirkte, gefährlicher war, dass die Beamten auch hierin ihre Directive von oben herab zu erhalten schienen. Dem Erzbischof *Peter Várdai*, der am Hofe missliebig war, spielten die Einschätzungscommissäre durch Aufstellung eines gefälschten Anschlags mit,[2] indem sie die Zahl der Bauern, nach deren Höhe die Steuerquote normirt wurde, ganz eigenmächtig hoch schraubten.

Doch war eine solche Erhöhung in den Einnahmen des Königs immerhin vereinzelt; häufiger waren die Ausfälle. Ein lehrreiches Beispiel hierfür liefert die Geschichte des sogenannten Torguldens, jener directen Steuer, welche die Wahlcapitulation so sehr verpönt hatte. Der Kanzler *Bakács* hatte den König doch endlich zur Ausschreibung gedrängt, wenigstens hielt ihn der Adel für den Erfinder der neuen Steuer.[3] Doch traute man sich nicht mit einer solchen Forderung vor den Reichstag hinzutreten, da man hier eine Ablehnung befürchtete. Man liess sich daher die Steuer vom Staatsrat bewilligen.[4] Hier sassen die Grosswürdenträger der Krone, sie taten es ganz vergnügt, denn dieser Torgulden traf immer nur den Comitatsadel, sie blieben nicht nur von der finanziellen Ausgabe befreit, sie fanden auch, dass die Einnahme einer solchen Steuer (deren Erhebung in ihren Händen lag) auch für sie und nicht in zweiter Reihe eine stattliche

[1] Die Inspectionsberichte im *Berliner Schlossarchiv* P. A. 42 A 2 fol. 33/53. Ferner im *Münchener Reichsarchiv* Brand. CCV, 14. Nr. 4 fol. 3b, 8a, 9a/b, 10b, 11b; ib. Nr. 3.

[2] Nach einem Briefe des Erzbischofs an den Bischof von *Gross-Wardein* aus dem Jahre 1492 bei *Wagner*, epist. Petri de Warda p. 78.

[3] *Bonfini*, 732, 27; 733, 5.

[4] ib. V, 5, 729, 36. Hierzu des jüngeren *Kovachich* monumenta veteris legislationis Hungariae I, 71ff. *Corpus iuris* I, 302 (V, 1).

Quote abwarf. Denn damals war es in Ungarn Sitte, dass diese Herren bei Eintreibung der Steuern den grössten Teil in ihren eigenen Beutel fliessen liessen,[1] eine Manipulation, die um so eher erfolgen konnte, als Rechenschaft nicht abgelegt wurde.[2] Zweimal des Jahres wurde auf diese Weise die Steuer erhoben.[3] Als der Adel auf dem Reichstage von 1495 vorrechnete, er habe während der sechsjährigen Regierungszeit *Wladislaws* nicht weniger als 3600000 Ducaten an directen Steuern gezahlt, erklärte der König sofort — subito sagt *Bonfini* — auf offenem Reichstage, von dieser Summe seien ihm nur 6000 Ducaten abgeliefert worden.[4] Der König hatte $1^2/_3\%$ erhalten, $98^1/_3\%$, der Löwenanteil, waren vorher in Sicherheit gebracht worden. Natürlich wollte der Adel diese Mode nicht lange mitmachen, denn für die Magnaten zu steuern, hielt er sich nicht für verpflichtet.[5] Der Reichstag von 1504 bedrohte denjenigen Adeligen, der eine nicht vom Reichstage bewilligte Steuer zahlen würde, mit den empfindlichsten Ehrenstrafen bis zur Ausstossung aus dem Adelsstande.[6] Desto härter bedrückte man die Städte; auch von ihnen verlangte man directe Steuern unter dem gefälligen Titel von Subsidien.[7] Anfangs pflegten wohl die Städte durch sogenannte Supplicationsgesandtschaften um Erlass der drückenden Steuer nachzusuchen. Der König sah sich daher später veranlasst schon in seinem Ausschreiben zu erklären, dass sie solche Gesandtschaften erst nicht abschicken sollten, er würde sie doch nicht empfangen.[8] Aber bei dem Jammer der Finanzverwaltung war eine solche Steuer nur ein Tropfen auf heissen Stein. Die täglichen Ausgaben erheischten neue Mittel, man konnte nicht warten bis zum Eingang der neuen Steuern.

So griff man denn bei der wachsenden Finanznot zu einem unglückseligen Aushilfsmittel.[9] Man gab Steuern, Zölle, Einnahmequellen aller Art in Pfandbesitz an Grosswürdenträger der Krone;[10] man nahm sogar keinen Anstoss die königlichen Freistädte selbst zu verpfänden.[11] Den

[1] *Bonfini* V, 3, 709, 47; 5, 629, 38. 732. *Giovio* XIII, 177. *Dubravius* XXXII, 200 b.

[2] *Bonfini* V, 5, 732, 3. [3] ib.

[4] *Bonfini* p. 732. *Corpus iuris* I, 302 (V, 1).

[5] id. V, 5, 729, 43; 731.

[6] *Corpus iuris* I, 303 (V, 1).

[7] Nächst der Rechnung bei *Engel* I, 17 ff. einige königliche Ausschreiben bei *Wagner*, diplomatarium Sárosianum p. 146a. und *Pray*, epistolae procerum apud Hungaros I, 21, 50, 81 etc.

[8] *Pray*, epistolae procerum I, 121. 141.

[9] *Dubravius* XXXI, 198b. *Bonfini* V, 2, 694.

[10] *Kovachich* supplementa ad vestigia comitiorum apud Hungaros II. 425. *Giovio* XIII, 181. *Wagner*, analecta Scepusii I, 149. *Corpus iuris* I, 252. 285.

[11] *Wagner*, diplomatarium Sárosianum 147, 195, 397. *Corpus iuris* I, (decr. V) und die citirte Stelle bei *Kovachich* u. *Giovio*.

Banen von *Jaicza* wurde die Abtei *S. Margarethae de Bela* in *Slawonien* verpfändet, als man ihre Gehälter, die schon eine Höhe von 6000 Gulden erreicht hatten, nicht bezahlen konnte.[1] Man ging dabei so weit, dass der König zuletzt kaum noch etwas hatte, was er sein Eigen nennen durfte.[2] Der Ertrag der königlichen Silber- und Kupfergruben war gänzlich verpfändet; als der König Silber und Kupfer brauchte, musste er es teuer bezahlen.[3] Da schritt man am Ende seiner Regierung auf dem Reichstage von 1514 zu einem Beschluss, dessen Ausführung zu einer völligen und gewaltsamen Umwandlung der Besitzverhältnisse führen musste. Der Reichstag beschloss nämlich die sofortige Rückgabe aller verpfändeten Städte und Steuern an den König. Die Hälfte des Ertrages sollte zur allmähligen Amortisirung der Schuldsumme verwendet werden.[4] Eine fernere Verpfändung wurde streng untersagt bei Strafe des gänzlichen Verlustes der Pfandsumme und der Erlegung einer gleich hohen Strafsumme.[5] *Kovachich* bemerkt sehr richtig, hätte man es bei dieser Ablösung nur mit Privaten zu tun gehabt, die Sache wäre glatt verlaufen; so aber befand sich der grösste Teil der Pfandquellen in den Händen von hohen Würdenträgern des Reichs, in den Händen der *Bakács*, der *Perényi*, der *Báthori*, der *Zápolya*, die sich ausserhalb des Gesetzes glaubten.[6] Schon vier Jahre nach diesem Reichstagsbeschluss musste man in *Bacs* von Neuem auf Einlösung der wieder oder noch verpfändeten Einnahmequellen dringen.[7]

Wenigstens hatte es dem Reichstag nicht an dem guten Willen gefehlt, den König vor einer völligen Ruinirung seiner Besitzverhältnisse durch Verpfändung der Einnahmequellen zu schützen. Welches Gesetz konnte aber den König hindern private Anleihen aufzunehmen. Oft genug sah er sich dazu genötigt und die reichen Magnaten waren so voll Erbarmen gegen die leere Kasse ihres Königs, dass sie stets zu Vorschüssen bereit waren. Vielleicht dient zur besseren Würdigung dieser Bereitwilligkeit die verbürgte Tatsache, dass sich der Bischof *Sigismund Ernst v. Fünfkirchen* für ein im Jahre 1494 geliehenes Capital von *19625* Gulden das Jahr darauf volle *29625* Gulden, 10,000 Gulden mehr, also über 50% *zurücknahm*,[8] zurücknahm, denn er war ja der Finanzminister des Königs. Bakács, der Kanzler beschied

[1] *Fuxhoffer*, monasteriologiae I, 105.

[2] *Dubravius* XXXII, 202a f. *Giovio* XIII, 177. *Corpus iuris* I, 312 (VII, 11)

[3] *Engel* in der Halle'schen Welthistorie 49, 1 p. 184.

[4] *Corpus iuris* I, 312 (VII, 1).

[5] *Corpus iuris* I, 312 (VII, 2).

[6] *Kovachich*, supplementa ad vestigia comitiorum II, 447.

[7] art. 8 bei *Kovachich*, vestigia comitiorum apud Hungaros 480 und ein Schreiben König Ludwigs an die Stadt Zeben bei *Kovachich* supplementa II, 422.

[8] Position des Ausgabenetats vom Jahre 1495 mitgeteilt von *Engel* (Halle'sche Welthistorie 49, 1 p. 182).

sich schon nicht mehr mit hohen Wucherzinsen, er liess sie sich in Gestalt von Güterschenkungen auszahlen, zuletzt musste ihm der König seine erzbischöfliche Residenz Gran, welche er an ihn verpfändet hatte, ganz schenken. «Gran hat er schon, rief der Adel, bald wird er ganz Ungarn an sich reissen.» [1] Natürlich hielten alle diese Gläubiger auf prompte Bezahlung, wurde der Termin nicht pünktlich eingehalten, so drängten sie auch wohl den König recht ungeduldig, wie der Erzbischof *Ladislaus Geréb;* [2] er musste zusehen, wie er ihre Ungeduld befriedigen konnte. — Dann bat er die Comitate um die Subsidien, manche zahlten, die meisten verweigerten eine nicht gesetzlich bewilligte Umlage; diejenigen, die bezahlt hatten, wurden für ihre Güte schlecht belohnt, die Stände bedrohten sie im Wiederholungsfalle mit den härtesten Strafen. Darf es da wundern, wenn der König nach seiner Hochzeit (im Jahre 1502) alle königlichen Corporationen in offenen Rundschreiben daran erinnerte, ihre Geschenke nicht zu vergessen! [3]

Die durchgreifende Zerrüttung der ungarischen Finanzen beim Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wird am besten veranschaulicht durch eine Vergleichung der thatsächlichen Einkünfte des Königs Wladislaw mit denen seines Vorgängers. [4] Aus den Goldbergwerken und Flüssen bezog Mathias 400,000 Ducaten, Wladislaw am Ende einer Regierung nur 36,000, aus den Salzgruben Mathias 140,000, Wladislaw 25,000, aus den Zöllen (dem Zwanzigsten, Dreissigsten, Vierzigsten) Mathias 50,000, Wladislaw 18,000; an Gerichtssporteln Mathias 300,000, Wladislaw 140,000; von den königlichen Schlössern und Domänen Mathias 50,000, Wladislaw *gar nichts,* sie waren eben verpfändet. Auch die Bergwerkseinnahmen hatte man bei ihrem rapiden Rückgang an die Bergmagnaten, die Thurzós und die mit ihnen verschwägerten Fuggers verpachten müssen. Sie rechneten selbstverständlich keinen geringen Vorteil für ihre Kassen heraus. [5] Kurzum, während König Mathias über eine Gesammt-Einnahme von 940,000 Ducaten verfügte, standen seinem Nachfolger nur noch 219,000 zu Gebote. Als Wladislaw starb, hinterliess er eine Schuld von 400,000 Ducaten. [1]

[1] *Giovio* XIII, 181.

[2] 1502. *Kovachich,* vestigia comitiorum apud Hungaros p. 442. *Pray,* hierarchia II, 78 (bei *Katona* historia critica regum Hungariae stirpis mixtae XI, 328).

[3] Ein Schreiben an die *Bartfelder* bei *Pray,* epistolae procerum I, 43 f.

[4] Die folgende Aufstellung beruht auf Angaben der venetianischen Gesandten *Zustignan* und *Suriani* (Magyar Történelmi Tár XXIV, 72. XXV, 53).

[5] Dies geht nicht blos aus des ehrlichen Turnschwamb Denkschrift hervor, sondern mehr noch aus einem Memorial des *Münchener Reichsarchivs* CCV, 16c. Nr. 23 und 24. Vgl. hierzu nach *Wenzel,* A Fuggerek Jelentősége Magyarország történetében. Budapest 1882. (Mit einen grossen Anhang deutscher u. latein. Urkdn.) v. dems., der Fugger Bedeutung für die Geschichte Ungarns (Ung. Revue 1883.)

b) *Das Kriegswesen.*

Die Finanznot war in Permanenz. Sie war so recht eigentlich aus einer tiefgreifenden Corruption des Beamtentums hervorgegangen, sie musste auch ihre verderblichen Wirkungen auf allen den Gebieten zeigen, die von den Finanzfragen in einer gewissen Abhängigkeit standen. Es waren vornehmlich drei Ressorts, deren Bedürfnisse aus der Privatschatulle des Königs bestritten wurden: das Militärdepartement, das Hofwesen und die Salariencasse. Freilich die zahlreichen Herren vom Hofe mochten unter der Finanznot des Königs für ihre Person nicht leiden. Sie erhielten ihre Gagen recht prompt ausgezahlt. Im Jahre 1504 verschlang die Salariencasse über 103,000 Ducaten, während der Kriegsetat in demselben Jahre mit kaum 24,000 Gulden abgespeist wurde.[2] Nun lastete ja allerdings die Ausrüstung und Besoldung des Heeres nicht ganz auf den Schultern des Königs, auch die Stände des Reichs hatten von jeher Teil daran gehabt. Aber er war weder umfangreich noch wirkungsvoll. Schon der Reichstag von 1492 hatte wichtige Grundsätze der Kriegspolitik des vorigen Königs durchbrochen.[3] Der persönliche Kriegsdienst für den Adel (die sogenannte Personalmiliz) war im Grossen und Ganzen beseitigt[4] nur für den äussersten Notfall zugelassen, die militärischen Leistungen der Adelscontingente (die sogenannte Portalmiliz) nur auf die Verteidigung des eigenen Landes beschränkt, und das Aufgebot derselben auch nur auf den Fall reducirt worden, dass die Streitkräfte des Königs nicht mehr ausreichten. Letztere sollten also den Heeresdienst in Friedenszeiten ausschliesslich besorgen, in Kriegszeiten nicht blos die Avantgarde, sondern überhaupt die Linie, den Stamm des Heeres bilden, sie konnten sich auf die Bauern-Contigente des Adels nur als auf Reservetruppen in der Not, auf das persönliche Aufgebot des Adels nur in äussersten Notfällen verlassen, erst dann, wenn der Feind bereits in's Innere des Landes gedrungen war.[5] Die Offensive ausserhalb der Grenzen sollte den Truppen des Königs zufallen. Aber auch ihr Waffendienst wurde im Allgemeinen auf die Verteidigung des Grenzgebietes eingeschränkt. Es war dies offenbar ein System, das nicht blos ein offen-

[1] *Suriani* ib. p. 54.

[2] Detaillirte Angaben über die Gehälter der Kronbeamten enthalten die Relationen der venetianischen Gesandten *Zustignan* und *Suriani* (Magyar Történelmi Tár XXIV, 73. XXV, 53). Danach bekam der Woiwode von Siebenbürgen jährlich 20000, der Ban von Croatien 25000, die Bane von Belgrad und Segna je 12000, der Ban von Jaycza 5000 Ducaten.

[3] *Tubero* IV, 6, 171; 10, 175 ff. *Kovachich* suppl. II, 207, 241 ff. *decr. gen.* I, 213, 217, 218.

[4] *Corpus iuris* I, 248 ff.

[5] *Bonfini* V, 3, 709, 48.

sives Vorgehen von vornherein ausschloss, sondern überhaupt jede Kriegsführung lähmen musste. Bald zwangen indess die unaufhörlichen Streifereien der Türken den Reichstag (von 1498)[1] von dem Princip der exclusiven Landesverteidigung abzugehen und dem Könige die Portalmiliz erforderlichen Falls auch für eine Kriegführung ausser Landes zur Verfügung zu stellen. Sie bildete nun allerdings einen integrirenden Bestandteil des Heeres. Zu ihnen traten die Aufgebote (Banderien) der Barone und Prälaten. Es fragt sich nur, ob sie auch von der Art waren, dass sie neben dem königlichen Aufgebot viel Nutzen bringen konnten. Trotzdem die Magnaten jährlich hohe Salarien zur Ausrüstung ihrer Banderien erhielten, zögerten sie lange, ehe sie kamen.[2] Die Sendung von königlichen Courieren verschlang neue Summen. Es kam auch wohl vor, dass der König nicht darüber verfügte. Der Erzbischof *Peter Várday* hat einmal einem Courier aus eigener Tasche Diäten gezahlt,[3] damit er nur die Briefe des Königs an einige entfernt wohnende Magnaten abliefere. Was für Folgen konnte eine solche Misswirtschaft nach sich ziehen! Schickten sie nun ihre Contingente, so erschienen sie nicht in der gesetzlich vorgeschriebenen Höhe, oft ward nur die Hälfte gestellt;[4] und dabei wurden ihnen doch noch Zuschüsse aus der königlichen Kasse gezahlt.[5] Häufig lösten sich die Magnaten die Last ganz ab um ein geringes Pauschquantum von 900 bis 1000 Gulden. Den Ständen von *Slavonien* und *Croatien* musste der König schreiben,[6] dass ihre Leute nicht «nach Weiberart in seidenen Kleidern mit Gold und Edelsteinen und anderen Zierraten behangen erscheinen sollen, sondern nach alter Väter Sitte Kraft und Waffen zeigen, einen Panzer sollen sie haben, einen Helm, eine Lanze oder einen Bogen mit Köcher und ein Ross.» Es war im Jahre 1499, als der König so selbstverständliche, aber für den Charakter des ungarischen Kriegswesens in jener Zeit recht bezeichnende Worte an die Adresse des Adels richten musste.

Es war kein Verlass auf diese Contingente des Adels, der Magnaten. Nur eine gute königliche Kerntruppe konnte Ruhe und Sicherheit der Grenzen gewähren. War diese nun vorhanden? *Wladislaws* Vorgänger *Mathias* hatte seine glänzenden Siege wesentlich an der Spitze jenes Söldnercorps gefeiert, das er in langen Kriegen herangebildet hatte. Als *Mathias* starb, stand die schwarze Legion — so hiess sie — in Mähren; die Magnaten, welche sich Wladislaw zugewandt, hatten damals nichts Eiligeres zu tun gehabt, als diese alten Kriegsveteranen für sich zu gewinnen. Sie hatten

[1] *Corpus iuris*, I, 283 f. (III, 17),
[2] *Engel*, Voracten in der Halle'schen Welthistorie 49, 1 p. 183.
[3] *Petri de Warda* epist. 56.
[4] Halle'sche Welthistorie 49, 1, 183. *Bonfini* V, 3, 709.
[5] ib.
[6] *Kovachich* (d. jüngere), vetera monumenta legislationis II, 34.

noch vor der Königswahl eine hohe Geldsumme zusammengeschossen; dem Bischof *Johann von Grosswardein* war es gelungen diese Truppe zu bestimmen, in die Dienste des neuen Königs zu treten.[1] In der Wahlcapitulation hatte sich der König verpflichten müssen, diese 10,000 Ducaten an die Magnaten zurückzuzahlen und für die noch rückständigen Soldzahlungen gutzusagen.[2] Von Jahr zu Jahr häuften sich die Soldrückstände. Im Februar 1491 konnte die Soldforderung nur teilweise mit 47,000 Ducaten befriedigt werden.[3] Im August und December desselben Jahres, im August des folgenden begannen die Söldner wieder zu klagen.[4] Die Schwarzen wurden unruhig, als sie sahen, dass sie vergebens ihr ehrlich verdientes Blutgeld forderten, sie fingen an zu meutern; sie suchten durch Raub und Plünderung sich Entgelt zu verschaffen,[5] schon hörten sie nicht mehr auf die Befehle ihrer Officiere, ein Schreiben des königlichen Feldhauptmanns *Kinisy* wurde zerrissen und mit Füssen getreten. Das war ihr Ende, jetzt musste man einschreiten. *Kinisy* rückte gegen sie vor, er liess sie umzingeln, sie wurden grösstenteils zusammengehauen.[6] Ein Teil rettete sich auf österreichisches Gebiet, er kam auch dort um.[7] Nur ein kleiner Rest trat in die Dienste *Kinisys*. So hatte man die Auflösung einer braven Soldateska herbeigeführt, welche dem Könige noch manchen guten Dienst hätte leisten können, freilich zuletzt gedrängt durch die Excesse der Söldner selbst, aber hatte sie nicht die leere Kasse des Königs verursacht? Und noch jetzt spielte doch neben der unabweislichen Regentenpflicht das egoistische Interesse keine geringe Rolle. Denn der Rest, dem man freien Abzug gewährte, musste schwören, keine Forderungen mehr an den König zu haben. Selbst der Erzbischof *Peter von Kalocsa*, dem die Söldner arg genug mitgespielt hatten, konnte es nur bedauern, dass man eine so brave Truppe verloren habe.[8] Dieser Verlust war nicht blos ein schwerwiegender materieller, er gab auch dem Ansehen des Königs einen furchtbaren Stoss. *Tuberone* erzählt uns, wie man schon in Magnatenkreisen über seine Kurzsichtigkeit frohlockte.[9] Jetzt besass der König keine stehende Truppe mehr, auf deren Kriegserfahrnng er sich hätte verlassen können. Allmählich dehnten die Türken ihre Streifzüge immer weiter nach Ungarn

[1] *Bonfini* IV, 9, 666. V, 1, 685.
[2] ib. 671 u. *Corpus iuris* I, 247.
[3] ib. 2, 694. *Tubero* V, 1 (ss. rer. Hung. II) 184.
[4] ib. 694, 697. *Tubero* ib. ff.
[5] *Bonfini* V, 3, 704 ff. 4, 733/4. Ihr Entschuldigungsschreiben nach einer Abschrift d. Wittingauer Archivs bei *Palacky*, Geschichte von Böhmen V, 1 p. 365.
[6] *Bonfini* V, 3, 705. *Tubero* V, 1, 185 f.
[7] ib. 706. *Tichtel* (fontes rerum austriacarum I, 1) 60.
[8] *Petri de Warda* epistolae 123.
[9] *Tubero* V, 2, 186.

aus, die Grenzfesten konnten ihnen kaum mehr Stand halten, sie gerieten in den jämmerlichsten Verfall. Schon 1½ Jahre nach *Mathias* Tode löste sich die Besatzung von *Belgrad*, der wichtigsten Grenzfestung des Reichs, von selbst auf, indess die Türken vier Meilen entfernt standen und den Platz bedrohten.[1] Schon damals gab man die Feste verloren. Vergebens mahnte der Erzbischof *Peter*. Solche Vorfälle kehrten immer wieder. Die Geschichte des Unterganges der schwarzen Legion schien sich vor *Belgrad* noch einmal abspielen zu wollen. Auch hier war man mit den Soldzahlungen im Rückstande, im August 1492 gab die Besatzung das Schloss preis,[2] weil man ihre Forderungen nicht befriedigte. Trotzdem beging man die Torheit zwei Jahre darauf die Deputationen verschiedener Grenzfestungen mit ihren Soldforderungen hinzuziehen.[3] Das war nicht blos für die Erhaltung der Plätze bedenklich. Die Zahlung von Diäten an die in *Ofen* weilenden Deputirten vermehrte noch die Ausgaben. Die Besatzungen wurden ungeduldig. Schon lösten sich die Bande der Disciplin. Man verschaffte sich selbst Genüge durch Rauben. Hier wie vor *Jaicza*, den beiden bedrohtesten Grenzpunkten, bestahl man die Proviant- und Waffenmagazine des Heeres.[4] Der Reichstag bedrohte die Täter mit Hinrichtung und Güterconfiscation.[5] Das Heerwesen befand sich in einer völligen Desorganisation. Ganze Heeresteile ergaben sich dem Trunke.[6] Schon frisch geworbene Soldaten erlaubten sich Streifzüge auf die Güter des Adels; nicht lange hielten sie bei der Fahne aus, denn die Soldmisère war nicht auszurotten.[7] Noch schlimmer! Zu Tausenden traten sie sogar in die Dienste der Türken.[8] Der König selbst schreibt im Jahre 1506 an die Stadt *Bartfeld*, dass sämmtliche Garnisonen der bosnischen Festungen ausschliesslich *Belgrads* ihren Dienst wegen drückenden Geldmangels aufgegeben hätten, nur durch Zahlung einer enorm hohen Geldsumme habe er sie zur Wiederaufnahme des Dienstes bewegen können. *Hassenstein*, der in einer seiner schönsten Elegien den König im Dialog mit der Göttin Fortuna einführt, lässt ihn auf ihren Vorwurf, dass man dem Heere die Löhnung schulde, antworten: «Et mihi saepe deest!»[9]

[1] *Petri de Warda* epistolae 58.
[2] *Bonfini* V, 2, 702, 10.
[3] *Engel*, Voracten zur ungarischen Geschichte in der Halle'schen allgemeinen Welthistorie. 49, 1 p. 183.
[4] *Corpus iuris* I, 277 (II, 35).
[5] ib.
[6] *Petri de Warda*, epistolae 57.
[7] *Kerchelics* notitiae praeliminares 94 (bei Katona XI, 657).
[8] *Hassenstein*, farrago poëmatum ed. per Thom. Mitem Prag 1570 p. 38.
[9] id. ib.

c) *Das Hofwesen.*

Es ist wahr, wie im Felde, so sah es am Hofe aus, nur dass das Gefühl der Verachtung, das eine so elende Kriegsführung erweckt, sich der persönlichen Lage des Königs gegenüber in ein tiefes Mitleid verwandeln muss. Kutscher und Stallknechte mussten Jahre lang auf ihren Lohn warten.[1] Nicht erst nach seinem Tode,[2] sondern noch während seines Lebens hat es im Palaste an den nötigen Ausgaben für Küche und Keller gefehlt. Obwohl hierfür grosse Summen in den Ausgabenetat eingestellt waren,[3] holte man doch das Fleisch à conto, der Wein zu Mittag musste aus den vollen Kellern der in *Ofen* anwesenden Bischöfe entliehen werden, bei aussergewöhnlichen Gelegenheiten, zur Ankunft fremder Gesandten musste man ihn direct kaufen. Der Erzbischof von *Kalocsa*, dessen Briefe für die Verhältnisse jener Zeit eine Quelle reicher Belehrung sind, erzählt einmal, wie er erfahren habe, dass sein König des Weines zur Mahlzeit entbehren müsse, und wie er sofort von *Pesth* aus einige Fässer dem Könige zugeschickt habe.[4] Der Historiker *Dubrawsky* hat selbst einmal als er in *Ofen* war, gesehen, wie einige Bediente mit leeren Flaschen zum Palast des Bischofs *Georg von Fünfkirchen* liefen, um Wein zum Frühstück für den König zu holen.[5] Auf die Frage, ob sie denn keinen Wein auf dem Schlosse hätten, soll der Bischof zur Antwort erhalten haben: «Auch kein Gemüse.» Darauf soll der Bischof empört zum Könige geeilt sein, den Finanzminister haben rufen lassen und ihm in den schärfsten Worten vorgeworfen haben, wie er seinen eigenen Vorteil suche, seine Pflicht aufs Hässlichste vernachlässige; wie er das Reich in ein unwürdiges Gerede bringe, als könne es seinen König nicht ernähren, während er, der Finanzminister selbst volle Vorratskammern habe, täglich Zechgelage feiere. Dem Erzbischof *Gregor v. Frangipani*, der eine Denkschrift über die Lage am Hofe des Königs für den polnischen Kanzler abzufassen hatte, hat es sein Schamgefühl verboten, über alle diese Dinge zu berichten.[6] «Des Königs Majestät, sagt er, leidet fast täglich unter so grossem Mangel, dass es bisweilen an dem Notdürftigsten fehlt, nicht blos für den Hof eines so grossen Fürsten,

[1] *Engel*, Voracten zur ungarischen Geschichte in der Halle'schen allgemeinen Welthistorie. 49, 1, 184.

[2] Nach *Ranke*, deutsche Geschichte II, 403 f.

[3] *Engel*, Voracten l. l.

[4] Aus e. Br. d. Erzbisch. an den Bischof v. Gross Ward. *Petri de Warda* epist. p. 78.

[5] *Dubravius* XXXII, 202b.

[6] *Acta Tomiciana* III, 298.

zugleich Obergespan eines Comitats sein dürfe, diese Würde verliehen, obwohl er gar ausser Landes sich aufhielt.[1] Zudem war es ein ständisches Princip, nicht zwei Aemter durch einen und denselben Magnaten bekleiden zu lassen, auch nicht die unbedeutendsten, sagt der Reichstag von 1498.[2] Wiederholt haben die ungarischen Stände die Aufforderung an alle Inhaber von mehr als einer Pfründe ergehen lassen, die überflüssigen freiwillig niederzulegen, und als dies nichts half, die gewaltsame Wegnahme angeordnet.[3] Aber der König selbst kümmerte sich nicht darum,[4] und noch lange nach seinem Tode ist dieser Gegenstand nicht von der Tagesordnung des Reichstags verschwunden.[5] Die Stände konnten hier ihrem Votum eben so wenig Nachdruck verleihen, wie dem Beschluss, dass die Obergespans-Würde nicht perpetuirlich verliehen werde.[6] Fort und fort vererbte sie sich von einem Magnaten auf seinen Sohn, wie wollte der Reichstag dagegen ankämpfen? Er konnte wohl die schönsten Beschlüsse fassen, wer kehrte sich daran, wenn selbst die Grosswürdenträger der Krone, wenn der König selbst sich kein Gewissen daraus machte, gegen sie zu handeln. Was konnte es nützen, dass der Reichstag (1504) zu wiederholten Malen den Protonotar des Oberlandesrichters, *Stephan Verbőczi*, mit der systematischen Aufnahme aller Reichstagsbeschlüsse und Verordnungen in ein Gesetzbuch betraute,[7] was nützte es, dass *Verbőczi* sich dieser Riesenmühe unterzog und nach zehnjähriger Arbeit sein Werk dem Reichstage vorlegen konnte! Die Gesetze waren schon gut, sagt *Verancsics* einmal unwillig,[8] sie blieben nur Papier und gingen nicht in Fleisch und Blut der Nation über. Kann Jemand beredter die Situation kennzeichnen, als der *Bacser* Reichstagsabschied vom Jahre 1518 in seinen Eingangsworten: «Freilich sind bisher auch viele gute und nützliche Verordnungen für die Wohlfahrt und Sicherheit des ganzen Reichs und zumal für das Gedeihen der Regierung Sr. Majestät erlassen worden. Aber niemals ist eine Beobachtung dieser Beschlüsse erfolgt, darum sind sie alle eitel». Und so war es. Kein Recht war mehr sicher unter *Wladislaw*, da die Hochachtung vor dem Recht, wie vor dem Richter geschwunden war. Die Processe wurden

[1] ib. I, 319 (VII, 56).
[2] *Corpus iuris* I, 290 (III, 56).
[3] ib. p. 310 (VI, 13). 320 (VII, 59).
[4] ib. 299 (IV, 31).
[5] *Kovachich*, vestigia comitiorum apud. Hungaros p. 486 (decretum II. Ludovici II art. 17, u. 18; id. supplementa II, 457 f. (art. 12, 13, 14 des Bacser Reichstags von 1519).
[6] *Corpus iuris* I, 203 (V, 3).
[7] ib. I, 307 (V, 31). 311 (VI, 20). 320 (VII, 63).
[8] *Verancics* Antal, összes munkái (sämmtliche Werke) (Mon. Hung. hist. II, 2) I, 1, 15.

absichtlich verschleppt, *Bonfini* sagt,[1] «unsterblich gemacht», je nach dem Gutdünken des Richters verhandelt, nach dem Interesse, das er daran hatte oder durch klingende Münze erhielt,[2] und glaubte man den Process schon zu Ende geführt zu haben, sah man vergebens der Entscheidung entgegen. Der Reichstag war zu machtlos, um dagegen wirksam einschreiten zu können. *Dubrawsky* klagt bitter,[3] wie in jener Zeit Erbschafts- und Vormundschaftsrechte erschlichen oder gewissenlos missbraucht wurden; und *Brutus* steht ihm in diesen Klagen nicht nach.[4] Wie vernichtend ist jenes Verdict, das der Reichstag von 1514 über den Rechtszustand des Landes fällt![5] «Nur deshalb habe die Verwilderung so weit um sich greifen können, weil man ihr nicht bei Zeiten gesteuert, und weil man Raub und Mord, Diebstahl und Ehebruch, Falschmünzerei und Brandstiftung ruhig habe geschehen lassen». Man erkannte, dass auch der Adel sich von all' diesen Untaten nicht frei gehalten hätte. Die Obergespane der Comitate walteten nur nachlässig ihres Amtes,[6] liessen sich selbst Gesetzwidrigkeiten zu Schulden kommen, und denselben Männern behagte es doch das Gewicht ihrer Machtbefugniss mit stolzem Uebermut fühlen zu lassen. So charakterisirt sie das Reichsdecret von 1514. Da herrschte denn sehr natürlich in den Comitaten unter Adel und Magnaten eine wilde Wut sich gegenseitig zu befehden, ein Zustand, der einem offenen Kriege verzweifelt ähnlich sah. Besonderes Interesse erregte in jenen Tagen die fortdauernde Fehde zwischen dem Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zápolya und dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Neffen und Adoptivsohn des Königs. Wladislaw war nicht einmal im Stande seinen Blutsverwandten vor der rohen Gewalt des Mannes, welcher schon die Hand nach der Krone ausstreckte, zu schützen.[7] Wer eine Geschichte jener inneren Parteiungen schreiben wollte, der dürfte kein Blatt in der Briefsammlung des Erzbischofs *Peter v. Várda* überschlagen,[8] und sie betreffen doch nur

[1] *Bonfini* V, 5, 731.

[2] *Bonfini* l. l.

[3] *Dubravius* XXXII, 202 b.

[4] *Brutus* IV, 458.

[5] *Corpus iuris* I, 316 (VII, 33).

[6] *Corpus iuris* I, 319 (VII, 56).

[7] Ein sehr reiches Material hierüber fand ich im Berliner Schlossarchiv, wovon ich Einiges demnächst in dem Briefwechsel des Markgrafen zu veröffentlichen gedenke. Im Uebrigen verweise ich auf meine Schrift «Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe» (Breslau 1883 p. 17, 71) und den Aufsatz in der «Ungar. Revue» (1884 Januar-Heft «Die letzten Stunden des Königs Wladislaw II.» p. 5, 10.

[8] *Petri de Warda* epistolae ed. Carol. Wagner. Kaschau und Pressburg 1776; freilich sehr unzulänglich und tendenziös (W. war Jesuit!). Eine gute Ausgabe der Briefe dieses Mannes wäre ein Bedürfniss.

einen Magnaten und seine nächsten Nachbarn. Wohl hat manchmal ein teilnehmender Freund von dem traurigen Schicksal seines Kameraden berichtet, aber von all' den rohen Erscheinungen, welche dieser eigentümliche Friedenszustand im Gefolge hatte, Untaten, welche sich bis zur Leichenschändung erstreckten, [1] hat uns nur selten ein mitfühlender Zeitgenoss gelegentlich Kunde gegeben. Jene entsetzliche Tat *Kinisys*, des Generalcommandanten von Oberungarn, der einen Priester nackt an ein Mühlrad binden liess, [2] steht durchaus nicht vereinzelt da. Als *Kinisy* bald darauf seine Sprache verlor, hat sie dem Volke Anlass gegeben, dies als eine gerechte Strafe Gottes für seinen Frevel zu betrachten. Darum hat sie sich länger im Volksmunde erhalten. Während man sich im Innern zerfleischte, rissen die auswärtigen Nachbarn, die Türken, die Polen, die Oesterreicher, die Mähren ein Stück ungarisches Grenzgebiet nach dem andern an sich. 72 Comitate hatte es unter Mathias gegeben, unter Wladislaw zählte man deren nur noch 55; 17 waren in die Hände der Feinde gefallen. [3] Von Agram bis Modrus war auch nicht ein Schloss sicher vor Ueberfall und Ausplünderung durch Türken. In Bosnien und Serbien waren 1516 schon 23 feste Plätze in ihrem Besitze, nur Jaicza hielt sich noch, schon streiften die feindlichen Schaaren bis vor die Tore von Agram. [4] Die häufigen Forderungen des Reichstags zur Abwehr dienten nur zur Bestätigung der Tatsache, ohne dem Uebel zu steuern. [5]

So hatte ein Missstand den andern nach sich gezogen. Die Fäulniss, welche die Stände, das Beamtentum ergriffen hatte, war die Wurzel. Sie hatte die Finanznot gezeitigt, welche dann wiederum verderblich auf das Kriegswesen, auf die eigene Lage des Königs gewirkt hatte. Unter diesem Grundübel hatte dann die Justizpflege, die innere Verwaltung des Reichs, der Landfrieden gelitten.

In diesem Ungarn war absolut nichts mehr gesund geblieben. Wer noch daran zweifeln mochte, dem mussten die Schuppen von den Augen fallen, als am Ende der Regierung *Wladislaws* ein Aufstand losbrach, der, weil er von der Bauerschaft, dem am härtesten gedrückten Stande, ausging, den Namen eines Bauernaufruhrs erhalten hat, der aber tatsächlich ein Aufstand der zahlreichen unzufriedenen Elemente des Reiches gegen die bestehende Ordnung oder Unordnung gewesen ist. Alle Stände, Adel und Clerus eben so gut wie die Bauerschaft haben daran teilgenommen.

[1] *Bonfini* V, 3, 713.

[2] *Szerémy* XX, 50 f. (Mon. Hung. hist. II, 1).

[3] *Zustignan* im «Magyar Történelmi Tár» XXIV, 70 spricht sogar von 73 unter Mathias; *Bon* (ib. XXV, 152) bleibt bei den herkömmlichen 72.

[4] *Suriani* («Magy. Tört. Tár» XXV, 54).

[5] *Corpus iuris* I, 306, 311, 319. (V, 22. VI, 19. VII, 54). *Kovachich*, suppl. II, 356.

sondern auch für seine Tafel, und dies häufig genug und in so unanständiger Weise, dass ich mit Rücksicht auf die Ehre Sr. Majestät und des Reichs mich schäme darüber zu schreiben». «Und wer weiss, fährt er fort, wie gross und drückend die Not ist, als dass die Feder all das Detail niederschreiben könnte.»

d) *Die Rechtszustände.*

War es da ein Wunder, wenn die Not den König zu unerlaubten Mitteln trieb, dass er sich um Gold zu schlagen über die Beschlüsse des Reichstages, über die beschworenen Bestimmungen der Wahlcapitulation hinwegsetzte! Er hatte beschworen keine Ausländer in Staats- und Kirchenämter zu berufen. Es waren vornehmlich Italiener, gegen die sich diese Bestimmung richtete. *Tuberone* sagt, die Ungarn hätten in jener Zeit die Italiener noch ärger gehasst, als die Heiden.[1] Der Grund liegt auf der Hand. König *Mathias* hatte an seinen Hof eine nicht unbeträchtliche Anzahl italienischer Gelehrter und Künstler gezogen, er hatte sie dann in die fettesten Pfründen des Landes gebracht.[2] Dadurch fühlten sich die ungarischen Magnaten beengt; als sie sahen, dass ihren Söhnen die hohen Prälaturen entgingen, erwachte in ihnen Neid und Eifersucht gegen das fremde Element. Selten ist ein Reichstag unter *Wladislaw* auseinander gegangen, welcher nicht in seinen Reichsabschied eine Resolution aufnahm gegen die Zulassung von Ausländern zu Staats- und Kirchenämtern, hohen wie niedern.[3] Der Reichstag von 1495 sprach es offen aus, dass er die Italiener meine.[4] Daher die wilde Leidenschaft, welche sich in jenem Artikel Luft macht, der die Uebertretung des Beschlusses mit einer ganz aussergewöhnlich harten Strafe — dem Ersäufen — belegte! Wie tief musste es nun die Ungarn verletzen, wenn ihr König sich über alle diese Beschlüsse hinwegsetzte! Mehr als ein Italiener ist unter ihm zu hohen Ehren gelangt.[5] Dem Bischof *Hippolith v. Este*, dem Bruder der verhassten Königinwitwe *Beatrice*, hat er sogar entgegen dem ausdrücklichen Beschlusse des Reichstags,[6] dass kein Prälat

[1] *Tubero* I, 11, (ss. rer. Hung. II) 127.

[2] *Bonfini* IV, 4, 582; 7, 631, 636 f. V, 5, 730. *Tubero* I. 4, 116; 9, 135. III, 10, 163. *Brutus* II, 224. *Galeoti Marzo*, Salomon Hungaricus III, 7 f. X, 21. XVII, 44, XXII, 51. XXIV, 57 f. XXV. 59 f. *G. Voigt*, das erste Jahrhundert des Humanismus p. 398.

[3] *Corpus iuris* I, 273, 286, 300, 304, (II, 30. III, 30. IV, 35, V, 10).

[4] ib. I, 276 (II, 30).

[5] Ueber Angelo vergl. *Wagner*, epistolae Petri de Warda 98. Der Cardinal Peter von Reggio war 1504—12 Bischof von Veszprim.

[6] *Corpus iuris* I, 290 (III, 57).

Was das Gefährlichste aber war, eben diese Empörung war niedergeworfen worden von dem erbittertsten Gegner des Hofes, von einem Manne, welcher den Ruhmesglanz, von dem er nach dem Siege umstrahlt war, nur zu benutzen trachtete, sich selbst die Krone auf das Haupt zu setzen. Hätte *Johann Zápolya* damals die Gunst, welche er bei der grossen Masse des Adels besass, nicht leichtfertig wieder aufs Spiel gesetzt, er hätte den kranken, lebensmüden Wladislaw noch beim Leben beerbt. Eine Niederlage gegen die Türken brachte ihn um ein gut Teil seines Ansehens. Ohne ihn und gegen ihn vollzog sich zu Wien auf dem Congress das grosse politische Ereigniss der Allianz der drei Ostmächte. Aber Zápolya war nicht der Mann im Schmollwinkel zu verharren. Dass der König in dem Augenblicke, in welchem er das Reich seinem zehnjährigen Sohne hinterliess, diesen Mann zum Todfeinde hatte, konnte sicher nicht dazu beitragen den um sich greifenden Verfall des Landes aufzuhalten. Der Vulkan, auf welchem Ungarn schon damals tanzte, hatte zwar seine verheerenden Wirkungen bereits durch einen furchtbaren Ausbruch gezeigt, nur ging er an dem leichtfertigen Sinn des Volkes urschnell vorüber. Es war keine Frage, dass das ungarische Reich zu Grunde gehen musste. Aber «man sieht deutlich, wie Ungarn nur durch sich selbst zu Grunde ging, die Unordnung und Zügellosigkeit daselbst einen Grad erreicht hatte, dass das Reich dem ersten Anprall des Eroberers erliegen *musste*. Die Tatsache steht fest, dass Ungarn ebenso nur durch eigene Schuld in die türkische Knechtschaft geriet, als es nicht durch sich selbst, sondern durch deutsche Waffen nach mehr als 150 Jahren sich derselben wieder entwand».[1]

[1] *Höfler*, Fränkische Studien IV, Nr. 2 (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XI, 3).

DIE STERBLICHKEIT IN BUDAPEST.

Die statistische Wissenschaft macht in unserem Lande sehr erfreuliche Fortschritte und man darf es ohne Ueberhebung offen aussprechen, dass einzelne Arbeiten auf diesem Gebiete sich den besten Leistungen des Auslandes kühn an die Seite stellen können. Unter jenen Männern, die seit Jahren mit Erfolg und steigender Anerkennung des In- und Auslandes das Feld der Statistik pflegen, nimmt der Gründer und Leiter unseres hauptstädtischen statistischen Bureaus, Herr Josef Körösi, einen der ersten Plätze ein. Seine zahlreichen Publicationen haben seinen Namen in weiteren Kreisen der wissenschaftlichen Fachgenossen in ehrenvollster Weise bekannt gemacht, haben die Wissenschaft selbst in manchen wichtigen Punkten bereichert und aufgehellt und auch dem hauptstädtischen Bureau für Statistik in Budapest allgemeines Ansehen erworben. Die Einrichtung, Organisation und Führung dieses Bureaus gilt als musterhaft. Bei uns daheim musste Herr Director Körösi freilich oftmals die Bitterkeit der leidigen Wahrheit: «Nemo profeta in patria» empfinden. Allein sein entschiedenes Wollen, das mit ungebeugtem Mute all den Schwierigkeiten und Hindernissen der Misgunst, des Neides, des Obscurantismus und der spiessbürgerlichen Engherzigkeit entgegentrat, erfocht endlich doch den Sieg und heute wagt Niemand mehr, die Wichtigkeit und Bedeutung unseres hauptstädtischen statistischen Bureaus in Frage zu ziehen.

Das beste Mittel zum Siege waren freilich die Leistungen des Bureaus und seines unermüdlichen Directors. Die statistischen Wochen- und Monats-Ausweise über den Gang der Bevölkerung sowie über die sonstigen Tatsachen, Erscheinungen und Zustände des öffentlichen Lebens unserer Hauptstadt sind nachgerade ein unentbehrlicher Bestandteil der periodischen Presse geworden. Ausserdem erfreut das Bureau und sein Leiter uns von Zeit zu Zeit mit grösseren selbstständigen Arbeiten, die jeder Freund der statistischen Wissenschaft, ja jeder Freund der Volks- und Staatenkunde überhaupt, mit grösstem Interesse begrüsst.

Eine solche selbstständige wissenschaftliche Leistung, es ist die achtzehnte in der Serie der «Mitteilungen des hauptstädtischen statistischen Bureaus von Budapest», liegt abermals vor uns. Das stattliche Quartheft behandelt auf 330 Seiten (auf denen auch zahlreiche tabellarische Uebersichten mitgeteilt sind) eine der wichtigsten Fragen unseres hauptstädtischen Lebens, nämlich die *Sterblichkeits- oder Mortalitätsfrage von Buda-*

pest.[1] Es ist nicht zum ersten Male, dass Herr Director Körösi dieser Frage seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Seit der Gründung des statistischen Bureaus nimmt die Beobachtung und Aufarbeitung der Mortalitäts-Verhältnisse unserer Hauptstadt einen grossen Teil der Tätigkeit dieses Bureaus in Anspruch. Die traurige Ursache dieser Tatsache war vor Allem in dem beklagenswerten Umstande der ungewöhnlich hohen Sterblichkeitsziffer von Budapest gelegen. Unsere Stadt genoss in dieser Richtung keinen guten Ruf und dem statistischen Bureau ist es wesentlich zu danken, dass man in dieser Beziehung das Uebel endlich doch erkannt hat. Wir erinnern uns ganz wohl noch jener «Entrüstung» der «Stadtväter», als Director Körösi an der Hand der unerbittlichen Logik der Ziffern die ungünstigen Sanitätszustände von Budapest erörterte und auf eine Abstellung der zahlreichen Uebelstände drang.

Den Herren erschien diese wahrheitsgetreue Darstellung gleichsam als «Entweihung» und Verletzung des bürgerlichen Gefühls und als Verunglimpfung der eigenen Heimat. Aber sie mussten schliesslich doch einsehen, dass die Wahrheit in allen Dingen das Beste ist. Gerade die erschreckenden Tatsachen, welche die Zahlen des statistischen Bureaus und die darauf gebauten Schlussfolgerungen des Directors Körösi aufdeckten, spornten Magistrat und Stadtvertretung, aber auch die Regierung und die Legislative dazu an, dass der Verbesserung der öffentlichen Gesundheitsverhältnisse in Budapest eine grössere Fürsorge zugewendet werde. Und wieder ist es die vielbefeindete Statistik, welche heute den Beweis von den *günstigen Resultaten* dieser Reform-Bestrebungen liefert.

Ein vergleichender Blick auf die Mortalitätsverhältnisse unserer Hauptstadt von 1874 bis 1883 lehrt, *dass innerhalb dieses Decenniums die Sterblichkeit in Budapest continuirlich abgenommen* hat und der Mortalitäts-Coëfficient von 45 auf 29·9‰ gesunken ist. Und zwar war dieser Coëfficient

im Jahre	1874	bei	12,869	Todesfällen	44·9‰
« «	1875	«	12,026	«	41·5 «
« «	1876	«	12,294	«	41·9 «
« «	1877	«	12,644	«	39·8 «
« «	1878	«	12,874	«	38.6 «
« «	1879	«	12,139	«	34·7 «
« «	1880	«	12,312	«	33·6 «
« «	1881	«	13,155	«	34·5 «
« «	1882	«	12,865	«	32·6 «
« «	1883	«	12,300	«	29·9 «

[1] Das Werk ist soeben auch in *deutscher* Sprache erschienen unter dem Titel: «Die Sterblichkeit der Stadt Budapest in den Jahren 1876—1881 und deren Ursachen» von Josef Körösi. Berlin, 1885, Puttkammer & Mühlbrecht. 4. XII und 330 Seiten.

Diese günstige Verhältnisszahl in der Mortalität ist keineswegs ein Werk des Zufalls, sondern nur die Frucht der schon angedeuteten Bemühungen zur Hebung und Verbesserung der Sanitätszustände in unserer Hauptstadt. Das statistische Bureau, respective sein eifriger Director, haben vor zehn Jahren eine Reihe von Vorschlägen in dieser Richtung getan, durch deren Beachtung und Erfüllung die Mortalität abgenommen hat. Diese Vorschläge bezogen sich auf die Controle und allmähliche Beseitigung der Keller- und überfüllten Wohnungen, auf die Herstellung entsprechender Arbeiterwohnungen, auf die Regelung des Ammenwesens. auf die Bindung des Flugsandes in der Umgebung von Budapest, auf die Vermehrung und zweckmässigere Einrichtung der Spitäler, sowie auf die Verbesserung der häuslichen Pflege armer Kranker. Auch in Betreff nötiger Vorkehrungen gegen Epidemien, der Gesundheitspflege in den Schulen u. s. w. machte das Bureau beachtenswerte Anträge, die manchen Uebelstand aufdeckten und dessen Beseitigung veranlassten.

Um die Verbesserung unserer Mortalitäts-Verhältnisse noch klarer zu erkennen, bedarf es nur eines *Vergleiches mit anderen europäischen Grossstädten.*

Im Jahre 1875 nahm Budapest hinsichtlich seiner Mortalität unter 39 Städten die 35. Stelle ein; im Jahre 1883 dagegen steht es unter 31 Städten bereits an der *achtzehnten* Stelle. Während also vor zehn Jahren in Bezug auf die Sterblichkeit unsere Hauptstadt noch der Stadt Moskau nahe kam, nähert sie sich (1883) bereits den günstigen Verhältnissen von Berlin und befindet sich mit Wien (29·5‰) fast auf derselben Stufe.

Eine weitere bedauerliche Folge der hohen Sterblichkeit von Budapest bestand darin, *dass die Zahl der Geburten in der Regel nur um Weniges höher war als die Zahl der Todesfälle,* dass sich also die Population unserer Hauptstadt auf natürlichem Wege nur unbedeutend vermehren konnte. Das ist nun ebenfalls besser geworden, obgleich die Besserung in diesem Punkte keine continuirliche ist, wie folgende Zahlen beweisen. Es waren

	Geburten	Todesfälle	Geburten-Ueberschuss
im Jahre 1874	13,194	12,869	325
« « 1875	13,429	12,026	1,403
« « 1876	13,760	12,294	1,466
« « 1877	13,193	12,644	549
« « 1878	12,879	12,874	5
« « 1879	13,080	12,139	941
« « 1880	13,356	12,312	1,044
« « 1881	13,193	13,055	138
in acht Jahren	106,084	100,213	5,871
im Jahre 1882	14,047	12,865	1,182
« « 1883	14,222	12,300	1,922

Während der acht Jahre 1874—1881 macht also der Geburten-Ueberschuss kaum sechs Procent aus; in den beiden letzten Jahren ist er doppelt so gross. Hinsichtlich seines Geburtenüberschusses steht Budapest unter 56 europäischen und amerikanischen Grossstädten erst an 46. Stelle; nach ihm folgen Florenz, Madrid, Paris, Bologna, Lyon, Marseille, Bordeaux, Krakau, Brooklyn und New York.

Auf die Höhe der Sterblichkeit üben Wind und Wetter, Kälte und Hitze, also der *Wechsel des Klimas* nach Jahres- und Tageszeiten einen vielfach entscheidenden Einfluss aus, wobei allerdings auch noch andere Umstände in Betracht gezogen werden müssen. In unserer Stadt fällt die grösste Mortalität auf die Frühlingszeit; die geringste auf den Herbst, der somit für Budapest die relativ gesündeste Jahreszeit ist. Nach den sechsjährigen Beobachtungen starben im Durchschnitte täglich

im	Herbste	29·79	Personen
«	Winter	33·50	«
«	Sommer	35·60	«
«	Frühling	38·18	«

Zieht man die *durchschnittliche tägliche Mortalität* nach den einzelnen Monaten in Betracht, so ergibt sich, dass das Maximum der Sterblichkeit auf die Monate April und Mai, das Minimum auf October und November entfällt, wie nachstehende Columne zeigt. Es war die durchschnittliche Tagesmortalität

im	Monate	Jänner	34·60	Fälle
«	«	Februar	34·77	«
«	«	März	38·00	«
«	«	April	38·32	«
«	«	Mai	38·22	«
«	«	Juni	34·57	«
«	«	Juli	36·52	«
«	«	August	35·62	«
«	«	September	30·92	«
«	«	October	28·52	«
«	«	November	30·03	«
«	«	December	32·22	«

Hinsichtlich des *Geschlechtes der Verstorbenen* ist es für Budapest eine interessante Erscheinung, die übrigens keineswegs vereinzelt dasteht, dass die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechtes hier weit geringer ist als die des männlichen. Es entfallen nämlich nach den Ausweisen von 1876—1881 im Durchschnitte auf 100 männliche Todte nur 83 weibliche. Herr Director Kőrösi sucht den Grund dieser Erscheinung nicht etwa in der grössern Vitalität des weiblichen Geschlechts, sondern in dem Umstande, dass die fremde und bloss zeitweilig anwesende Bevölkerung unserer

Stadt grösstenteils aus Männern besteht und dadurch der Todtenüberschuss für das männliche Geschlecht erklärt wird. Diese Annahme findet ihre Unterstützung in der Wahrnehmung, der zufolge unter den in den Privat-Wohnungen Verstorbenen auf 100 männliche schon 90 weibliche Todte entfallen; während in den Spitälern, wohin die provisorische Bevölkerung das Hauptcontingent liefert, auf 100 männliche gar erst 50 weibliche Todte kommen. Dies Sterblichkeitsverhältniss nach den Geschlechtern, welches für die ganze Hauptstadt 100 Frauen auf 111 Männer beträgt, wechselt ganz wesentlich in den einzelnen Stadtbezirken. Während z. B. im zweiten Bezirke (Ofen, Wasserstadt) beide Geschlechter unter den Todten gleichmässig vertreten sind, entfallen im fünften Bezirke (Leopoldstadt) auf 100 Frauen schon 119 Männer, ja im zehnten Bezirke (Steinbruch) sogar 122 männliche Todte.

Von besonderer Wichtigkeit ist das *Verhältniss der Mortalität nach dem Alter der Verstorbenen.* In dieser Beziehung zeigen die Beobachtungen der sechs Jahre 1876—1881, dass in Budapest auf 10,000 Todte durchschnittlich entfallen

0—5-Jährige	4,839
5—10 «	343
0—10-Jährige...	5,182
—20 «	351
—30 «	862
—40 «	872
—50 «	831
—60 «	718
—70 «	614
—80 «	365
—90 «	136
—100 «	16
über 100 Jahre	2
unbekannten Alters... ...	51
Zusammen	10,000

Unter den Verstorbenen machen also die Kinder unter fünf Jahren fast die Hälfte der Todten aus; doch ist auch hierin eine namhafte Besserung bemerkbar. Während nämlich im Jahre 1876 die Kinder unter fünf Jahren noch 52% aller Todten betrugen, bilden sie im Jahre 1881 nur mehr 46% derselben.

Nach den *einzelnen Confessionen* zeigt sich, dass die Sterblichkeit der Kinder unter fünf Lebensjahren bei den Protestanten am geringsten, bei den Katholiken am grössten ist; in dem Alter über fünf Jahre sind unter den Todten die Israeliten mit einer stärkeren Verhältnisszahl vertreten als die übrigen Confessionen. Vergleicht man jedoch die Zahl der Todten mit der Anzahl der Lebenden, wobei die Kinder unter fünf Jahren ausser

Acht gelassen sind, so zeigt sich in Bezug auf die Mortalität der einzelnen Confessionen Folgendes: Es starben von je 10,000 Personen über fünf Lebensjahren

bei den Israeliten	118	Personen
« « Evangel. Augsb. Conf.	200	«
« « « Helv. Conf.	184	«
« « Katholiken	227	«

Herr Director Körösi hat den Versuch gemacht, diese Vergleichung der Todtenzahl mit der Anzahl der Lebenden auch nach den einzelnen Stadtteilen durchzuführen. Es stand ihm dafür nur für die Jahre 1880 und 1881 ein vollständigeres Material zur Verfügung und er selber bezeichnet das Ergebniss seiner Untersuchungen nur als ein annähernd richtiges. Darnach starben von 10,000 Einwohnern jährlich

in der innern Stadt (IV. Bezirk)	168	Personen
« « Leopoldstadt (V.)	204	«
« « Theresienstadt (VI.)	273	«
« « Elisabethstadt (VII.)	291	«
« Ofen (Festung, Taban, Christinenstadt, I.)	353	«
« « (Wasserstadt, Neustift, II.)	363	«
« der Josefstadt (VIII.)	368	«
« Altofen (III.)	402	«
« Steinbruch (X.)	403	«
« der Franzstadt (IX.)	413	«

Im Allgemeinen ist daher auf dem rechten (Ofner) Donau-Ufer die Sterblichkeit trotz der günstigeren und gebirgigeren Lage bedeutend grösser als auf dem linken (Pester) Ufer der Donau. Die geringste Sterblichkeit zeigt die Innere Stadt und die Leopoldstadt; der Mortalitäts-Coëfficient ist in diesen Bezirken so niedrig, dass er selbst günstiger ist als bei den durch ihre öffentlichen Sanitätszustände berühmten englischen Städten (er ist z. B. kleiner als jener von London und dessen Vorstädten zusammen). Auch die Theresienstadt hat gute Verhältnisse; hierauf war unstreitig der Ausbau der Radialstrasse und die sonstigen eingreifenden Regulirungsarbeiten von Einfluss, die ungünstigsten Verhältnisse trifft man in der Franzstadt, in Steinbruch und Altofen. Es ist jedoch zu bemerken, dass die hohe Sterblichkeitsziffer in der Franzstadt hauptsächlich auf die daselbst herrschende grosse Kindermortalität zurückzuführen ist. Denn scheidet man die Verstorbenen unter fünf Jahren aus, so stellt sich das Verhältniss bei den einzelnen Stadtbezirken in folgender Weise: Unter 10,000 Verstorbenen entfallen auf das Alter über fünf Lebensjahren

in der innern Stadt	121
« « Leopoldstadt	121
« « Theresienstadt	159

in der Elisabethstadt	161
« Steinbruch	179
« der Josefstadt	187
« Ofen (I.)	199
« der Franzstadt	203
« Ofen (II.)	208
« Altofen	220

Scheidet man die Todesfälle nach den *natürlichen und den gewaltsamen Todesursachen*, so ergibt sich, dass in der Zeit von 1876—1881 die Zahl der letzteren ziemlich constant war, nämlich: 353, 382, 349, 328, 381 und 378; die Varianten bewegen sich zwischen 328—382. Unter diesen 2171 eines gewaltsamen Todes Verstorbenen sind aber nicht weniger als 355 solche, deren Leichname aus den Wellen der Donau herausgefischt wurden und von denen man in 155 Fällen nicht constatiren konnte, ob man es hier mit Mord, Selbstmord oder zufälligem Unglücksfall zu tun habe.

Die *Anzahl der Selbstmorde* nimmt leider in den letzten Jahren erheblich zu. Im Jahre 1874 zählte man deren 100, im Jahre 1881 schon 156; damals entfielen auf je 10,000 Einwohner 3·49, jetzt schon 4·12 Selbstmordfälle. Relativ am stärksten war die Selbstmordmanie in den Jahren 1876 und 1877, sie betrug 4·26—4·35⁰/₀₀. Von 1877 auf 1878 trat eine erfreuliche Besserung ein (3·00⁰/₀₀); seither hat aber dieser Zustand sich, wie erwähnt, abermals bedeutend verschlimmert. Herr Director Körösi bringt den Abfall in den Selbstmorden der Jahre 1878 und 1879 mit der im Jahre 1878 stattgefundenen Occupation Bosniens und der damit im Zusammenhang stehenden Mobilisirung in Verbindung, indem er meint, dass der Krieg gerade jene Altersclassen dem Kampfe ums Dasein entreisse, welche in der Regel die meisten Selbstmordcandidaten liefern. Diese Annahme scheint auch die Tatsache zu bestätigen, dass im Mobilisirungsjahre 1878 nur achtzehn 20—30 jährige Männer als Selbstmörder erscheinen, während es im vorangehenden Jahre 33 waren. Eine charakteristische Erscheinung sind die relativ zahlreichen Selbstmorde beim Militär; in den Jahren von 1877—1881, also in fünf Jahren, kamen in Budapest 37 Selbstmorde bei Militärpersonen vor.

Die allmählige Zunahme der Selbstmorde ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit und es verdient ganz besondere Beachtung, dass es gerade die in der Cultur meistfortgeschrittenen Völker und Staaten sind, wo der Selbstmord einen nahezu epidemischen Charakter angenommen hat. Die höchsten Percentualziffern der Selbstmordfälle findet man in dem hochcultivirten Königreiche Sachsen. So entfallen z. B. in Leipzig auf 100,000 Menschen nicht weniger als 57 Selbstmörder; in Dresden allerdings nur 39. Unsere Hauptstadt zeigt in dieser Hinsicht ebenfalls ungünstige Verhältnisse und nähert sich den deutschen Städten bedeutend, ja übertrifft

dieselben zum Teil, da bei uns auf je 100,000 Einwohner nahe an 40 Selbstmörder kommen. Budapest steht darin mit Stuttgart und Dresden ziemlich auf derselben Stufe, Hamburg und Leipzig übertreffen es, dagegen weisen Breslau, Prag, Paris, Wien, Kopenhagen, Berlin u. a. weit geringere Selbstmordverhältnisse auf. In London, Glasgow und Edinburg machen die Selbstmorde noch nicht eine Person auf 10,000 Einwohner aus.

Von den 771 Selbstmördern der Jahre 1876—1881 war die übergrosse Mehrzahl (586 = 76%) männlichen, die Minorität (185 = 24%) weiblichen Geschlechts; doch befindet sich die Zahl der weiblichen Selbstmörder in continuirlicher Zunahme und hat sich seit 1874 (16 Fälle) bis 1881 (40 Fälle) mehr als verdoppelt. Hinsichtlich des Alters zeigt sich der Selbstmord auch unter dem 20. Lebensjahre schon ziemlich häufig (von 1876—1881: 71 Fälle), am stärksten ist jedoch dieser Trieb in der Zeit vom 20. bis zum 30. Lebensjahre, also in jenem Lebensabschnitte, wo das Jünglingsalter noch nicht die völlige Mannesreife erlangt hat. In der Vollkraft der Jahre ist dieser Selbstvernichtungstrieb schwächer, gewinnt aber vom 40. Lebensjahre an zunehmende Stärke. Von 771 Selbstmordfällen gehörten 240 = 31·13% dem Alter von 20—30 Jahren an.

In Bezug auf die Mittel und Wege des Selbstmordes beobachten die beiden Geschlechter eine gewisse Regelmässigkeit. Die Männer wählen mit Vorliebe rasch wirkende und weniger schmerzhafte Tödtungswerkzeuge; fast die Hälfte der männlichen Selbstmörder (258) wählte das Erschiessen, ein Drittel (126) das Erhängen und nur kaum ein Zehntel (57) das Vergiften als Todesmittel; die Frauen und Mädchen greifen dagegen über die Hälfte (103) zum Gift und nur etwa ein Zwanzigstel zum Erschiessen. Der Tod durch Ertränken wird von beiden Teilen seltener gewählt (17 Männer, 21 Frauen). Dabei muss aber bemerkt werden, dass in jedem Jahre zahlreiche Ertränkungsfälle vorkommen, von denen man nicht anzugeben weiss, ob es Selbstmorde oder sonstige Unfälle sind.

Nach der socialen Stellung sind unter den Selbstmördern die verschiedenen Stände und Berufsarten vertreten. Die meisten männlichen Selbstmörder sind Gewerbsleute, Taglöhner, Beamte, Kaufleute; bei den Frauen sind unter den Selbstmördern insbesondere vertreten die Dienstboten, welche ein Drittel aller weiblichen Selbstmörder ausmachen. Die Beschäftigungen, welche unter den Selbstmördern von 1876—1881 zumeist repräsentirt waren, sind:

	Männer		Frauen
Gewerbsleute	102	Dienstboten	54
Taglöhner	66	Taglöhnerinnen	26
Beamte	49	Näherinnen	15
Kaufmannsgehilfen	38	Handwerkersfrauen	12
Soldaten	37	Arbeiterinnen	8

	Männer		Frauen
Kaufleute	33	Privatiere	7
Diener	21	Kaufmannsgattinnen	6
Meier, Winzer	20	Witwen	5
Schüler	14	Beamtensgattinnen	5
Arbeiter	11	Erzieherinnen	2
Advokaten	8	Lustdirnen	2
Offiziere	8		
Kutscher	8		

Die *gewaltsamen Todesfälle* betragen in den sechs Jahren (1876—1881) insgesammt 1401 (1035 Männer und 366 Weiber). Davon sind 73 Mord- und Todtschlagfälle (51 Männer, 22 Weiber), 796 Verunglückungen (584 Männer, 212 Weiber) und 532 «andere gewaltsame Todesarten», unter Anderem drei gerichtliche Hinrichtungen, (400 Männer, 132 Weiber). Bei Mord und Todtschlag zeigt sich eine auffallende Beständigkeit. Die meisten Todesfälle dieser Art kamen bei den unteren Classen der Bevölkerung (Gewerbsgehilfen, Arbeiter, Taglöhner, Diener u. s. w.) vor. Kindesmord ereignete sich sechsmal, Gatten- und Verwandten-Mord je einmal. Die Tödtung geschah in 22 Fällen durch Erstechen; in zwei Fällen durch Erschiessen, in acht durch Einschlagen der Hirnschale, in eilf durch sonstigen Todtschlag, in drei durch Ersticken u. s. w. Zwei Tödtungen erfolgten im Duell.

Erfreulich ist die relative Verminderung der Unfälle; diese günstige Erscheinung hat ihren Grund grösstenteils in der strengeren Aufsicht der Behörden, namentlich bei Bauten, Feuersbrünsten etc. Ueber die Todesursachen erwähnen wir nur kurz: 263 Individuen wurden zerschmettert, 100 starben in Folge eines Sturzes von der Höhe, 105 sind Brandwunden erlegen, 91 wurden überfahren, 83 starben an Gasvergiftung, 37 fielen zufällig ins Wasser, 33 vergifteten sich durch Zufall, 19 erfroren, 11 wurden von Pferden erschlagen, vier verhungerten etc.

Unter den sonstigen «gewaltsamen Todesarten» finden sich 355 Fälle in Folge Ertrinkens, von denen wir schon weiter oben erwähnt haben, dass bei vielen nicht constatirt werden kann, ob man es mit einem Selbstmorde oder mit einer sonstigen Gewalttat oder mit einem unglücklichen Zufalle zu tun habe.

Was nun das *Durchschnittsalter der Verstorbenen* in Budapest anbelangt, so macht Herr Director Kőrösi mit Recht darauf aufmerksam, dass man hier vor Allem die hohe Kindersterblichkeit in Rücksicht nehmen müsse. Je zahlreicher die Todesfälle von Kindern unter fünf Jahren, desto niedriger wird die Ziffer des Durchschnitts-Alters der Verstorbenen sein. Es lässt sich also aus dieser Ziffer nur ein ungefährer Schluss auf die Vitalität der Bevölkerung ziehen. Wertvoller ist es schon, wenn man ähnliche Durchschnittszahlen aus früherer Zeit zur Vergleichung hat. Lässt man

also die verstorbenen Kinder unter fünf Jahren weg, so hat man in den drei Perioden 1872—3 (für Pest) 1874—75 (für Budapest) und 1876—1881 (für Budapest) folgendes Durchschnittsalter der Verstorbenen:

	bei Männern	bei Weibern
1872/3	$37^1/_3$ Jahre	$41^1/_5$ Jahre
1874/5	$39^9/_{10}$ «	42 «
1876/81	$42^1/_3$ «	$43^1/_2$ «

Diese Zahlen beweisen gleichfalls die fortschreitende Besserung in dem Populationszustande unserer hauptstädtischen Bevölkerung, wobei den guten Einflüssen der grösseren Sorgfalt für das öffentliche Sanitätswesen das Meiste zugeschrieben werden muss. *Das Durchschnittsalter der Personen über fünf Jahren ist im Allgemeinen höher bei dem weiblichen Geschlechte,* doch hat es sich bei den Männern seit 1872 um fünf Jahre, bei den Frauen nur um zwei Jahre gehoben. Das allgemeine Durchschnittsalter beträgt für Budapest (1881) 42·87 Jahre. Unsere Hauptstadt steht in dieser Beziehung unter 38 europäischen und amerikanischen Grossstädten leider erst an 30. Stelle. Keine einzige westeuropäische Stadt steht hinter ihr; nur das im Norden gelegene Christiania (42·67), dann Moskau (42·66), St. Petersburg (37·82), und Bukarest (36·90), haben in Europa ein niedrigeres Durchschnitts-Alter als Budapest; doch steht es dem in Bremen (43·52), Berlin (43·64) und Wien (44·11) nicht sehr ferne.

Herr Körösi hat auch nach den einzelnen Stadtbezirken das Durchschnittsalter berechnet und gefunden: Das Durchschnittsalter über fünf Jahre beträgt:

in Steinbruch X. Bezirk	$36^1/_2$ Jahre
« der Franzstadt (IX.)	$40^1/_4$ «
« « Josefstadt (VIII.)	$40^4/_5$ «
« « Elisabethstadt (VII.)	$42^2/_5$ «
« « Theresienstadt (VI.)	$42^1/_2$ «
« « Leopoldstadt (V.)	44 «
« Altofen	$41^1/_3$ «
im Ofner II. Bezirk	45 «
« « I. «	$46^1/_2$ «
in der inneren Stadt (IV.)	47 «

Auf der Pester Donauseite ist das Durchschnittsalter der Verstorbenen überhaupt 42, auf der Ofner Seite aber $45^1/_4$ Jahre. Daraus geht hervor: *dass für die Zeit über dem fünften Lebensjahre der Aufenthalt in Ofen günstiger ist.* Den allgemeinen Hochstand der Mortalität hat also die Ofner Seite unserer Hauptstadt namentlich der grossen Kindersterblichkeit, auf die wir noch eingehender zurückkommen, zuzuschreiben.

Was nun die *tödtlichen Krankheiten* anbetrifft, so kann es uns nicht

in den Sinn kommen, hier auf die 351 verschiedenen Arten derselben einzugehen. Uebrigens ergibt die Statistik, dass von den 73,000 Verstorbenen der Jahre 1876—1881 nicht weniger als 57,100, somit 4/5 der Todten überhaupt, fünfzehn Krankheiten zum Opfer gefallen sind; die restlichen 16,000 Verstorbenen verteilen sich in kleineren Bruchteilen auf die übrigen zahlreichen Feinde des Menschengeschlechts. Und selbst unter den fünfzehn vorherrschenden tödtlichen Krankheiten sind es wiederum fünf, die allein ungefähr 40,000 Menschenleben dahingerafft haben. Es sind das: *Tuberkulose* (Tuberculosis pulmonum), *Darmkatarrh* (Diarrhœa), *Lungenentzündung* (Pneumonia), *angeborene Lebensschwäche* (debilitas congenita) und *Fraisen* (eclampsia infantum).

Ziffermässig stellen sich diese hauptsächlichsten natürlichen Todesursachen in folgender Weise:

1. Tuberkulose	16,890	Fälle
2. Diarrhöe	7,406	»
3. Lungenentzündung	6,650	»
4. Angeborene Schwäche	4,437	»
5. Fraisen	4,014	»
Zusammen	39,397	Fälle
Ferner:		
6. Croup und Diphtheritis	2,806	»
7. Altersschwäche (marasmus)	2.200	»
8. Gehirn- u. Hirnhautentzündung (encephalitis und meningitis)	2.180	»
9. Blattern (variola)	1,620	»
10. Gedärmentzündung (enteritis)	1,566	»
11. Gehirnschlag (apoplexia, paralysis)	1,548	»
12. Organischer Herzfehler	1,534	»
13. Typhus	1,812	»
14. Masern (morbili)	1,021	»
15. Scharlach	1,078	»
Gesammtsumme	56,762	Fälle

Von diesen fünfzehn Hauptkrankheiten sind folgende vier: Darmkatarrh, angeborene Schwäche, Fraisen und Gehirn- und Hirnhautentzündung fast ausschliesslich Kinderkrankheiten. Wie obige Zahlen beweisen *fallen in Budapest den Lungenkrankheiten relativ die meisten Menschenleben zum Opfer;* ja hinsichtlich der Tuberkulose steht Budapest am schlimmsten unter 25 verglichenen europäischen Städten; nur Krakau und Lemberg übertreffen uns in Bezug auf die Opfer der Lungenkrankheiten überhaupt. Auf je 100,000 Verstorbene entfallen in Budapest 1102·71 an Lungenkrankheiten Verstorbene (Krakau 1337·30, Lemberg 1282·02); in Wien 999·02, in München 621·02, in Dresden 522·02, in Stuttgart 499·80, in Berlin 485·30, in Venedig 324·91.

Tuberkulose und Lungenentzündung stehen mit dem Lebensalter in einem derartigen Zusammenhange, dass sie nach dem vollendeten zweiten Lebensjahre seltener auftreten, dagegen um das 15. Lebensjahr wieder häufiger werden. Die Tuberkulose erreicht in der Zeit des 30., die Lungenentzündung vom 30.—50. Lebensjahre ihren Höhepunkt; im höhern Alter sind beide Krankheiten seltenere Todesursachen. Hinsichtlich des Geschlechtes findet man, dass diese Lungenübel bei den Männern etwas stärker auftreten als bei den Frauen. Auf 100 Frauen kommen 125 Männer, ja bei der Tuberkulose sogar 131 männliche Todte.

Die exanthematischen Krankheiten (Blattern, Scharlach, Masern) erscheinen bei uns viel häufiger epidemisch als in den grossen Städten des westlichen Europa. Während der sechsjährigen Periode (1876—1881) war je zwei Mal Blattern-, Scharlach-, und Masern-Epidemie. Herr Director Kőrösi erhebt die Klage, dass man sich des Schutzmittels der Pocken-Impfung bei uns nur sehr lau bediene. Unter den an Blattern Verstorbenen waren nämlich nur 204 geimpft, 963 aber ungeimpft und in 453 Fällen konnte die Impfung nicht constatirt werden. Bekanntlich bestehen hinsichtlich der wohltätigen oder schädlichen Wirkungen der Impfung unter den Aerzten und Laien verschiedene Ansichten und es darf wohl auch diesem Umstande die Lässigkeit in der Vornahme der Impfung hauptsächlich zugeschrieben werden. Uebrigens haben wir gesetzlichen Impfzwang und die Unterlassung bekundet darnach eine empfindliche Missachtung des Gesetzes.

Wir können auf die übrigen tödtlichen Krankheiten an dieser Stelle nicht weiter eingehen und begnügen uns mit der Angabe des Durchschnittsalters der in den häufigeren Krankheiten Verstorbenen. Darnach betrug das Durchschnittsalter der Verstorbenen bei:

angeborener Schwäche	0·39	Jahre	=	$4\frac{1}{4}$	Monate		
Fraisen und Krämpfen	0·76	«	=	9	«		
Masern	2·27	«	=	2	Jahre	3	Mon.
Croup und Diphtheritis	3·94	«	=	3	«	11	«
Diarrhöe	4·58	«	=	4	«	7	«
Scharlach	4·65	«	=	4	«	$7\frac{1}{4}$	«
Blattern	7·25	«	=	7	«	3	«
Gedärmentzündung	7·59	«	=	7	«	7	«
Gehirnentzündung	10·98	«	=	10	«	$11\frac{1}{4}$	«
Lungen-, Brustfellentzündung	18·89	«	=	18	«	$10\frac{2}{3}$	«
Tuberkulose	28·93	«	=	28	«	11	«
Typhus	31·84	«	=	31	«	10	«
Organischer Herzfehler	46·09	«	=	46	«	—	«
Schlaganfall	54·95	«	=	54	«	11	«
Altersschwäche	75·36	«	=	75	«	$4\frac{1}{3}$	«

Die *Sterblichkeit oder die Lebensdauer im Verhältnisse zu dem Wohl-*

habenheits- oder Vermögenszustande einer Bevölkerung bildet gleichfalls einen anziehenden und fruchtbaren, aber auch einen besonders schwierigen Punkt statistischer Untersuchung. In Budapest erhielten seit 1871 die Todtenbeschauer den amtlichen Auftrag, bei jedem Verstorbenen auch dessen Wohlhabenheitszustand zu verzeichnen. Director Kőrösi stellte in dieser Beziehung vier Classen auf: reich, bemittelt, arm, mittellos (notdürftig); diese Einteilung wurde im Jahre 1873 vom VIII. internationalen statistischen Congresse auch den übrigen Grossstädten zur Benützung empfohlen. In den sechs Jahren 1876—1881 waren unter den Verstorbenen:

I. Wohlhabenheits-Classe (Reiche)	590	Todte
II. « « (Bemittelte)...	9,550	«
III. « « (Arme)	45,133	«
IV. « « (Mittellose)	3,829	«
Zusammen	59,102	Todte
Dazu kommen noch ... ... deren Vermögensverhältnisse nicht bestimmbar waren.	14,044	«
Zusammen	73,146	Todte

Auffällig ist die geringe Zahl (nur 1%) der Reichen unter den 59,000 Verstorbenen; während auf die Armen und Aermsten nahezu 50,000 Todte entfallen. *Diese Tatsache beweist die grosse Zahl des Proletariats in unserer hauptstädtischen Bevölkerung.* Eine Stadt mit einer auffallend grossen Anzahl Proletarier kann aber trotz des besten Willens und der grössten Opferwilligkeit in sanitärer Hinsicht und in Bezug auf die Mortalität nicht jene Stufe erreichen, auf welcher sich andere, diesbezüglich günstiger situirte Städte befinden.

Das Durchschnittsalter der Verstorbenen nach dem Wohlhabenheitsstande berechnet Director Kőrösi für die acht Jahre von 1874—1881; es kommen dabei etwa 900 Verstorbene der ersten, 12·932 der mittlern und 83.107 der armen Classen in Betracht. Bei diesen Todten war das Durchschnittsalter:

	bei Kindern (0—5 Jahre)	bei Erwachsenen (über fünf Jahre)
I. Classe (Reiche) ...	1 Jahr u. 4 Mon.	52 Jahre
II. « (Mittelclas.)	1 « « 2⅔ «	46 « und 1 Mon.
III. u. IV. Classe (Arme)	1 « «	41 « « 7 «

Auch diese Daten beweisen deutlich, welch namhaften Einfluss die Wohlhabenheit auf die Lebensdauer ausübt. Vergleicht man nur die I. mit der III. und IV. Classe, so zeigt sich, dass die durchschnittliche Lebensdauer bei den Individuen über fünf Lebensjahre in der Classe der Reichen um mehr als zehn Jahre grösser ist. Der Unterschied erscheint noch auf-

fälliger bei Vergleichung der einzelnen Stadtbezirke, unter denen für die Bevölkerung von über fünf Jahren die auf der Ofner Seite gelegenen Bezirke für die Mittelclasse ein Durchschnittsalter von 47⁸/₅—48⁹/₁₀ Jahre ergeben; auf der Pester Seite steht es für die mittlere Classe der Bewohner am Besten in der inneren Stadt (47½ Jahre Durchschnittsalter), dann in der Leopoldstadt (46 Jahre), Aber auch in den übrigen Stadtbezirken behauptet die bemittelte Classe der Bevölkerung in Bezug auf Lebensdauer ein bedeutendes Uebergewicht über die allgemeine Durchschnittszahl des betreffenden Bezirkes.

Der Wohlhabenheitszustand übt seinen Einfluss auch auf die natürlichen Todesursachen, auf die Krankheiten, aus. Bei der Berechnung der Verhältnisse wurden nur drei Vermögenskategorien beibehalten: reich, bemittelt, arm; ebenso kommen die Kinder unter fünf Jahren wieder in eine separate Rubrik und es wird das Hauptaugenmerk auf die Beziehungen der Wohlhabenheit zu den epidemisch infectiösen (ansteckenden) Krankheiten gerichtet.

Bei sämmtlichen Krankheiten entfallen für die sieben Jahre von 1876—1882

	a) auf die Kinder unter 5 Jahren	b) auf die Erwachsenen	Zusammen
bei den Reichen	144	518	662 Verstorbene
« « Bemittelten ...	4,654	6,538	11,192 «
« « Armen	37,359	36,404	73,763 «

In Bezug auf die epidemisch-infectiösen Krankheiten stellt sich die Verteilung folgender Weise:

	bei Kindern	Erwachsenen	Zusammen
der Reichen	42	27	69 Verstorbene
« Bemittelten ..	1,033	569	1,602 «
« Armen	5,645	3,445	9,090 «

Unter den nichtinfectiösen tödtlichen Krankheiten wüten die Lungenkrankheiten am meisten in den ärmeren Schichten der Bevölkerung. Von 64,673 Todesfällen durch nichtansteckende Krankheiten kommen auf Lungen-Bronchien und Tuberkulose nicht weniger als 27,830 Fälle = 43% und darunter sind die Armen mit 25,015 Fällen = 89·8% beteiligt; also unter 100 an Lungentuberkulose Verstorbenen befinden sich ungefähr 90 der ärmeren Classe der Bevölkerung angehörige Personen.

In Procenten ausgedrückt ergeben sich folgende Zahlverhältnisse (für 1876—1882):

A) Bei sämmtlichen Krankheiten:

	Kinder	Erwachsene	Zusammen
Reiche	0·34	1·19	0·77 aller Verstorbenen
Bemittelte ...	11·04	15·04	13·07 « «
Arme	88·62	83·77	86·16 « «

B) Davon bei infectiösen Krankheiten:

	Kinder	Erwachsene	Zusammen	
Reiche	0·63	0·67	0·64	aller Verstorbenen
Bemittelte ...	15·37	14·08	14·89	« «
Arme	84·00	85·25	84·47	« «

C) Bleiben bei nichtinfectiösen Krankheiten:

	Kinder	Erwachsene	Zusammen	
Reiche	0·29	1·25	0·79	aller Verstorbenen
Bemittelte ...	10·22	15·14	12·81	« «
Arme	89·49	83·61	86·40	« «

Das relativ stärkere Auftreten infectiöser Krankheiten bei den materiell besser situirten Bevölkerungsclassen ist noch nicht genügend erklärt. Einzelne infectiöse Krankheiten, wie Typhus, Masern und Blattern, treten jedoch bei der ärmeren Bevölkerung mit grösserer Intensität auf als in den wohlhabenderen Kreisen. Dasselbe muss auch von der Cholera-Epidemie in den Jahren 1872/3 gesagt werden. Dagegen sind Keuchhusten, Diphtheritis, Croup und Scharlach für die besser situirten Schichten der Bevölkerung verderblicher; namentlich Croup und Scharlach wüten fast doppelt so stark bei den Reichen und Bemittelten als bei den Armen; insbesondere unter den Kindern. Es ergibt sich daraus im Allgemeinen die tröstliche Wahrnehmung, *dass die Armut an sich nicht unbedingt die Epidemien verbreitet;* obgleich für einzelne Infectionskrankheiten die materielle Not allerdings als ein mächtiger Beförderer erscheint.

Von den sonstigen Kinderkrankheiten zeigt sich, dass die Skrophulose bei den Armen eine um 39% stärkere Intensität besitzt als bei den Vermöglicheren und Reichen; die Diarrhöe überwiegt bei den Armen um 70%; dagegen sind tödtliche Gehirnkrankheiten bei kleinen Kindern der Armen bedeutend geringer (um 27%) als bei den wohlhabenden Classen; desgleichen tritt die englische Krankheit (Rachitis) bei den Armen um 29% schwächer auf und auch die angeborne Schwäche ist bei den Kindern der Armut nicht zahlreicher als bei den Sprösslingen der Wohlhabenheitsschichten, deren Kinder häufig an Blutarmut und Rachitis leiden.

Eine instructive Zusammenfassung der Einzeluntersuchungen ergibt folgende Resultate: der *Einfluss der Armut auf gewisse natürliche Todesursachen* ist grösser:

	Relative Intensität (Vermögliche = 100) bei Armen überhaupt	bei Kindern
bei Cholera	211	—
« Blattern	174	131
« Diarrhöe...	180	137
« Lungentuberkulose	148	227
« Skrophulose	139	118

	Relative Intensität (Vermögliche = 100) überhaupt	bei Kindern
bei Lungen und Bronchien etc.	124	102
« Typhus	114	—
« Fraisen	—	110
« Masern	—	106
« angeborner Schwäche	—	104

Nachstehende Todesursachen unterliegen nicht dem bestimmenden Einflusse der Armut:

	überhaupt	bei Kindern der Armen
Keuchhusten	—	73
englische Krankheit	—	71
Diphtheritis	66	48
Bright'sche Krankheit	61	—
Gehirnhautentzündung ...	61	41
Gehirnentzündung	56	41
Croup	53	42
Scharlach	50	40
Organischer Herzfehler ...	48	—
Alterschwäche	47	—
Gehirnschlag	46	—
Wasserkopf	—	40

Daraus folgert Herr Director Kőrösi:

1. Die Armut übt auf das Auftreten aller infectiösen Krankheiten keinen gleichmässigen Einfluss aus.

2. Die infectiösen Krankheiten zeigen insgesammt eine grössere Intensität bei den Vermöglicheren als bei den Armen, wobei zu bemerken ist, dass die eigentlich Reichen den infectiösen Krankheiten dennoch weniger ausgesetzt sind.

3. Die Armut befördert das Auftreten und die Verbreitung der Cholera, der Blattern und Masern, sowie bei Erwachsenen des Typhus; während Croup, Diphtheritis, Keuchhusten und Scharlach bei den ärmeren Bevölkerungs-Classen eine geringere Intensität haben, demzufolge man mindestens so viel behaupten darf, dass die Verbreitung dieser Krankheiten durch die Armut nicht gefördert wird.

4. Die Lungentuberkulose und Lungen-Bronchien hängen vom Wohlhabenheitszustand ab, insofern bei den Armen die Intensität dieser Todesursachen um vieles stärker ist.

5. Die Gehirnkrankheiten sind bei der ärmeren Classe weit geringer als bei den Vermöglicheren und man darf in dieser Beziehung behaupten, dass deren Vorkommen durch die Armut gleichfalls nicht gefördert wird; dasselbe gilt von dem Wasserkopf bei Kindern und von dem Gehirnschlag bei Erwachsenen. Endlich

6. dasselbe ist auch der Fall hinsichtlich der organischen Herzleiden,

der Bright'schen Nierenkrankheit und der Altersschwäche; alle drei Todes-Ursachen treten bei der ärmeren Classe mit verminderter Intensität auf.

Eine bemerkenswerte Wahrnehmung ist noch, dass bei den Reichen die Fälle von Apoplexie und Paralysis mehr als doppelt intensiver erscheinen, als bei der zweitenClasse der Bemittelten, die hinwiederum hinsichtlich der infectiösen Krankheiten und der Lungentuberkulose den Reichen gegenüber im Nachteile sich befinden.

In welch erfreulicher Weise die sanitätspolizeiliche Aufsicht sowie auch die bessere hygienische Erkenntniss im Publicum zugenommen haben, beweist ferner die Tatsache, dass mit jedem Jahre die *Anzahl der ohne ärztliche Behandlung Verstorbenen* geringer geworden ist. Im Jahre 1873 betrug in Pest die Zahl der ohne ärztliche Behandlung Verstorbenen noch 27·3% aller Todten; im Jahre 1881 nur mehr 7·2%. Diese Besserung ist insbesondere die Frucht der letzten Jahre, denn noch im Jahre 1876 waren es 25·0% der Todten, die ohne ärztliche Behandlung verstorben waren. Wie bedeutend in dieser Hinsicht die Wendung zum Bessern erscheint, lehrt insbesondere folgende Uebersicht, bei welcher die in den Spitälern verstorbenen Personen ausser Betracht gelassen wurden. Unter je 100 verstorbenen Individuen genossen keine ärtliche Behandlung in den Jahren:

	1876	1878	1881
im I. Bezirk (Ofen)	38·52	9·89	8·41
« II. « (Ofen)	16·63	5·19	6·15
« III. « (Altofen)	30·27	8·74	7·24
« IV. « (innere Stadt) ...	19·58	5·33	10·68
« V. « (Leopoldstadt) ...	28·30	6·91	6·74
« VI. « (Theresienstadt)	18·08	8·14	7·14
« VII. « (Elisabethstadt) ...	31·37	8·14	11·14
« VIII. « (Josefstadt) ...	**47·22**	23·00	14·14
« IX. « (Franzstadt) ...	29·30	4·10	8·35
« X. « (Steinbruch) ...	**63·10**	8·74	11·76

Dabei muss mit besonderer Genugtuung constatirt werden, dass namentlich bei den ärmern Classen der Bevölkerung die ärztliche Hilfe mehr und mehr in Anspruch genommen wird und es darf unzweifelhaft die in den letzten Jahren verminderte Sterblichkeit in unserer Hauptstadt auch diesem Umstande mit zugeschrieben werden.

Der *Einfluss der Wohnverhältnisse auf die Mortalität* ist nicht minder bedeutsam; namentlich üben die Keller- und die überfüllten Wohnungen auf die Entstehung und Verbreitung infectiöser Krankheiten einen grossen Einfluss aus. In Bezug auf diesen Umstand hat nun unser hauptstädtisches statistisches Bureau und sein Director sich ganz besondere Verdienste erworben, indem durch ihre Daten und durch das energische Auftreten des Herrn Körösi im Magistrat sowie in der Presse die Wohnverhältnisse unserer Hauptstadt sich wesentlich gebessert haben.

Was nun die Beeinflussung der Kellerwohnungen auf die Entstehung und Verbreitung infectiöser Krankheiten betrifft, so ergibt sich aus den statistischen Beobachtungen, dass Croup hier etwas häufiger auftritt als in anderen Wohnungen; ja der Keuchhusten ist zweimal und die Masern sogar dreimal zahlreicher in den Kellerwohnungen; dagegen erscheinen Scharlach und Diphtheritis daselbst seltener. Auf je 10,000 Einwohner berechnet, kommen von sämmtlichen an infectiösen Krankheiten Verstorbenen im Jahresdurchschnitte auf die Kellerwohnungen 54·64, auf die sonstigen Wohnungen nur 34·11 Todte; das Plus ist also 20·53. Oder nach der Intensität berechnet, ergibt sich, dass die epidemisch-infectiösen Krankheiten um 60% häufiger in den Kellerwohnungen auftreten, doch gilt dies nicht für alle Krankheiten dieser Art. Diphtheritis ist um 10, Scharlach um 8% schwächer als in sonstigen Wohnungen. Beim Croup überwiegt die Sterblichkeits-Intensität in den Kellerwohnungen um 42, beim Keuchhusten um 100 und bei den Masern gar um 159 Percent die Verstorbenen dieser Kategorie in anderen Wohnungen. Insbesondere unterliegen die Kinder in den Kellerwohnungen der grösseren Gefahr. Von je 10,000 an infectiösen Krankheiten Verstorbenen waren:

	Kinder bis zu 5 Jahren	Erwachsene
in den Kellerwohnungen	439	16
« anderen Wohnungen	227	12

Doch bestehen gegen diese Beobachtungen noch immer manche Zweifel und die statistischen Aufnahmen bestätigen nicht überall die gewonnenen Resultate; ja die neuereu Daten zeigen eine entschiedene Besserung bei Croup, Scharlach und Diphtheritis, lassen die relative Intensität beim Keuchhusten noch in Frage und bestätigen nur bestimmt den ungünstigen Einfluss der Kellerwohnungen auf die Verbreitung der Masern.

Bei Bestimmung der *relativen Bewohntheit einer Stadt* kann man nicht das Verhältniss zwischen Einwohnerzahl und Ausdehnung des Stadtgebietes oder Bezirkes allein in Betracht ziehen; ebenso genügt es nicht, die Verteilung der Bewohner nach der Häuseranzahl vorzunehmen, weil ja die verschiedene Grösse der Häuser keinen richtigen Aufschluss über die Dichtigkeit der Behausung gibt. Hr. Director Körösi hält es deshalb am Vorteilhaftesten, die *Bewohntheit der einzelnen Zimmer* zu erforschen, was leicht möglich ist, wenn man die Anzahl der Zimmer mit der Zahl der Inwohner vergleicht. Dem Bureau steht in dieser Beziehung das Material vierzehnjähriger Aufnahmen zur Verfügung, woraus sich ergibt, dass die Wohndichtigkeit dort normal ist, wo 1—2 Personen auf ein Zimmer entfallen; drei, vier oder fünf Personen in einem Wohnzimmer bedeuten bedenkliche Verhältnisse; solche Wohnungen bieten schon einen sehr

günstigen Boden zur Entwickelung miasmatischer Krankheiten und die contagiösen Krankheiten, welche hier durch die unmittelbare Berührung übertragbar sind, verbreiten sich daselbst mit grosser Vehemenz. Ganz abnorme Verhältnisse herrschen aber dort, wo in einem Zimmer mehr als fünf Personen wohnen.

Indem Hr. Kőrösi nach diesen Kategorien die Mortalitäts-Verhältnisse untersucht, ergibt sich das allgemeine Resultat, dass die relative Intensität aller infectiösen Krankheiten in den überfüllten Wohnungen um 43% zunimmt; ja bei den Masern beträgt dieses Uebermass 250%, beim Keuchhusten 100 und beim Croup noch immer 57%; die Diphteritis überwiegt um 24%, dagegen erfährt die Intensität des Scharlachs in den überfüllten Wohnungen keine besondere Steigerung. Bei Blattern hat man ein Ueberwiegen um 110%, bei der Cholera um 38% beobachtet; doch scheinen diese beiden Verhältnisszahlen hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu sein.

Daraus geht hervor, dass *die überfüllten Wohnungen auf das Auftreten der infectiösen Krankheiten entschieden von Einfluss sind und dieser Einfluss zunimmt mit der Dichtigkeit der Behausung*; insbesondere befördert die Ueberfüllung der Wohnungen das Auftreten der Masern und des Keuchhustens; Diphtheritis und Scharlach bleiben hievon unbeeinflusst.

Die allgemeinen Verhältnisszahlen hinsichtlich des Einflusses der Wohnungsdichtigkeit auf die Todesursachen stellen sich für die Jahre 1874—1883 folgendermassen: Von den Verstorbenen überhaupt entfallen auf je 100 Todte in Wohnungen:

	Kinder	Erwachsene	Zusammen
mit 1—2 Personen per Zimmer	8·17	21·60	14·88%
« 2—5 « « «	58·16	36·93	47·36 «
über fünf « « «	29·17	12·38	20·64 «
Zusammen	87·33	49·26	68·00 «
unbekannte Wohnungsdichtigkeit	4·50	29·14	17·12 «
Totale	100·00	100·00	100·00%

Mit dieser verschiedenen Sterblichkeit nach den Wohnungsverhältnissen steht selbstverständlich auch ein Unterschied im Durchschnittsalter der Bewohner in Verbindung. Scheidet man die Kinder unter 5 Jahren aus, so war das Durchschnittsalter der in den Jahren von 1872—1882 Verstorbenen nach den verschiedenen Höhenlagen der Wohnungen folgendes:

In den Kellerwohnungen	39 Jahre	11 Monate
« « Parterre-Wohnungen ...	42 «	4 «
im ersten und zweiten Stock	44 «	2 «
« dritten und vierten Stock ...	42 «	2 «

Die Inwohner der Kellerlocalitäten stehen also den übrigen Inwohnern auch in der durchschnittlichen Lebensdauer bedeutend nach; freilich kommt hier nicht allein der Einfluss der Höhenlage der Wohnung in Betracht; denn es sind meist ärmere Leute, die hier wohnen, bei denen noch andere ungünstige Umstände auf die Verkürzung des Lebens einwirken.

Einen ebenfalls nur approximativen Wert haben auch jene Ziffern, welche den *Einfluss der Beschäftigung auf die durchschnittliche Lebensdauer* nachweisen. Hr. Director Kőrösi macht selber auf die verschiedenen abschwächenden Umstände aufmerksam. Nur unter solcher Reserve ist demnach folgende Uebersicht des Durchschnittsalters von 19 verschiedenen Erwerbszweigen zu betrachten. In der Zeit von 1872—1879 erreichten von:

583	Rentiers ein Durchschnittsalter von ...	65·07	Jahren
838	aus eigenem Vermögen lebende Frauen	60·48	„
1,319	Kaufleute (aller Art)	49·08	„
511	Grosshändler	48·19	„
1,343	Beamte	46·84	„
341	Gastwirte, Cafetiers, Kellner	46·49	„
4,791	Taglöhnerinnen	46·19	„
265	Zimmerleute	45·55	„
779	Schneider	45·08	„
753	männliche Dienstboten	44·58	„
270	Fleischer, Selcher	43·95	„
5,909	Taglöhner	42·54	„
515	Fuhrleute	42·11	„
993	Schuster	41·63	„
619	Tischler	40·72	„
657	Maurer	40·54	„
667	Schlosser, Klempner, Schmiede ...	37·99	„
1,668	weibliche Dienstboten	31·32	„
437	Näherinnen, Putzmacherinnen etc. ...	30·59	„

Zwischen Beschäftigung und Todesursache besteht ein ursächlicher Zusammenhang, den unsere statistischen Aufnahmen gleichfalls constatiren. Um jedoch nicht allzu breit zu werden, begnügen wir uns hier mit dem allgemeinen Resumé.

Lungentuberkulose ist relativ die häufigste Todesursache bei Buchdruckern, Schuhmachern, Kellnern, weiblichen Handarbeiterinnen und Tischlern; weniger häufig tritt sie bei Maurern, Schneidern, Schlossern, Klempnern und Schmieden auf; am seltensten bei Gastwirten, Cafetiers, aus eigenem Vermögen lebenden Frauen, Fleischern, Würstlern und Rentiers. Die Lungenentzündung ist die häufigste Todesursache bei Zimmerleuten, Maurern, männlichen Taglöhnern und Dienern, bei Fuhrleuten und Taglöhnerinnen; am seltensten erscheint sie bei Schneidern, Cafetiers,

Winzern, Kellnern, Buchdruckern u. s. w. Der Typhus fordert die meisten Opfer unter den Winzern, männlichen Taglöhnern, Fleischern, Würstlern, Schlossern, Klempnern, Schmieden, mit weiblichen Handarbeiten Beschäftigten und männlichen Dienstleuten; dagegen sind hievon verschont die von eigenem Vermögen lebenden Frauen, die Grosshändler und die Wäscherinnen.

Die Blattern sind am häufigsten bei den weiblichen Dienstboten. An Alterschwäche sterben unter Fuhrleuten, Arbeitern, Kellnern und Buchdruckern nur sehr wenige; häufiger sind hier die Fleischer, Selcher, Weinbauern, sowie die aus eigenem Vermögen lebenden Frauen und Männer. Letztere sind hinwiederum der Apoplexie und der Paralysis am meisten ausgesetzt; ebenso Grosshändler, Gastwirte, Cafetiers, Beamte, Fleischer und Selcher; am wenigsten unterliegen dieser Todesursache die mit weiblicher Handarbeit Beschäftigten, die Schuhmacher und die Wäscherinnen. Gastwirte, Cafetiers und Grosshändler sterben relativ sehr häufig an organischen Herzfehlern, die bei Handarbeiterinnen, Winzern und Tischlern am wenigsten vorkommen.

Ueberhaupt ergibt sich aus den vorliegenden Daten, dass die Krankheiten der Respirations-Organe am häufigsten bei Jenen auftreten, welche genötigt sind im Staube, in der Hitze, in sitzender oder stehender Lage oder in geschlossenen Localitäten zu arbeiten. Nervenkrankheiten sind überwiegend bei den mit geistiger Arbeit Beschäftigten; während die Erkrankungen der Verdauungs-Organe bei allen Beschäftigungsarten in ziemlich gleichmässigen Verhältnissen erscheinen.

Wir haben weiter oben hervorgehoben, dass die grosse Mortalitätsziffer von Budapest (wie von Ungarn überhaupt) ihren wesentlichen Grund in der hier herrschenden hohen *Kindersterblichkeit* hat, an welcher übrigens auch andere europäische Grossstädte in erheblichem Maasse (zum Teil weit ärger als Budapest) leiden. Nach der vergleichenden Zusammenstellung von 1881 betrug die Kindermortalität (d. i. bei Kindern von 0—5 Lebensjahren) in unserer Hauptstadt 46·77%. Diese noch immer sehr hohe Ziffer ist jedoch bei Weitem besser als in Stuttgart (50·1%), in München (53·8%) oder gar als in Berlin (57·1%); Prag (39·4%), Wien (38·2%), Krakau (37·6%), Paris (30·6%), Köln (30·3%) u. A. stehen darin weit günstiger als wir.

Die Besserung in dem Stande der Kindermortalität ist in Budapest um so bedeutungsvoller, als sie das Resultat einer continuirlichen Arbeit der Behörden und der geläuterten Einsicht der Eltern ist. Noch im Jahre 1876 betrug das Percentuale der Kindersterblichkeit in unserer Hauptstadt 53·11% aller Verstorbenen, wobei 3342 Knaben und 3000 Mädchen, zusammen also 6342 Kinder unter fünf Lebensjahren dahinstarben. Dagegen im Jahre 1881 war das Percentuale (wie erwähnt) auf 46·77%

gesunken und auch die absolute Zahl der verstorbenen Kinder hatte beträchtlich abgenommen. Es starben im Jahre 1881: 3102 Knaben und 2827 Mädchen, zusammen 5929 Kinder unter fünf Jahren.

Verbesserter Volksunterricht und sorgfältigere Volkserziehung, Hebung des Sinnes für Reinlichkeit, hygienische Verbesserungen in den städtischen Einrichtungen, strengere Durchführung der sanitätspolizeilichen Vorschriften und eine rege Mitwirkung der hauptstädtischen Presse haben in dieser Richtung das Erheblichste getan.

Die ziffermässigen Daten ergeben, dass von den Neugeborenen im Laufe des ersten Lebensmonates eine grössere Quote abstirbt, als im Laufe des ganzen zweiten Lebensjahres, dass ferner die Lebensbedrohung der Neugebornen nicht nur von Monat zu Monat, sondern auch von Woche zu Woche, ja von Tag zu Tag abnimmt.

So verstarben von 10,000 Neugeborenen (in den Jahren 1874/5):

am 1. Tage	130	am 7. Tage	26
« 2. «	57	in der 1. Woche	342
« 3. «	35	« « 2. «	263
« 4. «	32	« « 3. «	171
« 5. «	34	« « 4. «	144
« 6. «	31	im ersten Monat	920

Unter den Verstorbenen der ersten Lebensjahre befinden sich 64% Knaben gegen 60% Mädchen, so dass die Ueberzahl der Knabengeburten, in Folge grösserer Sterblichkeit des männlichen Geschlechts, bereits nach dem ersten Lebensjahre consumirt erscheint. Das Vorwiegen der Knaben-Todesfälle dauert jedoch nur bis über das erste Lebensjahr an. Von hier bis zum fünften Lebensjahre ist die Sterblichkeit bei den Mädchen intensiver (35·96% Knaben, 40·13% Mädchen).

Wie wir schon weiter oben angedeutet haben, ist die Kindersterblichkeit in den Ofner Stadtbezirken um etwa 12 Percente stärker als auf der Pester Seite. *Die eigentlichen Herde der grossen Kindersterblichkeit sind jedoch die Franzstadt, Steinbruch und die Josefstadt*; freilich befinden sich hier auch die meisten «Pflegekinder», unter denen der Tod so reiche Ernte hält. Auf je 10,000 gezählte Kinder entfallen:

in der inneren Stadt	812	Todesfälle
« « Leopoldstadt	1,053	«
« « Theresienstadt	1,207	«
« « Elisabethstadt	1,416	«
im II. Bezirk (Ofen)	1,637	«
« I. « (Ofen)	1,647	«
in Altofen	1,743	«
« der Josefstadt	1,830	«
« Steinbruch	1,955	«
« der Franzstadt	2,105	«

Die grössten Verheerungen unter den Kindern machen die Sommermonate; während nämlich im Ganzen genommen der Durchschnitt der (bis mit fünf Jahren) verstorbenen Kinder täglich 16—17 Fälle beträgt, steigt die Quote während der heissen Tage des Juli und August bis über 30. Am günstigsten auch für die Kinder ist der Herbst. Es waren nämlich (von 1876—1881):

		von je 100 Verstorbenen	Tagesdurchschnitt
im Winter	(December—Februar)	46·31% Kinder	15·09
« Frühling	(März—Mai)	46·66 « «	17·36
« Sommer	(Juni—August)	55·55 « «	19·08
« Herbst	(Sept.—Nov.)	49·48 « «	14·38

Nach den einzelnen Confessionen zeigt sich, dass auf 10,000 Geburten einjährige Verstorbene entfallen (Durchschnitt von 1876—1881):

bei Katholiken	3,105
« Lutheranern	2,252
« Calvinern	2,528
« Israeliten	1,799

Es zeigt sich daraus, *dass die Sterblichkeit des ersten Lebensjahres,* die im Allgemeinen ausschlaggebend für die weitere Entwicklung der Vitalitäts-Curve bleibt, *am allergünstigsten bei den Israeliten ist und dass nach denselben die Lutheraner, dann die Calviner, schliesslich die Katholiken folgen.* Der Unterschied in der Sterblichheit zwischen den beiden Extremen ist ein so bedeutender, dass bei den Israeliten fast nur halb soviel einjährige Kinder sterben als bei den Katholiken. Uebrigens hat sich im Laufe der letzten Jahre das Mortalitätsverhältniss der Kinder bei allen Confessionen wesentlich gebessert, nur die Calviner zeigen eine Zunahme der Kindersterblichkeit.

Von den im Laufe der sechs Beobachtungsjahre (1876—1881) verstorbenen 36,245 Kindern (0—5 Jahren) waren:

legitimer Geburt	25,854 =	71·33%
illegitimer «	9,437 =	26·04 «

In 954 Fällen = 2·63% der Verstorbenen konnte dieses Moment nicht constatirt werden.

Vergleicht man nach den Stadtteilen die verstorbenen ehelichen Kinder mit den verstorbenen unehelichen, so erhält man folgende Rangliste. Es entfielen auf verstorbene 10,000 Kinder legitimer Geburt:

in der inneren Stadt	1,322 illegitime
« Altofen	2,785 «
« Steinbruch	3,099 «
« der Leopoldstadt	3,130 «
im I. Bezirk (Ofen)	3,234 «
in der Theresienstadt	3,295 «

im II. Bezirk (Ofen)	3,391 illegitime
in der Elisabetstadt	4,064 «
« « Josefstadt	4.119 «
« « Franzstadt...	4,535 «

Elisabeth-, Josef- und Franzstadt oder der VII., VIII. und IX. Stadtbezirk, bilden die Hauptdepôts der Budapester illegitimen Kinder; bemerkenswert ist, dass die Arbeiterviertel Altofen und Steinbruch einen so geringen Percentsatz der verstorbenen illegitimen Kinder aufweisen. Daraus geht zugleich hervor, *dass die constatirte grosse Kindersterblichkeit in der Josef- und Franzstadt hauptsächlich auf die Mortalität der illegitimen Kinder daselbst zurückzuführen ist,* während in Steinbruch und Altofen auch unter den legitimen Kindern grosse Sterblichkeit herrscht.

Die *intensivere Mortalität der illegitimen Kinder* lässt sich auch statistisch erweisen. Es standen nämlich (von 1876—1881) von hundert 3—5 Jahre alten Verstorbenen im folgenden Alter:

	bei legitimen	bei illegitimen
0—1 Monat...	15·07%	18·85%
0—3 «	24·78 «	36·29 «

Erfreulich ist die namentlich auch bei Kindererkrankungen continuirliche Zunahme der ärztlichen Behandlung; so betrug die Zahl der ohne solche Behandlung verstorbenen Kinder im Jahre 1876 für ganz Budapest noch 40·67% im Jahre 1881 dagegen nur 10·91%. Alle Stadtbezirke haben an dieser namhaften Besserung Anteil genommen.

Dass die Mortalität bei Kindern wohlhabender Eltern im Allgemeinen eine geringere ist, dagegen bei armen Leuten intensiver auftritt, liegt in der Natur dieser Verhältnisse. Von der Gesammtzahl der im Alter bis mit fünf Jahren verstorbenen 34,000 Kinder, und zwar:

126 Kinder in der	I. Wohlhabenheitscl.	starben im 1. Lebensj.	61=48·4%
3.910 « « «	II. «	« « « «	2,237=57·2 «
28.424 « « «	III. «	« « « «	17,703=62·3 «
2.506 « « «	IV. «	« « « «	1 591=63·5 «

Herr Director *Körösi* bemerkt hierbei: «Man ersieht aus dem obigen Percentual-Werte, wie erschreckend früh die Kinder der ärmeren Classen sterben und wie deutlich sich der lebenserhaltende Einfluss der Wohlhabenheit von Stufe zu Stufe bemerkbar macht.»

Dabei findet man, dass die illegitimen Kinder in allen Wohlhabenheitsclassen rascher sterben als die legitimen. Von je hundert legitimen oder illegitimen Kinderverstorbenen standen im ersten Lebensjahr

	legitime	illegitime
in der I. Classe	48·4%	?
« « II. «	57·0 «	64·0%
« « III. «	58·0 «	73·5 «
« « IV. «	55·0 «	72·0 «

Es ist eine bekannte leidige Tatsache, dass in Budapest und Umgebung trotz erhöhter amtlicher Controle und strenger Bestrafung das scheussliche Gewerbe der «Engelmacherei», d. i. das absichtliche Dahinsterbenlassen der *Halte-* oder *Pflegekinder* in erheblichem Umfange betrieben wird. Das statistische Bureau hat auch diesem Momente seine Aufmerksamkeit zugewendet und sammelt seit etwa einem Decennium das einschlägige statistische Materiale. Es wurden in sechs Jahren 1788 Fälle beobachtet, darunter waren 958 Knaben und 785 Mädchen (wobei die 45 Pflegekinder des J. 1876 ausser Acht gelassen wurden). Die Unterschiede in den Vitalitätsverhältnissen der Pflegekinder ergeben sich daraus, dass während im Allgemeinen von 100 im Alter bis mit zwei Jahren verstorbenen Kindern 76·64 im Alter von 0—1 Jahr verstarben, sich diese Quote bei den Haltekindern auf 83·19 erhöhte. Bei den illegitimen Pflegekindern erhöht sich der Percentsatz noch um ein Bedeutendes.

Die in fremder Pflege erzogenen Kinder sterben namentlich an Erkrankungen der Verdauungs-Organe und an Lungentuberkulose.

Je nach der Ernährung der Kinder mit Mutter- und Ammenmilch oder mit künstlichen Mitteln (Auferziehung bei der Flasche) ist die Kindersterblichkeit auch verschieden und es lässt sich das Resultat der Untersuchungen hier dahin resumiren, *dass die bei der Flasche auferzogenen Kinder rascher sterben.* Von je 100 bis mit zwei Jahren verstorbenen Kindern standen nemlich im Alter von:

	0—1 Monat	0—3 Monaten
wenn bei der Brust auferzogen	15·14	29·96
« künstlich auferzogen	20·36	38·16

Die weiteren Daten ergeben, dass die künstliche Ernährung der Kinder eine bedeutende Schwächung der Verdauungs-Organe bewirkt, was durch die merkliche Zunahme des Percentsatzes der an Darmkatarrh (Diarrhöe) verstorbenen Kinder erhärtet wird. Ueberdies ist bei den mit der Flasche auferzogenen Kindern die Lungentuberkulose zwar häufiger, hingegen aber Lnngenentzündung um ebensoviel seltener.

Eine interessante und höchst wichtige Frage ist jene, ob und welchen *Einfluss das Alter der Erzeuger auf die Lebensdauer der Kinder* ausübt. Unser hauptstädtisches statistisches Bureau hat in mehr als 25,000 Todesfällen bei Kindern bis zu 10 Lebensjahren dieses Moment constatiren lassen. Leider verhindert die sonst gehäufte Arbeit und die geminderte Arbeitskraft des Bureaus die Fortsetzung dieser lehrreichen Beobachtungen und deren Verarbeitung. Nach den bisherigen Untersuchungen ergibt sich, dass die Kinder der jüngsten (bis 25 Jahre zählenden) Väter schwächer sind als die der älteren, etwa im Alter von über 25 bis 40 Jahren stehenden, während die Kinder übervierzigjähriger Väter am früheston zu sterben pflegen. Von den verstorbenen Kindern der 20

bis 25jährigen Väter verstarben schon 58% innerhalb des ersten Lebensjahres, während von den Kindern, deren Vater im Zeugungsalter von 25 bis 40 Jahren stand, nur 54%, von den Kindern der übervierzigjährigen Väter hingegen bei 60%.

Hinsichtlich der Mutter berechtigen die vorliegenden statistischen Daten keineswegs zu dem Schlusse, als ob die jüngsten und jüngeren Mütter im Allgemeinen lebenskräftigere Kinder zur Welt brächten; erst bei den mit 20 Jahren Gebärenden lässt sich eine Steigerung der Lebenskraft der Kinder constatiren. In den höheren Altersclassen der Mütter, bis an die Grenze der Conceptionsfähigkeit, erfährt die Vitalität der Kinder im Ganzen eine, wenn auch nur sehr schwache Abnahme. Von den im Alter von 0—10 Jahren verstorbenen Kindern, deren Mütter zur Zeit der Entbindung 19—35 Jahre zählten, sind 56·6% im Laufe des ersten Lebensjahres gestorben, dagegen einerseits unter den Kindern 18—19jähriger Mütter 58·2%, andererseits unter denen der 35—40jährigen Mütter 60½%, während von den Kindern über 40jähriger Mütter schon 62·8% ihr Leben im Laufe des ersten Jahres beendeten. Bei den lebensschwächeren Kindern der jüngeren Mütter (unter 20 Lebensjahren) kommt allerdings noch in Betracht, dass hier das Moment der Illegitimität der Geburten stark vertreten ist.

Vergleicht man den Einfluss des Alters beider Eltern, combinirt auf die Lebensdauer der Kinder, dann ergibt sich, dass der grössere Altersunterschied auf Seiten des Vaters von weniger schädlichem Einflusse für die Vitalität des Kindes ist, als wenn die Mutter um Vieles älter ist. Stellt man nämlich die betreffenden Alterscombinationen einander gegenüber, so kommt man zu nachfolgendem Resultate:

		Mütter um vieles älter: Anzahl der verstorbenen Kinder	
Vater	Mutter	insgesammt	im ersten Lebensj.
bis 20	35—40	2	2
« 20	über 40	—	—
20—30	35—40	55	30
20—30	über 40	13	6
30—40	« 40	110	69
	Zusammen	180	107

		Väter um vieles älter: Anzahl der verstorbenen Kinder	
Vater	Mutter	insgesammt	im ersten Lebensj.
30—40	bis 19	79	47
40—50	« 19	6	2
40—50	19—30	602	299
	Zusammen	687	348

Während also im ersten Falle die Quote der im ersten Lebensjahre Verstorbenen auf 59 Percent steigt, beträgt dieselbe im zweiten Falle (Ueberwiegen des Alters auf Seiten des Vaters) nur 51 Percent.

Das Alter der Eltern hat auch Einfluss auf die Todesursachen der Kinder. Hier ist am auffälligsten das Auftreten der Lungentuberkulose, welche insoweit vom Alter der Mutter beeinflusst ist, als die von Müttern jüngsten und ältesten Alters geborenen Kinder häufiger an dieser Krankheit zu Grunde gehen als die Kinder der übrigen Mütter. Ebenso fallen die Kinder der bis 19jährigen Mütter häufiger dem Wasserkopfe, der Rachitis, Skrophulose und der angeborenen Lebensschwäche zum Opfer. Für Darmkatarrh ist aber eine Abhängigkeit vom Entbindungsalter der Mütter nicht nachzuweisen, während das Alter des Vaters nicht einmal auf das Auftreten der Lungentuberkulose von Einfluss ist.

Von den 36,245 Todesfällen 0—5 jähriger Kinder, die im Laufe der sechs Beobachtungsjahre zu verzeichnen waren, wurden verursacht :

11,825	durch	Krankheiten	der	Respirationsorgane
8,663	«	«	«	Verdauungsorgane
6,230	«	«	des	Nervensystems
3,703	«	konstitutionelle Krankheiten		
377	«	Krankheiten	der	Bewegungsorgane
153	«	«	«	Haut
96	«	«	«	Geschlechts- und Harnorgane
75	«	«	«	Circulationsorgane und
5,123	«	sonstige Krankheiten.		

Bezüglich der einzelnen Krankheiten sind Darmkatarrh (Diarrhöe), Lungentuberkulose und Lungenetzündung, Fraisen und angeborene Lebensschwäche als die weitaus häufigsten Todesursachen bei Kindern zu betrachten, da diesen fünf Krankheiten allein 23,000 Todesfälle, also nahezu zwei Drittel der Gesammtsterblichkeit zuzuschreiben sind.

Die *Todtgeburten* bilden ebenfalls ein ungünstiges Moment in unseren hauptstädtischen Populationsverhältnissen, indem die Todtgeborenen-Ziffer hier über 5% steigt. Es entfallen nämlich im Jahre 1881 auf 1000 Lebendgeborene in Budapest 55 Todtgeborene; in München nur 31, in Berlin 41, in Wien 48; dagegen in Rom 57, in Triest 69, in Brüssel 70, in Paris 79, in New-York 104. Im Laufe des Decenniums von 1872—1881 schwankte die Todtgeburtenziffer auf je 1000 Lebengeburten zwischen 48·32 (1879) und 58·28 (1876); durchschnittlich war sie 53·41‰ und ist im Allgemeinen in entschiedener Zunahme begriffen. Die meisten Todtgeburten fallen auf den Winter (namentlich December), die wenigsten auf den Sommer (Monat Juli). Darunter hat das männliche Geschlecht abermals das Uebergewicht; denn unter den Todtgebornen findet man in Budapest um 20·8% mehr Knaben als Mädchen. Die Todtgeburten sind ferner relativ zahlreicher bei den Calvinern und Katholiken; am schwächsten bei den Lutheranern. Nach der Legimität entfallen für die acht Jahre 1874—1881 auf 73,010 lebend Legitimgeborene 3542 Todtgeborene

= 48·5‰; dagegen auf 33,074 illegitime Lebendgeburten 1647. Dazu kämen noch fast alle jene 556 Todtgeburten, bei denen die Legitimität zweifelhaft geblieben ist. In diesem Falle lässt sich das Verhältniss der Todtgeburten bei den Illegitimen auf 60—70 Permille schätzen.

Auch das bedauerliche Moment der *Fehlgeburten* wurde seit 1874 statistisch verzeichnet und die Daten verwertet. Es lässt sich hier ein bemerkenswerter Parallelismus mit den Todtgeburten erkennen; die Fehlgeburten weisen im Allgemeinen ebenfalls eine bedeutsame Vermehrung auf. Bei ihnen ist das männliche Geschlecht gleichfalls überwiegend. Viele Fehlgeburten entgehen übrigens der amtlichen Anzeige und statistischen Verzeichnung.

Damit schliessen wir unsere, nur in den Hauptmomenten ausgeführte statistische Skizze über die Mortalität in Budapest, wie uns diese die neueste Publication des Herrn Directors Kőrösi in musterhafter Weise eingehend geschildert hat. Die Daten predigen sehr ernste Wahrheiten und wenngleich sie Zeugniss geben von den günstigen Erfolgen jener Bestrebungen, welche innerhalb des letzten Decenniums auf die Hebung und Verbesserung der Sanitätsverhältnisse unserer Hauptstadt mit Sachkenntnis und anerkennenswertem Eifer gerichtet waren: so mahnen sie doch wieder an die Pflicht unermüdlicher Ausdauer, Umsicht und Fürsorge, damit das in hygienischer Beziehung begonnene Reformwerk erfolgreich fortgesetzt werde. Vieles hängt hierin allerdings von der Einsicht, Pflichttreue, strengen Gerechtigkeit und Unermüdlichkeit der hauptstädtischen Behörden und der Stadtvertretung ab. Aber nicht weniger notwendig hiezu ist die Mitwirkung der hauptstädtischen Bevölkerung, ohne welche der Gesundheitsstand unserer Stadt nicht gedeihen kann. Mögen die lehrreichen Aufklärungen, welche die sachgemässen und trotz strenger Wissenschaftlichkeit doch gemeinverständlichen Arbeiten unseres hauptstädtischen statistischen Bureaus liefern, in recht weiten Kreisen erkannt und die daraus hervorgehenden Mahnungen, Winke, Ratschläge, Warnungen etc. allgemein beherzigt und befolgt werden! Herr Director Kőrösi verdient für seine unablässigen Bemühungen und die dadurch erzielten schönen Resultate ebenso den Dank der Hauptstadt wie die volle Anerkennung der Wissenschaft.

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

ZUR GESCHICHTE DER JAHRE 1848/49.[1]

Vor Kurzem erschien, von Stefan Görgei, dem Bruder des Generals geschrieben, ein Teil jenes Memoirenwerkes, welches die verhängnissvolle Laufbahn Arthur Görgeis während der Revolution in politischer, wie militärischer Hinsicht zu beleuchten sich zum Ziele setzt. Der uns vorliegende Band führt uns gleichsam nur in die Anfänge jener verschwundenen Zeit ein, bis in die ersten Märztage 1849, nach welchen sich das Waffenglück so überraschend wendete und Windischgrätz zu seiner berühmten Rückwärtsconcentrirung gezwungen ward. Das Werk Stefan Görgeis ist voll interessanter Daten; in erster Reihe bleibt es aber eine warmherzige, frisch anmutende Verteidigungschrift zu Gunsten seines Bruders, den der Hass der Parteien und die blinde Meinung sich zum alleinigen historischen Sündenbocke für alles Widerwärtige erkor. Für Manche ist er noch immer der nicht zu missende Verratsteufel, ohne welchen das Scheitern der Revolution eine unbegreifliche Sache bliebe.

Selbst der Geschichtschreiber der Revolution, Michael Horváth, huldigt halbwegs dieser Ansicht; auch er fahndet noch nach dem Verräter, wofür er übrigens von Stefan Görgei hart angegangen wird. Letzterer nennt ihn einen «leichtsinnigen, ja gewissenlosen» Schriftsteller. «Leichtsinnig, gewissenlos» — nein, das ist nicht gut, das ist übertrieben, und nur dem Bruder des hart Beschuldigten zu verzeihen. Es ist eine fast übermenschliche Sache, sich solchen Einflüssen zu entziehen, die sich unbewusst unserer Seele einnisten. Und Michael Horváth lebte und wirkte in der Vollkraft seiner Jahre ganz nahe dem Feuerherde der Revolution, wo man erhitzte Luft atmete und falsche Eindrücke empfing, die später nicht auszurotten sind.

Ja, wir müssen sogar anerkennen, dass sich Michael Horváth schon in einer Art Kritik versucht; er hat wenigstens das Bestreben objectiv zu sein. Er sucht schon Licht und Schatten zu teilen; findet Sonnenflecke rechts und links; nur hat er für sie noch verschiedene Namen: was hier Schwäche, Unbedachtsamkeit, Selbstliebe u. s. w. heisst, heisst dort Verrat und Verruchtheit. Der Verstand des Geschichtschreibers ist schon kühler geworden, aber seine Seele bleibt doch in den Traditionen der

[1] 1848 és 1849-ből, irta GÖRGEY ISTVÁN (Aus den Jahren 1848 und 1849 Erlebnisse und Eindrücke, Documente und deren Würdigung, Studien und historische Kritik. — Von Stefan Görgei). Budapest. Franklin-Verein, 1885.

revolutionären Psychologie befangen. In der ersten Entwickelungsperiode dieser populären Seelenkunde sind die Helden Götter oder Teufel. Michael Horváth steht schon auf dem anthropomorphisirenden Standpunkte, doch denkt er noch immer, dass im Kerne des Mythos Wahrheit enthalten sei. Darum setzt er die Axt nicht an die Wurzel des Mythos, sondern bringt ihn blos in eine rationellere Formel.' Aus dem Gotte wird ein kleingrosser Redner von unendlichen Fähigkeiten, aus dem Teufel ein scheelsüchtiger, verräterischer Soldat. Aber dieser halbentpuppte Rationalismus trägt nun seine traurigen Früchte. Die Revolution wird im Geiste des Geschichtschreibers zu einem «traurigen Ereigniss», bei welchem die geschichtliche Notwendigkeit nur das blosse Zusehen hat; zu einer simplen «Familientragödie», wo die Freiheitsgöttin stirbt, weil der feurige, doch etwas zartnervige primo amoroso von einem ruchlosen Jago in die Flucht geschlagen wird.

Uebrigens bleibt es immer ein missliches Ding, das Schicksal der Revolution von persönlichen Motiven abhängig zu machen. Dann wird man auch über jenen Antagonismus, welcher Kossuth und Görgei von einander schied, anders urteilen, als es gewöhnlich geschieht. Auch hier wuchert noch die Mythologie. Die Menge hält sich noch immer an den Glauben, dass die Grösse Kossuths mit der Verräterei Görgeis gleichen Schritt halte. Je grösser der melodramatische Bösewicht, umso herrlicher erscheint der ideale Held. Aber so grelle Antithesen bleiben ebenso unwahr, als sie populär sind; in diesem Falle scheinen sie wie rote Blüten einer romantischen Geschichtsauffassung, für welche die nüchterne Wahrheit viel zu farblos, viel zu menschlich wäre. Wenn es uns aber wirklich um das ruhige Urteilen zu tun ist, müssen wir uns von den populären Dogmen, von den melodramatisch angehauchten Helden und Bösenwichten befreien. Dann drängen sich uns sogleich eine Menge von Fragen auf, die durch Antithesen sich nicht lösen lassen. Wenn zwischen den beiden Führern der Revolution wirklich ein Widerstreit bestand, inwieferne entsprang derselbe aus der Verschiedenheit der beiden Naturen, oder aus berechneter Absicht? Inwieferne aus allgemeinen Gründen, aus verschiedener Beurteilung der Sachlage, oder aus individuellen Motiven? Inwieferne reihen sich an diese Motive Eifersüchtelei, Egoismus, Antipathie etc.? In welchem Maasse wurde nun die Tätigkeit des Einen und des Anderen von diesem Widerstreit beeinflusst? Wo und in welchem Maasse zeigt sich dieser schädliche Einfluss? Inwiefern ist der eine und der andere dafür verantwortlich? Wie man sieht, sind dies in der Eile hingeworfene Fragen, die man verschieden lösen kann. Nur eine einzige Lösung ist schon voraus ausgeschlossen, die bisher beliebte nämlich, die den Einen ganz frei ausgehen lässt und alles Uebel und jede Schuld den Schultern des Anderen aufbürdet.

Uebrigens ist es nicht zu leugnen, dass dieser Andere, Arthur Görgei

nur wenig dazu beitrug, um die Anklagen schweigen zu machen. Sein Werk, welches im Jahre 1852 in deutscher Sprache erschien: «*Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849*» hatte ihm zuhause eher Feinde, als Freunde gemacht. Der Verfasser hat es später selbst erkannt, dass sein Werk nicht zur rechten Zeit erschienen sei. Er eilte damit zusehr; doch trieben ihn — in hilfloser Lage — seine Familienverhältnisse zur Herausgabe des Werkes; andere Hilfsquellen standen ihm nicht zu Gebote; das Buch war fertig, der Verleger pochte an der Türe; und das Werk wurde veröffentlicht. An dem Tone, in welchem es gehalten ist, fühlt man noch die Aufregung des Kampfes, die barsche Nähe der erregten Leidenschaft; es wird darin der Feind sowenig geschont, wie den schmerzlichen Gefühlen der Nation gehörig Rechnung getragen...

Das Buch hatte auch kein Glück gemacht. Als man Görgei am ärgsten beschuldigte, trat er, der Beschuldigte, der in vorhinein erbarmungslos Verurteilte mit verletzender Schärfe auf, und analysirte nun seinerseits die vielen begangenen Fehler der Revolution, und hatte Worte der Rüge für Dinge, welche damals im Lande für heilig galten. Man fühlte nicht, dass von den Beteiligten nur Einer eine solche Sprache führen durfte; eben Derjenige, welchen der Taumel der Erfolge nie ergriff und welcher das Kommende voraussah. Aber eben dieses kühle Erwägen der Verhältnisse wurde ihm als Schuld angerechnet. Wenn sein Sarkasmus die Grosssprecher verletzte, so sagte man, er mache sich über den Patriotismus lustig; und weil ihm ein Stückchen Wirklichkeit von grösserem Werte war, als die schönste Rede: so drückte man ihm das Zeichen eines gesinnungslosen Glücksritters auf die Stirne. Die ihm noch Ehre zollen wollten, nannten ihn einen Wallenstein, in Wahrheit mit demselben Rechte, als man Kossuth mit Washington verglich. — Seine Memoiren verwirrten nun den befangenen Leser noch mehr. Unzweifelhaft liegt etwas Ueberraschendes, Verwirrendes im Auftreten Arthur Görgei's. Der Mann, der bisher seinem Vaterlande ferne stand, und unter fremden Verhältnissen lebte, steht mit einem Schlage in der ersten Reihe der führenden Persönlichkeiten, und mit einem Satze ist er in der Höhe, während andere, keuchend, lärmend kaum einige Schritte voran sind. Er ist nach aussen wie Eisen; wo es gilt, weiss er schnell zu handeln, und nach einer kurzen Spanne Zeit sind die Zügel in seiner Hand. Eine solche Erscheinung weckt in der Menge sogleich Aufmerksamkeit und Verdacht; und es regnet Fragen nach dem Wieso und Woher? Möge ein solcher Mann was immer tun und reden, hinter seinem Tun und Lassen wird dann nach ganz intimen, egoistischen Beweggründen geforscht, die oft ans Absurde streifen. Wir lesen ja schon so viel von seiner argen Geheimnisskrämerei, von seiner diabolischen Leutseligkeit, seiner proteusartigen Natur, seiner Verstocktheit: dass es zum richtigen Mephisto nur an der Hahnenfeder und am Pferdefusse fehlt.

Auch in seinen Memoiren wird das Wesen Görgei's für Viele ein Rätsel bleiben. Um so leichter kann man das aus ihnen herauslesen, was man in sie hineinlegen will. Und «Verräther» blieb auch weiterhin die beliebte Lesart. Es ist beinahe zu bedauern, dass die Memoiren dem Leser nicht mehr entgegen kommen. Die Individualität des Verfassers spiegelt sich nur in jener fachmässigen Kälte, mit welcher die militärischen Dinge behandelt werden; in jener ätzenden Schärfe, mit welcher seine Politik beleuchtet ist; in der kurzangebundenen Ironie und jener Unerbittlichkeit, welche gerade die leicht verwundbaren Stellen des Gegners sucht. Dass diese Geistesart sich auch nach dem eigenen Innern wendet, das freilich brauchen nicht alle zu wissen. Im ganzen spricht ein eigenartiger, ganz auf sich ruhender Charakter aus diesen Memoiren, ein beinahe mathematischer Geist, welcher das zu seinem Zwecke Nötige klar und scharf darlegt, sonst sich aber um den Leser gar nicht bekümmert.

Wahrlich, die Memoiren Görgei's sind kein versöhnendes Buch: es weht darin der beissende Wind der Ernüchterung; es ist, als wandle man unter Trümmern. Und doch weist dieses Buch, sowie die Abhandlung Demars* über die Memoiren Dembinszkis auf ausgezeichnete schriftstellerische Eigenschaften hin, — auf Eigenschaften freilich, die das grosse Publikum nicht immer zu schätzen weiss. Wäre Görgei ein Mann der Feder geworden, so fände man in seinen Schriften etwas vom Geiste Swift's; man fände darin, mit mathematischer Schärfe gepaart, einen oft überraschenden Ausdruck der Gedanken; eine immer bereite ironische Fertigkeit der Phantasie, die mit dem Missfälligen ihr Spiel treibt, wie «die Katze mit der Maus». Doch presste nur die Notwendigkeit Görgei die Feder in die Hand, und im Grunde genommen, kümmerte er sich so wenig um seine Schriftstellerei, wie seiner Zeit um seine Generalsuniform.

In den Memoiren besonders fühlen wir nur die Kanten seiner Persönlichkeit: über alles Weitere ist das Buch stumm. Und in dieser Hinsicht ist es auch einzig in seiner Art. Der Mann bewegter, kaum noch durchlebter Zeiten giebt darin Rechenschaft von seinen Taten; und er tut dies ein wenig in der Art der Psychologie Spinoza's, als wäre nicht von Menschenschicksal die Rede, sondern von Flächen und Linien. Keine einzige Träne, keine geringste Berufung auf das Gefühl im ganzen Buche! «So geschah es; das habe ich getan, darin habe ich gefehlt und nun ist das Spiel zu Ende», — so geht es von der ersten bis zur letzten Zeile. Dieses Ansichhalten ist hier wahrlich keine böse Eigenschaft; ein Beweis mehr für Görgei's Aufrichtigkeit. Er wollte die Herzen nicht bestechen. Selbst den kleinsten Versuch dazu wies er von sich.

Auch sonst hatte seine Seele keine Schwingen, die in die Wolken

* Pseudonym für Arthur Görgei. (Budapesti Szemle 1875).

führen. Er muss Erde unter den Füssen, ein klar umschriebenes Ziel vor Augen haben, um handeln zu können. Er war kein Schwärmer, und zu einer Zeit, wo so Manchem das heisse Blut zu Kopfe stieg, blieb er nüchtern, und wusste seine Mittel zu berechnen. Denken wir uns nun diesen Realisten in Mitten der Freiheitsapostel, so werden wir uns über die Dissonanz nicht mehr verwundern und wir können beinahe Schritt für Schritt verfolgen, wie sich aus dem Kreise der «Halbgötter» der Verräther ausscheidet.

Es ist kein geringes Verdienst des uns vorliegenden Bandes von Stefan Görgei, dass die Persönlichkeit seines Bruders darin dem Auge des Lesers näher gerückt wird. Und wir wünschen, dass dies in Folge seiner Arbeit in noch erhöhterem Maasse geschehe. Es wäre z. B. von grossem Interesse zu wissen, welches Leben Arthur Görgei vor der Revolution, fern von seinem Vaterlande führte; welcher Art seine Wünsche, Pläne waren, wie seine persönlichen Eigenschaften sich entwickelten, wie er sich zum politischen Leben, zur Welt verhielt. Das sind nicht Fragen einer unedlen Neugierde; würden wir seine Entwickelung besser kennen, so könnten wir uns noch deutlicher erklären, wie seine selbständige, unbeugsame Persönlichkeit in der Phantasie seiner Feinde zu jenem Zerrbilde wurde, welches schon beim ersten Anblicke die grellen Farben des Unwahren, Uebertriebenen schimmern lässt. Dem gegenüber fehlt es uns noch immer an der Schilderung eines ruhigen Beurteilers, an den Worten des freundschaftlichen Wohlwollens.

Das Buch Stefan Görgei's kommt uns auch in dieser Hinsicht einigermaassen zu Hilfe; unwillkürlich teilt sich jene aufrichtige, warme Teilnahme auch dem Leser mit, mit welcher der Verfasser dem Bruder auf seinem dornigen Wege folgt. Selbst die Persönlichkeit des Schreibers erhöht den günstigen Eindruck. Er hat ein frisches Auge, gute, treffende Worte, eine kernige Redeweise, die nur bisweilen etwas langatmig wird, einen Anhauch von Humor; er weiss zu schildern, und hie und da gelingt ihm mit kurzen Strichen ein lebendiges Genrebildchen. Manchmal characterisirt er mit einem Zuge eine ganze Persönlichkeit. Es stehe hier für viele ein einziges Beispiel: «Ludwigh schielte auffallend und zwar nach ganz verschiedenen Richtungen. Diesem körperlichen Fehler entsprach, wie es scheint, seine geistige Organisation. Wenn er mit halbem Auge nach der Wirklichkeit blinzelte, verschob sich dieselbe für sein anderes Auge zu etwas Phantastisch-bösem, Verdächtigen». Ein ganz guter Einfall, der zugleich auf einen ganzen Typus von Revolutionären ein Licht wirft.

Unser Verfasser aber hat nicht nur gute Einfälle; er hat auch die glückliche Gabe der fliessenden Erzählung. Er versteht unter anderm die Kriegsereignisse so gut zu gruppiren, dass er selbst dem Laien ein Interesse abgewinnt. Und wie Onkel Tobias im «Tristam Shandy» in seinem

Gärtchen die Schanzen von Namur en miniature aufbaut, um sich besser klar zu machen, wo und wie eigentlich sein Bein die Schusswunde erhielt: so greifen wir wenigstens nach einer guten Landkarte, suchen den Siroker-Pass, den Kerecsend-Szolláther Bergrücken auf, und folgen so, aus gehöriger Schussweite dem Gange der folgenschweren Schlacht von Kápolna.

Und wenn der Verfasser auch jegliche schriftstellerische Ambition von sich weist, so müssen wir doch anerkennen, dass er in seinem Werke nach einem höchst geschickten Plane vorgeht. Er scheint sich über Verschiedenes zu ergehen, hält aber den leitenden Faden immer in der Hand. Der Inhalt seines Buches lässt sich in drei Hauptteile gruppiren. Es handelt sich darin um den Rückzug der Donauarmee nach Pest und um die Waitzner Proclamation; dann um den Rückzug nach den Bergstädten; endlich um die Schlacht bei Kápolna und ihre unmittelbaren Folgen.

Im ersten Teile des Buches fesselt uns vor allem der Zustand der Armee, zu deren Befehlshaber Görgei vor Kurzem ernannt wurde. Mit ein bischen Phantasie und zahlreicheren Daten könnte man ein gar lebendiges Bild von jenen Schwierigkeiten geben, mit welchen die Organisation derselben zu kämpfen hatte. Von Disciplin kaum eine leise Spur: Ausreisser in Schaaren; Offiziere, die sich jeder Pflicht entbanden, schwankende alte Soldaten, Nationalgardisten, die bei dem ersten Flintenschusse unter der Erde verschwanden, so dass öfters nur ihr Hauptmann und noch einige Offiziere zurückblieben; Freiwillige, die nur auf einige Wochen ins Feld zogen, um dann wieder ihren häuslichen Herd aufzusuchen; Patrioten voll Begeisterung, die aber nur die Unordnung mehrten; Fallstaffsoldaten, die nicht zu brauchen waren: das merkwürdigste Quodlibet, welches das Schicksal und die Verhältnisse zusammenwürfelten. Man nehme noch hinzu den Mangel an Waffen, Munition, Bekleidung, an den elementarsten Bedürfnissen: und man wird sich die Verwirrung vorstellen können. Wir wollen hier aus dieser Zeit einen deutschen Brief Arthur Görgei's anführen, welcher diese Verhältnisse treu und mit drastischem Humor schildert. Der Brief ist zugleich ein Beispiel jener oft bitter gerügten «herzlosen» Ironie, welche Görgei später so viele Feinde verschaffte. Es standen vor seinem Geiste die Schwierigkeiten der Gegenwart, die Ungewissheit der Zukunft; er glaubt aber dabei zugleich an seinen guten Stern. Aus diesen gemischten Gefühlen entsprangen folgende Zeilen:

Pressburg, 18. Nov. 1848.

Lieber Freund! Wenn ich einst zu den Vätern gegangen bin, und deine Hand noch nicht im Grabe abgefault ist, so setze dich hin und schreibe die Geschichte Don Quichote's des Jüngeren: an mir findest du den fertigen Helden des Romans.

«Wer noch nie eine Revolutionsarmee gesehen, der wallfahre in mein Lager. Da giebt es einen Obercommandanten sammt Stab und Suite,

kein Einziger über Vierzig! Da giebt's auch Soldaten; aber der echte Soldat unter ihnen errötet ob seiner Kameraden. Befehlen heisst hier: sich lächerlich machen. Eine Rüge wird als Impertinenz und Strafe als Tyrannei ausgeschrien! Darum dachte ich in meiner Einfalt: «Friss Vogel oder stirb!» und jage die Lumpen zum Teufel, d. h. wenn ich sie nicht erschiessen lasse. Die Cholera hilft mit, und wenn der Feind seine Schuldigkeit tut: so wäre das Trio bald ausgespielt.

«Aber ich begreife den Kerl nicht! Er ist mindestens noch einmal so stark als ich, hat gut dressirte, gut gekleidete Truppen: und greift dennoch nicht an!

«Sollte dies Mutterwitz sein, und er so viel Berechnung haben, uns durch Ruhe aufreiben zu wollen? Ich kann's nicht glauben und wittere Unrat, auf gut Deutsch: paura. Desto besser für uns! Alle seine Patrouillen fragen nur nach Husaren; meine erste Aufgabe muss es sein, ihn auch nach den Honvéds fragen zu machen. Die Kerlchen wollen noch nicht recht daran, wenn sie nicht in jedem Sack eine Kanone haben, und überdies rechts und links einen Husaren. Doch nur Geduld! Endlich bleibt das Fieber doch aus; freilich dauert das ungarische gewöhnlich etwas lange, und ich hoffe, noch vor dem Frühjahr d. h. wenn wir's erleben; dann freue dich, Trifolium: Windischgrätz, Jellacsich, Hurban!

«Kanonen habe ich zum Schweinefüttern, Kossuth schrieb ich eben heute, er solle mir keine mehr schicken! Ich traue den Freiwilligen nicht; sie laufen gemütlich davon und lassen mich im Dreck eingefrieren. Aber Kapseln habe ich keine, und du wahrscheinlich noch weniger. Es wird lustig werden! Ist denn gar kein Vorrat von belgischen Kapseln mehr da? Dächtest du nicht auch, dass am Ende ein Steinschlossgewehr doch noch immer besser wäre, als ein Kapselgewehr ohne Kapseln?

«Wenn die Herren Bataillonscommandanten von mir Kapseln verlangen, so antworte ich stereotyp: «Ich bin froh, dass ich keine habe. Ihr trifft so nichts; greift mit dem Bajonnet an!» O Gott! die langen Gesichter! u. s. w.»

Man merke, — kein einziger Zug des Briefes ist übertrieben; was Görgei hier scherzhaft vorbringt, wird durch seine ernsten Meldungen an den Präsidenten, an die Landesverteidigungscommission bestätigt. Ausser diesen Zuständen der Donauarmee, ist es noch interessant, in den uns vorliegenden amtlichen Schriftstücken die Entwicklung jenes Verhältnisses zu verfolgen, das zwischen dem neuen Feldherrn und dem Präsidenten der Landesverteidigungscommission bestand; zu sehen, wie sich zwischen dem grossen Agitator und dem selbstbewussten Kriegsobersten, der mit den täglich neu sich geltend machenden mannigfachen Hindernissen der Armeeorganisation zu kämpfen hatte, die Gegensätze immer schärfer erhoben. Kossuth — in der Illusion der revolutionären Begeisterung befangen — glaubte, dass zwischen dem Feldherrn und der Armee beiläufig das gleiche

Verhältniss bestehe, wie zwischen einem grossen Redner und seinen gewöhnlichen Zuhörern; er wenigstens konnte mit einem Worte, einer Handbewegung die parlamentarische Mehrheit dorthin haben, wohin er sie wollte, und nun verlangte er auch vom Feldherrn die gleiche magnetische Kraft. Kossuth marschirte gewöhnlich — im Reiche der Phantasie — an der Spitze von Millionen Begeisterter, und darum glaubte er, dass auch beim Waffenhandwerk nicht die Strategie den Ausschlag gebe, sondern jenes märchenhafte Einmaleins der revolutionären Visionäre, nach welchem jeder Nationalgardist ein Löwe, und die stumpfe Sense des Bauers die unwiderstehlichste Waffe wird. Für solche magische Blendwerke ist aber der Rednerstuhl geeigneter, und dergleichen Forderungen verderben nur zu oft die Laune des Feldherrn. Und Kossuth ahnt es dunkel, dass er sich in seinem Manne getäuscht habe. Er hoffte, dass Görgei sein folgsames Schwert und seine Kriegsposaune werde, und nun fängt das vermeintliche Werkzeug zu kritteln an, spricht von Hindernissen, verbreitet sich über lästiges, prosaisches Detail und erlaubt sich gar scharfe Bemerkungen anstatt der Hymnen der Begeisterung. In seinen Briefen redet er von Nepotismus, Disciplinlosigkeit, von den Schwierigkeiten der Organisation, von den sonderbaren Forderungen so mancher Vaterlandsverteidiger. Das ist alles kaum der Rede wert — denkt sich der Präsident — und schreibt dem von Schwierigkeiten rings umstellten Feldherrn, dass die Begeisterung die beste Waffe sei. Er lässt seine leise Verachtung gegen blos militärische Tugenden fühlen. Aber dessenungeachtet schickt er ihm eine gewaltige Menge Kanonen, denn er hält es mit den Freiwilligen, dass neben der Begeisterung die Kanone dem Feinde den meisten Schaden verursacht. Umsonst antwortet ihm der General, dass er keine Kanonen mehr benötige, da sie in Mangel geschickter Mannschaft nur zum Raube des Feindes werden. — Mit den Kanonen erging es der revolutionären Strategie gerade so, wie mit den Befestigungen von Raab und in den Vértes-Gebirgen. Es gibt eine Menge Kanonen; aber Keinen, der sie abfeuere; bei Raab gibt es Befestigungen, die aber nur mit einem drei-viermal grösseren Heere zu halten sind, als damals Görgei besass. Nachdem so der erwartete Erfolg nicht eintraf, werden immer sonderbarere Befehle dem General zugeschickt, welcher blos militärische Tugenden besass. — Man stand nun vor dem Vértes-Gebirge, einem prächtigen Erdfleck, wie geschaffen zur Verteidigung. Da gabs auch ein Volk, lauter mutige Freischärler: man halte also doch den Feind auf, ja man werfe ihn zurück. Aber kaum ist die Armee in den Vértes-Gebirgen, so findet sie die furchtbaren Defensivstellungen blos im Monde. In Wahrheit ist das Terrain dem Feinde günstiger, der ausser einigen Verhauen hier kein Hinderniss vorfindet; dem Volke aber fehlt jener Fanatismus, der bei einem Freischärler-Kriege unerlässlich ist. Und je näher sich die Armee nach der Hauptstadt zurück-

zog, umso grösser wurde die Gereiztheit gegen den Befehlshaber. Die Revolutions-Generale sind von ganz anderem Stoffe: sie schaffen Engpässe auf Ebenen. Und nun kreuzen sich die Befehle, die in strategischer Form das Unmögliche verlangen: unter anderm, die Armee möge auf einer langgestreckten Linie Aufstellung nehmen und sich doch concentriren. Dann folgt Schlag auf Schlag die Niederlage Perczel's bei Moor, die fieberhafte Unruhe in der Hauptstadt, vor welcher die Regierung und der Präsident — ohne die Armee abzuwarten — nach Debreczin flüchten.

In der Einbildung Kossuths und seiner Getreuen verzerrten sich nun immer mehr die Züge Görgei's. Aus dem ironischen, begeisterungslosen, unbotmässigen Feldherrn löste sich nun — nach den bedachtlos verallgemeinernden, schnell verdächtigenden Gesetzen der Revolutions-Psychologie — das Bild des neidischen Soldaten heraus, der nur sich zur Geltung, andere aber in die Tinte bringen will. So betrat Görgei ohne sein Zutun schon damals den Weg — zu seinem späteren Ruhme. In Revolutionszeiten haben die Ohrenrauner grossen Einfluss und der Verdacht wurde selbst von amtlicher Stelle laut. Der Präsident des Landesverteidigungsausschusses erhebt in der Reichstagssitzung vom 13. Jänner mahnend sein Wort, dass «der eine Feldherr den andern um seine Lorbeeren nicht beneide und nicht denken solle, dass er sich nur auf Kosten des andern Ruhm erwerben könne». Eine ziemlich allgemein gehaltene Mahnung, deren verborgener Stachel sich aber gegen Görgei kehrte, denn man glaubte überall, dass Perczel's Niederlage Görgei verschuldet hatte.

In dieser Sache war aber — wie schon Michael Horváth zugiebt — Görgei unschuldig. Aber in Kossuth blieb der Argwohn haften, während Görgei über die bisherige Don-Quixotiade ganz grausam ungehalten war.

Am 4. Jänner 1849 kamen seine Schaaren nach der Hauptstadt. — Nachdem wir den Zustand seiner Truppen aus treuen Schilderungen kennen, ist es uns leicht den verhängnissvollen Fehler einzusehen, den Kossuth beging, als er die Hauptstadt ohne Lebewohl, in hastiger Eile verliess. Er übersah die Forderungen des Augenblicks, dachte nur auf seine Zukunftspläne, und seine nervöse Unruhe zog ihn ganz unaufhaltsam nach dem Schauplatze seiner neuen Tätigkeit. Dabei vergass er ganz und gar, wie nötig seine anfeuernde Gegenwart bei der Armee gewesen wäre. Er sagte nichts, zeigte sich nicht und eilte ganz aus ihrem Bereiche weg.

Die Hauptstadt blieb in ungewisser Angst, die Armee demoralisirt; die älteren Offiziere schwankten in ihrer Treue. Jene der Wilhelmhusaren reizten selbst die Mannschaft zur Fahnenflucht. Wir müssen uns ganz in jene bösen Tage zurückversetzen. Alles war Zweifel, Ungewissheit, nicht einmal der nächste Schritt in die Zukunft war klar. Die Regierung, die gesetzliche Macht zog sich jetzt auch in der Wirklichkeit nach den Gegenden der Fata morgana, — sie selbst eine schwankende Wolkenbildung; in Pest aber

blieb Görgei mit einem unbotmässigen Offizierscorps und unruhigen Truppen. Am folgenden Tage brach er auf. «Am 5. Abends in Waitzen angekommen — sagt Klapka (Nationalkrieg I. 134) — war das Armeecorps seiner vertrautesten und tüchtigsten Führer beraubt: noch eine ähnliche Erschütterung und es ging seiner Auflösung entgegen». Alle Anzeichen dazu waren vorhanden, bis endlich die berühmte Waitzner Proclamation die Einheit unter den Truppen wieder herstellte. Diese Proclamation war daher ein Schritt der Notwendigkeit; sie machte jeder Ungewissheit ein Ende, und gab der Armee Görgei's neuen Halt.

Der sozusagen objective Teil dieser Schrift bestand in dem Gedanken, dass die Armee jene Verfassung, der sie schon einmal Treue schwur, nach jeder Richtung hin zu verteidigen bereit ist. Die Proclamation hat aber auch eine persönliche Seite: sie war zwar ein Hilfsmittel in der Not, aber man «liebte sie auch ohne das». Nur hat diese Liebe einen andern Grund, als viele glauben wollen. War die Revolution ein erhabenes Trauerspiel — meinen so manche — so ist sie ohne einen schrecklichen Bösewicht, ohne einen galligen Intriguanten nicht zu denken. — Und siehe da! — die Proclamation ist wie geschaffen für die Antrittsscene eines solchen. Aber — um es gleich herauszusagen — o des erbärmlichen Intriguanten, dem man beim ersten Schritt schon so leicht in die Karten sehen kann! Gleich beim ersten Versuche verzweifeln wir derart über seine Ungeschicklichkeit, dass wir ihn wahrlich gar nicht für einen Intriguanten — halten können.

Aber dessenungeachtet hat uns der Verfasser der Proclamation seine sündige Seele aufgedeckt. Die Rolle des jüngeren Don Quichote — wie wir sahen — wollte er länger nicht fortführen. Er musste ein bestimmtes Ziel vor sich haben; er wollte nicht im Dunkeln herumtappen; mit der allgemeinen Phrase des Kampfes gegen die Tyrannei, gegen die Vergewaltigung der nationalen Rechte war es ihm allein nicht getan. Und es drang sich ihm — von den Umständen gehoben — ganz naturgemäss eine bestimmt umgrenzte Idee auf. Wir wissen nicht, ob er sich früher eingehender mit politischen Fragen befasste; aus seinem, im Jahre 1852 erschienenen Werke könnte man fast entnehmen, dass ihn mehr ein sicherer politischer Instinct, als reifliche Erwägung leitete. Uebrigens, fern vom Vaterlande, hätte er auch schwerlich dem Gange unserer politischen Entwickelung folgen können. Er klammerte sich also, wie an einen festen Punkt, an die neu erworbene Verfassung, als deren Kämpfer er in das ungarische Heer eingetreten war; sie wurde sein politischer Leitstern, von dessen Bahn er nicht mehr weichen wollte. Seine militärische Erziehung, seine späteren exacten Studien, vor allem seine autoritäre Natur flössten ihm auch sonst eher einen Widerwillen gegen das viele Politisiren und gegen die Beglückungstheorien der politischen Schwärmer ein. Um diesen Uebeln zu steuern, trägt er schon in Pressburg (11. Nov. 48) Kossuth die Dictatur an; aus

demselben Stamme sprosst bei ihm die Antipathie gegen auftauchende republikanische Velleitäten; er hatte den richtigen humoristischen Blick für die unschuldig-schädlichen Danton- und Robespierre-Copien. — Alle diese Gefühle finden ihren Platz in der Proclamation und noch eines: Görgei kritisirt darin die bisherigen militärischen Vorkehrungen und nimmt für sich das Recht in Anspruch, in der Zukunft — wenn nötig — nach seiner besseren Einsicht zu handeln.

Das sind die psychologischen Beweggründe, welche der Proclamation, die der General im Zwange der Verhältnisse erlassen musste, einen so ausgesprochen persönlichen Ton verleihen. Dies alles kann man aus der Proclamation herauslesen, nur eines nicht. Man kann daraus nicht herauslesen, dass Görgei mit der Sache der Nation sein Spiel treiben, mit der Regierung um jeden Preis brechen wollte —: den Verräter, kurz zu sagen, kann man daraus nicht herauslesen. Der Verräter ist hier dieselbe Person, welche die Niederlage Perczel's verursachte: die Vision einer nur rot und schwarz sehenden Psychologie. Nach den schmucken Worten der Adepten bleibt aber die Proclamation jenes Piedestal, auf welchem die Bildsäule des Verwünschten steht.

Die Proclamation hatte ihren Zweck bei der Armee erreicht; aber wurde rechts und links gründlich missverstanden. Windischgrätz beurteilte seinen Mann ebenso falsch (er glaubte in ihm einen Mann zu finden, mit welchem sich leicht «handeln» liesse), wie Kossuth. Den Verdacht des Letzteren erhöhte auch noch das längere Schweigen des Generals. Das konnte er sich freilich nicht denken, dass diese Schweigsamkeit auch ihre guten Seiten habe: der Feind konnte von ihm keine einzige Nachricht auffangen, und wusste von seiner Stärke und seinen Bewegungen genau soviel, als die berühmte Mütze Dembinszki's von den Kriegsplänen ihres Herrn. — Indessen vollführte Görgei den Rückzug durch die Bergstädte, von welchem wir in Stefan Görgeis mit persönlichen Erinnerungen gewürzter Erzählung ein lebendiges Bild erhalten. Freund und Feind anerkennen diese vorzügliche Waffentat. Klapka (Nationalkrieg I. 112) sagt, dass Görgei ein Meister im Rückzuge war, aber ein Neuling in der Offensive und beschuldigt ihn, dass er in der Freude über den unverhofften (!) Sieg bei Branyiszkó Schlick ganz aus den Augen liess. Stefan Görgei antwortet auch auf diese Anklagen; wir aber, den Leser diesbezüglich auf das Buch selbst hinweisend, wenden uns dem neuen Oberbefehlshaber, Heinrich Dembinszki zu, den Görgei, wie aus Wolken fallend, vor sich findet.

Dembinszki brachte den ungarischen Waffen kein Glück. Die Ereignisse bestimmten unter den ungarischen Führern eigentlich Görgei zum Oberbefehlshaber; dies war aber ein Zwang, dem sich der Präsident des Landesverteidigungs-Ausschusses um jeden Preis entwinden wollte. Man engagirte also kurzweg — aus Paris einen Helfer in der Not. Dembinszki hatte übrigens

einen guten militärischen Ruf: er focht schon unter dem grossen Napoleon und seit seinem Warschauer Rückzuge im Jahre 1831 hiess er bei seinen Bewunderern «der polnische Xenophon».

Diese berühmte Rückwärtsbewegung war seine letzte grosse Waffentat; seit jener Zeit, einen Abstecher nach Egypten abgerechnet — lebte er grösstenteils in Paris, wo er an den Erinnerungen seiner Vergangenheit zehrte, und sein Leben mit industriellen Unternehmungen verbrachte. Wenn es ging, unterstützte er «Polenflüchtlinge», auch hatte er für politische Pläne Zeit, die aber aus dem Dunkel des Emigrantenviertels nie ans breitere Licht traten. Seine Individualität zeichnet sich mit naiver Selbstgefälligkeit und mit der weitschweifigen Redseligkeit des Alters in seinen hinterlassenen Memoiren; die Kritik — eine auf Daten gestützte Kritik seines ungarischen Feldherrntums besitzen wir aber in den oben erwähnten Aufsätzen Johann Demars. Als wenn auch aus dem Buche Stefan Görgei's noch der frische Eindruck der Vergangenheit herauszufühlen wäre! Dembinszki nimmt er mit Vorliebe aufs Korn. Zuerst erscheint nur sein Name, mit kurzer Bemerkung, wie ein erklingendes Leitmotiv in einer Wagner'schen Oper; dann rückt ihm aber der Verfasser näher an den Leib und lässt ihn nicht mehr los. Selbst das Olmützer Manifest vom 4. März wird ihm — als Folge der Schlacht bei Kápolna — in die Schuhe geschoben; in Wahrheit aber hatte daran nur der lächerliche Eigendünkel Windischgrätz's und die höhere Weisheit der österreichischen Minister Schuld.

Schon die Memoiren Dembinszki's verraten Schritt für Schritt die Eitelkeit ihres Verfassers. Er kam, wie er sagte, das «arme» Ungarland zu befreien; und «da die Wohlfahrt der Völker nur der starke Wille eines einzigen Mannes begründen kann»: so kam er wahrscheinlich als dieser einzige Mann nach Ungarn, um dessen militärische Wohlfahrt zu begründen. Und wahrlich, an ihm hätte es nicht gefehlt: er hätte die schwierige Sache wirklich zu Wege gebracht, wenn man nur seinem Rate gefolgt wäre, wenn nur Kossuth in ihn mehr Vertrauen gehabt und ihn energischer unterstützt hätte; wenn nur die Menschen, die Verhältnisse andere gewesen wären! — Ja, wenn! — So spricht nur ein eitler, selbstgefälliger alter Herr.

Und ein solcher war Dembinszki, dem übrigens trotz seiner sechzig Jahre das Blut in den Adern noch jugendlich pochte. Er gehörte zu Jenen, die von Illusionen zu Illusionen schreiten, ein richtiger Emigrantengeneral. Die 15—17 Jahre währende erzwungene Ruhepause, seine lange politische, militärische Untätigkeit erhöhten nur seinen Glauben in die eigenen Fähigkeiten: und zwar umso mehr, je weniger er sie an der Härte der Dinge zu erproben hatte. Seine Kraft schien ihm — «nach der grossen Retirade», dieser Haupt- und Staatsaction seines Lebens — mit echt polnischem Leicht-

sinne ganz unerschöpflich; in Wahrheit aber nahmen nur seine Illusionsfähigkeit und seine Jahre zu.

Und bei diesem Selbstvertrauen hatte Dembinszki heisses Blut: er war der Sklave seines Temperamentes und allen Ungleichheiten und Sprüngen desselben untertan. Auch seine Memoiren beweisen, dass sein Geist gern an der Oberfläche der Dinge herumschwimmt; es gibt nur ein Gewisses für ihn: seine eigene Unfehlbarkeit. Es fehlt jeder Sinn für Kritik; seine Gedanken bilden einen wunderlichen Knäuel, worin sich Halbwahres mit Falschem, Wichtiges mit Unbedeutendem brüderlich vereint. Daher seine Verwirrung und die pathetischen Ausbrüche in den entscheidenden Augenblicken; wo ihm dann auch das Ungefähr in die Quere kommt, ist die Arbeit seines Gedankenspulwerkes ganz unberechenbar. — Mit einer solchen Geistesart kommt nun Dembinszki unter ganz fremde Verhältnisse und in die Nähe eines so scharfen Verstandes, wie der Görgei's.

Dabei war Dembinszki ein Herr Pulverdampf, bei dem es immer knatterte; er besass zwar keinen grossen, festen Willen; aber er war störrig, ganz verbissen in seine Einfälle. Sonst — wenn man nur an seine Unfehlbarkeit und Ueberlegenheit nicht rührte — gehörte er unter die guten Leute. Nur hatte seine Güte bisweilen einen komischen Anstrich: er ist überzeugt, dass ihn sein gutes Herz zur Rettung des armen Ungarn treibt. Als er zum erstenmal mit Kossuth zusammentrifft, erklärt er mit einer Art komischer Feierlichkeit, dass er beileibe kein «Terrorist» sei. Und er nimmt es mit diesem Ausspruch so ernst, dass er als Feldherr selbst dort Pardon ergehen lässt, wo Strafe am Platze wäre: selbst Spione können guter Dinge sein. — Doch auf die gehörige Verpflegung der Truppen hat er schon weniger Acht: denn dergleichen ist keine Frage des Temperamentes mehr, sondern der ruhigen Voraussicht. Von derselben Ungleichheit war Dembinszki auch in seinem Umgange: jetzt ist er aufbrausend, stürmisch, er schmäht und poltert, dann entschuldigt er sich wieder. Als er in Erlau seinen Einzug hielt und die Jubelrufe der Menge ihm entgegentönten, rief er dem schweigsam hinter ihm reitenden Görgei zu: «Herr General! kommen Sie doch an meine Seite!» Der lärmende Triumph machte ihn beinahe zartsinnig. Ein andermal wieder, unter andern Eindrücken, droht er ihm mit dem Erschiessen. — Aber mitten in seinen Gemütsschwankungen hatte er doch auch feste, beständige Gefühle. Er liebte und bewunderte sich; noch mehr liebte er das grosse polnische Vaterland; bemitleidete Ungarn und hasste Görgei, diesen Urgrund alles Missgeschicks.

Und bezeichnend bleibt die Art, wie Dembinszki hassen kann. Auch Görgei ist ihm gegenüber nicht Milch und Honig; doch will er seinen Mann gründlich kennen lernen. Dembinszki's Hass aber ist blind, wie seine Selbsterkenntniss. In seinen Memoiren erklart er feierlich, dass er Görgei's

Werk nicht gelesen habe und auch nicht lesen werde. Trotzdem beruft er sich aber mehreremale darauf. «Man sagte ihm eben, dass im Buche dies und jenes stehe, auch habe er in einem Journal einen Auszug davon gelesen.» — Nun, den Auszug — dachte er sich — den kann man lesen, aber das Buch — jamais! Aber was beweist denn dies? Dass er von seinen Abenteuern in Ungarn nur das lesen wollte, was er selbst davon schrieb; Attentate gegen die eigene Unfehlbarkeit konnte er nicht vertragen.

Denn er, der sich, seine Fähigkeiten und die Verhältnisse so wenig kannte, sah sogleich in das Innere der Dinge. Gleich anfangs — (d. h. als er in Paris seine Memoiren schrieb) — kam es über ihn, dass bevor er noch nach Ungarn gekommen ist, Görgei das Vaterland schon verraten habe. Er, d. h. Dembinszki, würde es ja sonst gerettet haben!.

Wahrlich, seine erste Begegnung mit Kossuth muss auf ihn einen starken Eindruck gemacht haben. Besonders jene Einzelnheiten der Unterredung, welche ihm auch bei Abfassung seiner Memoiren mit dramatischer Lebendigkeit vor der Seele schwebten. Dort stand der neue Feldherr vor Kossuth, von dem jetzt seine Zukunft abhängt und lauscht eine Stunde lang schweigend der Beredtsamkeit desselben. Es entsteht eine kurze Pause und nun erkundigt sich Dembinszki über Görgei. Der Verfasser aber fährt fort:

«Kossuth, dieser weltberühmte Redner, zog sein Gesicht in ängstliche Falten, gab sich eine theatralische Pose und sprach mit grossem Pathos zu mir:

— Herr General! Zu meiner Schande muss ich es Ihnen gestehen: ich, der Präsident der ungarischen Regierung, weiss bis heute nicht, wo sich die Armee Görgei's befindet! Görgei, den ich aus einem kleinen Mann zur Höhe hob, hat sich undankbar erwiesen gegen das Vaterland, undankbar gegen mich!»

Es steckte etwas vom einem Maler in Dembinszki. Auch ist es klar, dass er schon wusste, wie viel es geschlagen hat, als Görgei in den Bergstädten am Vorabende wichtiger und schwieriger Gefechte stand.

Die individuellen Züge Dembinszki's passen auch auf den Feldherrn in ihm. — Bei unbeschränktem Selbstvertrauen ist er gross im Pläneschmieden, confus im Handeln. Als Soldat von grossem persönlichen Mute, gehört er als Feldherr unter die Wichtigmacher. Die Erzählungen Rüstow's bestätigen vollends jenes Urteil, welches Demar über Dembinszki — mit grausamer Schärfe fällt. Einige populäre Züge des Feldherrn mögen auch hier stehen. Er glaubte an die Kraft der Geheimmittel; und seine Geheimnisskrämerei ging so weit, dass er — um seinen classischen Ausdruck zu gebrauchen — seine Pläne selbst vor der eigenen Feldmütze verbarg. Und da seine Dispositionen — eben weil sie die seinigen waren — nur ausgezeichnet sein konnten: hängt auch wirklich alles vom Ge-

heimhalten ab. — Es war seine volle Ueberzeugung, dass der Feldherr der Kopf, die übrigen Generale blos gehorsame Hände und Füsse seien. In der Schlacht von Kápolna warf er dann besagte Hände und Füsse so auseinander (siehe die Dispositionen am ersten Tage der Schlacht), dass er mit dem besten Willen nicht mehr wissen konnte, wo ihm der Kopf stehe. Aber das Geheimniss imponirt und hat auch in Debreczin imponirt. Kossuth ist in Betreff Dembinszki's vollkommen ruhig; er selbst will nicht eben viel wissen: «moi même je n'en veux savoir trop.» «Le secret reservé dans sa propre poitine est le mieux gardé. Voilà mon avis, Mr. le Général!» — schreibt er den 3. Feber.

Dembinszki steht auch noch ein anderes Mittelchen zu Gebote. Es geht noch über's Geheimnissvolle, wenn er es um Wochen voraussehen und gleichsam mit gebieterischem Finger auf den Ort weisen kann, «wo die erste Schlacht geschlagen werden muss». Kossuth schreibt ihm auch «wie gross seine Verehrung für dessen weise Voraussicht geworden sei» — da das Gefecht wirklich in der Gegend Erlau's stattfand. Darauf bemerkt Dembinszki in seinen Memoiren: «Nicht vor zwölf Tagen, einen Monat früher habe ich es vorhergesagt (da mein Plan schon am 2. Februar fertig war), wo die erste Schlacht geschlagen wird». Heute wissen wir es schon gewiss, dass Schlick seine Befreiung und sein entscheidendes Eingreifen in die Schlacht bei Kápolna — dieser gewaltigen Voraussicht verdankt. Und wäre es wenigstens nur bei dieser Voraussicht geblieben, aber Dembinszki wollte sogar dem Feinde den Plan vorschreiben; er rechnete es aus, dass Windischgrätz erst nach der Vereinigung mit Schlick angreifen werde, und zwar etwa zwei Tage später, als es wirklich geschah. «Das habe ich nicht gewollt» — rief jetzt Dembinszki aus. Und nun — wie Görgei schreibt — sprach endlich der Schweigsame, er sprach, polterte, seine ganze Maschine kam in Bewegung, weil der Feind seinen Plan so ungerechtfertigter Weise durchkreuzte. Auch die Verhältnisse im ungarischen Lager wurden immer kritischer. Durch das Auseinanderzerren der einzelnen Heeresabteilungen vernichtete Dembinszki den organischen Zusammenhang der Armee; hiezu kam die mangelnde Führung, die schlechte Verpflegung der Truppen, die Unzufriedenheit der Generale. Kein Wunder, dass die Zügel seiner Hand entglitten und er sich an den populärsten ungarischen General hielt, um diesem alle Schuld aufzubürden. Doch die Regierung selbst sah ein, dass Dembinszki nicht zu halten sei; er wurde abgesetzt und kam nach Debreczin, bis sein Unglücksstern noch einmal erglänzen sollte.

Es war wieder ein entscheidender Moment für die ungarische Armee. Görgei kam neuerdings in den Vordergrund; die Soldaten liebten ihn und die Generale wären ihm gerne gefolgt. Wenn bei Kossuth das Vertrauen stärker gewesen wäre, so würde der Feldherrnstab schon jetzt in die Hände

Görgei's geraten sein, und nicht erst später, nach der Erkrankung Vetters, im Drange der Verhältnisse, zu geringer Freude der Regierung. Aber der Präsident schien jetzt in Tisza-Füred den Stand der Dinge ebenso wenig zu kennen, wie damals, als er sich im Jänner v n Pest so schnell wegbegab. Entweder — oder: so dachte Kossuth noch in Debreczin, als er im ersten Zorne von der Erschiessung Görgei's sprach. Entweder hätte man damals das verräterische Gebahren Görgei's aufdecken sollen — wenn es ein solches gab — oder man hätte ihm dasjenige nicht vorentalten dürfen, was ihm nach dem Stand der Verhältnisse, nach der Stimmung der Armee von selbst zufiel. Als aber Kossuth in das Lager kam, sah er, dass die Alternative eigentlich nur eine einzige Seite hat, und zwar diejenige, die seinen Ansichten, seinem Verdachte, seinem Willen entgegenläuft. Er wich also der Zwangslage aus und griff zu halben Massregeln, die den Bedürfnissen des Momentes für einen Augenblick genügten, die Zukunft aber umso ungewisser liessen. Der verdächtige Mann blieb so provisorisch, aus Not geduldet, der oberste Befehlshaber der waffenfähigsten ungarischen Armee und erfocht im Frühling der ungarischen Sache die glänzendsten Siege. Michael Horváth schreibt das wankelmütige Benehmen Kossuths in Tisza-Füred seiner Schwäche zu. War es wirklich Schwäche? Es erhob sich vielmehr zwischen dem Präsidenten und dem Feldherrn — der Geist der Waitzner Proclamation! Ganz leise, stumm; und Kossuth hatte Furcht vor dem Gespenst, wenn er auch tat, als ob er dasselbe nicht bemerkte.

Es entwickelte sich um diese Zeit — nach den Worten Klapka's (Memoiren p. 155.) — sogar ein freundschaftliches Verhältniss zwischen dem Präsidenten und Görgei. Ob es wohl ein aufrichtiges war — wer könnte das heute bestimmen? Görgei gehörte nicht zu denen, die sich momentanen Eindrücken hingeben; und Kossuth hatte schon zu viel am Herzen, um dem General ohne Rückhalt die Hand zum Frieden reichen zu können. Oder hätte er es eingesehen, dass sein Verdacht aus der Luft gegriffen war? Und anderseits konnte Görgei noch an ein beständiges Zusammenwirken mit Kossuth glauben? Fragen, die nicht sogleich zu lösen sind. In Wahrheit war der durch die Verhältnisse noch verstärkte Gegensatz beider Naturen so bedeutend, dass ihr einmütiges Handeln selbst bei grösster Selbstlosigkeit nur schwer zu denken ist. Ihre Freundschaft aber konnte so nur von kurzer Dauer sein; die Kluft zwischen der Waitzner Proclamation und der Unabhängigkeitserklärung ist nicht zu überbrücken.

Wir besitzen eine interessante Aeusserung Görgei's aus dieser Zeit in einem Briefe, den sein Bruder am Ende seines Buches veröffentlicht. Der Brief ist an Damjanich gerichtet, den Görgei damals persönlich noch nicht gekannt hat. Görgei erzählt darin, dass der Reichstag gegen die Armee Verdacht hege, Mészáros ein zopfiger Soldat, Vetter aber ein schwacher Mensch sei. Das Schicksal des Vaterlandes liege daher in der Hand der

Armee: was also Not tue, das sei Eintracht zwischen den Feldherren und dem Präsidenten. Denn in Debreczin habe nur Kossuth Glauben in die Revolution: «ein antiker, reiner Character, — nur schade, dass er kein Soldat ist». Auch Klapka teilt aus dieser Zeit (Memoiren p. 155) einen an ihn gerichteten Brief Görgei's mit, in welchem sich Wort für Wort dieselbe Stelle findet: «ein antiker, reiner Character, — nur schade, dass er kein Soldat ist». Es wäre von höchstem Interesse zu wissen, auf welcher Hälfte dieser lapidaren Characteristik der Nachdruck liege? und welche Hälfte auf die Corpscommandanten den grösseren Eindruck machte? Denn es ist etwas ganz anderes, wenn ich trotz kleiner Mängel den grossen Patrioten herausstreiche, oder aber andeuten will, dass dieser grosse Patriot eigentlich in militärische Dinge nichts drein zu reden habe, denn schade! er ist kein Soldat. — Aber wie dem auch sei, die zeitweilige Freundschaft beider Männer hatte — wie wir sehen — ihren stachlichten Dorn.

Nach einer kleinen Weile ist dann nur der Dorn übrig geblieben.

Eugen Péterfy.



UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.[1]

1. Die Gevatterin der Kröte.

Einmal ging ein armes Weib zur Gran um Wäsche zu waschen. Da sieht sie dort eine dickbäuchige Kröte, gross wie die Welt. Sie musste das Tier ansprechen.

— Oh, Kröte, Kröte! ich möchte Dir Gevatterin stehen, wenn Du mich rufen wolltest.

Am dritten Tage kommt da ein Ertrunkener zum armen Weib, sagt ihr, dass die Kröte ein kleines Mädchen bekommen habe und dass sie jetzt kommen möge Gevatterin zu stehen, wie sie versprochen.

Das arme Weib ging auch hin.

Sie gingen und gingen nur immer drauf los, bis hin zur Gran; dort schlug der Ertrunkene mit einer kleinen Rute auf das Wasser; allsogleich teilte sich die Gran entzwei, ein schöner, trockener Weg führte mitten hindurch.

Nun gingen sie auf dem trockenen Wege; wie sie in die Mitte des Flussbettes kommen, versperrt ihnen da ein grosser Stein den Weg; aber der Ertrunkene schlug mit seiner Rute darauf, der grosse Stein rollte weg, darunter aber war ein grosses Loch und hier wohnte die Kröte.

[1] Aus der im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft von Lad. Arany und Paul Gyulai besorgten Sammlung ungarischer Volksdichtungen übersetzt von Andor Verbirs.

Wie das arme Weib in das Loch hineingeht, da findet sie gleich im ersten Hause die Kröte; diese lag auf einem Bett, das aus trockenem Krötenschleim[7] gemacht war und neben ihr schlief ihr kleines Kind in einer Schildkrötenschale; brekeke, brekeke, tuu! koaks tuu! sagte die Kröte und so wiegte und hätschelte sie es. Sonst war das Zimmer sehr schmutzig.

Das arme Weib nahm sein kleines Patenkind auf den Arm, und wie sehr es sie auch vor dem grünlichen, kleinen Ding ekelte, küsste sie es doch, hob es dann in die Höhe und sprach:

Oh, du schöne Kleine,
Du Perle, du feine,
Deine Eltern sollen sich freu'n:
Aufs Jahr sollst gross gewachsen sein!

Die Kröte wieder bat ihre Gevatterin, sie möge bei ihr auskehren, aber den Kehricht nicht wegwerfen, sondern nach Hause nehmen, dann auch das andere Zimmer reinigen, aber Acht geben, dass sie nicht etwa einen der Töpfe umwerfe, noch auch den Deckel von irgend einem herunternehme. Damit drehte sich die Kröte gegen die Wand und schlief ein.

Das arme Weib geht in das andere Zimmer, da sieht sie auf den Gestellen viele Töpfe stehen, eine ganze Menge. Das waren lauter grün glasirte Töpfe, mit grün glasirten Deckeln zugedeckt; nun, sie konnte es wirklich nicht über sich bringen, dass sie nicht nachgesehen hätte, was darin sei.

Sie ging gerades Weges auf die Gestelle los, nahm den Deckel vom ersten Topfe herunter, — fliegt da halt ein schneeweisses Seelchen heraus und sagt flüsternd: vergelt's Gott! und damit fliegt es fort.

Auch vom zweiten nahm sie den Deckel herunter und auch aus diesem flatterte ein schneeweisses Seelchen heraus und auch dieses sagte: vergelt's Gott! und auch dieses flog fort. So nahm sie der Reihe nach von jedem Topfe den Deckel herunter, aus jedem flog ein Seelchen heraus und jedes sagte: vergelt's Gott!

Schon hatte sich das arme Weib gewendet, um aus dem Zimmer zu gehen, als sie neben der Türe noch ein zugedecktes doppeltes Töpfchen bemerkt; gleich nahm sie auch von diesem die Deckel herab und heraus flogen die Seelchen von ihren Zwillingskindern. Da freute sich das arme Weib gar sehr, denn sie hatte sie erst vor zwei Jahren begraben; sie waren beide zugleich in die Gran gefallen.

Nun erzählten sie ihrer Mutter, dass, wie sie ertrunken seien, gleich die Kröte ihre Seelen aufgefangen habe und seitdem hatte sie sie hier eingesperrt, damit sie nicht ins Himmelreich gehen könnten; denn so lange ihre Seelen nicht ins Himmelreich kommen können, so lange spült die Gran ihre Leichname nicht an das Ufer und bis dahin müssen die Ertrunkenen bei der Kröte dienen.

Dann tat das arme Weib die zwei Seelchen wieder in das doppelte Töpfchen zurück, verschloss es und steckte es in ihre Schürze unter den ausgekehrten Mist.

Hierauf nahm sie Abschied von der Kröte; wie sie aber aus dem Loch

[7] Krötenschleim oder Froschschleim hat im Ungarischen ausser dem eigentlichen Sinn auch die Bedeutung von «Altweibersommer» und ist hier wohl in dieser zu verstehen. *Der Uebers.*

herauskommt, findet sie den Ertrunkenen nicht mehr dort, aber der Fluss teilte sich doch vor ihr entzwei, denn zwei weisse Fische drängten das Wasser vor ihr vereint auseinander.

Als das arme Weib an das Ufer gelangt war, und die Gran wieder zusammenschlug, nahm sie auch gleich den Deckel von dem doppelten Töpfchen herunter und die Kinderseelen flogen heraus, die Gran aber spülte in diesem Augenblicke zwei Kinderkörper auf das Gestein. Der Segen der Seelchen ging in Erfüllung, Gott bezahlte dem armen Weibe seine gute Tat: die Kinderseelen kehrten zurück in die Kinderkörper.

Das arme Weib hatte nun wieder einen Sohn, eine Tochter und auch Geld; denn der viele Mist, den sie bei der Kröte zusammengekehrt, wurde in ihrer Schürze aller zu Gold und Silber, wie sie nachhause kam.

Von dieser Stunde an ging es ihnen allen sehr gut und sie hatten in nichts Mangel zu leiden.[1]

2. Zu Eurem Wohlsein.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein König. Das war ein so mächtiger König, dass wenn er nieste, das Volk im ganzen Lande dazu sagen musste: «Zu Eurem Wohlsein!» Manchmal, wenn er den Schnupfen hatte, konnte man im Lande auch gar kein anderes Wort hören, als: «Zu Eurem Wohlsein!» Jeder Mensch sagte das, nur der sternenäugige Schäfer wollte es nie sagen.

Das erfuhr der König, da war er sehr erzürnt und liess den Schäfer zu sich rufen.

Der Schäfer geht hin und bleibt vor dem König stehen, der doch auf einem Trone sass, überaus mächtig war und schrecklich zornig dazu. Aber wie mächtig und wie zornig der König auch war, der sternenäugige Schäfer fürchtete sich doch nicht vor ihm.

— Sage augenblicklich: Zu meinem Wohlsein! — fuhr ihn der König an.

— Zu meinem Wohlsein! sagte der Schäfer zur Antwort.

— Zu meinem, zu meinem, Du Lump, Du Landstreicher! lärmte der König.

— Zu meinem, zu meinem, Euer Majestät! antwortete Jener.

[1] «Die Gevatterin der Kröte» (aus der Gran-Gegend) ist so dem Gegenstande, als der Conception nach ein schönes und seltenes Märchen. Auch der Vortrag ist präcis, einfach und treffend. Das Märchen dürfte slavischen Ursprunges sein; es zeigt zum Mindesten einen Typus, der an die slavischen Märchen erinnert, obgleich wir sein Gegenstück in keiner fremden Sammlung auffinden konnten. Im ungarischen Volke scheint es in der oberen Gegend verbreitet zu sein, denn auch in JULIUS PAPP's «Palóc mesék» (Märchen der Palozzen) ist eine teilweise ähnliche Geschichte mitgeteilt, in welcher ein armer Mann von einer Kröte zu Gevatter gebeten wind; nur dass hier die weitere Entwicklung in die Hölle führt, denn die Kröte ist der Teufel selbst.

Jenen Zug, dass die Seelchen in einem Topf verschlossen sind, finden wir auch in einem Fragmente bei GRIMM, welches er als mangelhaftes, doch wertvolles Bruchstück mitteilt. (III. S. 268.)

— Aber zu meinem, zu meinem eigenen, brüllte der König und schlug sich wütend auf die Brust.

— Nun, zu meinem, freilich, zu meinem eigenen! sagte der Schäfer wieder und schlug sich dabei sanft auf die Brust.

Da wusste der König vor Wut schon nicht, was er tun solle; aber da mischte sich der Hoppmeister [1] hinein.

— Wirst Du jetzt gleich sagen, wirst Du augenblicklich sagen: zu Eurem Wohlsein, Majestät! — denn wenn Du es nicht sagst, bist Du ein Kind des Todes.

— Ich werde es nicht eher sagen, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme; antwortete der Schäfer.

Die Prinzessin war auch im Zimmer anwesend, sie sass auf einem kleinen Trone neben ihrem königlichen Vater und war so wunderschön, ganz wie eine goldene Taube; nun, aber wie wunderschön sie auch immerhin war, so musste sie doch lachen bei den Reden des Schäfers, denn der sternenäugige Schäfer hatte ihr gefallen, er hatte ihr besser gefallen, als irgend ein Königssohn.

Der König aber befahl, den Schäfer augenblicklich in den Zwinger des weissen Bären zu werfen.

Die Trabanten führten ihn auch weg und warfen ihn in den Zwinger des weissen Bären, dem sie zwei Tage lang nichts zu essen gegeben, damit er umso blutgieriger werde. Kaum hatten sie die Türe zugemacht, so stürzte der Bär gleich auf den Schäfer los, um ihn zu zerreissen und aufzufressen; doch wie er sein Sternenauge gesehen, erschrack er so sehr, dass er beinahe sich selbst aufgefressen hätte, hockte sich in dem entferntesten Winkel nieder und sah ihn von dort an, getraute sich aber nicht ihm etwas zu tun, da er doch so hungrig war, er leckte nur an seinen Tatzen vor grossem Hunger. Der Schäfer aber wandte kein Auge von ihm und um sich wach zu erhalten, machte er Lieder, weil er wusste, dass ihn der Bär augenblicklich zerreissen würde, wenn er einschlafen sollte.

Aber er schlief nicht ein.

Am Morgen kommt der Hoppmeister, um nach den Knochen des Schäfers zu sehen, und da sieht er, dass diesem nicht das Geringste fehlt. Er führte ihn hinauf zum König, der in fürchterlichen Zorn geriet und sagte: Nun, jetzt warst Du dem Tode nahe, wirst Du jetzt schon sagen: zu meinem Wohlsein!

Aber der Schäfer sagte nur: Ich fürchte mich nicht einmal vor zehn Toden! ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme.

— So gehe also in die zehn Tode!

Und der König befahl, ihn in den Zwinger der Riesenstachelschweine zu werfen. Die Trabanten warfen ihn auch hinein und gaben den borstigen Stachelschweinen eine Woche lang nichts zu essen, damit sie umso wilder würden. Wie aber die Schweine auf ihn losrennen, um ihn in Stücke zu reissen, nahm der Schäfer eine kleine Flöte aus dem Aermel seines Szür,[2] die am Tage des heiligen Wendelin geschnitzt worden, und begann darauf das Lied des heiligen Wendelin zu blasen, worauf die Stachelschweine scheu zurücktraten, dann aber sich die Tatzen

[1] Scherzhaft für Hof- und Ceremonienmeister.

[2] Ungarisches Kleidungsstück, eine Art Mantel.

gaben und zu Tanze sprangen, Der Schäfer hätte für sein Leben gerne gelacht, wie er diese Tiere ohne Schnauzen so tanzen sah, aber er traute sich nicht das Flötenblasen zu unterbrechen, weil er wusste, dass sie dann augenblicklich auf ihn losstürzen und ihn auffressen würden; denn für diese konnte er lange seine Sternenaugen haben, — zehn Schweinen konnte er nicht zu gleicher Zeit in die Augen sehen, deshalb blies er nur immer das Wendelinslied; erst langsam, so dass die Stachelschweine einen «Andalgó»[1] tanzten, aber dann immer schneller, bis er ihnen zuletzt einen solchen «Frischtanz» aufspielte, dass sie die kleinen Verschnörkelungen schon gar nicht mehr zwingen konnten und ganz erschöpft auf einen Haufen fielen. Jetzt erst begann der Schäfer zu lachen, aber da lachte er so stark, dass ihm noch am Morgen, als der Hoppmeister kam, um nachzusehen, ob noch etwas von seinen Knochen übrig geblieben sei, die Tränen über die Backen liefen vom vielen Lachen.

Er führte ihn dann hinauf zum König, der noch mehr in Zorn geriet, dass sogar die Schweine den Schäfer nicht haben zerreissen können, und sagte: Nun, jetzt warst Du den zehn Toden nahe; also sagst Du denn schon einmal: zu meinem Wohlsein?

Aber der Schäfer unterbrach ihn mitten im Wort:

— Ich fürchte mich nicht vor hundert Toden, ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme.

— So gehe also in die hundert Tode! schrie der König und befahl, den Schäfer in die Sensengrube zu werfen.

Die Trabanten schleppten ihn denn auch in den finstern Kerker, in dessen Mitte ein tiefer Brunnen ist, rund herum mit scharfen Sensen besteckt; am Grunde des Brunnens aber brennt ein kleines Licht, dass man sehen könne, wenn Jemand hineingeworfen wird, ob er bis auf den Grund hinuntergefallen sei?

Wie sie den Schäfer dorthin schleppten, bat er die Trabanten, sie mögen ein klein wenig hinausgehen, während er in die Sensengrube hinunterschaut; er wolle sich's vielleicht noch überlegen, vielleicht sagt er dem König doch: zu Eurem Wohlsein! Die Trabanten gingen hinaus, er stellte aber seinen «Fokos»[2] neben die Grube, hängte seinen «Szűr» daran und setzte seinen Hut auf das Ganze, aber vorher hängte er noch seinen Schnappsack auf, dass auch ein Körper im Szűr sei, dann aber schrie er den Trabanten zu, dass er sich's schon überlegt habe und es trotz alledem doch nicht sagen werde. Die Trabanten gingen hinein und stiessen «Szűr», Hut und Schnappsack in die Grube; sie horchten wie das von Sense zu Sense fiel, bis es hinunter gelangt war, und sahen ihm nach, wie es das Licht auslöschte; dann gingen sie weg, ganz beruhigt, dass es nun aber schon wirklich aus sei mit dem Schäfer; der aber lachte im dunklen Winkel.

Am andern Tag kommt der Hoppmeister mit einer Lampe, der fiel aber

[1] Figur im «Csárdás», der langsam beginnt, um in immer rascherem Tempo, unter vielfachen, der Kunst des Tänzers überlassenen Verschnörkelungen, im «Frisch» zu endigen. *D. Uebers.*

[2] «Fokos», eine Art Waffe, die noch jetzt getragen wird. Sie besteht aus einem gewöhnlichen Stock, dessen Griff ein Beil en miniature ist.

beinahe zur Erde, so lange er war, als er den Schäfer erblickte. Er führte ihn dann hinauf zum König, der jetzt schon gar in noch viel grössere Wut geriet, aber ihn darum doch fragte:

— Nun, jetzt warst Du in hundert Toden, wirst Du jetzt schon sagen: zu Eurer Gesundheit?

Aber der Schäfer sagte nur so viel:

— Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!

— Vielleicht wirst Du es auch billiger geben, sagte der König, als er sah, dass er den Schäfer auf keine Weise aus dem Wege räumen könne und befahl in der königlichen Kutsche einzuspannen; dann liess er ihn sich an seine Seite setzen und befahl in den silbernen Wald hinauszufahren, dort aber sagte er zu ihm: Siehst du diesen silbernen Wald? wenn du mir sagst: zu Eurem Wohlsein! gebe ich ihn dir.

Da wurde es dem Schäfer bald kalt, bald heiss, aber darum sagte er doch:

— Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!

Der König aber ward gar betrübt; er liess weiter fahren, und sie kamen zum goldenen Schlosse; dort aber sagte er:

— Siehst du dieses goldene Schloss? auch das will ich dir geben, den silbernen Wald und das goldene Schloss, sage mir nur das Eine: zu Eurem Wohlsein!

Aber der Schäfer, ob er auch staunte und gaffte, sagte doch nur:

— Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!

Da gab sich der König einer grossen Trauer hin, er liess weiter fahren bis zum diamantenen Teich und dort sagte er:

— Siehst du diesen diamantenen Teich? auch den will ich dir geben, den silbernen Wald, dass goldene Schloss, den diamantenen Teich — alles, alles sollst du haben, sage mir nur das Eine: zu Eurem Wohlsein!

Da musste der Schäfer aber schon seine Sternenaugen schliessen, um nichts zu sehen, — aber er sagte doch: Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!

Da sah der König schon, dass er nicht anders mit ihm fertig werden könne er ergab sich also.

— Nun, mir ist es alles eins, ich gebe dir also meine Tochter zur Frau, aber dann musst du mir auch wirklich und wahrhaftig sagen: zu Eurem Wohlsein!

— Freilich werde ich es sagen, wie sollte ich's denn nicht sagen, das ist ja natürlich, dass ich es dann sagen werde!

Darob freute sich der König sehr; er liess verkündigen, dass sich das Volk im ganzen Lande freuen solle, denn die Prinzessin werde heiraten. Das Volk im ganzen Lande freute sich aber auch, dass die Prinzessin, die so vielen Prinzen einen Korb gegeben, sich doch in den sternenäugigen Schäfer verliebt habe.

Dann wurde eine solche Hochzeit gehalten, dass ein Jeder im ganzen Lande ass und trank und tanzte, selbst die Todkranken und sogar die Kinder, die an diesem Tage geboren wurden.

Die grösste Lustigkeit war aber im Hause des Königs, hier spielten die besten Zigeuner auf, die besten Speisen wurden hier gekocht, ein Meer von Menschen sass an den Tischen, die gute Laune hob das Hausdach in die Hohe, doch wie

der Brautführer den Schweinskopf mit Kren heraufbringt und mit gehörigem Anstand sagt:

»Die Suppe ist nun alle, das Krenfleisch bring' ich Euch,
Das riecht so gar gewaltig, dass wir uns küssen gleich —»

und der König die Schüssel vor sich nahm, um jedem seinen Teil vorzulegen, da muss er auf ein Mal entsetzlich niesen von dem starken Kren.

— Zu Eurem Wohlsein! rief der Schäfer zu allererst und der König freute sich darüber so sehr, dass er vor Freude augenblicklich maustodt war.

Da wurde der sternenäugige Schäfer König. Es wurde ein sehr guter König aus ihm, er hat seinem Volke nie auch nur die Last auferlegt, ihm gegen seinen Willen Gutes zu wünschen; und doch wünschte ihm ein Jeder Gutes, auch ohne jeden Befehl, denn er war ein sehr guter König und so hatte ihn alles Volk denn sehr lieb.[1]

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** In der am 20. Mai abgehaltenen ordentlichen Monatssitzung dieser schönwissenschaftlichen Gesellschaft hielt Professor Gustav Heinrich einen Vortrag über »*König Artus.*» Der Vortragende untersucht in seiner Studie den Ursprung und die Elemente dieses Sagenstoffes, den die französischen, deutschen und englischen Dichter des Mittelalters so vielfach bearbeitet haben. Die Hauptquelle der Artus-Sage ist Galfred's von Monmouth »Geschichte der Könige Britanniens», welche um 1135 entstand und die Geschichte Arthur's schon ungefähr in derselben Gestalt enthält, wie die mittelalterlichen Ritterromane. Artus ist das glänzende Ideal eines mächtigen und freigebigen Fürsten, zugleich ein tapferer Held im Kampfe gegen die sächsischen Eroberer. Aus den älteren historischen Quellen der englischen Geschichte hat Galfred nicht schöpfen können; denn Gildas († 512) und Beda († 735), die ältesten Historiker Englands, erwähnen des Artus mit keiner Sylbe; blos Nennius im IX. Jahrhundert kennt einen Arthur, aber nicht als König der Briten, sondern nur als tapferen Führer des britischen Heeres in den Kämpfen mit den Sachsen, und dieser Arthur des Nennius darf unbedenklich als historische Persönlichkeit betrachtet werden. Galfred sagt auch selbst, dass er aus einer französischen Quelle schöpfte, und es ist durchaus nicht zweifelhaft, dass diese Quelle kein historisches Werk war. Die alte Ansicht, das, Galfred's Darstellung auf die keltischen Mabinogion (Volksmärchen) zurückgeht, ist heute nicht mehr haltbar, da es sich herausgestellt hat, dass diese Volksmärchen selbst auf Galfred's Werke beruhen. Galfred's Arthur ist ganz der Held der Ritterromane, welche von des Königs Kämpfen gegen die Sachsen nichts wissen. Dagegen weiss Galfred nichts von der schon zu seiner Zeit weit verbreiteten Ansicht, dass König Arthur nicht gestorben, sondern nur in einen Berg entrückt sei, und dass er einst wiederkehren werde, um die Macht seines Volkes wieder aufzurichten.

[1] Aus der Gran-Gegend. »Zu Eurem Wohlsein» ist ein einfacher Scherz, dem einzelne ungarische Märchen nur entfernt ähnlich sind.

Diese letzteren Traditionen beweisen, dass sich in König Arthur eine mythische Gestalt, der Frühlingsgott, erhalten hat, der im Herbste unterliegt, aber am Schlusse des Winters wiederkehrt, um die Menschen mit seinem Segen zu beglücken. Später wurde er zum Träger der politischen Aspirationen des Walliser Volkes, das seine Freiheit eingebüsst hatte, ähnlich wie der ebenfalls auf einen Frühlingsgott zurückgehende Friedrich Barbarossa bei den Deutschen.

So verschmolzen in König Arthur zwei grundverschiedene Gestalten: der historische Held Arthur, der die Unabhängigkeit seines Volkes gegen die sächsischen Eroberer verteidigte, und der Frühlingsgott, dessen glänzende Gestalt sich unter dem Einflusse des Christentums anthropomorphisirte. Professor Heinrich unterscheidet daher in der Geschichte der Artus-Sage drei Entwicklungsstufen: 1. die keltische Periode, in welcher Arthur noch der segenbringende, unterliegende, aber wieder zur Herrschaft gelangende Frühlingsgott ist; 2. die bretagnische Periode, in welcher dieser Frühlingsgott zum glänzenden und mächtigen König wurde; endlich 3. die englische Periode, in welcher dieser glänzende König mit dem Verteidiger der britischen Freiheit verschmolz. Die Ritterromane des Mittelalters kennen nur den König Artus der bretagnischen Periode, dessen Gestalt daher (unbeschadet einiger keltischen Volkstraditionen, die in die Sage aufgenommen wurden) für eine Schöpfung des französischen Geistes gelten darf. Die französische Dichtung hat die Sage auch weiter entwickelt: sie schuf die Erzählungen von der Tafelrunde des Königs Artus, von welcher Galfred noch nichts weiss, und brachte die Sage in mehr oder weniger innige Verbindung mit der aus der Josef-Legende und dem Nikodemus-Evangelium erwachsenen Grals-Sage, welche zuerst bei dem französischen Epiker Robert von Boron (1170—1189) erscheint. Auf den französischen Epen beruhen die deutschen Rittergedichte, welche die Stoffe der Artussage meist mit tieferem Ideengehalte erfüllen, und die englischen Artus-Gedichte, welche grossenteils treue Uebersetzungen französischer Dichtungen sind.

Hierauf las Zoltan Beöthy über die *Alexius-Legende in den ältesten ungarischen Handschriften* und besprach die Quelle (Acta Sanctorum) und die Differenzen der verschiedenen Darstellungen. Die während des Mittelalters in ganz Europa sehr beliebte Erzählung scheint auch in Ungarn sehr populär gewesen zu sein und hat wohl auf die Gestaltung der in wesentlichen Zügen auffallend verwandten ungarischen Nationallegende vom heiligen Emerich, deren Held der Sohn Stefans des Heiligen ist, grossen Einfluss ausgeübt.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Apathy Ist., Az ut a revpart fele (Der Weg zum Hafen. Bilder aus der Klinik, von Stefan Apáthy jun.). Budapest, 1885, Athenaum, 135 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Breznay Adalbertus, Anecdotorum Petri cardinalis Pazmány specimina duo. Ad diem solemnem a condita reg. scient. universitate semisaecularum quintum. Budapest, 1885, Aigner, 58 S.

Bacon's Novum Organum. Erster Teil, ins Ungarische übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von Hermann Balogh. Budapest, 1885, Franklin, 156 S.

Csiky Gergely, Görög-romai mythologia (Griechisch-römische Mythologie, mit Illustrationen im Text, von Gregor Csiky). Budapest, 1885, Franklin, 232 S.

Évlapjai a Kisfaludy-Tarsasagnak (Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft, Neue Folge, XIX. Band 1883/4). Budapest, 1885. Franklin, 478 S. — Inhalt: Amtliche Mitteilungen. — *Gust. Heinrich,* Zur Theorie der Uebersetzerkunst. — *Lorenz Thot,* Denkrede auf Nikol. Szemere. — *Derselbe,* Zur Erinnerung an Georg Majláth. — *Alex. Markovics,* Mordvinische Lieder. — *Paul Gyulai,* Denkrede auf Johann Arany. — *Jos. Levay,* Zu Arany's Gedächtniss, Ode. — *Ed. Paulay,* Unsere dramatische Literatur seit Eröffnung des Nationaltheaters. — *Jos. Szinnyei,* Geschichte der finnischen Literatur. — *Ludwig Bartok, Béla Szasz* und *Paul Gyulai,* Gedichte. — *Zoltán Beöthy,* Denkrede auf August Greguss. — *Kol. Mikszath,* Vor dem Ehrengericht, Novelle.

Földes Béla, Magyarorszag statisztikája (Statistik Ungarns, mit Rücksicht auf andere Staaten, besonders auf Oesterreich, von Béla Földes). Budapest, 1885, Eggenberger, 404 S.

Fülöp Áron, Ellak (Ellák, Poetische Erzählung in zehn Gesängen von Aaron Fülöp). Budapest, 1885, Grill, 210 S.

Gesetz-Artikel VI vom Jahre 1885 betreffend die Aenderung und Ergänzung des Ges.-Artikels XX v. Jahre 1877 über die Regelung der Vormundschafts- und Curatel-Angelegenheiten. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen bearbeitet von Peter Fritz, Budapest, 1885, Ráth, 10 S.

— Derselbe und *Geschäftsordnung für die Waisenstühle.* Circular-Verordnungen des k. ung. Ministers des Innern v. 11. Nov. 1877 an alle Municipien, hinsichtlich der Einführung des G.-A. XX vom J. 1877. — Justizministerial-Verordnung (1. Nov. 1881) betreffend das in Angelegenheit der Verlängerung der Minderjährigkeit, Aufhebung der Aussühnung der väterlichen Gewalt und der Bestellung der Curatel zu beobachtende gerichtliche Verfahren. Budapest, 1885, Ráth, 10, 48 und 16 S.

Gesetz-Artikel XI vom Jahre 1885 über die Pensionirung der staatlichen Beamten, Unterbeamten und Diener. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen bearbeitet von Peter Fritz. Budapest, 1885, Ráth, 35 S.

Helyrajza, a budapesti orszagos kiallitas és a varosliget. — Situation der allgemeinen Landes-Industrie-Ausstellung und des Stadtwäldchens. — Plan de situation de l'exposition nationale et du bois de ville de Budapest. (Eine Karte). Budapest, 1885, Lampel.

Illésy Janos, Grof Kohary Istvan (Graf Stefan Koháry's Leben und Werke. Literarhistorische Studie von Johann Illésy). Karczag, 1885, Szódy, 75 S.

Kofranyi Ad., A gräfenbergi vizgyogymod (Die Gräfenberger Kaltwasser-Kur, in gemeinfasslicher Darstellung von Adolf Kofrányi). Pressburg, 1885, Heckenast, 212 S.

Löw Imm. és Kulinyi Zsigm., A szegedi zsidok (Die Juden in Szegedin von Immanuel Löw und Sigmund Kulinyi. Herausgegeben von der israelitischen Gemeinde in Szegedin). Szegedin, 1885. Endrényi, kl. 4°, XXVI und 373 S.

Marki S., Maria, Magyarorszag kiralynéja (Maria, Königin v. Ungarn 1370—1395 von Alexander Márki). Budapest, 1885, Mélmer, 191 S. und 9 Beilagen, mit zahlreichen Illustrationen.

DIE UNGARISCHE LANDES-AUSSTELLUNG.

Die Länder der ungarischen Krone feiern gegenwärtig ein seltenes, allgemeines Fest. Von den himmelanstrebenden Spitzen der Tátra bis an die dunkelblauen Wogen der Adria und von den Ufern der Donau-Theiss bis ostwärts, wo die Karpathen in die Tieflande Sarmatiens und des Schwarzen Meeres hinabschauen, herrscht *ein* Gefühl der Freude und der Befriedigung über das gelungene Werk, das wir draussen unter den schattigen Baumkronen des Budapester Stadtwäldchens aufgerichtet sehen. Nur mit Bangen und Zagen ist man an die Verwirklichung der langgehegten Idee geschritten; Zweifel über das Gelingen, Furcht vor dem etwaigen Misslingen erfüllte die Gemüter; so dass nur zögernd, nur schrittweise zur Durchführung Hand angelegt wurde. Diese Besorgnisse waren in ihren Motiven nur achtenswert; denn sie entsprangen der richtigen Erkenntniss, dass Ungarns Ansehen und sein materielles, geistiges und politisches Gedeihen eine harte Schlappe erleiden müssten, falls das Unternehmen Schiffbruch leiden sollte. Die grosse Verantwortlichkeit, die jeden Mitbeteiligten, ja im Grunde jeden Bürger dieses Landes erfüllet, mahnte zur Vorsicht und Behutsamkeit. Um so grösser, um so aufrichtiger ist nun aber die Freude, weil das Werk gelungen ist, weil es dem Lande zur Ehre gereicht und sicherlich auch bedeutenden materiellen und moralischen Erfolg bringen wird. Ungarn hat auf der gegenwärtigen *Landes-Ausstellung* sich mit seinen Natur- und Kunstproducten dem prüfenden Auge der Einheimischen und Fremden vorgestellt; es hat für jedermann die Gelegenheit geboten, unser Land und Volk in seinen Erzeugnissen und Leistungen, ja in der Leistungsfähigkeit beider durch unmittelbaren Augenschein kennen zu lernen. Eine solche Tat verdient schon an sich die volle Anerkennung; denn sie zeugt von edlem Selbstbewusstsein, von Mut und ehrlichem Bestreben. Gesellt sich dazu noch der Wert und die Bedeutung des Dargestellten, sowie der Beweis weiterer Entwickelungsfähigkeit: dann wird diese Exposition zu einem hochbedeutsamen Ereigniss, das im Culturleben unseres Volkes eine wichtige Epoche bilden wird.

Die Ausstellungen bilden einen fast ständigen Factor im Culturleben

der Gegenwart und haben sich dem entsprechend auch in der mannigfaltigsten Weise entwickelt und gestaltet. Von den riesigen Dimensionen, welche die internationalen oder Weltausstellungen angenommen haben, bis herab zu den privaten Specialausstellungen — welch lange Reihe und in welch buntem Wechsel! Da gibt es Kunst-, Industrie-, landwirtschaftliche, ethnographische, kunsthistorische, Gemälde-, periodische und permanente, locale, nationale, regionale und Landes-Ausstellungen u. s. w. u. s. w. Geschichtlich lassen sich die Ausstellungen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück verfolgen; aber erst in unserem Säculum haben dieselben ihre wahre Bedeutung erlangt. Die Ausstellungen stehen in materieller Hinsicht allerdings in gewisser Verwandtschaft mit dem in der Gegenwart gleichfalls breitentwickelten Inseraten- und Reclamenwesen sowie mit der ausgebildeten Decoration der Schaufenster in den Kaufläden der Städte. Aber sie überragen doch diese beiden Arten der Anpreisung und Schaustellung der natürlichen und künstlichen Erzeugnisse einmal durch die Tatsächlichkeit der ausgestellten Objecte selbst, welche den Reclamenschwindel nicht so leicht zulässt und dann durch die Systematik und Planmässigkeit der Auswahl und Zusammensetzung der exponirten Objecte.

In Ungarn fand die Ausstellungsidee bereits zu Anfang der Vierziger Jahre unseres Jahrhunderts eifrige Freunde. Es stand diese Bewegung im Zusammenhange mit dem Bestreben, dem in industrieller Hinsicht ganz verwahrlosten Lande eine eigene, einheimische Industrie zu schaffen. Nationale und politische Motive verbanden sich hier mit industriell-gewerblichen Interessen zu damals sehr achtenswerten, wenngleich nur bescheidenen Leistungen. Im Jahre 1842 wurde im Redoutengebäude zu Pest die erste ungarische Gewerbe-Ausstellung veranstaltet, welche man dann im folgenden Jahre wiederholte. Es folgten hierauf ähnliche Ausstellungen, doch mit zunehmendem Umfange, im Jahre 1845 im «Industrieverein» und 1846 im National-Museum. Daneben gab es kleine Special-Expositionen. Eine Fortsetzung dieser periodischen Schaustellungen der ungarischen Gewerbe-Production wurde durch die politischen Ereignisse auf länger als anderthalb Decennien verhindert.

Mittlerweile machte das Ausstellungswesen überhaupt riesige Fortschritte. Die erste Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 mit 13,938 Ausstellern und einem Besuche von 6.029,195 Personen bezeichnet hierin die Wendung. Seitdem haben diese internationalen Expositionen in rascher Aufeinanderfolge (1855 Paris, 1862 London, 1867 Paris, 1873 Wien, 1876 Philadelphia, 1878 Paris u. s. w.) mit stets erhöhter Aussteller- und Besucher-Anzahl (in Wien z. B. 39,500 Aussteller und 7.254,687 Besucher, in Paris 1878 über 50,000 Aussteller und 12.624,100 Besucher) für die Entwickelung des Gewerbes, der Industrie, der Land- und Forst-

wirtschaft, der Viehzucht, des Kunst-, Humanitäts- und Bildungswesens ganz Ausserordentliches geleistet. «Die technische Entwickelung der Gewerbe», bemerkt ein Fachartikel, «verdankt den Ausstellungen ihre rasche Förderung; viele Zweige derselben sind durch sie entweder ins Leben gerufen oder weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Durch die Ausstellungen werden Einblicke in die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Industriestaaten eröffnet, wie sie durch das eifrigste Studium der Ein- und Ausfuhrtabellen, der Consularberichte u. s. w. nicht gewonnen werden, und zur Beratung mancher wirtschaftlichen Fragen haben die Ausstellungen Anlass gegeben. Endlich sind dieselben auch von politischer und humanitärer Bedeutung, indem die civilisirten Nationen der Welt einander näher geführt werden und sich in ihren speciellen wie in ihren gemeinsamen Interessen verstehen und würdigen lernen; sie dienen somit der grossen Culturaufgabe, den Menschen zum Weltbürger zu erziehen und die Völker durch das Band des Friedens zu verbinden».

Diese Erfolge ins Grosse und Weite haben freilich vor Allem die internationalen oder Weltausstellungen. aber im engern Umfange machen sich diese Wirkungen doch auch bei Expositionen mit begrenzterem Horizonte geltend; ja selbst Particular- und Specialausstellungen besitzen in ihrem Kreise hohen Wert und oft weitreichende Bedeutung.

Kaum war das national-politische Leben in Ungarn einigermassen wieder erwacht, so arrangirte im Jahre 1862 der «Landesverein der ungarischen Hausfrauen» in Pest eine Special-Ausstellung, die im Jahre 1874 wiederholt wurde. Im Jahre 1865 wurde die erste grössere landwirtschaftliche und Maschinen-Ausstellung im Stadtwäldchen in Pest abgehalten. Dann gab es specielle landwirtschaftliche Fachausstellungen, wie Hanf- (1870), Tabak- (1871), Blumen- (1881) und Obst-Ausstellungen (1882); am häufigsten waren die Pferde-Ausstellungen, meist in Verbindung mit den jährlichen Wettrennen. Ausserdem waren auch mehrere Arbeiter-Ausstellungen, so in den Jahren 1875 und 1878 die Arbeiten der Gewerbslehrlinge und Gehilfen, dann wiederholte Ausstellungen von Zeichnungen, Modellirungs-Arbeiten, Lehrmitteln u. s. w. Eine grössere Bedeutung hatten endlich die Fachausstellungen, wie im Jahre 1876 für Kunstgeschichte und Archaeologie, 1878 für Buchdruck, 1880 für orientalische Kunst, 1881 für Landes-Frauen-Industrie und Buchbinder-Arbeiten und 1884 die Ausstellung für die Goldschmiedekunst. Alle diese Ausstellungen wurden in Budapest abgehalten.

Die Provinz blieb jedoch hinter der Hauptstadt nicht zurück. Die Regional-, Fach- und Special-Ausstellungen wurden hier in systematischer Weise betrieben. Fast alle landwirtschaftlichen und industriellen Vereine betrachteten es als ihre wesentliche Aufgabe, mit den jährlichen General-Versammlungen auch entsprechende Ausstellungen zu verbinden. Dasselbe

taten auch Vereine mit geistigen Tendenzen, z. B. die Lehrervereine, welche zugleich auch Lehrmittel- und Lehrbücher-Expositionen arrangirten. Auf solche Weise drang die Idee, das Wesen und die Nützlichkeit der Ausstellungen stets weiter und tiefer in unser Volk. Ja einzelne Städte wagten sich schon vor längerer Zeit an die Zustandebringung von *Landes-Ausstellungen*. So wurde die erste Ausstellung dieser Art im Jahre 1872 zu Kecskemét abgehalten; ihr folgte im Jahre 1876 jene zu Szegedin und im Jahre 1879 die Landesausstellung zu Stuhlweissenburg, welche sowohl durch ihren Umfang wie durch ihre Leistung die Besucher freudigst überraschte.

Es waren alle diese Ausstellungen in der Hauptstadt wie in der Provinz nur Vorübungen, und die Exposition von Stuhlweissenburg die Generalprobe zu der heutigen ungarischen Landes-Ausstellung in Budapest, die somit keineswegs als eine Improvisation betrachtet werden darf. Sie ist vielmehr die reife Frucht langjähriger Vorarbeiten.

Die Idee, in Budapest eine Landes-Ausstellung zu arrangiren, beschäftigte unsere Industriellen schon seit dem Jahre 1868; denn bis dahin hatten alle unsere einheimischen Ausstellungen nur sehr bescheidene Dimensionen. Aber die Versuche, welche der ungarische Landes-Industrie-Verein im Jahre 1869 zur Verwirklichung der Ausstellungsidee machte, führten nicht zum Ziele. Es verstrich wieder ein Decennium, bis endlich im Jahre 1879 derselbe «Landes-Industrie-Verein», hauptsächlich auch angespornt durch die schönen Resultate der Stuhlweissenburger Exposition, sich entschloss, die Sache energisch zu betreiben. Der Verein konnte dabei um so tatkräftiger und zuversichtlicher vorgehen, als er im Namen von etwa 700 gewerblichen Fach-Corporationen es aussprechen durfte, dass die baldige Abhaltung einer Landes-Ausstellung in Budapest den heissen Wunsch der Industriellen Ungarns bilde.

Die Landesversammlung der ungarischen Gewerbetreibenden ersuchte den ungarischen Landes-Industrie-Verein um die Vornahme der Vorarbeiten und dieser hatte schon im Jahre 1881 nicht nur den Plan der Ausstellung entworfen, sondern es war ihm auch gelungen, für die Sache das Interesse der Hauptstadt zu gewinnen, so dass diese zu den Zwecken der Landes-Ausstellung im Stadtwäldchen ein passendes Terrain und überdies 50,000 fl. als Subvention zur Deckung der Kosten bewilligte. Nachdem die Angelegenheit in solcher Weise auf socialem Wege angebahnt und vorbereitet war, wurde die Regierung ersucht, dem Werke ihre materielle und moralische Unterstützung leihen zu wollen. Nach Einvernehmung der interessirten Kreise und über eingehendes Studium der Frage gelangte die Regierung zur Ueberzeugung, dass es am zweckmässigsten wäre, wenn unter Mithilfe der Interessirten sie selber die Durchführung der Ausstellung in ihre Hand nehmen würde. Die Legislative erteilte denn auch im

Gesetzartikel XII. vom Jahre 1883 der Regierung die Vollmacht, *die Leitung und das Arrangement der ungarischen Landes-Ausstellung vom Jahre 1885 zu Budapest zu übernehmen und unter Mitwirkung competenter Fachmänner durchzuführen.*

Im Sinne dieses Gesetzartikels organisirte unter dem höchsten Protectorate Sr. kais. und kön. Hoheit des Kronprinzen Rudolf, der kön. ung. Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, Graf Paul Széchenyi, mit Zuhilfenahme bewährter Fachleute die Landes-Ausstellung. Zur Leitung der Central-Angelegenheiten wurde in Budapest eine «*Landes-Commission*» bestellt, zu deren erstem Präsidenten der Staatssecretär im Handelsministerium, Dr. Alexander Matlekovits, zum zweiten Präsidenten Graf Eugen Zichy, zugleich Präses des «Landes-Industrie-Vereines», zum leitenden Director Dr. Julius Schnierer und zum Secretär Wilhelm Balogh ernannt wurden.

Mit der Ausarbeitung der Pläne hinsichtlich der Regulirung des Ausstellungsplatzes und der Bauten sowie auch der technischen Oberaufsicht und Leitung sämmtlicher Ausstellungsbauten wurde von Seite des Ministeriums für öffentliche Arbeiten und Communicationen der kön. Ober-Ingenieur Béla Müller betraut. Als Chef des Press-Bureaus der Ausstellung fungirte der Sectionsrat Emerich v. Halász. Ausserdem wurde noch ein vollständiges Bureau mit dem erforderlichen Beamtenpersonale zur Besorgung der administrativen Angelegenheiten eingerichtet. Dasselbe zerfällt in die drei Sectionen: *a)* für die Concepts-Arbeiten, *b)* für Rechnungswesen und Buchhaltung; *c)* für technische Angelegenheiten.

Ausser der Landes-Commission bestellte man in Budapest noch ein *Local-Comité* und für die Provinz wurden vierzehn *Ausstellungs-Commissionen* organisirt mit der Bevollmächtigung, dass sie unter nachträglicher Gutheissung der Landes-Central-Commission in den industriell oder landwirtschaftlich bedeutenderen Ortschaften Local-Comités organisiren, eventuell zur Regelung des landwirtschaftlichen Teiles der Ausstellung die Mitwirkung der bestehenden Landwirtschafts-Vereine in Anspruch nehmen sollen. Für die Zweige der Forstcultur, der Hygiene, der bildenden Künste, des Bergbaues, der Geologie, der Architectur, des Unterrichtswesens und der ausländischen Abteilung wurden in Budapest besondere *Fachcommissionen* errichtet.

Die Arbeiten begannen erst im Laufe des Jahres 1883 mit grösserer Energie und bald zeigte es sich, dass die anfänglich projectirten Dimensionen dieser Ausstellung den eigentlichen Ansprüchen nicht genügen. Die Anzahl der sich meldenden Aussteller sowie die Menge und der Charakter der auszustellenden Objecte hatten zur Folge, dass die Landes-Central-Commission das Ausstellungsterrain wiederholt erweitern, die Zahl der Bauten vermehren und dieselben vergrössern musste. Dazu kam noch ein anderer bezeichnender Umstand.

Die Ausstellung sollte allerdings in erster Linie und vorwiegend eine «Landes»-Ausstellung sein; daneben hatte man aber in ganz richtiger Erkenntniss der bisherigen Entwickelungsstufe unserer Industrie sich der Tatsache nicht entziehen können, dass unsere Industriellen aller Kategorien sowie die Urproducenten in vielfacher Hinsicht noch auf die Unterstützung des Auslandes angewiesen sind. Die Ausstellung sollte also nicht nur zeigen, was wir bereits zu leisten vermögen; sondern sie sollte unsere Producenten zugleich bekannt machen mit solchen fremden Hilfsmitteln, deren sie sich bei ihren Arbeiten vorteilhaft bedienen könnten. Deshalb wurden auch *internationale Ausstellungsobjecte* unter gewissen Einschränkungen zugelassen. In diese Kategorie gehören aber nur Maschinen und Werkzeuge der Industrie, ferner besondere, wichtigere Fortschritte aufweisende Ackerbaumaschinen, neue Erfindungen, Sämereien, Dünger- und Futter-Arten, ferner plastische Kunstwerke im Auslande lebender ungarischer Künstler und lebende Tiere. Die Zulassung des Auslandes unter solcher Eingrenzung erweist sich als ein besonderer Vorteil unserer Landes-Ausstellung, weil dadurch dem Fortschritte ganz besondere Dienste geleistet werden. Die Vergleichung mit dem, was wir selber schon haben, zeigt dann leicht entweder unsere hierauf bezügliche Ueberlegenheit oder unsere Mangelhaftigkeit und Zurückgebliebenheit.

Auf zwei besondere Specialitäten unserer Landes-Ausstellung muss schon hier hingewiesen werden. Da ist zunächst der *orientalische Pavillon*, der ebenfalls ausschliesslich fremde Ausstellungsobjecte enthält. An diesem Pavillon nahmen unsere Nachbarstaaten: Serbien, Rumänien, Bulgarien und die Türkei Anteil und es zerfällt derselbe in e nen industriellen und in einen mercantilen Teil. Diese Ausstellung hat den offenbaren Zweck, unserer Kunst- und gewerblichen Industrie den Geschmack und die Ansprüche dieser östlichen und südlichen Nachbarn bekannt zu machen, ihnen die Wahl der daselbst beliebten Farben und Muster zu zeigen, damit sie zur Herstellung solcher Artikel angeeifert werden. Zugleich belehrt uns dieser Pavillon über die Geschäftsverhältnisse des Orients, erleichtert die Handelsverbindungen zwischen den Producenten und Consumenten und soll dazu beitragen, unsere vielfach bedrohte Position auf den Märkten der Balkanhalbinsel teils zu befestigen, teils schon verlorenes Terrain wieder zu gewinnen.

Denselben Zwecken dient auch die Special-Ausstellung der Erzeugnisse aus *Bosnien und der Herzegovina*, welche gleichfalls vorwiegend agrikolarer und hausindustrieller Natur sind und vor Allem auch ein ethnographisches Interesse besitzen. Ungarn hat in diesen Gegenden im Süden und Südosten noch eine grosse Zukunft für seine industrielle und mercantile Tätigkeit und es wird diese seine Aufgabe um so erfolgreicher zu lösen im Stande sein, je enger es sich an die welterobernde westeuropäi-

sche Civilisation anschliesst und mit derselben als getreuer Mitarbeiter unablässig vorwärts zu schreiten bestrebt ist.

Diese umfassendere Bestimmung der ungarischen Landes-Ausstellung in Budapest, welche nicht blos die Entwickelungsstufe der Naturalproduction, dann des Gewerbes, der Industrie, sowie der geistigen Schaffenstätigkeit in geordneter Uebersicht veranschaulichen, sondern auch ein Bild der unserem Lande noch fehlenden Hilfsmittel und der Eigentümlichkeiten in der Production und Consumtion seiner unmittelbar benachbarten orientalischen Länder geben soll: — diese umfassendere Aufgabe erheischte grosse Umsicht, rührige Tätigkeit und ausdauernde Energie, um all die vielen Schwierigkeiten und Hindernisse in der Durchführung bewältigen zu können.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, den Gang der Ausstellungs-Arbeiten hier im Detail zu verfolgen.[1] Wir begnügen uns mit einigen charakteristischen Zahlendaten. Nachdem die Zahl der angemeldeten Aussteller doppelt so gross wurde, als man es anfänglich gehofft hatte: so mussten auch die Unterbringungsräumlichkeiten dementsprechend vermehrt und erweitert werden. Der im Stadtwäldchen erstlich in Anspruch genommene Raum von 172,472 □Meter wurde demzufolge auf 270,000 □Meter vergrössert und endlich durch die weitere Hinzufügung von 30,000 □Meter auf eine *Gesammtfläche* von rund 300,000 □Meter erhöht, und selbst auf diesem bedeutend erweiterten Terrain sind die Bauten zum Teile in unverhältnismässig grosser Anzahl, ziemlich dicht gedrängt neben einander. Aufangs war der *bedeckte Raum* auf 23,000 □Meter projectirt, während gegenwärtig die Landes-Central Commission allein 51,130 □Meter bebautes Terrain occupirt hat; dazu kommen dann die bedeckten Räume der Behörden, Corporationen und Privaten mit 15,420 □Meter, so dass das gesammte bebaute Terrain 66,550 □Meter ausmacht.

Selbstverständlich sind darnach auch die *Anlage-Kosten* um ein sehr Beträchtliches gestiegen. Nach dem ersten Entwurfe sollten die Ausstellungsbauten der Landes-Central-Commission nur 695,000 fl. betragen; das nachträgliche Budget wies jedoch ein Erforderniss von 1.806,600 fl. Baukosten auf, so dass die Auslagen fast dreimal grösser geworden sind.

Vergleicht man die jetzige ungarische Landesausstellung mit ihren Vorgängerinnen, so tritt der räumliche Unterschied noch greller ins Auge. Der bedeckte Raum war in Kecskemét 2310 □Meter, auf einen Aussteller entfielen durchschnittlich 4 □Meter; in Szegedin betrug der bedeckte Raum 5400 □ Meter, auf einen Aussteller kamen 2·5 □ Meter, in Stuhlweissenburg aber bereits 7500 □Meter, auf einen Aussteller ebenfalls 2·5 □Meter.

[1] Eine übersichtliche Darstellung bietet das Buch: »Kiállítási Kalauz«, d. i. »Ausstellungsführer« von MORITZ GELLÉRI (Budapest, 1885), 8. 304 S.; p. 75 ff.

Allein selbst die meisten fremden Landes-Ausstellungen blieben an Umfang des bedeckten Raumes und der Ausstellerzahl weit hinter unserer jetzigen Landesausstellung zurück. So z. B. hatte im Jahre 1879 die Landesausstellung zu Berlin einen bedeckten Raum von 4000 □Meter, die zu Wien im Jahre 1880 von 23,000 □Meter, die in Nürnberg im Jahre 1882 von 32,000, in Triest von 21,000 □Meter, die in Zürich (1883) von 36,000 □M., in Mailand (1881) von 51,000 □Meter; die in Budapest aber 66,550 □Meter. Nur die Landesausstellungen zu Brüssel (1880) mit 70,000, zu Moskau (1883) mit 77,400 und zu Turin (1884) mit 132,000 □Meter bedecktem Raum übertrafen hierin die Budapester Exposition. Bei dieser entfällt im Durchschnitte auf einen Aussteller ein bedeckter Raum von 7·7 □Meter (in Nürnberg von 11·5, in Berlin, Brüssel und Moskau von 12, in Wien von 15; dagegen in Zürich nur 7·5, in Turin 7·2, in Triest 7, in Mailand 6·5 □Meter).

Was die *Zahl der gemeldeten Aussteller* anbelangt, so nimmt auch hierin Budapest eine hervorragende Stelle ein. Es waren nämlich

	insgesammt	Industrielle, Aussteller	Landwirtschaftl.
in Kecskemét	575	—	—
« Szegedin	2.227	1.668	236
« Stuhlweissenburg	2.778	1.947	351
« Berlin	1.781	1.781	—
« Wien	1.500	1.500	—
« Brüssel	5.300	3.600	1.171
« Mailand	7.846	7.500	—
« Nürnberg...	2.818	2.500	—
« Triest	3.158	2.800	334
« Moskau	5.318	4.900	300
« Zürich	4.864	3.891	473
« Turin	12.667	—	—
« **Budapest**...	**8.609**	**6.100**	**1.509**

Mit Ausnahme der im Jahre 1884 zu Turin abgehaltenen italienischen Landes-Ausstellung ist also unter den bisherigen namhafteren Landes-Ausstellungen die ungarische vom Jahre 1885 zu Budapest am zahlreichsten beschickt worden. Auch in Bezug auf die *zeitliche Dauer* der Ausstellung wird die Budapester nur von der Turiner übertroffen; denn diese dauerte vom 1. Mai bis 1. November 1884; *unsere aber vom zweiten Mai bis Ende October 1885.* Alle übrigen Landesausstellungen hatten eine weit kürzere Dauer. So z. B. die in Kecskemét vom 31. August bis 8. September 1872; die in Szegedin vom 20. August bis zum 10. September 1876; die in Stuhlweissenburg vom 17. Mai bis 1. Juli 1879; von ausländischen: die in Berlin vom 1. Mai bis 30. September 1879, in Nürnberg

vom 16. Mai bis 15. October 1882, in Moskau vom 20. Mai bis zum 1. October 1882 u. s. w.

Hinsichtlich des *Eintrittspreises* bestand bei den früheren ungarischen Landes-Ausstellungen in Kecskemét, Szegedin und Stuhlweissenburg kein Unterschied; das Entrée war überall gleich 50 kr. für die Person; Sonn- und Feiertage wurden nicht beachtet. Ebenso war es in Triest, in Brüssel, in Nürnberg, in Turin, u. s. w. Dagegen machte man einen Unterschied im Preise an Wochen- und Sonn- und Feiertagen in Berlin (1 Mark und $^1/_2$ Mark), in Moskau (30 und 15 Kopeken), in Zürich (1 und $^1/_2$ Frank) und in Budapest, wo der Eintrittspreis an den ersten drei Tagen der Ausstellung einen Gulden, seitdem an Wochentagen 50, an Sonn- und Feiertagen 30 kr. per Person beträgt. Nach dem täglichen Schlusse der Ausstellungslocale wird das Betreten des beleuchteten Ausstellungsterrains gegen 20 kr. Entrée gestattet. Studenten und Arbeiter sowie Militärpersonen erhalten ebenfalls ermässigte Eintrittskarten zu 20 kr. Für einen Monat kostet die Karte im Abonnement 5 fl., für die ganze Ausstellungszeit 12 fl., eventuell 8 fl., wenn der Betreffende ein Mitglied der Familie ist, deren Haupt für sich schon eine 12 fl.-Karte gelöst hat oder wenn er als Mitglied eines Vereines, einer Körperschaft sich die Karte besorgen lässt.

Die *Permanenzkarten* erfreuen sich bei der jetzigen Budapester Landesausstellung einer besondern Beliebtheit, so dass bis um die Mitte Mai an 12,000 solcher Karten ausgefertigt wurden. *Freikarten* erhalten die Mitglieder der Landes-Commission, die Gruppencommissäre, die Aussteller und die Jury-Mitglieder, endlich die Vertreter der Presse. Alle diese ständigen Karten lauten auf den Namen der betreffenden Person und müssen mit deren Photographie versehen sein.

Was nun die *Organisation der Ausstellung* selbst betrifft, so sind die ausgestellten Objecte in 32 Hauptgruppen, in drei Nachtrags-Gruppen und in 14 periodische Ausstellungen eingeteilt. Die *Hauptgruppen* sind folgende:

I. Gruppe: Landwirtschaft und landwirtschaftlicher Fachunterricht (in Bezug auf Sämereien, Futterssorten und Düngerarten hat diese Gruppe internationalen Charakter).
II. « Garten- und Weinbau.
III. « Lebende Tiere (international), Viehzucht und Mastung.
IV. « Tierische Producte.
V. « Forstwesen, Forstschulen, Jagd.
VI. « Berg- und Hüttenwesen, Geologie.
VII. « Chemische Industrie.
VIII. « Nahrungsmittel als Industrie-Artikel.
IX. « Wein und andere geistige Getränke.
X. « Thon- und Glaswaaren-Industrie.
XI. « Eisen- und Metall-Industrie.
XII. « Holzindustrie.
XIII. « Lederindustrie.

XVI. Gruppe: Papier-Industrie.
XV. « Spinnerei und Weberei (Textilindustrie).
XVI. « Bekleidungs-Industrie (Confectionsindustrie).
XVII. « Möbel- und Decorations-Industrie.
XVIII. « Gold- und Silberwaren, Schmucksachen, Kunst-Industrie und Nippes.
XIX. « Vervielfältigende Kunstindustrie.
XX. « Musik.
XXI. « Wissenschaftliche und Kunst-Apparate.
XXII. « Bau-Industrie.
XXIII. « Fahrzeuge.
XXIV. « Maschinenindustrie.
XXV. « Communications-Wesen.
XXVI. « Schiffahrt und Marine.
XXVII. « Ausrüstung der Honvéds.
XXVIII. « Hygiene.
XXIX. « Hausindustrie.
XXX. « Gewerblicher Unterricht.
XXXI. « Unterricht und Erziehung.
XXXII. « Bildende Kunst.

Die *Nachtrags-Ausstellungen* umfassen folgende Gruppen: 1. Kunstindustrielle Altertümer; 2. Arbeiten-Ausstellung; 3. Ausländische Industrie und verbesserte Ackerbau-Maschinen, privilegirte Erfindungen.

An *periodischen Ausstellungen* finden statt:

a) Gartenbau-Ausstellungen.

1. Erste Frühlingsblumen-, Obst- und Gemüse-Ausstellung (im Monate Mai)
2. Zweite Frühlingsblumen-, Obst- und Gemüse-Ausstellung (Monat Juni)
3. Sommerblumen-, Obst- und Gemüse-Ausstellung (Monat August) und
4. Herbstblumen-, Obst- und Gemüse-Ausstellung (Monat October).

b) Milchproducten-Ausstellung.

(Im Monate September).

c) Internationale Tier-Ausstellungen.

1. Geflügel- und Kaninchen-Ausstellung;
2. Hunde-Ausstellung;
3. Mastvieh-Ausstellung (Rinder und Schafe),
4. Zuchtschafe; 5. Bienen; 6. Zuchtschweine; 7. Mastschweine; 8. Zuchtrindvieh; 9. Pferde.

d) Arbeiten-Ausstellung

der gewerblichen Gehilfen und Lehrlinge (1. Juli bis 1. August).

Zu Gunsten der Ausstellungszwecke, namentlich auch zur Deckung eines Teiles der vom Lande übernommenen Kosten, wird auch eine »*Aus-*

stellungslotterie» veranstaltet, bei welcher Gewinnste im Gesammtwerte von 250,000 fl. ausgelost werden. Der Haupttreffer beträgt 100,000 fl.

Die Ausstellungsbauten und ausgestellten Objecte wurden bis zu einer Höhe von sechs Millionen Gulden *versichert*; die Assecuranz-Prämie beträgt 1%. Die betreffenden Gesellschaften schlossen unter sich ein Cartell dahin ab, dass nur die durch Vermittelung der Landes-Commission versicherten Objecte als «assecurirt» betrachtet werden.

Zur Vermittelung des Verkaufes ausgestellter Gegenstände wurde ein «*Verkaufs-Bureau*» eingerichtet, welches teils die Objecte selbst im Commissionswege feil bietet, teils Bestellungen nach dem Muster der Ausstellungs-Objecte übernimmt, teils endlich über Verfrachtung und Verzollung den Parteien die gewünschte Aufklärung bietet. Doch ist kein Aussteller an dieses Verkaufsvermittelungs-Bureau gebunden. Es kann jeder seine Gegenstände auch unmittelbar verkaufen; doch dürfen die verkauften Ausstellungs-Objecte erst nach Schluss der Ausstellung vom Käufer fortgetragen werden.

In Bezug auf die sachgemässe Beurteilung und eventuelle Prämiirung der ausgestellten Gegenstände wurde eine *Jury* bestellt. Diese besteht aus einer allgemeinen und aus vier Special-Jury-Gruppen. Die letzteren wurden in Betreff der bildenden Künste, der Viehausstellungen, der Milchwirtschaft und des Gartenbaues constituirt. Die allgemeine Jury erstreckt sich auf alle übrigen Gruppen der Ausstellung, mit Ausnahme der kunstindustriellen Altertümer und der ausländischen Maschinen und patentirten Erfindungen, die überhaupt «ausser Concurs» gesetzt sind. Damit die Jury mit völliger Sachkenntniss und Unabhängigkeit wirken könne, wurde sie derart constituirt, dass der Präses der Landes-Commission nur eine Hälfte der Mitglieder ernennt, die andere Hälfte aber die Aussteller selbst wählen, respective für die übrigen vier Special-Gruppen die betreffenden Fachvereine und Gesellschaften dieselben bestimmen.

Die allgemeine Jury besteht aus 428 ordentlichen und 142 Ersatz-Mitgliedern, die Jury für die bildenden Künste hat 24, die für Viehausstellungen 202 ordentliche und 76 Ersatzmitglieder, die Special-Jury für Milchwirtschaft zählt 24 ordentliche und 6 Ersatzmitglieder, endlich die für Gartenbau 36 ordentliche und 12 Ersatz-Mitglieder. Die Jury-Mitgliedschaft ist eine Ehren-Stellung und als solche die höchste Auszeichnung des Ausstellers; eben deshalb sind die von Jury-Mitgliedern ausgestellten Objecte «ausser Concurrenz» gestellt, was übrigens auch mit Rücksicht auf die Sicherung des unbefangenen Urteils wünschenswert erscheint. Behufs der Untersuchung und Prüfung teilt sich die allgemeine Jury in Fachgruppen, welche dann ihre Beschlüsse dem «Jury-Rate» zur Gutheissung und Bestätigung vorlegen. Der «Jury-Rat» constituirt sich unter dem Vorsitze der beiden Präsiden-

ten aus den hervorragendsten Sachverständigen und bringt endgiltige Beschlüsse.

Bei Feststellung der Auszeichnungen wird vor Augen gehalten, dass die Kritik nicht nur gerecht, sondern auch nützlich sei und dass jedem Missbrauch und allen kleinlichen Rivalitäten vorgebeugt werde. Deshalb wurde auch nur *eine* allgemeine Auszeichnung, nämlich die *grosse Bronze-Medaille*, festgesetzt, mit der Aufschrift: «Érdem jeleül» («Dem Verdienste»). Ausser dieser Medaille werden noch *Diplome* ausgegeben, in denen die besonderen Vorzüge des ausgezeichneten Objectes im Einzelnen angeführt werden. Solcher Ehrendiplome gibt es aber nur hundert für solche Aussteller, deren Gegenstände nicht nur besondere Aufmerksamkeit verdienen, sondern die auch in national-öconomischer Hinsicht oder bezüglich eines anderen Landes-Interesses von Wichtigkeit sind. Auch die Special-Jurys verteilen eine bestimmte Anzahl von Ehrendiplomen. Desgleichen wurde für die «Mitarbeiter» eine besondere Auszeichnungsmedaille bestimmt. Geldprämien, respective Prämien mit Geldwert, werden bei den Viehausstellungen und bei der Ausstellung gewerblicher Gehilfen-Arbeiten verteilt.

Ehe wir zur Schilderung der Ausstellung selbst übergehen, haben wir noch zu erwähnen, dass für die *leiblichen Bedürfnisse* der Besucher unserer Landesausstellung in ausreichendem Maasse gesorgt ist. Drei grosse Bierhallen, eine grosse Restauration und vier Csárden, wo überall auch Zigeunerbanden spielen, laden das Publikum zu Speise und Trank ein; ausserdem findet man Conditoreien, ein orientalisches und ein bosnisches Café, diverse Trinkhallen, Champagnerbuden, Weinkosthallen u. dgl., so dass in dieser Beziehung auch bei starkem Besucher-Andrange kaum ein Mangel wahrnehmbar ist.

Nicht minder stehen sowohl zur Hin- wie zur Rückfahrt Fiaker, Einspänner, Gesellschaftswagen (Omnibusse) und die Tramway dem Publikum zur Verfügung. Auch befindet sich gleich zu Eingang des Ausstellungsraumes ein Auskunfts-Bureau, in dem Directions-Gebäude eine Telegraphen- und Telephonstation, ein Correspondenzsaal und stehen jederzeit Dienstmänner zu Botengängen gegen festgestellte Taxen bereit. Für die persönliche Sicherheit sowie zum Schutze des Eigentums wurde für die Dauer der Ausstellung im Ausstellungsraume wie im Stadtwäldchen überhaupt ein verschärfter Polizei-Dienst organisirt; ebenso ist für plötzliche Erkrankungen und Unfälle ein provisorisches Cottage-Spital mit permanentem ärztlichem Dienste hergestellt worden, wofür der inspicirende Arzt kein Honorar beanspruchen darf. Nicht minder hat man zur Herstellung der möglichsten Feuersicherheit strenge Fürsorge getragen. Ausreichende Löschmannschaft mit einer vollständigen Ausrüstung zahlreicher Löschapparate befindet sich stets auf dem Ausstellungs-Platze und inspicirt die einzelnen

Bauten desselben bei Tag und Nacht. In allen grösseren Pavillons sind elektrische Feuersignale angebracht. Es wurde also nach jeder Hinsicht die grösste Sorgfalt aufgewendet, um Aussteller und Publikum vor Unfällen und Schaden zu bewaren, eventuell sofort die nötige Hilfe und Unterstützung zu bieten.

Zur Orientirung des besuchenden Publikums wurde vom Director des ungarischen Landes-Industrie-Vereines, Samuel Mudrony, ein umfassender *Ausstellungs-Catalog* angefertigt, der in drei Sprachen (ungarisch, deutsch und französisch) veröffentlicht wurde. Ausserdem bestehen noch besondere Cataloge von der Gruppe der bildenden Künste (mit Illustrationen), von der Montan-Gruppe, vom Unterrichtswesen, vom Forstwesen, von der internationalen Gruppe, von der orientalischen Gruppe, und von den diversen periodischen Ausstellungen. Einen trefflichen «Führer» («Kalauz») hat der Secretär des Landes-Industrie-Vereines, Moritz Gelléri, mit Illustrationen herausgegeben. Auch publicirt Karl Rath eine besondere «Ausstellungs-Zeitung» (in ungarischer und deutscher Sprache) und haben sämmtliche Tagesblätter von Budapest für die Dauer der Landes-Ausstellung besondere Beilagen oder Rubriken für die Besprechung der Ausstellungsfragen und der Ausstellungsobjecte eröffnet, so dass das Publikum sich über die ausgestellten Objecte selbst wohl informiren und in fortwährender Kenntniss der laufenden Tagesvorkommnisse erhalten kann.

Mit der Landes-Ausstellung verknüpfen sich dann noch andere culturelle Unternehmungen. So hat die Landes-Commission einzelne hervorragende Gelehrte und Fachmänner ersucht, dass sie während der Ausstellungszeit auf Grund der einzelnen Ausstellungs-Gruppen öffentliche *populäre Vorlesungen* halten mögen, zu denen das Publikum freien Zutritt geniessen soll. Nicht minder bedeutsam für die Förderung der materiellen und geistigen Cultur sind die *Congresse* und *Landesconferenzen*, welche im Anschlusse an die Landes-Ausstellung im Laufe dieses Sommers in Budapest abgehalten werden. Als solche Versammlungen sind bereits definitiv in Aussicht genommen: der nationalöconomische Congress; die Landes-Conferenz der Fabrikanten in zehn Gruppen: Mühlen-, Eisen-, Zucker-, Leder-, Chemikalien-, Sprit-, Maschinen-, Holz-, Papier- und Thonindustrie; die Versammlung des Landes-Industrie-Vereines; die Conferenz der Oeconomen; die Wanderversammlung der gewerblichen Jugend; der Congress der Geldinstitute; die Landes-Versammlung der Montanisten; der Forstmänner; die Landesconferenz für Hausindustrie; für öffentliche Gesundheitspflege; für Bienenzucht; die Landes-Versammlung der Ingenieure; der Buchdrucker; der Schuhmacher; der Schauspieler; der Feuerwehren; der Gärtner u. s. w. Ausserdem werden noch mehrere Landesfeste, wie: das Landes-Sängerfest, Schauturnen, Bicycle-Wettrennen etc. während der Ausstellungsperiode in Budapest abgehalten.

Es fehlt sonach dem besuchenden Publikum auch an besonderen Gelegenheiten zur Befriedigung der Lern- und Schaulust nicht; desgleichen sorgen die täglichen Concerte der Militärkapellen auf dem Ausstellungs-Platze, dann die in der Concerthalle stattfindenden periodischen Musikproductionen, endlich die ununterbrochenen Vorstellungen in der kön. Oper, in den Theatern und Arenen dafür, dass auch der künstlerische Genuss dem Publikum unverkümmert bleibe. Rechnet man noch dazu den prachtvollen Anblick, den die kräftig aufblühende Hauptstadt Ungarns an sich schon bietet; die unvergleichliche Lage zu beiden Seiten des majestätischen, von zahlreichen Schiffen aller Art belebten Donaustromes, an dessen Ufern täglich Tausende Menschen promeniren, um sich an dem seltenen Bilde zu erlaben; dann die Perle unserer Stadt, die Margaretheninsel, die lockenden Punkte in den Ofner Bergen, wohin Tramway und Zahnradbahn führen: so bildet das insgesammt eine Fülle des Lehrreichen, Anziehenden, Sehenswürdigen und Charakteristischen, wie man dies in einer anderen Grossstadt Europa's nicht so leicht wieder vereinigt findet.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen treten wir nun der Schilderung unserer Landesausstellung, wie sie sich dem Besucher in ihrer Vollendung darbietet, näher. Vor Allem müssen wir einen Blick auf die *Situation der Ausstellung* selbst werfen. Die ungarische Landes-Ausstellung in Budapest befindet sich, wie schon erwähnt, mitten im «Stadtwäldchen», dem Hauptspaziergange und Vergnügungsorte der Hauptstadt. Durch die schnurgerade, baumgeschmückte Avenue der Andrássy- (früher «Radial»)-Strasse gelangt man an dem artesischen Brunnen vorbei in die breite Stefanie-Strasse, die in doppelt gekrümmter Bogenlinie zum Hauptportale der Ausstellung führt. Diese liegt umrahmt und durchwoben von prangendem Grün. Die monumentalen Gebäude, die Hallen und Pavillons mit ihren hochaufragenden Giebeln, Türmen, Kuppeln und Spitzen, mit den Erkern und Balkonen erheben sich im Schatten von Eichen und Pappeln, von Birken und dunkelnden Tannen und Fichten. Dichtbelaubte Sträucher und Büsche umrahmen die Bauten oder zieren die einzelnen Beete; freie Rasenteppiche und bunte Blumenbeete wechseln miteinander ab und entsenden balsamischen Duft. Dazwischen schlängeln sich sauber gehaltene Kieswege und laden lauschige Sitzplätze zu angenehmer Rast und Ruhe ein. Vor der grossen Industrie-Halle aber hat man einen freien Raum gelassen; hier plätschert eine Riesenfontaine, hier ertönen vom Musikpavillon die Wei-en der Militär-Capelle, von hier aus bietet sich dem Beschauer eine bestrickender Anblick auf die lauschende, wogende Menge, die auf- und niederwandelt oder in den langen Sitzreihen Platz genommen hat. Erhebt man den Blick, so schweift er bis hinüber zu den blauenden Bergen nach Ofen. Am Abende aber sind Busch und Baum in geisterhaften Schein gehüllt, der von den elektrischen Glühlichtern magisch

ausströmt und dem Ganzen einen unvergesslich zauberischen Reiz verleiht. Diese wechselnden Bilder prägen sich dauernd in die Seele ein und üben durch ihr seltsames Wesen auf die Besucher einen überwältigenden Eindruck aus.

Betritt man durch das Hauptportale im Westen den Ausstellungsraum, der dem Publikum von acht Uhr Morgens bis eilf Uhr Nachts geöffnet ist (die Ausstellungsbauten selbst von neun Uhr Vor- bis sechs Uhr Nachmittags): so präsentirt sich das Hauptgebäude der Ausstellung, die *Industriehalle*, in wirkungsvoller Weise. Auf einem Terrain von 14,000 □Meter erhebt sich dieser Dauerbau im modern-italienischen Renaissancestyl. Der Grundriss des Gebäudes bildet ein Rechteck, auf dessen vier Ecken sich je ein Pavillon erhebt, zwischen je zwei Pavillons befindet sich ein Toreingang. Die vier Pavillons sind dann durch Hallen miteinander verbunden; in der Mitte, wo die beiden mittleren Hallen einander kreuzen, baut sich eine Kuppel von 48½ Meter Höhe auf, deren äusserer Gipfel durch die ungarische Königskrone geziert ist. Die Triumphtore und Eckpavillons sind aus Ziegeln und Stein aufgeführt; die Verbindungshallen bestehen aus Eisen- und Glasconstruction. Die Kosten des Baues, der erhalten bleiben soll, belaufen sich auf ungefähr 600,000 fl. Die Pläne zu demselben entwarf der Architect Christian Ulrich in Budapest. In dieser Industriehalle sind die Erzeugnisse der ungarischen Möbel- und Decorations-, der Textil- (Hanf-, Jute-, Calicot-, Possamentier-, Spitzen-, Stick-, Blaudruck-), Papier-, Rastrir-, Buchbinder-, Wagner-, Schlosser-, Klempner-, Gelbgiesser-, Tapeten, Musikinstrumenten-, graphischen, Mühlen-, chemischen, Kerzen-, Eisen- und Metall-, wissenschaftlichen Instrumenten-, keramischen (Majolica-), Thon- und Glas-, Gold- und Silberschmied-, Bekleidungs-, Leder-, Pelz- und Holzindustrie ausgestellt. Unter der Kuppel sprudelt ein kühlender Spring-Quell, in dessen Nähe sich eine Riesenorgel erhebt, die im Tage mehrere Mal von geübter Hand gespielt wird.

Von der Industriehalle machen wir nun einen raschen *Orientirungsgang* durch die 108 Bauten der Ausstellung, von denen 32 die Landes-Commission mit einem Kostenaufwande von etwa 1.318,000 fl. aufgeführt hat. Die Umfriedung des Ausstellungs-Platzes kam auf 11,000 fl., die Herstellung der sechs Eingangspforten auf etwa 8000 fl. zu stehen. Sechs Bauten wurden von den betreffenden Landes-Behörden hergestellt; alle übrigen Ausstellungs-Gebäude sind Privatbauten, teils von Einzelnen, teils von Actiengesellschaften, Privat-Vereinen und Corporationen errichtet.

Beim Verlassen der Industriehalle durch das Ostportale gelangt man in die imposante *Halle des Communications-Ministeriums*, 2930 □Meter, wo das Eisenbahn-, Marine-, Telegraphen- und Telephonwesen in interessanten Objecten veranschaulicht ist.

Diese langgestreckte Halle durchwandelnd, geraten wir in den mon-

tanistischen *Pavillon der Kronstädter Berg- und Hüttenbau-Gesellschaft*, machen wir uns mit der Budapester *Petroleum-Gesellschaft* bekannt, bewundern den *Steinobelisken*, der auf 4 □Meter breiter Unterlage ruht, merken uns die *Hódmező-Vásárhelyer Csárda*, für den Fall, dass wir Appetit auf rein nationale Speisen und Getränke bekommen sollten. Vor dem *Holzausstellungs-Pavillon*, dem *Aufsehergebäude*, dem *Cottagespital*, welches für augenblickliche Hilfeleistungen eingerichtet ist, dem *photographischen* Atelier und den *Cementröhren* vorübergehend, gelangen wir in die langgedehnte, imposante *Maschinenhalle*, in welcher die hierzulande erzeugten Maschinen, Wagen, Holzfabrikate ausgestellt sind. Die Maschinen werden durch eine Transmission, durch die Dampfkraft des *Kesselhauses* in Betrieb gesetzt. Die *Eisenbahnrampe* und *Maschinenwerkstätte*, sowie die Halle für *auswärtige Maschinen* (2210 □Meter) vervollständigen dieses Maschinenviertel. Das *Széklerhaus* zeigt uns Proben ungarischer Hausindustrie, der *Asbestpavillon* ist eine montanistische Specialität und mit dem *Pavillon der Südbahn* verlassen wir auch die Region des Eisens. Holde Musikklänge tönen uns aus dem *Musikpavillon* und *Concerthause* entgegen und *Dobos' grosse Restauration* «ladet die Wanderer zum Rasten ein». Etwas ernster mutet uns nun der *Pavillon der Geldinstitute* an, wo unsere Gäste einen Einblick in das hochentwickelte ungarische Bank-, Geld- und Börsenwesen erhalten sollen. Eine Specialität unserer Ausstel lung ist der *orientalische Pavillon*, eine Mahnung an unsere Mission im Osten.

Doch in unserem raschen Vordringen nach dem äussersten Süden der Ausstellung haben wir einige sehr wichtige Zelte und Hütten übersprungen. Es ist hier leider Alles so dicht gedrängt neben einander, dass man sich sehr leicht verirrt. Also zurück zur *ausländischen Patenthalle*, 2210 □Meter, dem geschmackvollen Gebäude der *Ganz'schen Eisengiesserei*, der *Hütte für Bergbau und Baugewerbe*, wo die Blüte unseres Berg- und Hüttenwesens und namentlich unseres Baugewerbes ersichtlich ist. Auch der Pavillon der *Rimamurányer Eisenwerks-Gesellschaft* fesselt unsere Aufmerksamkeit, und namentlich der *kroatisch-slavonische Bau* erfüllt uns mit patriotischer Freude über das sichtbare Zeichen der Zusammengehörigkeit aller Länder der Stefanskrone. Wir sind nun an den schweren Objecten vorüber, ergötzen uns an dem kleinen *Springbrunnen* vor dem kroatischen Pavillon, notiren uns die *Debrecziner Csárda* und machen der *Turnhalle* unseren Besuch. Vor dem *Waagen-Pavillon* der Fairbanks-Gesellschaft vorübergehend, kommen wir — immer noch in der südlichen Zone herumsegelnd — in die Holzregion und sehen die *Pavillons* von *Erzherzog Albrecht, Neuberger, Singer, Popper, Haas, Karl Neuschloss, Gregersen, Edmund* und *Martin Neuschloss*, der *Árvaer Herrschaft*, endlich die *wundervolle Forsthalle* vor uns vorüberziehen. Das ist eine ganze

Nobelgarde, welche für die Blüte der ungarischen Holzindustrie eintritt. Der in diese Region hineingestellte *bosnisch-herzegovinische* Pavillon erinnert uns an eine der bedeutungsvollsten Phasen unserer jüngsten politischen Geschichte. Endlich gelangen wir in die liebliche Südwestecke unserer Ausstellung, wo der *Königspavillon*, die *Kunsthalle* mit gegen 200 Gemälden unserer nationalen Malerschule, das eiserne *Palmenhaus Oetl's* und Frommers *Palmenhaus* eine liebliche, zum Verweilen einladende Oase bilden. Dieser Gruppe schliessen sich an der *hygienische Pavillon*, der *Rothe-Kreuz-Pavillon*, die *Quellwasser-Ausstellungen* von Saxlehner und Mohaer Säuerlinge; die *Typographie und verwandte Künste* sind durch die Pavillons der Pester Buchdruckerei und von M. Deutsch repräsentirt.

Wir haben nun den ganzen Bogen von West nach Ost und von dort nach Süden beschrieben und kehren beim *Directionsgebäude* wieder zu unserem Ausgangspunkte im Westen zurück, nahe zum Gitterthor-Eingang. Das Directionsgebäude wird flankirt vom prächtigen *hauptstädtischen Pavillon* und der *Actienbierbrauerei.*

Gegenüber davon ladet die *Dreher'sche Bierbrauerei* zu einem gründlichen Vergleich mit ihren Concurrentinen ein, das *Panorama der ungarischen Bäder* will uns Kühlung und Erfrischung in gelungener, täuschender Wiedergabe unserer Heilbäder zufächeln, während das *orientalische Caffeehaus* uns eine Pfeife Nargileh gastfreundlich reicht. An dem *Polizeigebäude* vorübergehend, gucken wir zu der touristisch sehr interessanten *Karpathen-Ausstellung* hinein und lassen uns von der *Bibelgesellschaft* ein Exemplar der heiligen Schrift schenken.

Es treten nun die grossen ernsten Gebäude der *Hausindustrie,* des *öffentlichen Unterrichts,* der *Sträflings-Pavillon* und die *grossen landwirthschaftlichen Hallen* an uns heran. Die *Agriculturhalle,* mit ihrer Fläche von 4303 Quadrat-Metern, dominirt diesen Theil der Ausstellung. Die grössten Namen des Landes sind darin vertreten mit Acker-, Garten-, Weinbau-, Fischzucht- und Fischerei- und ähnlichen Producten. Hieran schliessen sich die *Producten- und Fabrikate-Ausstellung des Finanz-Ministeriums,* der *Munkácser Herrschaft* sammt Csárda, *Pavillon der Fundationalgüter* und für *Gestütswesen.* Nach der angenehmen Abwechslung eines *bosnischen Caffeehauses* und Bazars gelangen wir in die räumlich wie sachlich bedeutende *Kost-, Wein- und Spirituosenhalle,* worin die alkohol- und spriterzeugende Kraft unseres Vaterlandes in würdigem Maasse dargestellt sein wird. Verwandten Gegenständen huldigen *Littke's, Törley's* Pavillon, das *Hotel der Hoteliers,* die *Milchhalle, Zuckerbäckerei,* die Halle für *temporäre Obst- etc. Ausstellungen,* der Strauss'sche *Zuckerpavillon,* der *Kellerpavillon* von Schottola, die Haggenmacher'sche *Bierbrauerei.*

Auch der nördliche Bogen ist beschrieben und eine Nachlese im östlichen Umkreise der Industriehalle zeigt uns noch die *Pavillons der Oester-*

reichisch-Ungarischen Staatsbahn, den *artesischen Bohrthurm* Zsigmondy's, den *Gaspavillon*, die *Dynamit-Ausstellung*, den interessanten *Anstreicher-Pavillon* von Drobnitsch, die *Ställe für die Viehausstellung*, den *Pavillon der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft*, die *Mattoni u. Wille'sche Quellwasserhütte*, den Prückler-schen *Champagner-Pavillon*, eine Szegediner *Fischer-Csárda* und eine *Gebäckausstellung*.

Nach diesem flüchtigen Orientirungsgange wollen wir nun bei den wichtigeren Bauten und deren Ausstellungsobjecten etwas länger verweilen, ohne selbstverständlich uns in Einzelheiten einzulassen oder auch nur im Allgemeinen ein erschöpfendes Bild geben zu können. Dazu würde der uns zur Verfügung stehende Raum lange nicht ausreichen.

Treten wir also wieder in die Industriehalle ein! Hier fesselt uns vor Allem die *Möbel- und Decorations-Industrie*, welche durch 182 Aussteller repräsentirt ist. Allerdings gehören zur Wohnungseinrichtung auch noch die Erzeugnisse der Teppichweberei, der Ofen-, Lampen-, Vasen-Fabrikation, der Kunstschlosserei u. s. w. Die Möbelindustrie hat in Ungarn innerhalb der letzten Jahre einen bedeutenden Aufschwung gewonnen. Mit den eigentlichen Tapezierer-Arbeiten beschäftigen sich in Ungarn (und Siebenbürgen, doch ohne Kroatien-Slavonien) 512 selbständige Unternehmer und 985 Hilfsarbeiter, zusammen 1497 Personen. Die Decorationsmalerei beschäftigt 735 selbständige Unternehmer und 947 Hilfsarbeiter, zusammen 1682 Personen. Zu ihnen gesellen sich dann noch die Gypsfigurenerzeuger mit 43, die Maler und Anstreicher mit 202, und die Steinmetze und Bildhauer mit 86 Personen. Die Möbelindustrie in Ungarn ist namentlich seit der Wiener Weltausstellung (1873) im erfreulichen Aufschwunge begriffen, so dass sie heute bereits mit Ehren den Wettkampf mit der fortgeschrittenen ausländischen Fabrikation bestehen kann. Für einen vorbildenden Zeichnen-Unterricht der Lehrlinge wird Sorge getragen, seitdem der gewerbliche Zeichnenunterricht eine gründliche Reorganisation erfahren hat. Die Eröffnung eines kunstgewerblichen Museums in Budapest, mit welchem Zeichnensäle verbunden sind, sowie die Errichtung der Kunstgewerbeschule haben auf diesen Industriezweig ebenfalls fördernd eingewirkt. Ausserdem leisteten die hauptstädtischen Zeichnenschulen, die Gewerbs-Mittelschule und das technologische Museum der Möbel-Industrie vortreffliche Dienste. Das Meiste tut aber das erwachte Interesse des Publikums, das für die Ansprüche des geläuterten Geschmackes bei Einrichtung seiner Wohnungen nicht mehr gleichgiltig ist, den Erzeugnissen der heimischen Haus- und Fabriks-Industrie grössere Beachtung schenkt und dadurch dem Aufblühen des vaterländischen Gewerbes die natürliche Grundlage bietet. Ungarns Möbel- und decorative Industrie geht allem Anscheine nach einer gedeihlichen Zukunft entgegen.

Die *Textilindustrie*, dieser Typus der modernen Grossindustrie, er-

scheint in Ungarn schon seit den ältesten Zeiten in zwei Betriebsmethoden vertreten. Einerseits wird dieselbe als Hausindustrie, namentlich vom weiblichen Theile unserer Bevölkerung, nach national verschiedener Richtung betrieben; anderseits findet man diese Industrie an einzelnen Orten schon vom Altertum her als gewerbsmässiges Handwerk. Schon unter den Árpáden (bis 1301) wurden in Stuhlweissenburg, Ofen und anderen Orten feine Tucharten erzeugt; die deutschen Colonisten in der Zips und in Siebenbürgen beschäftigten sich mit Leinweberei, und im 15. Jahrhundert hatte die textile Industrie eine derartige Höhe erreicht, dass sie nicht bloss den innern Bedarf deckte, sondern die ungarische Leinwand nach dem Oriente bis Smyrna und Egypten, das Tuch aber nach Oesterreich, Böhmen und Polen ausgeführt wurde. Die bald darauf einbrechenden Türkenkriege und die lange Türkenherrschaft, innere Unruhen, die Gegenreformation, die Verlegung der Handelswege sowie eine für Ungarn schädliche Zoll- und Handelspolitik verbunden mit dem polizeilichen Absperrungssystem bis 1848 lähmten die Forterhaltung und Weiterentwickelung der ungarischen Textilindustrie, die zwar in einzelnen Zweigen (z. B. der Damastweberei) noch concurrenzfähig ist, im Uebrigen aber der österreichischen Textil-Industrie gegenüber nicht aufzukommen vermag. Ungebrochen hat sich die textile Hausindustrie erhalten, ja zum Teil in neuester Zeit noch mehr gekräftigt. In Siebenbürgen (Hermannstadt mit Heltau, Kronstadt u. a. O.) hat die Entfernung von Oesterreich und die grössere Nähe des Orients der Textil-Industrie im Handwerks- und Fabriksbetrieb Vorteil gebracht. Nur leiden die Producenten hier unter den Folgen ungünstiger Zoll- und Handelsverträge, namentlich mit Rumänien.

Mit der Textil-Industrie beschäftigen sich nach der letzten Volkszählung von 1880 überhaupt 25,076 selbständige Unternehmer und 14,834 Gehilfen, zusammen 39,910 Personen. Dazu kommen noch Sieb- und Drahtflechter (3181 Personen), so dass diese Gewerbs-Gruppe ungefähr 43,000 Individuen umfasst, wobei bemerkt werden muss, dass seit 1880 die Zahl dieser Industriellen namhaft zugenommen hat. Auf der Ausstellung sind sie durch 320 Aussteller vertreten. Interessant ist die geographische Verteilung der Textil-Industrie in Ungarn. Ausserhalb Budapest kann man namentlich drei Gebiete der Textil-Industrie unterscheiden: das ausgedehnteste ist in Siebenbürgen, wo auf dem ehemaligen Sachsenboden und im Széklerlande die Städte Kronstadt, Hermannstadt mit Heltau und Maros-Vásárhely die Mittelpunkte der Wollen- (namentlich Tucherzeugung) und Linnen-Industrie sind. Das zweite ausgedehnte Textil-Industriegebiet ist in Oberungarn, insbesondere in den Komitaten Zips und Gömör, wo Käsmark, Leibitz, Pudlein, Alt-Lublau, Igló, Wallendorf, Dobschau, Theissholz; ferner Eperies, Kaschau u. a. Orte die Sitze einer alten noch lebensfähigen Industrie, namentlich in Wolle und Linnen sind; auch die textile Hausindustrie ist hier

31*

stark vertreten. Die dritte Region der Textil-Industrie befindet sich in Westungarn, wo sie jedoch mehr zerstreut in den Orten Pressburg, Pinkafeld, Weszprim, Güns, Privigye etc. anzutreffen ist. Erheblichere Textil-Etablissements giebt es noch in Arad, Temesvár, Maria-Theresiopel, Gross-Kikinda, Debreczin, Kalocsa etc., wo auch zahlreicher handwerksmässiger Betrieb sich erhalten hat. In Budapest selbst sind nur einzelne specielle Zweige der Textil-Industrie heimisch und durch je ein grösseres Etablissement repräsentirt, so Baumwoll-Spinnerei und Weberei, Jute-Weberei, Fabrikation von Kunstwolle u. s. w.

Nach den Verkehrs-Ausweisen vom Jahre 1883 war in Ungarn:

	die Einfuhr				die Ausfuhr			
in Baumwollwaaren ...	345,856	M.-Ztr.	106·7	Mill. fl.	28,116	M.-Ztr.	8·3	Mill. fl.
« Schafwollwaaren ...	72,112	«	56·5	« «	10,096	«	7·3	« «
« Linnen-, Flachs- u. Jutew.	197,076	«	35·7	« «	29.323	«	2·6	« «
« Seidenwaaren	1,831	«	6·1	« «	123	«	0·3	« «

Demzufolge betrug in diesen vier Kategorien der Textil-Industrie die Einfuhr in runder Zahl 205 Mill. Gulden, die Ausfuhr dagegen nur 18·5 Mill. Gulden; die Einfuhr überwog also mit 186·5 Mill. Gulden, d. i. eine Summe, welche den Reinertrag des gesammten ungarischen Grundbesitzes 156·5 Mill. Gulden um 30 Millionen überragt. Der grösste Teil der eingeführten Textilwaaren kommt aus den österreichischen Provinzen, bei den Baumwollwaaren 95 pCt., bei den Linnen-, Flachs- und Jutewaaren 67 pCt., bei den Schafwollwaaren 98 pCt. und ebenso viel bei den Seidenwaaren. Auf die Förderung der Textil-Industrie ist also in Ungarn das Hauptaugenmerk zu richten; denn in diesem Industrie-Zweige ist das Land der Fremde am meisten tributpflichtig.

Auf dem Gebiete der *Papier-Industrie* konnte Ungarn vordem, so lange die Linnen-Hadern das hauptsächlichste Rohmaterial dieses Industriezweiges gebildet, mit dem Auslande erfolgreiche Concurrenz einhalten. Seitdem aber die moderne Technik auch die Papierfabrikation zur Maschinenproduction umgestaltet hat und hierbei das Capital eine Hauptrolle spielt, und seitdem ausser den Hadern stets neue Rohstoffe zu diesem Industrie-Producte verwendet werden, konnte Ungarn trotz aller anerkennenswerten Anstrengung mit dem Auslande nicht gleichen Schritt halten. Erst in jüngster Zeit bemerkt man auch hier einen erfreulichen Umschwung zum Bessern. Bei der Papierindustrie sind 693 selbständige Unternehmer und 1448 Gehilfen, zusammen 2141 Personen beschäftigt. An der Ausstellung haben sich hievon 74 beteiligt. Im Lande bestehen 41 Papierfabriken mit ungefähr 1870 Arbeitern. Doch wird hiedurch der Bedarf noch lange nicht gedeckt. Im Jahre 1883 war in diesem Industrie-Zweige die Einfuhr 130,191 Meterzentner mit 4.890,397 fl., die Ausfuhr nur 57,676 Meterzentner mit 1.809,440 Gulden.

In der Erzeugung aller Arten von *Fuhrwerken und Fahrzeugen* besitzt

Ungarn einen altbewährten guten Ruf, den es auch heute auf der Landes-Ausstellung vollends rechtfertigt; namentlich die Herstellung der mit Feder-construction versehenen Wagen, die Kutschen, sind eine speciell ungarische Erfindung, welche von der ungarischen Ortschaft Kocs (im Raaber Komitate) ihren internationalen Namen erhalten hat. Die Wagenfabrikation entwickelte sich zuerst in Pressburg; der älteste Erzeuger der kunstmässigen Kutschen soll der Schmiedmeister Gottfried Habermayer aus dem Jahre 1515 sein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts blühte dieser Industriezweig in Pressburg ganz besonders, so dass damals 50 Meister mit 1000 Gesellen sich mit der Herstellung von Prachtkutschen beschäftigten. Gegenwärtig gehört dieser Industriezweig abermals zu den vorzüglichern und kräftig aufstrebenden gewerblichen Beschäftigungen in Ungarn; insbesondere bestehen in der Hauptstadt mehrere grössere Etablissements dieser Art, davon einige 100—150 Arbeiter aufweisen. Unter den Provinzialstädten zeichnen sich in dieser Richtung besonders aus: Pressburg, Waitzen, Gran, Debreczin, Sátor-Alja-Ujhely, Unghvár, Szegedin, Fünfkirchen, Hold-Mező-Vásárhely u. a. Im Jahre 1880 zählte man in diesem Zweige 11,680 selbständige Unternehmer und 5748 Gehilfen, zusammen also 17,428 Individuen. Diese Landes-Industrie deckt vollständig den innern Bedarf. Der Handelsverkehr nach Aussen weist einen geringen Ueberschuss in der Ausfuhr auf. In der Ausstellung sind 99 Vertreter dieses Industriezweiges mit ihren Erzeugnissen anwesend; wobei bemerkt werden muss, dass ausser den allerdings musterhaften Luxus-Waaren auch die gewöhnlichen Sorten für den täglichen Bedarf hätten ausgestellt werden sollen.

Im Weiterschreiten sehen wir die *musikalischen Instrumente* (79 Aussteller), von denen namentlich die Klaviere und Orgeln alle Anerkennung verdienen; auch das specifisch magyarische Instrument, das Cymbal oder Hackbrett, findet sich in verschiedenen Variationen vor. Die Gruppe der *vervielfältigenden Industriezweige* zeigt vor Allem in der Buchdruckerkunst und in der Photographie eine hohe Stufe der Vervollkommnung, so dass Ungarn hierin den besten Leistungen des Auslandes zur Seite treten kann. Die erste Buchdruckerei wurde im Jahre 1473 durch Andreas Hess in Ofen eingerichtet; Prag erhielt erst fünf, Wien neun und Krakau vierzehn Jahre später eine Druckerpresse. Gegenwärtig (1880) bestehen in Ungarn 256 selbständige Buchdrucker mit 2967 Gehilfen, zusammen 3223 Personen. Photographen zählt man 257 selbständige Unternehmer und 219 Gehilfen, zusammen 476 Personen. Mit den vervielfältigenden Kunstgewerben (Buch- und Steindruck, Xylographie und Stahlstich, Photographie und Schildermalerei) beschäftigen sich überhaupt 589 selbständige Unternehmer und 3418 Gehilfen, zusammen 4007 Personen. Allerdings decken diese Industriezweige das Landes-Bedürfniss noch keineswegs. Die Einfuhr (1883) beträgt davon 8·2 Mill. fl., die Ausfuhr erst

1·5 Mill. Gulden. An der Ausstellung haben sich aus dieser Gruppe 154 Aussteller beteiligt. Es gehören weiterhin hierher die Expositionen unserer *buchhändlerischen Verlagsgesellschaften* und *Einzel-Verleger*, der *Musikalienhändler*, des *Zeitungs-Verlags* u. s. w. Ein specielles Interesse in dieser geistig wichtigen Abteilung erweckt die Gesammt-Ausstellung des fruchtbarsten der jetzt lebenden ungarischen Dichter, Maurus *Jókai*, dessen vielgelesene Romane und Novellen einen stattlichen Bibliotheksschrank ausfüllen.

Die *Nahrungsmittel-Industrie* führt uns vor Allem die blühende Mühlenindustrie Ungarns vor, die auch dem Auslande gegenüber die erste Stelle einnimmt. Diese Industrie gehört selbstverständlich hierlands zu den ältesten Gewerbszweigen; doch gab es bis zum Jahre 1835 im Lande nur die Wasser-, Ross- und Schiffsmühlen mit herkömmlicher Construction. Im Jahre 1835 errichtete Graf Ludwig Károlyi die erste Kunstmühle mit Wasserbetrieb zu Nagy-Surány im Neutraer Komitat; die erste Dampfmühle wurde in Oedenburg gebaut; die erste Kunstmühle nach grösserem Masstabe mit Dampfbetrieb war die anfangs der Vierziger Jahre in Pest errichtete «Erste Pester Actien-Dampfmühle.» Durch die Erfindung und Einführung der Gusswalzen an Stelle der Mühlsteine und eines verbesserten Reinigungs-Apparates hat die Mühlenindustrie einen ganz ungeahnten Aufschwung empfangen. In der Hauptstadt allein zählt man 14 grosse Kunstmühlen mit 550 Mahlapparaten (Walzen und Steine) und etwa 2200 Arbeitern; die Mahlfähigkeit beträgt ungefähr 9.720,000 Metzen Weizen. In der Provinz (Ungarn mit Siebenbürgen) gibt es 24,924 Mühlen, mit 37,468 Gängen, darunter sind 480 Dampfmühlen, 17,229 Wassermühlen, 6361 Ross- und 854 Windmühlen. Die Mahlfähigkeit dieser Mühlen ist 31.519,000 Metzen Getreide.

Die anderen Mahlproducte (Mehlspeiserzeugung, Bäckerei, Lebküchlerei u. s. w.) bilden grossentheils den Gegenstand lebhaft betriebener Kleingewerbe; nur einzelne Städte haben es in der Maccaroni-Bereitung (Raab, Fiume, Budapest), in der Brotbäckerei (Miskolcz, Rimaszombat, Debreczin etc.), in der Erzeugung von Zwieback (Pressburg, Oedenburg) zu grösseren Unternehmungen gebracht.

Die *Zuckerindustrie* ist in Ungarn seit dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts heimisch, kam zu Anfang der Vierziger Jahre zu einiger Blüte, konnte sich aber später, namentlich seit der grossen Krisis im Jahre 1873 nicht mehr kräftig forterhalten und weiter entwickeln. Vor dem J. 1873 gab es in Ungarn 26 Zuckerfabriken mit 9214 Arbeitern, und es wurden bei einer Aufarbeitung von 1.889,758 Ztr. Rüben 254,802 Zollzentner Roh-Zucker und 72,175 Ztr. Melasse erzeugt. Gegenwärtig (1882) bestehen nur mehr 14 Zuckerfabriken, die im Jahre 1881 noch 3.215,495 Meter-Zentner, im Jahre 1882 aber blos 1.960,995 Meter-Ztr. Rüben verarbeitet haben.

Die Zahl der Arbeiter (3015 Männer, 1804 Weiber) beträgt 4819 Individuen. Die Region der Zuckerindustrie ist auf West-Ungarn beschränkt, wo sie auf relativ beschränktem Raum bei intensiver Bodenbewirtschaftung am besten gedeiht und die wirtschaftlichen Verhältnisse denen im benachbarten Oesterreich ähnlich sind.

Die Erzeugung von *Fleischwaaren*, wie Würste, Schinken etc., ist in Ungarn ein altes Gewerbe, das in neuester Zeit auch zu Zwecken der Ausfuhr in grösserem Umfange betrieben wird. Bemerkenswert ist hierin namentlich die Salami- und die Fleischconserven-Erzeugung. Mit der Erzeugung von Nahrungsmitteln beschäftigen sich 39,263 Müller (21,330 selbständige Unternehmer, 17,933 Gehilfen), 11,559 Bäcker, 1323 Zuckerbäcker, 4527 Würstler und Selcher etc. Insgesammt sind 60,080 Personen mit diesem Zweige der Industrie beschäftigt. Was den internationalen Verkehr in dieser Beziehung anbelangt, so steht einer Einfuhr von 21 Mill. Gulden die Ausfuhr mit 79 Mill. Gulden gegenüber; Ungarns Handel ist also hier mit etwa 58 Mill. Gulden activ.

Die *chemische Industrie,* durch 135 Aussteller vertreten, umfasst einen wichtigen gewerblichen Erwerbszweig, namentlich in unserem Lande, welches mit den Gaben aller drei Naturreiche so reichlich gesegnet ist. Je nachdem die chemische Industrie aus diesen Reichen ihre Materialien wählt, unterscheidet man auch drei Gruppen. Mit der Aufarbeitung thierischer Fette und Abfälle befasst sich die Seifen-, Wachs-, Leim-, Phosphor- und Zündhölzchen-Fabrikation. Vorwiegend vegetabilische Stoffe verarbeitet die Petroleum-, Stärke-, Parfümeriewaaren-, Lack- und Potasche-Erzeugung. Die augenfälligsten Errungenschaften der Chemie sind die industriellen Verwendungen der mineralischen Stoffe, wofür Ungarn mit seinem unermesslichen Reichtum an Salz und Steinkohlen ganz vorzüglich geeignet ist. Die verschiedenen Zweige der chemischen Industrie wurden in früherer Zeit nur empirisch betrieben (man denke an die usuelle Kerzen- und Seifenerzeugung!); erst seit den Fortschritten der wissenschaftlichen Chemie hat auch diese Industrie einen rationellen Betrieb und neuen Aufschwung gewonnen. Vor Allem gedeihen hierlands die Stärke- und Zündhölzchenfabriken, an ersteren zählt Ungarn 45 mit 1 Mill. Gulden Production, an letzteren 21 mit etwa 600,00 Gulden Productionswert. An diese reihen sich 7 Leim-, 8 Knochenmehl- und Spodium-Fabriken mit 320 bis 350 Arbeitern, Petroleum-Raffinerien (in Siebenbürgen, im Banate, in Fiume), Seifen-, Stearin- und Glycerin-Fabriken (namentlich in Budapest), sodann Soda- und Salpeter-Fabriken, Theer-Fabriken, Farbwaaren-Fabriken u. s. w. Im Ganzen befassen sich (1880) mit diesem Industriezweige in Ungarn (ohne Kroatien-Slavonien) 5660 Personen (2551 Unternehmer, 3109 Arbeiter und Gehilfen). Die Erzeugnisse decken jedoch den Bedarf des Landes nicht, selbst in Kerzen, Seifen, Leimsorten, Zündgeräthen und

Oelfarben ist Ungarn noch auf den Import ausländischer Producte angewiesen, was sicherlich zu bedauern ist, da für diese Producte alle natürlichen Bedingungen im Lande reichlich vorhanden sind.

In der Industriehalle begegnen wir weiter den Erzeugnissen der *Eisen- und Metall-Industrie*, welche von 282 Ausstellern repräsentirt wird. Wir haben es hier mit einem ebenso alten wie weit verbreiteten Industriezweige zu tun, von welchem in dieser Industriehalle nur der kleinere Teil enthalten ist, nämlich jene metallindustriellen Gegenstände, welche an sich eine selbständige Technik der Metallverarbeitung repräsentiren. Es gehören hierher die Arbeiten der Schmiede, Schlosser, Werkzeugfabrikanten, Waffenschmiede, Schwertfeger, Eisengiesser, Klempner, Kupferschmiede und Kupfergiesser u. s. w. In Ungarn werden diese Industriezweige von 39,117 selbständigen Unternehmern und 43,364 Hilfsarbeitern, im Ganzen von 82,481 Personen betrieben; dazu kommen dann noch 1682 Drahtbinder und 529 Kesselflicker, somit insgesammt etwa 85,000 Metallarbeiter, von denen jedoch die Meisten ihr Gewerbe nur handwerksmässig betreiben. In keinem Zweige dieser ausgebreiteten Industrie deckt das inländische Erzeugniss das Bedürfniss des Landes; der grössere Teil muss aus der Fremde (meist aus Oesterreich, dann aus Deutschland, England, Belgien und Frankreich) eingeführt werden; die ungarische Ausfuhr an Eisen- und Metallwaaren geht ebenfalls grossentheils nach Oesterreich, dann nach Rumänien, Serbien und in die übrigen Balkanländer. Uebrigens bemerkt man gerade auf dem Gebiete dieser Industrie in jüngster Zeit bei uns eine seltene Rührigkeit, so dass die zunehmende Besserung des Zustandes zu hoffen ist.

An den *wissenschaftlichen Instrumenten* und *Apparaten*, die von 56 Ausstellern vertreten sind, bemerken wir mit aufrichtiger Freude, dass hauptsächlich von chirurgischen Instrumenten mehrere einheimische Firmen sehr lobenswerte, concurrenzfähige Stücke exponirt haben; auf dem Gebiete der geometrischen, physikalischen, optischen und elektrischen Instrumente und Apparate macht unsere Industrie die ersten Versuche, während sie in der Fabrikation der Waagen und Gewichte sowie der Uhren ganz respectable Leistungen, namentlich in der Hauptstadt, aufzuweisen vermag. Es beschäftigen sich mit diesen Zweigen 970 selbständige Unternehmer und 759 Gehilfen, zusammen 1729 Personen; doch deckt die Production lange nicht das vorhandene Bedürfniss; die Einfuhr beträgt (1883) nahezu 2 Mill. Gulden, die Ausfuhr nur etwa 270,000 Gulden.

Die Gruppe der *Thon- und Glasindustrie*, an deren Ausstellung 115 Aussteller beteiligt sind, fesselt unsere Aufmerksamkeit in hervorragender Weise, insbesondere ist die Porzellan-Fabrikation und Porzellan-Malerei glänzend vertreten. Die Thonindustrie hat in Ungarn schon in frühen Zeiten als Gegenstand der Hausindustrie und des Handwerkes, der Töpferei,

weitverbreitete Pflege gefunden. Ungarn besitzt an den reichlich vorhandenen krystallinischen Gesteinen, namentlich in Bezug auf Trachytarten, ein vortreffliches Materiale von dem gewöhnlichen Töpferthon angefangen, bis zur fast reinen Porzellanerde und dem feuerfesten Thon. Der Sitz der Töpferei und Hafnerei als Hausindustrie und Kleingewerbe sind von jeher die Komitate Neograd, Sohl, Liptau, Gömör, Pressburg, Bihar und Szathmár; ferner das Szekler- und Sachsengebiet in Siebenbürgen und einzelne Gemeinden in der frühern Militärgrenze. Es gibt hier ganze Töpfergemeinden. Die Zünfte der Töpfer und Hafner gehörten vordem zu den zahlreichsten im Lande. Sehr alt ist in Ungarn auch die Erzeugung von Thontabakspfeifen; dann die Ziegelfabrikation, welche in neuerer Zeit einen hohen Grad der Entwicklung erreicht hat. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nimmt die Erzeugung von Steingutgefässen einen grösseren Raum ein, doch hat diese Richtung der Thonindustrie einerseits durch die fortgesetzte Herstellung gewöhnlicher irdener Geschirre, anderseits durch die Aufnahme von Metall-Gefässen einen namhaften Rückschlag erlitten. Ein gefährlicher Concurrent des Steinguts wurde auch das Porzellan. Die Porzellanindustrie fand in Ungarn erst spät eine Pflege. Die erste Fabrik, welche sich mit der Herstellung des Porzellans beschäftigte, war die Steingutfabrik in Telkibánya im Komitate Abauj (seit 1826). Gegen Ende der Dreissiger Jahre kam die Herender Porzellanfabrik in grösserem Styl zu Stande. Diese Fabrik, die sich allerdings meist mit der Erzeugung von Luxus-Artikeln befasst, war nichtsdestoweniger von wesentlichem Einflusse auf die Entwickelung unserer Thon-, resp. Majolika- und Porzellan-Industrie. Durch diese Fabrik wurde nämlich auch der Porzellan-Malerei die Bahn gebrochen, und diese hat heute, namentlich in Budapest, einen glänzenden Aufschwung genommen. Seit dem Anfange der Siebziger Jahre entwickelte sich die «Majolika-Fabrikation», welche heute in Ungarn zwei grosse Etablissements (zu Fünfkirchen und in Neupest) aufweist, deren Erzeugnisse in Bezug auf die Beschaffenheit des Materials dem festen Porzellan sehr nahe kommen, hinsichtlich der decorativen Technik aber dieses in mancher Richtung auch übertreffen. Auf dem Gebiete dieses Industriezweiges gibt sich in neuester Zeit eine recht lebhafte Bewegung kund; die Regierung hat in richtiger Würdigung der Wichtigkeit dieser Industrie in Unghvár eine Lehrwerkstätte für Thon- und Porzellanindustrie errichtet; eine zweite soll in Siebenbürgen gegründet werden. Auch geniessen die Porzellan-Fabriken die gesetzlichen staatlichen Begünstigungen. Mit der Thonindustrie beschäftigen sich (1880) in Ungarn und Siebenbürgen 8223 selbständige Unternehmer und 8725 Gehilfen, zusammen 16,948 Personen. Dennoch deckt das Erzeugniss noch lange nicht die Bedürfnisse des Landes; denn die Ausfuhr betrug (1883) nur 409,910 Gulden, die Einfuhr dagegen 2.630,041 Gulden; Ungarn leistet also für Thon- und Porzellanwaaren dem

Auslande einen jährlichen Tribut von über 2 Millionen Gulden. Das soll nur ein neuer Ansporn zur rüstigen Fortarbeit auf diesem Gebiete sein, für welches unser Land so günstige Vorbedingungen darbietet.

Die *Glasindustrie* hat in Ungarn von Anbeginn her nur mehr fabriksmässigen Betrieb gefunden und ist überhaupt erst spät hier heimisch geworden. Die ersten bescheidenen Glasfabriken waren zu Parád (1780) und Szikla (1790) im Mátragebirge; die ungarischen Glashütten dienten aufangs mehr zur Ausnützung der unzugänglichen und unverwendbaren Hochgebirgs-Wälder in solchen Gegenden, wo die natürlichen Bedingungen zur Glaserzeugung sonst gegeben waren. An solchen Gegenden ist unser Land sehr reich und es gab zu Ende der Vierziger Jahre in Ungarn und Kroatien bereits 54 Glashütten (nur um 8 weniger als in Böhmen). Allein seither nahm die Zahl der Glashütten beträchtlich ab, doch die verbliebenen erzeugten um so besseres Fabrikat, so dass sie selbst höheren Ansprüchen vollkommen entsprachen. Seit den Fünfziger Jahren hat dieser Industrie-Zweig unter der siegreichen Concurrenz des böhmischen Glases schwer zu leiden; dennoch ist er nicht untergegangen, sondern, wie man auf der Landes-Ausstellung deutlich sehen kann, auch in feineren Artikeln vorwärts geschritten. Gegenwärtig erblickt man in unserer Glasindustrie einen Erwerbszweig, der bei voller Kraftanstrengung der Industriellen und mit wirksamer Förderung von Seite der Regierung und des Publikums mit dem Auslande wettzueifern vermag und bei diesem Wettkampf nicht unehrenhaft bestehen wird. Mit der Glasindustrie sind (1880) in Ungarn-Siebenbürgen 143 selbstständige Unternehmer und 1942 Gehilfen, also zusammen 2085 Personen beschäftigt. Dazu kommen dann noch 2361 Glaser (1334 Unternehmer und 1017 Gehilfen). Der Industriezweig hat also nur bescheidene Ausdehnung gewonnen und das inländische Erzeugniss deckt noch lange nicht unsere Bedürfnisse. Die Einfuhr an Glas und Glaswaaren betrug (1883) 2.354,401 fl., die Ausfuhr aber blos 621,366 fl.

Die *Gold-, Silber- u Juwelen-Industrie* ist auf unserer Ausstellung durch 129 Aussteller vertreten. Die Verarbeitung der edlen Metalle ist in Ungarn sehr alt; die Vorliebe des magyarischen Volkes für den glänzenden Schmuck an Gold, Silber und Edelsteinen auf Kleidern, Waffen u. s. w. ist historisch bekannt. Es konnte sich zudem dieser Industriezweig hierlands um so leichter entfalten, als Ungarn und Siebenbürgen von Alters her aufgeschlossene und stets bearbeitete Gold- und Silberbergwerke besass. Einen Anstoss zu höherem Aufschwunge erlangte jedoch diese Industrie einerseits von Deutschland, andererseits aus dem Oriente, namentlich aus Konstantinopel. Im XIV. und XV. Jahrhundert, unter der Herrschaft der Angiovinen und des Königs Mathias (Corvinus) äusserte sich der Einfluss italienischer Goldschmiedekunst auf die ungarische Production, welche selbst nach der Schlacht bei Mohács (1526) auf hoher Stufe verblieb. In Siebenbürgen

namentlich gelangte die Gold- und Silberarbeit im XVI. und im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts zu hoher Blüte und Vollkommenheit. Später sank dieser Industrie-Zweig in Folge der Verarmung des Volkes auf eine niedrige Stufe herab und erst seit dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts bemerkt man eine neue Regung zum Bessern. Aber noch immer bewegte sich die Production nur in den engen Grenzen des kleineren Handwerks. Erst innerhalb der zwei letzten Decennien hat diese Industrie einen grössern Umfang angenommen, nachdem einige Fabriks-Etablissements bestrebt sind, mit einzelnen Special-Artikeln (Uhrketten, Ohrgehänge, Ringe etc.) durch Massenproduction dem Auslande Concurrenz zu machen. Welchen Reichtum und welche Schätze an Gold, Silber und Edelgestein in kunstgewerblicher Hinsicht Ungarn aus älterer Zeit bis auf unsere Tage gerettet hat, das wurde im vorigen Jahre anlässlich der Budapester Ausstellung für Goldschmiedekunst recht deutlich. Diese «Ungarische Revue» hat seiner Zeit hierüber eingehende Mitteilungen gebracht, auf die wir verweisen. Immerhin bewegt sich aber unsere heutige Gold- und Silber-Industrie noch vorwiegend in den bescheidenen Kreisen des Kleingewerbes, das nur auf Bestellung producirt. Die ausländische Production beherrscht hier fortdauernd den ungarischen Markt. Mit den Gold-, Silber-, Juwelier- etc. Arbeiten beschäftigen sich (1880) in Ungarn und Siebenbürgen 1729 selbsständige Unternehmer und 1741 Gehilfen, zusammen 3470 Personen; darunter sind blos 1221 eigentliche Gold- und Silberarbeiter. Die Ausfuhr in den einschlägigen Waaren betrug (1883) 2.634,443 fl., die Einfuhr dagegen 10.188,615 fl. Darunter Kinderspielwaaren allein über 1½ Million fl., feine Lederarbeiten über 3¼ Millionen fl., Juwelen über 2 Millionen fl. u. s. w.

Einen beträchtlichen Raum in der Industriehalle nimmt die *Bekleidungs-Industrie* ein, an welcher nicht weniger als 599 Aussteller beteiligt sind. Diese Industrie hat im Allgemeinen den handwerksmässigen Charakter beibehalten und es ist auch keine Aussicht vorhanden, dass sie, namentlich in Betreff ihrer feineren Artikel, den Gegenstand fabriksmässiger Erzeugung bilden werde. Selbstverständlich bedienen sich jedoch auch unsere hieher gehörigen Handwerker der Errungenschaften der Neuzeit, wie der Näh-, Zuschneide-, Stopp-, Strick- etc. Maschinen. Mit der Bekleidungs-Industrie befassen sich (1880) 96,764 selbstständige Unternehmer und 91,119 Gehilfen, zusammen also 187,883 Personen. Nach einer beiläufigen Berechnung beträgt die Netto-Wertproduction dieser Industrie über 58 bis 76 Millionen Gulden im Jahre. Dennoch überwiegt auch hier noch in den meisten Artikeln die Einfuhr, die mit 23.156,319 fl. einer Ausfuhr von 10.836,257 fl. gegenüber steht. Doch in einzelnen Zweigen, z. B. in Kürschnerwaaren, übersteigt die ungarische Ausfuhr den Import. In Herren- und Damenkleidern sowie in Schuhen und Stiefeln kommen Ein- und

Ausfuhr einander nahe. Bei diesem Industriezweige, der, wie erwähnt, noch immer hauptsächlich handwerksmässig betrieben wird, offenbart sich abermal's der Hauptmangel unseres Gewerbes überhaupt, nämlich der Mangel an Capitalien. Dabei macht man noch eine andere traurige Wahrnehmung, die jedoch nicht blos für die Bekleidungs-Industriellen, sondern für unsere Gewerbetreibenden im Allgemeinen Geltung hat. Es ist der bedauerliche Umstand, dass unsere besser situirten Industriellen es in der Regel nicht lieben, ihre Kinder für ihren eigenen gewerblichen Beruf heranzuziehen. Die Sucht nach den «gelehrten Studien» hat unsere industriellen Kreise sehr stark ergriffen. Die Folge dieses Umstandes ist, dass die gefestigten und mit Capital versehenen Geschäfte zumeist nicht vom Vater auf den Sohn übergehen; sondern mit dem Absterben des Vaters werden die von ihm gesammelten Capitalien dem Geschäfte in der Regel entzogen und an die Stelle der kräftigen, leistungsfähigen Gewerbetreibenden treten meistens solche Anfänger, die nicht über die erforderlichen Capitalien verfügen. Unsere Industrie hat demnach fortwährend den sich erneuernden Kampf des Beginnens zu bestehen und während die ohne Capital betriebsamen Industrie-Zweige ein Uebermass von Gewerbetreibenden aufweisen, sind die ein grösseres Capital heischenden Zweige nur spärlich und schwach vertreten. Eine Gesundung kann hier nur von einer richtigeren Einsicht und Erkenntniss des Publikums gehofft werden. *Das Ansehen und die Achtung der bürgerlichen Arbeit steht hierlands noch immer niedrig und doch wurzelt nur darin das frische Gedeihen unserer materiellen und geistigen Cultur.* Die Landesausstellung dürfte auch in dieser Richtung manches Vorurteil zerstreuen und den Wert und die Bedeutung der bürgerlichen Arbeit, die auch von a. h. Stelle die ehrendste Anerkennung empfangen hat, höher schätzen lehren.

Der Bekleidungsindustrie schliesst sich einer der ältesten und verbreitetsten Industriezweige Ungarns, die *Lederindustrie*, an, welche auf der Ausstellung jedoch blos durch 181 Aussteller vertreten ist. Und doch zählt man (1880) in Ungarn-Siebenbürgen 69,756 selbstständige Unternehmer und 58,181 Arbeiter, zusammen also 127,937 Individuen, die sich mit der Leder-Industrie beschäftigen. Dieser Industriezweig ist in Ungarn uralt, ja es unterliegt kaum einem Zweifel, dass die Magyaren schon bei ihrer Einwanderung denselben mit sich gebracht haben. Einzelne Zweige dieser Industrie, namentlich die Weissgerberei, wurden von Ungarn in Mitteleuropa verbreitet. Der gute Ruf der ungarischen Leder-Industrie hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, obgleich derselbe neuestens nicht im Stande ist, mit dem wachsenden Bedürfnisse gleichen Schritt zu halten; insbesondere in feineren Ledersorten hat die Einfuhr ein stets grösseres Terrain gewonnen. Unsere Ledererzeugung ist übrigens bestrebt, durch bessere Einrichtungen den gesteigerten Ansprüchen mehr und mehr nach-

zukommen und sowohl die eigentliche Gerberei wie auch die in Ungarn ebenfalls alteinheimische Kürschnerei behaupten fortdauernd ihre Lebens- und Entwickelungsfähigkeit. Auch die ungarischen Riemer- und Sattlerarbeiten besitzen einen guten Namen; ebenso hat die Taschnerei einen erfreulichen Anlauf genommen. Diese drei Industriezweige werden indessen hauptsächlich handwerksmässig betrieben, nur in der Hauptstadt gibt es einige grössere, fabriksartig eingerichtete Etablissements. Nach den Handelsausweisen (1883) überschreitet die Einfuhr in allen Artikeln der Leder-Industrie ganz bedeutend die entsprechende Ausfuhr; jene beträgt nämlich 22$^1/_3$ Millionen Gulden, diese erst 4$^2/_5$ Millionen Gulden. Es liegt auch darin eine ernste Mahnung, diesem bodenständigen Industriezweige, für den Ungarn alle Vorbedingungen reichlich besitzt, die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In der Industriehalle treffen wir endlich noch die *Holzindustrie,* von 185 Ausstellern vertreten. Darunter begreift man insbesondere Bau- und Möbeltischlerei, die Zimmerer- und Küferarbeiten, Holzschnitzereien, Drechslerei, Korbflechterei, Anstreicher- und Vergolder-Arbeiten u. dgl. Manche Teile dieser Industrie findet man in der schon besprochenen Möbelindustrie, andere bei den Wagner-Arbeiten, unter den landwirtschaftlichen u. a. Gerätschaften und Maschinen u. s. w. Andere Arbeiten dieser Art sind auf unserer Ausstellung in sonstigen Special-Pavillons einzelner Holzproducte, dann der Haus- und Sträflings-Industrie u. a. O. anzutreffen. Ungarn besitzt in seinem Waldreichtum, dem wir sofort nähere Aufmerksamkeit widmen werden, einen genügenden Vorrat an Rohmaterial für diese Industrie, welche hierlands noch vielfach als Hausindustrie betrieben wird; doch seit den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts tritt der ordentliche, handwerksmässige Betrieb dieser Industrie stets mehr in den Vordergrund. In jüngster Zeit beobachtet man mit dem Aufschwunge der Eisen- und Metallindustrie auch auf diesem Gebiete einen erfreulichen Fortschritt nach zwei Richtungen, deren eine darin besteht, dass die Tischler, Drechsler, Küfer etc. ihre Werkstätten stets mehr vergrössern und durch Maschinen zur Massen-Production einrichten; nach der anderen Richtung zeigt sich eine wesentliche Verbesserung, respective Verfeinerung des Geschmackes, unter Einführung einer zweckmässigen Arbeitsteilung. Die Erzeugung von Schindeln, Brettern, Pfosten u. s. w. wird namentlich in Ober-Ungarn vorwiegend als Hausindustrie in umfassender Weise gepflegt; doch begegnet man in neuester Zeit stets häufiger fabriksmässigen Anlagen, die sich auch mit der Herstellung von Parquetten, Bau- und Möbeltischlerarbeiten, Holznägeln, Fournier, Möbeln aus gebogenem Holze u. s. w. befassen. Mit dieser Industrie beschäftigen sich (1880) in Ungarn-Siebenbürgen 39,817 selbstständige Unternehmer und 40,456 Gehilfen, zusammen also 80,273 Personen, zu denen noch 17,095 Radmacher (11,563

selbstständige Unternehmer und 5532 Gehilfen) zu rechnen sind. Die Erzeugnisse dieser Industrie decken nicht nur den Bedarf des Landes, sondern bilden auch einen gewinnbringenden Ausfuhr-Artikel. Die Einfuhr betrug nämlich (1883) ungefähr 2·6 Millionen fl., dagegen der Export von Holzindustrie-Waaren etwa 16·5 Millionen Gulden. Nichtsdestoweniger besitzt das Ausland, insbesondere Oesterreich, in einigen Zweigen dieser Industrie noch immer die Oberhand, namentlich in Holz- und tapezirten Möbeln, in feineren Holz- und Korbflechtwaaren. Ebenso ist die Fabrikation der Fournieren vorwiegend ausländisch und wird es wohl auch bleiben, da hier hauptsächlich fremde Holzarten, selbst transoceanische, in Verwendung kommen. Sehr erfreulich ist aber der Aufschwung, den Ungarn in der Herstellung von Möbeln aus gebogenem Holze, in Parquetten und Fässern genommen hat und worin die Ausfuhr dominirt.

Treten wir nun aus der Industriehalle beim südlichen Portale hinaus, so präsentirt sich sofort in gefälliger Weise der *Forstpavillon*, welcher von 245 Ausstellern die Producte der Forstcultur, des forstlichen Unterrichtswesens und der Jagd enthält und schon durch sein charakteristisches äusseres Gepräge einen guten Eindruck macht. Das Königreich Ungarn besitzt ein Waldgebiet von 15.868,136 Katastral-Joch oder 9.132,748 Hektar, was 29·73% oder nahezu 30 Percent des gesammten Culturbodens (53.370,321 Joch) gleichkommt. Allerdings ist dieser Waldreichtum sehr ungleichmässig verteilt. Im eigentlichen Ungarn findet man den relativ stärksten Waldbestand in den Landesteilen am rechten Theissufer (29—48%), dann auf dem linken Ufer der Donau (19—58%), auf dem linken Theissufer, doch hier schon mit namhaften Unterbrechungen und in Siebenbürgen, das noch immer ein echtes Waldland (18—61%) bildet. Unter zehn Percent Waldboden haben die Comitate Stuhlweissenburg, Raab, Wieselburg, Tolna, Bács-Bodrog, Csongrád, Jazygien-Gross-Kumanien-Szolnok (nur 0·5% !), Hajdu, Szabolcs, Csanád und Torontál; es sind also die inneren Landstriche des Alföld, die vom Walde entblösst sind und empfindlichen Holzmangel leiden. Kroatien-Slavonien und die ehemalige Militargrenze besitzen grossen Waldreichtum (37—40%). Das jährliche Gesammterträgniss der Wälder in ganz Ungarn beträgt nahe an 10 Millionen Gulden (9.960,359 fl.) und im Durchschnitt per Joch 64 Kreuzer. Das ist sicherlich ein sehr bescheidenes Erträgniss; und doch gibt es weite Gegenden des Landes, wo dasselbe noch weit unter diesem Landes-Durchschnitt zurückbleibt. Dies ist der Fall in den Komitaten Bereg, Sáros, Ung, Zemplin, Bihar, Marmaros, Szatmár, Szilágy, Arad, Krassó-Szörény und fast in ganz Siebenbürgen. Und gerade in diesen Landesteilen breiten sich die grössten Waldungen aus. Die Wälder Ungarns, deren Geldwert auf 2400—3100 Millionen fl. veranschlagt wird, werfen darnach nur ein durchschnittliches Erträgniss von kaum $^1/_3$ Percent ab, bilden also dermalen noch ein gröss-

tenteils todtes Capital, das erst seiner entsprechenden Ausnützung und Verwendung harret.

In den ungarischen Wäldern herrscht im Allgemeinen die Buche, die verschiedenen Arten des Nadelholzes und die Eiche vor; in den Staatsforsten machen die Eichenwälder 15½ %, die Buchen- und sonstigen Laubwälder 58%, die Nadelbäume 26½ % der Waldungen aus; in den Privatforsten dürfte ein gleiches Verhältniss bestehen. Die ungarische Regierung hat in richtiger Erkenntnis der hohen volkswirtschaftlichen, klimatischen, hygienischen etc. Bedeutung der Wälder in neuerer Zeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eine derartige Forstpolitik eingeführt, welche die Erhaltung und rationelle Ausnützung unserer Waldungen im Auge hat. Dies geschah teils im Wege der Gesetzgebung und der Administration, teils durch ihr vorbildliches Beispiel in der Forstcultur.

Ohne Kroatien-Slavonien ist das Land in 20 Forst-Inspectionen eingeteilt, an deren Spitze je ein Inspector und ein Unter-Inspector steht. Diesen Inspectoren sind 13.090,582 Katastral-Joch Wald zugewiesen. Die oberste Leitung des gesammten Forstwesens ist seit dem Jahre 1881 dem Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel übertragen. Eine Hauptaufgabe der staatlichen Forstadministration besteht auch in der Aufforstung der kahlen Bergabhänge und zu diesem Zwecke werden den Privatbesitzern die Setzlinge geliefert. Im Jahre 1883 wurden aus den Aerarialbaumschulen 1.508,000 solche Setzlinge an die Privateigentümer überlassen und für das Jahr 1884 standen gar 4.150,000 Setzlinge zur Verfügung.

Der ungarische Staat besitzt (Ende 1884) an Waldeigentum 2.883,898 Katastral-Joch; dazu kommen in den Komitaten Marmaros und Árva noch 431,217 Katastral-Joch, bei denen der Staat Mitbesitzer ist; ferner haben die in staatlicher Verwaltung befindlichen Religions-, Studien- und Universitätsfonds einen Waldbestand von 94,835 Joch.

Zur Heranbildung der Forstbeamten besteht in Schemnitz die weithin bekannte *Forstakademie*, die mit der dortigen Bergakademie in Verbindung ist. An derselben wirken für die forstlichen Fächer drei ordentliche Professoren und drei Assistenten.

Der internationale Verkehr weist in Bezug auf die Holzausbeute für Ungarn einen günstigen Stand nach. Die Einfuhr belief sich (1883) auf 4·73 Millionen fl., die Ausfuhr dagegen auf 27·89 Millionen fl. In einzelnen Holzarten, z. B. in weichem gesägtem Holze (Brettern), überwiegt die Einfuhr den Export; ebenso in Bezug auf Harz und Pech.

Die Jagd bildet in Ungarn heutzutage hauptsächlich nur noch einen Gegenstand des Sports, besitzt jedoch unstreitig auch namhafte wirtschaftliche Wichtigkeit in Anbetracht des Wertes, den das Wild an Fleisch, Fell, Haut, Hörnern etc. repräsentirt. Die wichtigsten Wildarten Ungarns sind: Hirsche (in drei Spiel-Arten, kommt in den Wäldern jenseits der Donau,

dann in den nordöstlichen und östlichen Grenzgebirgen vor, wurde neuestens auch im Bükk-Gebirge, im Grantale, in der Fruska-Gora eingeführt und wird überdies in einzelnen Wildparks gehegt); Rehe (in allen grösseren Waldungen Ungarns und Siebenbürgens), Gemsen (in der hohen Tátra und in Siebenbürgen), Wildschweine (namentlich in den Komitaten Ung, Bereg, Marmaros, dann in Siebenbürgen, Oberungarn und im Banat), Bären (in Oberungarn und in Siebenbürgen), Wölfe (in allen grösseren Waldungen der Karpathen noch immer zahlreich), Luchse (ebenfalls in allen grössern Waldungen), Wildkatzen (in den Hügelgegenden und im Mittelgebirge), Füchse (besonders häufig); selten ist der Edelmarder, dagegen zahlreich der Hase. An Jagdtieren aus der Vogelwelt ist Ungarn ebenfalls besonders reich, da ist die Trappe, der Fasan, das Rebhuhn, die Schnepfe, die Wildtaube, Wildente, Wildgans u. s. w.

Indem wir nun das Gebiet des Forstwesens verlassen, begeben wir uns auf die Nordseite des Ausstellungsplatzes und treten hier in die weiten Hallen des *Pavillons für Landwirtschaft* ein. Die hier ausgestellten Producte zeigen die Leistungsfähigkeit unseres Landes auf einem andern Gebiete der Urproduction in glänzender Weise. Ungarn ist heute noch immer vorwiegend ein Agriculturstaat, in dem Ackerbau und in der Viehzucht beruht hauptsächlich die materielle Kraft des Landes. Es ist also wohl gerechtfertigt, wenn wir diesem wichtigen Teil unserer Landes-Ausstellung eine eingehendere Berücksichtigung zuwenden.

Unsere Landwirtschaft weist heute die grösste Mannigfaltigkeit auf und trägt den Charakter einer Uebergangs-Periode deutlich an sich. Die einzelnen Wirtschaftsgebiete sind nicht blos nach Lage, Klima, Bodenverhältnissen etc. ungemein verschieden, sondern sie unterliegen auch den von einander oft sehr abweichenden Bewirtschaftungsmethoden, wie diese durch den betreffenden Volksstamm, das Herkommen und die nationale Tradition oder durch den Einfluss rationeller und geläuterter Einsichten hervorgerufen werden. Eine allgemein giltige Gesammtcharakteristik der Landwirtschaft in Ungarn lässt sich deshalb nicht leicht geben, und wir verzichten hier schon aus Rücksichten des Raumes darauf, die mannigfaltigen Abstufungen, Nuancen und Contraste auch nur anzudeuten.

Eine allmählige Neugestaltung der ungarischen Landwirtschaft vollzieht sich seit etwa vierzig Jahren; vordem erzeugte man hauptsächlich nur zur Deckung der eigenen Bedürfnisse, weil der Weltmarkt dem Lande verschlossen war; nur in Westungarn und dann an den Ufern der Donau und Theiss sowie in gewerbsreicheren Gegenden producirte der Landmann auch für den Markt. Ein Umschwung in diesen patriarchalischen Verhältnissen trat seit dem Ende der Vierziger Jahre ein und die politischen Zustände sowie die gründlich geänderten Communications- und handelspolitischen Verhältnisse von 1850 her brachten denselben vollends zum

Durchbruche. Ungarn wurde in das mitteleuropäische Eisenbahnnetz einbezogen, die Strassen und Wege erfuhren eine umfassende Verbesserung, die Zollschranken gegen Oesterreich fielen und durch die Befreiung des Grund und Bodens, durch die Schaffung des freien Bauernstandes, gewann die ungarische Landwirtschaft eine um so mächtigere Förderung, als gerade zu Anfang der Fünfziger Jahre der Getreidebedarf in Europa ein ausserordentlicher, somit die Preise ungewöhnlich hoch gestiegen waren. Nicht minder wirkte auch die allgemeine Besteuerung zwingend auf die Grundbesitzer, so dass sie auf die vermehrte Production bedacht sein mussten. Leider war unsere Landwirtschaft für diesen Umschwung nicht vorbereitet. Es fehlte die erforderliche Sachkenntnis, der umsichtig berechnende Geschäftsgeist, das Capital, die nötige Arbeitskraft und die rationelle Instruction und Bewirtschaftung. Unsere Landwirtschaft warf sich einseitig auf den Körnerbau, namentlich auf Weizen, weil dieser anfangs durch äussere Umstände begünstigt worden war. Die Wirtschaft blieb mehr extensiv als intensiv und hatte manche bedenkliche Zustände für unsere Landwirte im Gefolge.

Neuestens beobachtet man nun vielen Orts einen erfreulichen Fortschritt. Obgleich die alte Dreifelderwirtschaft im Allgemeinen noch immer vorherrscht, so hat doch die rationelle westeuropäische Wirtschaftsmethode bereits grosses Terrain gewonnen. Den Uebergang vermittelt an den meisten Orten der Anbau von Futterkräutern, namentlich der Kleebau; im Alföld und überhaupt in den wasserärmeren Gegenden baut man die Luzerne, verbindet mit dem Ackerbau landwirtschaftliche Industriezweige z. B. Spiritusbrennerei, Milchwirtschaft u. s. w. Freilich geht dieser Umgestaltungsprocess nur langsam, nur stellenweise vor sich: ja hie und da bemerkt man sogar Rückfälle in die vormärzliche Wirtschaftsmethode. Ungarn besitzt in Folge dessen gegenwärtig Musterwirtschaften, welche mit den fortgeschrittensten Ländern Westeuropas die Concurrenz bestehen können; andere befinden sich im stufenweisen Umbildungsprocesse begriffen; wieder Andere verblieben im Grossen und Ganzen bei der altertümlichen Bewirtschaftungsmethode und endlich gibt es solche, welche dem allmähligen Zerfall entgegen gehen. Dies ist namentlich in den Reihen der mittleren Grundbesitzer der Fall.

Nach den neuen Kataster-Aufnahmen hat das ganze Königreich Ungarn 53.370,321 Katastral-Joch à 1600 □Klafter oder 30.716,953 Hektar Culturland. Davon entfallen für die eigentliche Agricultur 36.762,705 Joch oder 21.148,407 Hektar, für den Weinbau 739,480 Joch oder 425,580 Hektar und für den Wald 15.868,136 Joch oder 9.132,748 Hektar.

Nach den einzelnen Bestandteilen des Königreiches zerfällt das Culturland:

	Ackerland	Weingärten	Waldreg.
	in Katastraljochen		
in Ungarn (mit Siebenb.) ...	32.540,524	622.233	13.204,612
„ Kroatien...	1.301,784	59,721	914,464
„ Slavonien	968,009	34,135	594,464
„ der ehem. kroat. Militärgr. ...	1.952,388	23,391	1.154,664

Nimmt man das durchschnittliche Erträgnis der Landwirtschaft in Betracht, so ergibt sich, dass im Allgemeinen der auf dem rechten Donauufer liegende Landesteil (also Westungarn), dann das Gebiet zwischen Theiss und Donau (das eigentliche Alföld) und einzelne Komitate (Pressburg, Gran, Neutra) an der Donau auf deren linkem Ufer die höchsten Durchschnittszahlen aufweisen. Hier kommt das reine Erträgniss durchschnittlich per Joch auf 4 fl., in den meisten Komitaten steht dasselbe zwischen 4—5 fl.; über 5 fl. nur in acht Comitaten, nämlich in Bács-Bodrog (7·58 fl.), Stuhlweissenburg (6·38 fl.), Oedenburg (6·27 fl.), Tolna (5·89 fl.), Wieselburg (5·64 fl.), Raab (5·22 fl.), Jazygien (5·11 fl.) und Gran (5·15 fl.).

Kleinere Hauptdurchschnitte findet man im Allgemeinen in dem Gebiete auf beiden Ufern der Theiss, dagegen zeigt der Landstrich zwischen Theiss und Maros sehr verschiedene Durchschnitte. Die Theissgegend hat überhaupt in den meisten Comitaten nur ein Durchschnitts-Erträgniss von 1—2 fl., nur in zehn Comitaten steigt dasselbe höher; über 5 fl. in den Comitaten Békés (6·99 fl.), Csanád (6·95 fl.) und Torontál (6·15 fl.); nahe kommt Temes (4·62 fl.). Mit den meisten Theisscomitaten auf einer Linie stehen die Gebirgs-Gegenden auf dem linken Donauufer (Oberungarn). Die siebenbürgischen Landesteile weisen überhaupt niedrigere Durchschnittserträgnisse auf; während jenseits der Drau (in Kroatien-Slavonien und in der ehemaligen Militärgrenze) das Erträgniss sich dem Durchschnitte der Comitate im eigentlichen Ungarn nähert. Die geringsten Erträgnissziffern (unter 1 fl.) haben im eigentlichen Ungarn: Marmaros (42 kr.), Árva (85 kr.) und Liptó (90 kr.); in Siebenbürgen: Csik (33 kr.), Udvarhely (58 kr.), Bistritz-Naszód (67 kr.), Fogaras (76 kr.), Hunyad (97 kr.) und Maros-Torda (99 kr.).

Ganz anders wird jedoch dieses Zifferbild, sobald man die Durchschnittserträgnisse nach den einzelnen landwirtschaftlichen Hauptzweigen (Ackerbau, Weinbau, Wald) scheidet. In diesem Falle weisen die Weingärten die höchsten Durchschnittsziffern auf, nämlich von 5—12 fl. Nur wenige Comitate überschreiten diese Ziffern, und zwar Oedenburg (21·32 fl.), Stuhlweissenburg (16·24 fl.), Wieselburg (15·17 fl.). Csanád (15·06 fl.), Temes (15·04 fl.), Pressburg (14·30 fl.), Zala (13·78 fl.), Pest (13·67 fl.) und Baranya (13·27 fl.).

Beim Walde bewegt sich das Erträgniss in Extremen von 1—2 fl. (in der Donau-Gegend) bis herab zu 8 kr. (in Siebenbürgen).

Was nun die eigentliche Agricultur betrifft, so ist das Durchschnittserträgniss ebenfalls sehr verschieden, und zwar:

unter 1 fl. in den Comitaten: Árva, Marmaros, Csik und Udvarhely;

von 1—2 fl. in Liptau, Trentsin, Sáros, Zips, Bereg, Ung, Ugocsa, Bistritz-Naszód, Fogaras, Hunyad, Kolozs, Maros-Torda, Gross-Kokelburg, Hermannstadt, Szolnok-Doboka, Torda-Aranyos;

von 2—3 fl. in Thurócz, Sohl, Zemplin, Bihar, Szabolcs, Szatmár, Szilágy, Krassó-Szörény, Unter-Weissenburg, Kronstadt, Háromszék und Klein-Kokelburg;

von 3—4 fl. in Hont, Neograd, Abauj-Torna, Gömör, Arad;

von 4—5 fl. in Bars, Baranya, Komorn, Somogy, Eisenburg, Zala, Csongrád, Heves, Pest-Pilis-Solt-Kleinkumanien, Borsod, Hajdu und Temes;

von 5—6 fl. in Gran, Neutra, Pressburg, Raab, Wieselburg, Tolna, Weszprim, Jazygien, Grosskumanien, Szolnok;

über 6 fl. in Stuhlweissenburg, Oedenburg, Bács-Bodrog, Bekés, Csanád und Torontál.

Fasst man nun nach den drei landwirtschaftlichen Hauptzweigen das Reinerträgniss zusammen, so ergibt sich (in Tausenden von Gulden) in

	Ungarn	Siebenbürgen	Kroat.-Slav.	Zusammen
das Ackerland ...	115,132	8,661	14,216	138,210
» Weinland ...	6,737	304	1,229	8,270
der Wald	6,750	1,145	2,081	9,978
Zusammen	128,619	10,310	17,526	156,456

Wollte man nun auf Grund dieses landwirtschaftlichen Rein-Erträgnisses von 156.456,000 Gulden den Bodenwert der Culturfläche berechnen, so würde derselbe bei Annahme einer vierpercentigen Verzinsung 3666 Millionen fl., bei fünf Percenten aber 2800 Millionen Gulden betragen. Rechnet man hiezu noch die nützlichen Haustiere nach deren Geldwert, so erhält man

4·6 Mill. Stück	Rindvieh à 75 fl.	345	Mill. Gulden
9·3 » »	Schafe u. Ziegen à 4 fl.	37	» »
2·1 » »	Pferde à 90 fl.	189	» »
6 » »	Schweine à 15 fl.	90	» »
Sonstiges	Kleinvieh (Geflügel, Bienen etc.) ...	25	» »
	Zusammen ...	686	Mill. Gulden

Nimmt man endlich noch den Wert des sogenannten «todten Inventars» mit etwa 225 Millionen fl. an, so beträgt das in Ungarn (mit Siebenbürgen) in der Landwirtschaft und Viehzucht investirte Capital (ohne die Gebäude) 3720—4500 Millionen Gulden; mit den Bauten (466—600 Millionen fl.) aber mindestens 4000—5000 Millionen Gulden.

Die Anbaufläche in den hauptsächlichsten Erzeugnissen der Agricultur war in den Jahren 1883 u. 1884 folgende:

	1883	1884
Weizen	2.608,425 Ha.	2.751,020 Ha.
Halbfrucht (Roggen u. Weizen)	193,431 «	1.303,667 « (Halbfrucht und Roggen zusammen)
Roggen	1.098,686 «	
Gerste	972,304 «	995,354 «
Hafer	992,690 «	998,501 «
Hirse	34,725 «	50,546 « (Hirse und Heidekorn zusammen)
Heidekorn	17,328 «	
Mais	1.824,124 «	1.855,633 «
Kartoffel	393,910 «	411,857 «
Zuckerrübe	36,017 «	38,891 «
Futterrübe	76,945 «	80,701 «
Tabak	59,759 «	58,375 «
Reps	125,876 «	107,061 «
Lein	12,211 «	11,006 «
Hanf	67,459 «	65,632 «
Erbsen, Linsen, Bohnen	39,416 «	97,015 « (Erbsen, Linsen, Bohnen und Wicken zusammen)
Wicken	51,051 «	
Luzerne	365,509 «	200,956 « / 188,546 «
Zusammen	8.969,866 Ha.	9.214,761 Ha.
Natürliche Wiesen	2.598,633 «	2.628,462 «

Die Hauptproducte unserer Agricultur sind also Weizen, Mais, Roggen (und Halbfrucht), Hafer und Gerste; diese umfassen 7/8 der Anbaufläche. Einen bedeutenden Raum nehmen noch die Kartoffeln, die künstlichen Wiesen und der Reps ein; die übrigen Producte erreichen kaum 1% der gesammten Anbaufläche.

Um nicht allzubreit zu werden, müssen wir uns die Anführung der geographischen Verteilung der verschiedenen Anbauflächen im Lande versagen und beschränken uns nur auf die summarische Angabe der Productionsmengen innerhalb des Zeitraumes von 1874 bis 1884. Es betrug die Ernte

	Brotfrüchte	Gerste	Hafer	Mais	Kartoffeln	Rüben	Heu
	in Mill. Hektoliter					Mill. Meterz.	
im Jahre 1874	36·6	12·4	14·0	7·6	15·5	7·7	34·6
« « 1875	30·1	7·6	7·8	28·1	14·4	6·2	33·7
« « 1876	28·7	11·1	13·9	23·0	17·4	8·4	29·7
« « 1877	49·9	12·1	14·1	19·1	16·2	7·8	46·3
« « 1878	59·7	16·7	21·2	36·2	32·4	19·3	46·4
« « 1879	28·9	9·2	13·5	23·2	15·9	11·7	51·2
« « 1880	42·5	17·9	21·7	34·8	31·0	21·9	45·0
« « 1881	48·1	14·1	16·8	28·9	30·4	20·1	74·0
« « 1882	68·0	20·2	23·8	37·9	42·7	25·8	66·8
« « 1883	48·6	13·8	18·0	30·7	43·3	25·1	75·0
« « 1884	55·9	16·5	20·2	31·8	33·0	25·6	74·6
Durchschnittlich	45·2	13·8	16·8	27·4	26·5	16·3	52·5

Wie diese Zahlen lehren, bewegt sich unsere landwirtschaftliche Production gerade in den wichtigsten Erzeugnissen in auffallenden Sprüngen. In den obigen eilf Jahren blieb z. B. das Erträgniss an Brotfrüchten fünfmal unter dem Durchschnitt, und zwar sehr bedeutend, zurück; bei der Gerste und dem Hafer war dies ebenfalls fünfmal, beim Mais viermal, bei den Kartoffeln wieder fünfmal, bei den Rüben sechsmal und beim Heu eben so oft der Fall. Diese schwankende Production schädigt ungemein die Continuirlichkeit des ungarischen Getreidemarktes.

Den internationalen Verkehr in den verschiedenen Sorten der Ackerbauproducte zeigt folgende Liste aus dem Jahre 1883.

	Einfuhr	Ausfuhr
	in Gulden österr. Währung	
Weizen	7.812,668	54.577,540
Halbfrucht	8,259	192,130
Roggen	170,210	11,762,812
Gerste	1,658,258	14.273,267
Malz	15,739	1.166,832
Hafer	331,127	6.468,047
Mais	3.056,324	9.961,908
Heidekorn	3,138	115,029
Hirse	609.307	380,187
Hülsenfrüchte	229,857	3.911,834
Reis	2.824,479	454,865
Kartoffeln	57,841	149,880
Heu und Stroh	204,166	585,890
Rohr	11,569	23,604
Reps	40,349	5.431,829
Lein- und Hanfsamen	23,981	1.160,737
Sonstige Sämereien	29,683	12,546
Pflanzenbestandteile	590.443	1.208,655
Hopfen	384,982	115,126

Mit Ausnahme von Hirse, Reis, sonstigen Sämereien und Hopfen ist der ungarische Getreidehandel durchwegs activ und zwar in meist weit überragender Weise; man vergleiche die Ein- und Ausfuhr beim Weizen, Roggen, Gerste, Malz, Hafer, Mais, Hülsenfrüchten, Reps, Lein- und Hanfsamen u. s. w.

Der *Tabakbau* ist in Ungarn Staatsmonopol. Derselbe hat seit den Vierziger Jahren unseres Säculums eine beträchtliche Umgestaltung erfahren. Während damals nämlich die Tabakpflanzung insbesondere in den Hügel-Gegenden betrieben wurde, hat sie sich jetzt hauptsächlich in das Alföld zurückgezogen. Der Tabak wird relativ am meisten gebaut in den Comitaten Szabolcs, Csanád, Heves, Jazygien, Arad, Hajdu, Pest, Békés, Tolna und Bihar. Im Jahre 1882 waren 98,065 Joche bebaut, die einen Ertrag von 52.188,694 Kgr. im Gesammtwerte von 9.157,626 fl. lieferten.

Das Durchschnittserträgniss per Joch ist 354 Kgr., der Erlös 93·38 fl. Die Brutto-Einnahmen der ungarischen Tabakregie im Jahre 1883 waren 30.721,981 fl. Ausserdem ist noch die Tabakproduction für den Export einzelnen Privaten gestattet; im Jahre 1883 waren 12,622 Joch für den Export bebaut mit einem Ertrag von 5 Millionen Kgr., wovon 3·6 Millionen Kgr. zum Export nach Frankreich und Italien gelangten. Die ungarische Tabakregie versorgt einen grossen Teil der österreichischen mit Rohmaterial; auch gehen ungarische Tabaksorten und Tabakproducte in grosser Menge nach Deutschland.

Nach der Volkszählung von 1880 sind mit der Agricultur und dem Forstwesen beschäftigt ausser 973,465 Frauen noch

1.451,707	Besitzer
23,393	Pächter
11,925	Beamte
554,458	Jahresknechte
771,849	Arbeiter (Taglöhner)
35,446	Hintersassen (Zsellér)
698,428	Familien-Mitglieder

Zusammen 3.547,206 männliche Individuen; mit den obigen Frauen sind es 4.520,671 Personen.

Seit der Wiedereinsetzung der selbstständigen ungarischen Regierung im Jahre 1867 hat sich dieselbe, namentlich das Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel, die Hebung und Förderung der Agricultur sehr angelegen sein lassen. Dies geschah nicht blos durch die Verbesserung des landwirtschaftlichen Unterrichts und die Errichtung dreier landwirtschaftlicher Lehranstalten, durch Preisausschreibungen, Prämiirungen, Entsendungen ins Ausland, sondern auch durch die Anlage von Musterwirtschaften, durch die Herbeischaffung besserer Sämereien, durch die Herstellung von Versuchsstationen, durch die Einführung des Instituts der Cultur-Ingenieure, durch die Regulirung der Seiden- und Bienenzucht, durch wiederholte Specialausstellungen, materielle Unterstützungen Einzelner und ganzer Gesellschaften, durch die Bestellung öconomischer Berichterstatter, durch die Gründung und Herausgabe eines landwirtschaftlichen Fachblattes u. s. w.

Gegenwärtig bestehen in Ungarn (und Siebenbürgen) ausser der landwirtschaftlichen Akademie in Ungarisch-Altenburg noch vier landwirtschaftliche Lehranstalten zu Keszthely, Debreczin, Kolozs-Monostor und Kaschau; ferner fünf Ackerbau-Schulen zu Debreczin, Liptó-Ujvár, Rimaszombat, Zsitva-Ujfalu und Ada, und die sechste wird in Csákova errichtet; fünf Winzer- und Gärtnerschulen in Budapest (Ofen), Diószeg, Tarczal, Ménes und Nagy-Enyed. Alle diese Schulen sind Staatslehranstalten, die abgesehen von dem Erträgnisse ihrer eigenen Wirtschaften in der Höhe

von 122,000 fl. vom Staate eine jährliche Ausgabe von 170,000 fl. beanspruchen. Ausserdem subventionirt die Regierung eine Reihe niederer Ackerbau-, Winzer- und Gärtnerschulen zu Istvántelek (bei Budapest), zu Gross-Szent-Miklós (Torontál), zu Mediasch, Bistritz, Pressburg u. a. Für die künftigen Volksschullehrer sind an mehreren Lehrerseminarien landwirtschaftliche Lehrcurse eingerichtet; zur Verbreitung besserer Kenntnisse und gehöriger Gewandtheit in den Zweigen der Weinbehandlung, der Bienenzucht, des Obstbaues, der Flachscultur wurden Wanderlehrer bestellt. Alle diese Veranstaltungen und weitere Vorkehrungen bekunden deutlich das lebhafte Interesse, welches die ungarische Regierung der Landwirtschaft entgegenbringt und wie sie dasselbe kräftig zu betätigen sucht.

Dem eigentlichen Ackerbau steht der *Gartenbau* sehr nahe; unsere Landesausstellung bringt denselben in wiederholten periodischen Ausstellungen (Blumen, Obst, Gemüse) zur Anschauung. In Ungarn ist der Gartenbau uralt, aber eine verständige und sachkundige Pflege hat derselbe doch erst in den letzten Jahrzehnten gewonnen. Die Küchengärtnerei hat selbstverständlich hierlands von jeher zur Deckung der häuslichen Bedürfnisse grosse Aufmerksamkeit gefunden. Gewisse Producte der Küchengärtnerei fanden schon vor etwa vierzig Jahren auch eine Erzeugung im Grossen. So z. B. das Gemüse in Kalocsa und auf der Insel Csepel, die Zwiebel in Kalocsa und in der Bácska, der Paprika im Csanáder Comitate; ebenso Salatarten, Rettiche, Gurken, Kopfkohl und Melonen; letztere sind namentlich aus Heves, Bihar, Szabolcs, Syrmien u. a. O. berühmt. Vortreffliches Obst lieferten von jeher die Hügelgegenden des Landes, insbesondere Oedenburg, Zala, Somogy, Baranya, Kroatien und die ehemalige rumänisch-banater Militärgrenze. Im Norden des Landes sind wegen ihres Obstes bekannt die Comitate Gömör, Sohl, Trencsin, Hont, Bars, Neograd, Torna-Abauj, Borsod u. a. In den Fünfziger Jahren hat der Gartenbau durch die ausländische Concurrenz manchen harten Stoss erlitten; dies gilt insbesondere von der Obstcultur. Andererseits bemerkt man jedoch auch einigen Aufschwung in der Kunst-Gärtnerei, die nach rationellen Grundsätzen vielen Orts mit Erfolg und Gewinn betrieben wird.

Im Ganzen umfasst die Gärtnerei im Königreiche Ungarn 696,268 Joch oder 406,719 Ha. und es beschäftigen sich berufsmässig damit (1880) 6583 Individuen, nämlich 3309 selbstständige Unternehmer und 3274 Gehilfen. Aber ausser diesen gibt es noch zahlreiche Dilettanten und Gartenfreunde, welche sich mit der Gartenbaukunst eingehend befassen. In Oedenburg, Eisenburg, in Syrmien, in einzelnen Gegenden des Krassó-Szörényer Comitats, in Siebenbürgen u. s. w. bildet die Gärtnerei einen hervorragenden Erwerbszweig der häuslichen Beschäftigung des Stadt- und Landvolkes.

Der internationale Verkehr in Gartenbauproducten zeigt folgende Ziffern (vom J. 1883). Es betrug in Gulden ö. W.:

	Einfuhr	Ausfuhr
Frisches Obst	690,313	562,715
Frisches Gemüse	290,620	208,378
Zwiebel und Knoblauch	36,057	52,394
Lebende Pflanzen	44,675	16,394
Pflanzenbestandteile	590,443	1.208,655
Nüsse und Haselnüsse	40,011	131,710
Gedörrte Zwetschken	3.211,792	10.613,052
Gedörrtes und eingemachtes Obst	13,620	136,792
Zwetschkenmus	5943	630,739
Conservirtes Gemüse...	74,072	23,419

Die Gartenbauproducte bilden also einen namhaften Gegenstand des auswärtigen Handelsverkehres und verdienen deshalb auch vom allgemein ökonomischen Gesichtspunkte ernste Beachtung. Auffallend ist die überwiegende Einfuhr des frischen Obstes; hier ist der Veredlung der Obstcultur noch ein weites Feld geöffnet.

Der *Weinbau*, welcher auf unserer Ausstellung durch zahlreiche Aussteller reichlich vertreten ist, und durch die eröffneten diversen «Kosthallen» den Besuchern die Gelegenheit bietet, die verschiedensten Sorten des Ungarweines durch Autopsie unverfälscht kennen zu lernen, bildet von jeher einen liebgehegten Zweig der ungarischen Landwirtschaft. Seitdem Kaiser Probus um das Jahr 276 in der Gegend des alten Syrmium, des heutigen Mitrowitz, die ersten Reben gepflanzt hatte, fand diese Cultur rasche Verbreitung. In der Baranya führten sie noch die Römer ein; das alte Pannonien genoss seiner Weine wegen einen weitverbreiteten Ruf. Von dort aus kam die Rebe nach Erlau. Auch in Siebenbürgen wird der Weinbau bis auf die Römerherrschaft zurückgeführt; die im XII. Jahrh. daselbst angesiedelten Sachsen gaben demselben einen neuen Aufschwung. Der Weinbau in der Hegyalja (um Tokaj) ist nach der Mongolen-Verwüstung (1241—42) unter König Béla IV. hierhergerufenen Italienern zu danken. Von diesen ursprünglichen Sitzen aus hat sich dann die Pflege der Rebe allmählich über das ganze Land verbreitet; ausgenommen sind nur die hochgelegenen Gegenden der Komitate Árva, Liptau, Thurócz, Zips, Sáros, Marmaros, Csik und Háromszék.

Das gegenwärtige Weingebiet Ungarns umfasst (wie schon oben kurz angedeutet) 739,484 Katastral-Joch oder 425,580 Hektar, davon kommen auf das eigentliche Ungarn 578,654 Joch, auf Siebenbürgen 43,479 Joch und auf Kroatien-Slavonien 117,247 Joch. Eine auffallende Erscheinung ist es, dass auch der Weinbau gleich der Obstcultur in neuerer Zeit sich von den Hügelgegenden mehr und mehr in das Alföld hinabzieht.

Hinsichtlich der Productionsmenge und deren Geldwert stehen uns

folgende Ziffern zu Gebote. Vorerst ist zu erwähnen, dass die frischen Weintrauben bis vor wenigen Jahren einen sehr erheblichen Handelsartikel bildeten. Und zwar betrug der Erlös hiefür im In- und Auslande:

im Jahre 1874	768,907	Gulden
« « 1875	1.198,507	«
« « 1876	903,951	«
« « 1877	573,812	«
« « 1878	594,206	«
« « 1879	296,586	«
« « 1880	404,089	«
« « 1881	365,484	«
« « 1882	227,995	«
« « 1883	238,219	«

Der Wert der verkauften frischen Trauben sank also seit 1875 so bedeutend, dass er im Jahre 1883 nur kaum ein Fünftel des früheren Erlöses beträgt. Im Jahre 1883 hat man an frischen Trauben 2.524,040 Kilogramm verkauft; davon kamen 1.749.627 Kgr. auf den inneren Consum, und 778,413 Kgr. für den Export. An diesem Export beteiligten sich zumeist die Komitate Hont (allein 454,200 Kgr.), Stuhlweissenburg, Neutra, Oedenburg, Pest, Pressburg und Neograd.

Was nun die Menge des erzeugten Weines sowie die Hauptsorten desselben anbelangt, so war diese nach dem im Jahre 1884 aufgenommenen Grundbuche der Landes-Regierungscommission in Ungarn-Siebenbürgen folgende:

	Weingebiet	Fechsung	Weiss-	und Rotweine
	Hektar		Hektoliter	
I. Kreis diesseits der Donau	71,189	661,805	352,622	309,183
II. « jenseits « «	126,138	1.801,055	805,543	995.512
III. « diesseits der Theiss	39,204	305,811	194,522	111,289
IV. « jenseits « «	72,162	531,333	328,021	203,312
V. Siebenbürgen	28,295	208,471	158,894	49,577
Zusammen	337,588	3.508,475	1.839,602	1.668,873

Kroatien-Slavonien ist in sechs Weindistricte eingeteilt: Syrmien-Karlowitz, Verőcze-Bellovár, Agram-Karlstadt, Gradiska-Brod, Petrinja und Küstenland; doch stehen hierüber keine nähern Daten aus neuerer Zeit zur Verfügung. Das Gesammterträgniss wird wohl etwas zu hoch gegriffen mit 2.120,000 Hektoliter angegeben.

Aus dem ungarischen Weine wird Cognac, Weinessig und Champagner erzeugt; ausserdem benützt man die Trebern zur Branntweinbrennerei.

Ehe wir den internationalen Verkehr in seinen Hauptziffern mitteilen, merken wir uns noch, dass die *Spirituserzeugung* einen der wichtigsten landwirthschaftlichen Industriezweige in Ungarn bildet. Das Roh-

materiale bietet einerseits der Ackerbau (Mais, Kartoffeln, Roggen, Gerste, ferner Rüben etc.), andererseits der Obstbau (Zwetschken, Kirschen u. s. w.). Ausserdem liefert die Zuckerfabrikation einen vortrefflichen Stoff. Die Zahl der Spiritus- und Branntweinbrennereien beträgt (1882) in Ungarn-Siebenbürgen und Kroatien-Slavonien 81,331, darunter 618 Spiritus-Fabriken; in der kroatisch-slavonischen Militärgrenze 10,973 Brennereien, alle im gewöhnlichen Hausbetrieb. Die Erzeugnissmenge war (ohne die Militär-Grenze) 65.825,250 Hektoliter; in der ehemaligen kroatisch-slavonischen Militärgrenze 373,600 Hektoliter. Ausser in der Hauptstadt wird die Spiritus-Fabrikation noch in den Städten Arad, Temesvár, Szegedin, Klausenburg, Maros-Vásárhely u. a. O. lebhaft betrieben. Mit dieser Fabrikation steht die Spiritusraffinerie, die Erzeugung der Presshefe und die Liqueurfabrikation in Verbindung. Für alle diese Zweige bestehen kleinere und grössere Etablissements in ziemlicher Anzahl.

Die *Biererzeugung* hat in Ungarn einen geringeren Umfang als die Spiritusfabrikation; und doch könnte auch dieser Industriezweig bei uns ein blühendes Gedeihen finden, da Gerste und Hopfen hier in vorzüglicher Qualität und ausreichender Quantität producirt werden. Leider bemerkt man eher das Gegenteil. Noch im Jahre 1876 gab es im ganzen Königreiche 232 Bierbrauereien (davon 15 in der Militärgrenze) mit einem Gesammt-Erzeugniss von 865,687 Hektoliter; im Jahre 1882 befanden sich (ohne die Militärgrenze) nur noch 127 Brauereien in Tätigkeit und erzeugten zusammen 469,850 Hektoliter Bier. Die drei grössten Brauereien sind in Budapest (Steinbruch 2) und in dessen Nähe (in Promontor 1); dann gibt es noch grössere Bierbrauereien in Pressburg (2), Ungarisch-Altenburg, Temesvár, Hermannstadt u. a. O.

Der auswärtige Handelsverkehr in Wein und sonstigen Getränken und Spirituosen war im Jahre 1883 folgender:

	Einfuhr	Ausfuhr
	in Gulden österr. Währung	
Wein (in Fässern)	3.456,772	13.694,915
» (in Flaschen)	129,402	438.268
Cognac...	31,588	47,674
Champagner-Weine...	80,821	79.854
Weingeist (Spiritus)	1.996,246	9.158,256
Branntwein	588,937	654,332
Liqueur	781.773	18,056
Arak und Rum	1.061,301	53,272
Essig	80,355	25,704
Bier (in Fässern)	1.861,105	275,129
» (in Flaschen)	245,784	71,779
Hefe...	268,329	529,142
Weinstein	20,887	48,241

Aus diesem Ausweise ist ersichtlich, dass unter den zu dieser Gruppe gehörigen Hauptindustriezweigen der Wein und Spiritus ein sehr beträcht-

liches Ausfuhrplus, das Bier dagegen eine ebenfalls bedeutende Mehreinfuhr zeigt. Eine ähnliche Mehreinfuhr bemerkt man auch bei den feineren Sorten der Spirituosen (Liqueur, Arak, Rum). In Champagner- oder Schaumweinen halten Ein- und Ausfuhr einander ziemlich das Gleichgewicht. Demnach muss in diesen Zweigen auf die Hebung der Bier- und der Liqueurproduction ein besonderes Augenmerk gerichtet werden.

Nur in Kürze wollen wir noch des argen Feindes gedenken, der seit einem Decennium den Weinbau Ungarns mit Verderben bedroht; es ist die Phylloxera vastatrix, die zuerst in der Gegend von Pancsova im Jahre 1875 aufgetreten ist und seitdem von Jahr zu Jahr grösseres Terrain erobert hat. Im Jahre 1883 wurde das verwüstende Insect in 27 Komitaten in 130 Gemeinden beobachtet; das occupirte Terrain beträgt 1·6 pCt. des Weingebietes und in 0·4 pCt. desselben hat der Weinbau in Folge dessen auch tatsächlich aufgehört. Dieser grossen Gefahr gegenüber sucht die ungarische Regierung im Sinne der Beschlüsse der internationalen Phylloxera-Convention die bedrohten Gegenden zu verteidigen. Ausserdem geht deren Bemühen dahin, den Weinbau trotz dem Vorhandensein der Phylloxera möglich zu machen. In dieser Beziehung steht die Einführung der widerstandskräftigen amerikanischen Rebe an erster Stelle. Ueberdies wurden Versuchsstationen angelegt, und werden die Winzer in einer entsprechenderen Pflege des Weinstockes unterrichtet u. s. w.

Die *Viehzucht* bildet den anderen mächtigen Zweig der in Ungarn von jeher heimischen Urproduction. Wir besitzen von allen nutzbaren Haustieren Original-Rassen, die ihre besonderen günstigen Eigenschaften besitzen. So zeichnet sich das äusserlich etwas unansehnliche ungarische Pferd durch Ausdauer und Schnelligkeit besonders aus; ebenso hat das ungarische Rind Kraft und ansehnlichen Körperbau; unsere Schweine und Schafe besitzen gleichfalls ihre guten Seiten, doch hat die Zucht ungarischer Schafe in jüngster Zeit einigen Rückgang erlitten.

Nach der neuen Kataster-Aufnahme besitzt ganz Ungarn 7.496,550 Katastral-Joch oder 4.304,533 Hektar natürliche Weide und 6.010,711 Joch oder 3.504,405 Hektar Wiese, zusammen also 13.507,261 Joch oder 7.808,928 Hektar Gras- und Futterbau-Land. Dazu kommen noch (gemäss der Erntestatistik vom Jahre 1883) 635,072 Joch oder 365,509 Hektar künstliche Wiesen, 133,690 Joch oder 76,945 Hektar Futterrüben und endlich 3.758,676 Joch oder 2.163,267 Hektar Brachfeld, so dass ausschliesslich zur Erhaltung des Viehes 17.946,000 Joch oder 10.420,353 Hektar Land zur Verfügung standen.

Ungarns Viehstand beträgt 2.158,819 Stück Pferde, 5.311.378 Stück Rindvieh, 9.838,000 Schafe, 333,223 Ziegen und 4.443,200 Schweine. In der *Pferdezucht* behauptet Ungarn eine hervorragende Stelle; das ungarische Pferd einheimischer Rasse ist ein vorzügliches Wagen- und Reittier;

das schwere Zugpferd ist in Ungarn nicht zu Hause. Für die Veredlung der Pferde wird hierlands bekanntlich sehr viel getan und die Erfolge, welche die ungarische Pferdezucht auf den Wettrennen und internationalen Ausstellungen errungen haben, überheben uns jeder weitern Anpreisung. Staatsgestüte bestehen zu Kisbér, Bábolna, Mezőhegyes und Fogaras, deren Einrichtung und die Producte der Gestüts-Herrschaften auf unserer Landes-Ausstellung in einem besondern Pavillon ausgestellt sind.

Die ungarische *Rindviehzucht* hat unter den bösen Einflüssen der Viehseuche hart gelitten. Im Ganzen unterscheidet man drei Rindviehrassen: *a)* die eigentliche ungarische weisse, langgehörnte Edelrasse; *b)* die farbige Rasse; *c)* die Büffel. Häufig sind Kreuzungen mit Shorthorn- und Durhamrassen, mit Simmenthaler und Allgäuer Stieren oder Kühen; auch das holländische Milchvieh wird zahlreich gezogen. Als Zugtier ist die rein ungarische Rasse in der Ebene die beste und sie entspricht auch in der Mastung, welche im Lande in ausgedehnter und rationeller Weise betrieben wird. Die Zugleistung der ungarischen Ochsen reicht über 14 Jahre. Die Mastung erzielt oft ganz unglaubliche Resultate. Der Export an Rindern ist ein sehr bedeutender. Er beträgt im Monat durchschnittlich 7000 bis 8500 Stück; im Jahre 1882 waren es 92,566, im Jahre 1883 bereits 94,565 Stück. Der Hauptconsument ist Oesterreich, namentlich Wien. — Bis in die Sechziger Jahre unseres Säculums wurde die *Molkerei* in Ungarn sehr vernachlässigt; nur in den westlichen Grenzgegenden wurde wegen der Nähe Wiens der Milchwirtschaft grössere Aufmerksamkeit gewidmet. Gegenwärtig macht sich in dieser Richtung ein heilsamer Umschwung bemerkbar und die musterhafte Molkerei-Einrichtung in der landwirthschaftlichen Halle der Ausstellung, wo das Verfahren täglich practisch gezeigt wird, dürfte von guter Wirkung sein. Die Regierung hat auch diesem Zweige der Landwirtschaft ihre Sorgfalt zugewendet; auf den Staatsgütern werden Molkerei-Anstalten eingerichtet, im Schosse des Ackerbauministeriums ein eigenes Ressort, das «Landes-Inspectorat für Milchwirtschaft» creirt; die Käsefabrikation unterstützt u. s. w. Seit Ende 1883 besteht die «Budapester Central-Milch-Halle», eine Vereinigung von fünfzig Landwirten aus der Umgebung der Hauptstadt; der Verein hat eine Tageseinnahme von über 1000 Gulden und einen täglichen Umsatz von etwa 15,000 Liter Milch, Sahne, u. s. w. Auf der Ausstellung ist derselbe in einer besondern Verkaufsbude vertreten.

In der *Schafzucht* hat Ungarn neuestens abgenommen; während man noch im Jahre 1870 einen Stand von 15.076,997 Stück zählte, war derselbe, wie oben angegeben, im Jahre 1880 nur noch 9.838,100 Stück. Davon waren 3.774,387 einheimische, die übrigen veredelte Schafe. Auf den Rückgang der ungarischen Schafzucht hat die überseeische Concurrenz Australiens und das Aufreissen der freien Weidestrecken das Meiste einge-

wirkt. Die Zeit der bekannten Anekdote vom Fürsten Eszterházy, der als Botschafter in England eine Wette gewann, dass er mehr Schäfer als sein Gegenpartner, ein englischer Lord, Schafe besitze — diese Zeit ist schon lange vorbei.

Die ungarische *Schweinezucht* bildet einen wichtigen Gegenstand für den einheimischen Haushalt der Bewohner des Landes, sowie einen hervorragenden Artikel für den Export. Der ungarische Schweinehandel concentrirt sich seit Jahren in Steinbruch, diesem exponirten Stadtviertel von Budapest, wo stets 70—80,000 Stück Borstenvieh eingelagert sind. Die jährliche Zufuhr beträgt etwa 670,000 Stück, der Export über die Landesgrenze ungefähr 460,000 Stück. Die Wertsumme der in Steinbruch abgesetzten Schweine steigt bis 40 Millionen, wovon auf den Export über 28 Millionen Gulden entfallen. Die strenge Handhabung der sanitären Verordnungen in den letzten Jahren hat dargetan, dass zwar die Schweine ungarischer Rasse vollkommen trychinen- und finnenfrei sind, dass aber unter den in Steinbruch zum Verkaufe gelangenden serbischen und rumänischen Schweinen mit Finnen behaftete Waare bedeutend vorkommt. Demzufolge müssen seit 1. Februar 1880 alle aus Serbien und Rumänien in Ungarn eingeführten Schweine, sowie auch alle ungarischen, für den Export bestimmten Borstentiere nach Steinbruch gebracht, vom Staats-Veterinär amtlich übernommen und während 6 Tagen in isolirten Stallungen gehalten werden. Hier werden nun die Tiere sorgfältig untersucht und die krank befundenen sofort gekeult und unter Aufsicht der Veterinäre zu Seife und anderen technischen Producten verarbeitet.

Noch sei in Kürze bemerkt, dass in der landwirtschaftlichen Halle unserer Landes-Ausstellung auch sehr erfreuliche Resultate der *Seidenzucht* (Jahres-Erträgniss ungefähr 50,000 fl.), namentlich aber der *Bienen-* und *Fischzucht* zu sehen sind. Die Bienenzucht ist in Ungarn in dem letzten Decennium sehr in Aufnahme gekommen, insbesondere verdienen die Bemühungen und die Erfolge des «Südungarischen Bienenzüchter-Vereines» alle Anerkennung. Der Export betrug im Jahre 1884 an Honig 504,118 fl., an Wachs 281,589 fl.; Import in beiden Artikeln kaum 69,000 fl. Ungarns fliessende und stehende Gewässer sind reich an *Fischen*, obgleich der frühere sprichwörtliche Fischreichtum nicht mehr vorhanden ist. Unser Vaterland besitzt 60 Arten und einige Unterarten von Fischen, die in 6 Ordnungen und 13 Familien eingeteilt werden. Die Regierung hat ihr Augenmerk auch diesem Zweige zugewendet, und nach ihrem Beispiele haben Private und Vereine Fischzucht-Anstalten errichtet. Es gibt gegenwärtig dreizehn vom Staate subventionirte Fischzuchtanstalten und sechs von Privaten, Gesellschaften oder Communen unterhaltene.

Die dritte grosse Gruppe der Urproduction bildet der *Bergbau* mit dem sich daranschliessenden *Hüttenwesen*. In Ungarn und Siebenbürgen

reicht der Bergbau bis in die römische Zeit zurück; die Goldbergwerke in Siebenbürgen sowie die reichen Salzgruben daselbst und im eigentlichen Ungarn waren schon damals bekannt und in Pflege. Den oberungarischen Bergbau führt man bis auf die germanischen Quaden zurück. Später bildete der Bergbau den Gegenstand besonderer Sorgfalt der ungarischen Könige, zu deren Regalien das Montanwesen gehörte. Deutsche Bergleute haben hier mit vielem Glück und Geschick die Metallschätze zu Tage gefördert. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörten die ungarischen Bergwerke zu den berühmtesten in Europa; im 16. Jahrhundert bildeten sie noch immer eine namhafte Quelle der Bereicherung für das Welthaus der Fugger und des mit ihnen verbündeten und verwandten Geschlechtes der Thurzó. Bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts erhielt sich der ungarische Bergbau in Blüte; dann geriet er stark in Verfall und erst mit dem Kohlenbergbau begann in neuerer Zeit wieder ein erfreulicher Aufschwung, der jedoch noch weit grösserer Intensität und Extensität fähig wäre. In Betreff des Metall-Bergbaues unterscheidet man in Ungarn und Siebenbürgen fünf Regionen: Schemnitz-Kremnitz (Haupterze: gold- und silberhältiger Bleiglanz, Polybasil, Silberglanz, Rotsilbererz, Fahlerz, Melanit, goldhältiger Eisenkies u. s. w.); der oberungarische Bergdistrict im Zips-Gömörer Erzgebirge (Kupfererze, Eisenspat, Nikel, Kobalt, Brauneisenstein u. a.); District Nagybánya in der nordöstlichen Trachytkette (goldhältiger Eisenkies, reines Gold, Roteisenerz, Fahlerz, Melanit, Polybasil, Silberglanz, Natursilber, Bleiglanz, Kupferkies u. a.); Siebenbürgen (namentlich Edelmetalle) und der Banater Bergdistrict (Kupfer, Eisen, Silber, Blei, Zink u. a.). Das *Hüttenwesen* concentrirt sich im Grossen in denselben Gegenden, wo die Metallerze zu Tage gefördert werden; für die Eisenindustrie sind besonders namhaft: die Hüttenwerke im Grantal, dann die oberungarischen Werke in den Komitaten Zips, Gömör, Sohl, Abauj-Torna, namentlich im Sajó-Rima-Tale u. s. w. Die *Kohlenbergwerke* gruppiren sich in folgender Weise: nördlich vom Neutragebirge in den Komitaten Neograd und Heves die neogenen Kohlen von Salgó-Tarján und Kis-Terenne; in Siebenbürgen die neogenen und oligocänen Kohlen des Schiltales; die Banater Kohlenlager bei Steierdorf, Reschitza und Ebenthal; die Fünfkirchner Kohlen; dann einzelne aufgeschlossene Lager bei Ajka im Weszprimer Komitate, bei Afra und Gran, bei Brennberg in der Nähe von Oedenburg u. s. w. Für die Eisenindustrie Ungarns ist es von wesentlichem Belange, dass nur im Banate und in Siebenbürgen die Eisen- und Kohlenbergwerke einander räumlich nahe liegen, was in Oberungarn leider nicht der Fall ist. Ausser der montanistischen Halle des ung. Finanzministeriums sind auf unserer Landes-Ausstellung die Producte des Bergwerks- und Hüttenwesens noch in einzelnen instructiven Special-Pavillons zu finden, so z. B. in den Pavillons der österr.-ungar. Staatseisenbahn und der k. k. Donau-Dampfschiff-

fahrts-Gesellschaft, im Pavillon der Kronstädter Berg- und Hütten-Gesellschaft, in dem Pavillon der Ganz'schen Eisen-Giesserei, im Pavillon der Rimamurányer und Salgó-Tarjáner Eisenwerks-Gesellschaft u. a. O.

Den heutigen Zustand des Berg- und Hüttenwesens, der auf unserer Ausstellung in einem besondern Pavillon durch 233 Aussteller dargestellt ist, kennzeichnen in Kürze folgende Ziffern. Zu Ende 1882 waren in Ungarn insgesammt 463.228,230 □Meter verliehene Bergwerksmasse, davon fielen 84 166,183 □Meter auf das Aerar, 374.062,047 □Meter auf den Privat-Bergbau. Die Zahl der Privatbesitzer beträgt 1217, so dass auf einen Besitzer im Durchschnitte 311,473 □Meter entfallen. In Kroatien-Slavonien ist die verliehene Bergwerksmasse 110.080,858 □Meter, die Zahl der Privatbesitzer nur 30; die Zahl der Freischürfe in Ungarn 15,598, in Kroatien-Slavonien 4680, zusammen also 20,278. An Berg- und Hüttenarbeitern zählte man (1880) in Ungarn und Siebenbürgen 45,048, in Kroatien-Slavonien 646, zusammen 45,694 Personen, davon waren 38,881 Männer, 1475 Weiber und 5338 Kinder. Die Bruderladen zeigten einen Vermögensstand in Ungarn *a)* bei den ärarischen Werken von 2.834,356 Gulden; *b)* bei den Privat-Bergwerken von 4.941,799 Gulden; in Kroatien 47,442 Gulden.

Den Productionswert der ungarischen Berg- und Hüttenwerke für das Decennium 1873—1882 zeigt nachstehende Tabelle:

1873	23.426,307	Gulden
1874	19.812,683	«
1875	19.731,780	«
1876	18.752,729	«
1877	18.787,757	«
1878	18.737,959	«
1879	17.563.575	«
1880	18.623,981	«
1881	19.165,349	«
1882	19.918,460	«

Seit dem Tiefstande von 1879 befindet sich also das montanistische Erträgniss Ungarns wieder in continuirlicher Zunahme, hat aber die Höhe von 1873 noch lange nicht erreicht.

Der *Salzbergbau* ist in Ungarn Staatsmonopol. Obgleich Ungarn in seinem nordöstlichen Teile und in Siebenbürgen Salzlager von riesigen Dimensionen besitzt, so wird der Bergbau dennoch nur an verhältnissmässig wenigen Orten betrieben. Im Marmaros Szigeter District zu Rónaszék, Sugatag und Slatina, dazu kommt noch die Salzsiederei zu Soóvár; in Siebenbürgen zu Deésakna, Marosujvár, Parajd, Torda und Vizakna (Salzburg). Im Jahre 1882 betrug die erzeugte Menge 1.639,293 Metercentner im Werte von 12.599,118 Gulden. Die Zahl der Arbeiter war

2164 (2034 Männer, 2 Weiber, 128 Kinder); der Stand der Bruderladen 416,196 Gulden.

Um unsere Skizze nicht zu ungebührlich auszudehnen, müssen wir die auf unserer Ausstellung des Fernern exponirten übrigen Industrie-Zweige übergehen; wir verweisen darum nur im Allgemeinen auf die vortrefflichen Leistungen unserer Fabriken für *landwirtschaftliche Maschinen*, auf die Expositionen *einzelner Grossindustrieller in Holz* und *Holzwaaren*, auf die *agrikolare* und *industrielle Production* hervorragender ungarischer Grossgrundbesitzer, z. B. des Erzherzogs *Albrecht*, des Grafen Erwin *Schönborn* u. a.; auf die *Eisenbahn-* und *Dampfschiffbauten*, die teils im staatlichen Betriebe teils Eigentum privater Gesellschaften sind. Das *Communicationswesen* hat in Ungarn seit 1867 überhaupt einen sehr bedeutenden Fortschritt gemacht, insbesondere wurde das Eisenbahnnetz in vordem ungeahnter Weise erweitert und vervollständigt. In dem Pavillon des Ministeriums für Communicationen und öffentliche Arbeiten erhält man ein deutliches Bild von der Entwicklung unserer Strassen, Eisenbahnen, von der Flussschifffahrt, dem Post- und Telegraphenwesen. Nicht minder lehrreich ist die daselbst exponirte Darstellung *des Hafens und der Hafeneinrichtungen von Fiume*, unserer See-Schiffahrt, der Schiffsmodelle u. s. w. Dieser Teil der Ausstellung findet seine Ergänzung in den überaus instructiven Separat-Ausstellungen der österreichisch-ungarischen Staatsbahn-, der Südbahn- und der k. k. priv. Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die ungar. Eisenbahnlinien betrugen im Jahre 1867 ungefähr 3200 Km., heute über 8400 Km.; dazu kommen noch etwa 63 Km. Pferdebahnen. Die schiffbaren Wasserstrassen betrugen 7927·34 Km., davon sind 3039·34 Km. für Dampfschiffe fahrbar; auf diesen wurden im Jahre 1882 befördert 2.628,882 Personen und 2.130,388 Tonnen Waaren. In den Hafen von Fiume liefen im Jahre 1883 ein und aus 4756 Segel- und 2166 Dampfschiffe, davon fuhren 1964 Segel- und 306 Dampfschiffe unter ausländischer Flagge.

Ebenso müssen wir ein näheres Eingehen auf den Inhalt des *Pavillons des Landesvertheidigungs-* oder *Honvéd-Ministeriums*, sowie auf die sehr beachtenswerte Exposition der *Gesellschaft vom «roten Kreuze»* und auf die *hygienische Abteilung* überhaupt uns an dieser Stelle versagen, weil es hiefür an Raum gebricht.

Nur der *Haus-Industrie*, den *Sträflings-Arbeiten* und dem *Unterrichtswesen* sowie der *Kunsthalle* wollen wir noch einen kurzen Besuch abstatten. Die *Hausindustrie* ist bei den verschiedenen Volksstämmen des Landes ebenso reich entwickelt als mannigfaltig gestaltet; kein Stamm entbehrt derselben, aber jeder schafft in anderer, ihm eigentümlicher charakteristischer Weise. Dies verleiht dem Pavillon für Hausindustrie schon an sich ein hohes ethnographisches Interesse; ausserdem verdienen die daselbst

ausgestellten Producte der 1038 Aussteller auch vom national-ökonomischen und ethischen Gesichtspunkte alle Beachtung und Wertschätzung. Schon bei Gelegenheit der Landes-Frauenindustrie-Ausstellung zu Budapest im Jahre 1881 konnte sich Jedermann überzeugen von dem reichen Schatz an Fleiss, Geschicklichkeit und Geschmack, der in dem weiblichen Teile unserer Bevölkerung anzutreffen ist. Nunmehr erhält man aber einen vollen Einblick in das hausindustrielle Wirken und Schaffen der Bewohner. Wie das Volk bei uns wohnt, wie es sein Haus einrichtet, seine Geräte und Möbeln verfertigt, seine Wäsche und Kleider spinnt, webt, färbt und näht, wie es in Freud und Leid sich behilft — das leuchtet alles aus den zahlreich ausgestellten Gegenständen des Hausindustrie-Pavillons den Besuchern entgegen. Besonders anziehend wirken daselbst die farbenreichen Originaltrachten unserer Bevölkerung, dann die gleichfalls naturgetreu eingerichteten fünfzehn Bauernzimmer der Székler, der ober- und niederungarischen Magyaren, der Sachsen, der Bulgaren, der Serben, der Rumänen und Bulgaren. Dazu kommen dann Gewebe und Gespinnste aller Art, Hauseinrichtungen, Werkzeuge, Wirtschaftsgeräte aus Holz, Stroh, Rohr, Thon, Steingut, Weidenruten, Binsen u. a. Stoffen. Das Volk ist sehr erfinderisch im Aufsuchen und Ausnützen des Rohmaterials. Angenehm berührt der gesunde Farben- und Formensinn, der bei den Geweben, in den Trachten und bei den Gerätschaften sich deutlich kundgibt. Die Kunstindustrie kann daraus manches lernen.

Viel besucht ist auch der *Pavillon für die Sträflings-Arbeiten*, welcher den beruhigenden Trost giebt, dass die Verirrten, Unglücklichen oder Böswilligen unseres Geschlechts, die das Gesetz und Recht übertreten und verletzt haben, in der Zeit ihrer Strafe zur sittigenden Arbeit verhalten werden. So mancher verlorne Sohn der Gesellschaft wurde dadurch dem Lande wieder gewonnen. Bei den einzelnen Arbeiten der öffentlichen Strafhäuser und Gefängnisse ist jedesmal angeführt, was der Betreffende früher im Leben getrieben hat und da ist es interessant zu beobachten, wie oft die Leute von ganz entgegengesetzten Berufsarten zu tüchtigen Handwerkern herangebildet wurden. Die ausgestellten Gegenstände überraschen zum Teil durch die Sauberkeit und Correctheit ihrer Ausführung; zweckmässig erscheint es, dass die Sträflinge meist zu Arbeiten für den täglichen Hausbedarf verhalten werden; Luxusartikel finden sich nur wenig vor.

Das *Industrie-Unterrichtswesen* verdankt in Ungarn seine ausreichendere Pflege erst der Wirksamkeit des seit 1867 wiederhergestellten k. ung. Ministeriums für Cultus und Unterricht. Baron Josef *Eötvös* ergriff die Idee der Verbesserung der Industrieschulen mit lebhaftem Eifer; die erste neuorganisirte Industrieschule wurde im Jahre 1869 in Ofen errichtet; ihr folgten bald noch sechs andere in der Hauptstadt nach. In der Provinz giengen die Siebenbürger Sachsen mit der Errichtung verbesserter Ge-

werbeschulen voran; seit dem Jahre 1873 wurde jedoch unter den Nachwirkungen der Wiener Weltausstellung der Hebung und Förderung der Industrieschulen ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Ein hervorragendes Verdienst gebührt hierbei dem jetzigen Unterrichtsminister, Sr. Excellenz dem Herrn *August Trefort*, unter dessen Leitung ein Landes-Museum für Industrie und Gewerbe eingerichtet und das gesammte niedere und mittlere Industrie-Schulwesen neu organisirt wurde. Es bildeten sich «Hausindustrie-Vereine» mit Lehrwerkstätten, Holzschnitzschulen, Weberei- und Flechtschulen; die Aneignung und Uebung eines Hausindustriezweiges bildet heute einen Lehrgegenstand der Lehrerseminarien, und wurde auch in die Volksschulen eingeführt; mittlere Gewerbeschulen, verbesserte Zeichnenschulen, Maschinenbauschulen, permanente Ausstellungen etc., sowie ein neugegründeter «Landesverein für das Kunstgewerbe» haben in dieser Richtung eine intensive und folgenreiche Bewegung in unserer Gesellschaft hervorgerufen. Wer die in der *Halle für öffentlichen Unterricht und Erziehung* ausgestellten Arbeiten der verschiedenen Gewerbeschulen betrachtet, der wird mit Freuden einen sehr bedeutenden Aufschwung constatiren können. Die Leistungen zeichnen sich durch Nettigkeit und Solidität aus; nur möchte man bei einzelnen Kunsttischler-Arbeiten wünschen, dass sie auf die practische Verwendbarkeit grössere Rücksicht nehmen sollten und bei den sehr hübschen Holzschnitz-Arbeiten bedauert man allgemein die zu hohen Preise, welche die Forderungen in den österreichischen Industrieorten für Arbeiten dieser Art, z. B. in Hallstadt, weit übersteigen und darum unsere Erzeugnisse nur schwer concurrenzfähig machen.

Der Industrie-Unterricht für die Schüler beiderlei Geschlechts nimmt in unserer Unterrichts-Halle überhaupt einen dominirenden Platz ein. Dies gilt noch insbesondere von den *weiblichen Handarbeiten*, die hier in ganz ungewöhnlicher Weise reichlich vertreten sind und dadurch alle übrigen Lehranstalten in den allzu bescheidenen Hintergrund gedrängt haben. Wir freuen uns aufrichtig des rüstig fortschreitenden weiblichen Unterrichts, obgleich man dabei mit Rücksicht auf die gar zu viel gepflegten Luxusarbeiten sowie auch auf sonstige Absonderlichkeiten im literarischen Unterricht manches Bedenken nicht unterdrücken kann; aber eine derartige Vordrängung auf Kosten der übrigen Unterrichtszweige war doch des Guten zu viel. Mit Recht beklagen sich die Vertreter der übrigen Lehranstalten, die auf den Aschenbrödel-Anteil verwiesen worden sind.

Sagen wir es nur kurz heraus: *diese Ausstellung in der Unterrichts-Halle bietet kein getreues und kein übersichtlich geordnetes Bild von dem Zustande und der Leistungsfähigkeit unserer öffentlichen Lehranstalten.* Gerade das Unterrichtswesen ist es, auf dessen Fortschritt und Aufschwung innerhalb der letzten anderthalb Decennien wir mit Fug und Recht stolz

sein dürfen und das auch im Auslande bei den Fachmännern alle Anerkennung gefunden hat. Wer nun die ungarischen Schulzustände nach dieser Ausstellung beurteilen wollte, der müsste sagen: In Ungarn scheint nur der gewerbliche und der weibliche Unterricht Fortschritte gemacht zu haben; alle sonstigen öffentlichen Lehranstalten: Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien, Realschulen, Universitäten und Polytechnikum treten kaum in die Erscheinung, besitzen also wohl keine nennenswerte Bedeutung. Und doch wäre dieses Urteil ein grundfalsches, das mit der Wahrheit im Widerspruche stünde. Wir können hier natürlich kein umfassendes Bild von dem Fortschritte in unserem Unterrichtswesen geben; die «Ungarische Revue» hat zu wiederholten Malen auf Grund der offiziellen Berichte unseres Unterrichtsministers, die übrigens auch in deutscher Sprache erschienen sind, detaillirtere Mitteilungen über den Stand unserer öffentlichen Bildungsanstalten gebracht, auf die wir hier zurückweisen. Nur einige Hauptziffern wollen wir dennoch anführen, um den Fortschritt unseres Schulwesens gegen 1869 zu kennzeichnen.

Es gab in Ungarn (und Siebenbürgen) im Jahre

	1869	1883
Elementarschulen	13,798	15,893
höhere Volksschulen ...	—	68
Bürgerschulen	—	129
höhere Mädchenschulen	—	9
Zusammen	13,798	16,099

Diese waren im Jahre 1869 von 1.152,115 Schülern besucht; im Jahre 1883 zählte man 1.757,352 Schüler. Die Zahl der Kinderbewahranstalten (Kindergärten) beträgt 346 mit 36,228 besuchenden Kindern.

Es bestanden im Jahre

	1869	1883
Lehrerseminarien	39	53
Lehrerinnenseminarien... ...	7	17
für beide Geschlechter ..	—	1
Zusammen	46	71

Im Jahre 1869 war die Zahl der Lehramtscandidaten beiderlei Geschlechts 1144; im Jahre 1883 aber 3823. Mit den höheren Volksschulen und den Lehrerseminarien wurden seit 1873 Lehrwerkstätten verbunden deren Zahl heute 59 ist mit 2500 Schülern.

An Mittelschulen waren im Jahre

	1869	1883
Ober- oder vollständige Gymnasien	67	84
Unvollständige Gymnasien	77	60
Ober- oder vollstängige Realschulen	5	21
Unvollständige Realschulen	17	6
Aus Realschulen in Gymnasien wurden umgestaltet	—	7
Zusammen	166	178

Die Zahl sämmtlicher Schüler an den Mittelschulen im Jahre 1869 war 38,138, im Jahre 1883 aber 40,473.

Ungarn hat gegenwärtig zwei Universitäten (3846 Hörer im Jahre 1883), ein Polytechnicum (645 Hörer), dreizehn Rechts-Akademien (763 Hörer) und 55 theologische Lehranstalten (1851 Hörer). Mit den Universitäten in Budapest und Klausenburg sind Seminarien für Mittelschulprofessoren verbunden.

An Fachschulen besitzt Ungarn: sechs Hebammenlehranstalten mit 381 Hörerinnen, eine mittlere Gewerbeschule in Budapest mit 98 Zöglingen, 40 Handelsschulen mit 379 Schülern und eine Handels-Akademie.

Humanitäts-Anstalten sind: zwei Taubstummeninstitute mit 153, ein Blindeninstitut mit 86, ein Institut für Blödsinnige mit 18 und 58 Waisen- und Rettungshäuser mit 2001 Zöglingen.

Unter den Anstalten für allgemeine Cultur sind zu nennen: die Landestheaterschule (40 Zöglinge), die Landes-Musikakademie (134 Zöglinge), die Maler-Meisterschule (11 Zöglinge), die Landes-Musterzeichnenschule (97 Zöglinge) und die Kunstindustrieschule (35 Zöglinge). Nicht minder fördern die allgemeine Cultur das National-Museum, eines der reichsten und besteingerichteten Institute dieser Art in Europa, die Landes-Bildergallerie, die historische Bilder-Halle, das Landes-Gewerbe- und Landes-Lehrmittel-Museum, das k. Technologische Gewerbemuseum. Alle diese Institute befinden sich in der Landeshauptstadt. Das ungarische Unterrichtsbudget beanspruchte im Jahre 1869 einen Aufwand von 1.074,000 fl., im Jahre 1885 von 5.548,668 fl., wozu dann noch die ebenso beträchtlichen Zuschüsse der Gemeinden, Confessionen, der Fonds und Stiftungen, der Gesellschaften, Vereine und Corporationen kommen. Von ganz besonderem Interesse sind noch andere Objecte im Pavillon des Unterrichtswesens. Wir nennen: die musterhaften *statistischen Wandkarten* des. kön. ung. *statistischen Landes-Bureaus* und dessen Publicationen überhaupt; ferner die Exposition der ung. *Geographischen Gesellschaft*, die Editionen der ung. *Akademie der Wissenschaften*, die Publicationen des ung. *historischen Vereines* und der *Naturforscher-Gesellschaft*; die Schul- und Lehrbücher unserer namhaftesten *literarischen Gesellschaften* und *Verleger* u. a.

Gegenüber dem *Königs-Pavillon*, einem prächtigen Bau im Barok-Styl, der im Innern eine Musterleistung unserer einheimischen Möbel- und Decorations-Industrie zeigt, erhebt sich im italienischen Renaissancestyl die *Kunsthalle*, deren äusseres Gesimse und Säulencapitäler mit einem reichen Ornamentenschmuck aus Majolika geziert ist; ebenso die Akroterien, die Zoopheren, Triglyphen u. s. w. Der Farbenreichtum dieser Ornamente sowie die feine und zarte Ausführung der Arbeit verdienen alles Lob. Die Halle, zu der ein prächtiger Treppenaufgang führt, fasst die ausgestellten Werke der bildenden Künstler Ungarns in sich. Ungarn hat namentlich in

der Malerei verdienten Weltruf erlangt und wir begegnen auch den besten Namen unserer lebenden Künstler in diesen Räumen. Munkácsy, Benczur, Liezen-Mayer, Vastagh, Barabás, Ligeti, Mészöly, Wagner und eine zahlreiche Schaar vortrefflicher jüngerer Kräfte haben hier Bilder ausgestellt, deren nähere Würdigung wir jedoch einem andern, sachverständigen Beurteiler überlassen. Auch die plastische Kunst ist durch den leider zu früh verstorbenen Meister Adolf Huszár, dann durch Tilgner und einige jüngere Bildhauer angemessen vertreten. Ebenso hat in dieser Halle auch die Architectur und die kunstarchaeologische Ausstellung des ungarischen National-Museums eine Stätte gefunden.

Indem wir damit die flüchtige Skizzirung jener Teile der Ausstellung, welche sich auf das Land überhaupt beziehen, verlassen, glauben wir noch einige Specialitäten mindestens in den Hauptumrissen nachholen zu müssen.

Unter den Separat-Ausstellungen fesselt zumeist der *Pavillon der Hauptstadt Budapest*, welcher ein deutliches Bild der jüngsten Entwickelung dieser Stadt bietet. Man findet daselbst die Pläne und Modelle der hervorragendsten Bauten, der Kanalisirung, des Unterrichtswesens etc. der Hauptstadt ausgestellt.

Budapest ist eben in diesen letzten achtzehn Jahren aus einer mässigen Mittelstadt zur europäischen Grossstadt geworden und dieses Wachstum erinnert fast allenthalben an amerikanische Raschheit. Uebersieht man die Resultate des Erreichten und Angestrebten, wie solches aus den Objecten, Modellen. Zeichnungen, Karten, graphischen und literarischen Darstellungen des hauptstädtischen Pavillons hervorgeht: so muss man alle Anerkennung zollen. Noch vor fünfzehn Jahren floss der Donaustrom zwischen Ofen und Pest ungeregelt in seinem Bette dahin; von den Quaimauern waren kaum erst (zu beiden Seiten der Kettenbrücke) winzige Ansätze zu erblicken; an der Stelle der jetzigen Palastreihe des Franz Josef- und Rudolf-Quais auf der Pester, und des Burg-Quais auf der Ofner Seite lagen die Kehrichthaufen der Stadt und verbreiteten pestilenzialischen Duft. Die engen, ungeregelten Strassen waren nur zum Teil gepflastert, die Strassenreinigung primitiv und mangelhaft, die Strassenbeleuchtung unzureichend; ebenso war das Polizei- und Marktwesen, die öffentlichen Gesundheits-, Sicherheits- und Sittlichkeitsverhältnisse auf niedriger Stufe. Pest besass im Jahre 1868 erst achtzehn Volksschulen. Ueberall offenbarte sich: Spiessbürgerliche Kleinstädterei, Armut, Zurückgebliebenheit, Verwahrlosung.

Und heute?

Heute zählt Budapest anerkanntermassen zu den schönsten Städten Europas. Die mächtige Donau liegt eingezwängt in einem regelmässigen Bette. An Stelle der brüchigen, für Schiffe fast unzugänglichen Ufer sind

weithin sich dehnende formidable Quaimauern getreten, wo Schiff an Schiff in bequemster Weise nebeneinander geheftet liegt. Wo vordem penetrante Düfte ekliger Kehrichthaufen die Gegend unzugänglich machten, dehnt sich nun der prächtige, von aller Welt bewunderte Corso hin. Das ganze Stadtgebiet ist auf das genaueste triangulirt und nivellirt. Die Regulirungslinien sind, sorgfältig combinirt, für Jahrhunderte hinaus festbestimmt und in den entscheidendsten Richtungen zum grossen Teile auch schon durchgeführt. Im Innern der Stadt sind 1,444.000 Quadratmeter Strassenfläche gepflastert, im äusseren Stadtgebiete sämmtliche Strassen ohne Ausnahme makadamisirt; nicht weniger als 8 Millionen Gulden wurden an diesen Zweck gewandt. Die Canalisirung wird nach einem wohldurchdachten Plane angelegt; $2^{7}/_{10}$ Millionen fl. sind für Neubauten schon bisher verausgabt worden und weitere 3 Millionen stehen für die nächsten Jahre in Aussicht. Die Strassenreinigung — ein Punkt, auf dem bisher leider noch die geringsten Erfolge zu verzeichnen sind — hat vergleichsweise ausserordentliche Fortschritte gemacht, indem zur Zeit schon nicht weniger als 1.045,000 Quadratmeter Strassenfläche täglich zur Reinigung gelangen. Sodann die Strassenbeleuchtung, die durch 7772 Lampen von 16 Kerzen durchschnittlicher Leuchtkraft vermittelt, dreist mit den besten Beleuchtungsanlagen anderer europäischer Grossstädte in Vergleich gesetzt werden kann. Für den eminent wichtigen Zweck der Wasserversorgung hat die Commune $5^{3}/_{4}$ Millionen fl. verausgabt und fernere 8 bis 10 Millionen für die nächsten Jahre bestimmt. Unser Feuerwehrwesen ist nach den besten europäischen Mustern organisirt. Unser öffentliches Schlachthaus, mit einem Kostenaufwande von $1^{3}/_{4}$ Millionen hergestellt, wird allenthalben als nachahmungswertes Vorbild angesehen, und gegen die grossartigen Lagerhäuser, welche die Commune zur Förderung des Handelsverkehrs mit einem Kostenaufwande von $3^{1}/_{4}$ Millionen Gulden erbauen liess, wird von einsichtigen Leuten vielleicht nur der einzige Einwand erhoben werden k nnen, dass sie für ihren Zweck viel zu prächtig und zu teuer seien. In hohem Grade beachtenswert sind ferner die Leistungen, welche die Commune auf dem bis 1868 ganz vernachlässigt gebliebenen Gebiete des Unterrichtswesens aufzuweisen hat. Bis zum Schluss des Jahres 1884 wurden errichtet: 51 Elementarschulen mit 438 Classen und 442 Lehrern, 10 Bürgerschulen mit 66 Classen und 124 Lehrern, 5 Gewerbe-Zeichnenschulen mit 13 Classen und 18 Lehrern, und 2 Realschulen mit 22 Classen und 40 Lehrern. Für Schulbauten allein wurden seit 1868 $4^{1}/_{10}$ Millionen ausgegeben und für $1^{1}/_{4}$ Million Gulden stehen Neubauten in Vorbereitung; ausserdem hat die Commune während der letzten fünfzehn Jahre zur Unterstützung von Schulen, die nicht direct ihrem Wirkungskreise zugehören, an 600,000 fl. verwendet. Im Einklange mit dieser ausserordentlichen Entwicklung steht schliesslich auch die Progression der Bevölkerungs-

zunahme, die seit 1868 rund 300,000 Seelen beträgt, sowie auch der Fortschritt im Sanitätswesen der Hauptstadt, zu dessen Charakterisirung wohl das einzige Datum genügt, dass noch 1874 auf 1000 Bewohner 44.9 Todesfälle constatirt wurden, wogegen 1884 der Sterblichkeits-Coëfficient bereits auf 29.9 herabgesunken war.

Noch gedenken wir unter den vielen interessanten Einzeln-, Special- und Collectiv-Ausstellungen an dieser Stelle des *kroatischen Pavillons,* in welchem das kroatisch-slavonische Königreich und die nunmehr mit ihm gesetzlich und factisch vereinigte Militärgrenze ihre Natur- und Industrieproducte ausgestellt haben. Bekanntlich weigerte sich eine Partei in Kroatien, die gemeinsame ungarische Landes-Ausstellung zu beschicken. Die Agramer Handels- und Gewerbe-Kammer lehnte in ihrer am 18. Februar 1884 abgehaltenen Sitzung die Einladung zur Beschickung dieser Ausstellung ab. Die kroatische Opposition wollte eben in unsinniger selbstmörderischer Weise den politischen Kampf auch auf nationalöconomischem Gebiete fortsetzen. Aber das kroatische Volk und seine Industriellen erkannten besser ihr wahres Interesse und so sehen wir in dem auch architectonisch interessanten Pavillon der kroatisch-slavonischen Landes-Regierung einen ansehnlichen Schatz gewerblichen Fleisses und beachtenswerte Producte der Natur ausgestellt. Die kroatische Industrie bewegt sich allerdings zumeist noch in den Anfängen einer kräftigeren Entwickelung, aber sie zeigt bereits in einzelnen Zweigen der Metall- und Holzindustrie ganz respectable Leistungen. Ganz Treffliches bietet die Hausindustrie an Textilwaaren verschiedener Art; die kroatischen und serbischen Weiber und Mädchen sind als geschickte und geschmackvolle Spinnerinnen und Weberinnen, Stickerinnen etc. wohl bekannt. Die Männer verfertigen einfachere Holzgeräte mit grosser Accuratesse. Kroatien-Slavonien ist jedoch vorwiegend ein ackerbautreibendes und viehzüchtendes Land. Wir geben zur Orientirung hier einige statistische und sachliche Daten, wie solche das Agramer statistische Landes-Bureau mitgeteilt hat.

Der *Flächeninhalt Kroatien-Slavoniens* beträgt 42,516·015 Quadrat-Kilometer; die *Bevölkerungszahl* 1.892,499, auf 1 Quadrat-Kilometer entfallen demnach 44 Einwohner. Die Bevölkerungsziffer teilt sich auf 943,666 *männliche,* 948,833 *weibliche* Einwohner. Dem *Familienstande* nach sind:

	männlich	weiblich	zusammen
Ledige	529,305	474,701	1.004,006
Verehelichte	382,504	387,256	769,760
Verwitwete	31,301	86,260	117,651
Gesetzlich geschiedene	402	494	896
Unbekannten Standes	154	122	276

der *Confession* nach:

		männlich	weiblich	zusammen
Röm.-katholisch		663,837	682,648	1.346,485
Griechisch-katholisch		5,314	5,326	10,640
Griechisch-orientalisch		255,451	242,295	497,746
Evangelische	Augsb. Conf.	7,724	7,517	15,241
	Helv. Conf.	4,299	4,144	8,443
Unitarier		1	4	5
Uebrige Christen		169	150	319
Juden		6,768	6,720	13,488
Mohamedaner		71	2	73
Confessionslose		13	8	21
Unbekannter Confession		19	19	38

der *Muttersprache* nach:

	männlich	weiblich	zusammen
Kroatisch *oder* serbisch	852,699	859,654	1.712,353
Slovenisch	11.034	9,068	20,102
Böhmisch	7,702	6,882	14,584
Slovakisch	4,782	4.296	9,078
Russinisch	1,434	1,393	2,827
Russisch	3	3	6
Polnisch	307	178	485
Bulgarisch	63	3	66
Deutsch	39,715	'3,424	83,139
Magyarisch	21,012	20,405	41,417
Rumänisch	1,102	942	2,044
Italienisch	1,769	635	2,404
Zigeunerisch	1,794	1,688	3,482
Andere Sprachen	242	247	489
Unbekannt	8	15	23

Die Zahl der Einwohner, welche das 6. Lebensjahr überschritten haben, beträgt: 778,747 männliche, 785,403 weibliche, zusammen 1.564,150, hievon sind des *Lesens und Schreibens kundig*: 245,355 männliche, 144,898 weibliche, zusammen 390,253, des Lesens allein: 4660 männliche, 12,677 weibliche, zusammen 17,337, *weder des Lesens, noch des Schreibens kundig*: 528,732 männliche, 627,828 weibliche, zusammen 1.156,560.

Der *Viehstand* in Kroatien-Slavonien ist aus nachstehenden Zahlen ersichtlich:

Stiere	Zuchtvieh	7,284
Kühe		294,569
Jungvieh		230,914
Zugvieh (Rinder)		176,501
Büffel		245
Schafe, veredelt		558,051
Schafe, gewöhnliche		29,623
Ziegen		96,862
Schweine		467,201
Pferde		218,111

Von dem oben erwähnten Flächeninhalt entfällt auf

	fruchtbares Land	unfruchtbares Land
im Provinziale	86·63 Percent	13·37 Percent
» Grenzgebiete ...	80·15 »	19·85 »

Von dem fruchtbaren Land entfallen im Provinziale auf Aecker 30·68, Weingärten 1·97, Wiesen und Gärten 12·92, Weidegründe 11·23, Wälder 43·20 Percent; im Grenzlande: Aecker 20·53, Weingärten 1.07, Wiesen und Gärten 17·96, Weidegründe 11.69, Wälder 34·75 Percent.

Seiner geographischen Lage (44° 6′ und 46° 24′ nördl. Br.) zufolge erfreut sich Kroatien-Slavonien, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden Velepit und Kapella, eines dem Pflanzen- und Tierreiche überaus günstigen *Klimas*. Während der südwestliche Teil Kroatiens zum Karstgebiet gehört, daher steinig und unfruchtbar ist, gehören die übrigen Teile, namentlich das östliche Slavonien, zu den fruchtbarsten Gegenden Europa's. Alle Gattungen *Kornfrüchte* werden in Kroatien-Slavonien gebaut, namentlich: Weizen, Mais, Gerste, Hirse, Hafer, Korn, Heiden; sämmtliche *Gemüsearten*, Melonen, Spargel, Gurken; die Turopoljer und Posavaner Zwiebeln sind ein vorzügliches Product, welches nach Ungarn, Steiermark, Böhmen, Oesterreich u. s. w. exportirt wird. Zu *Industriezwecken* wird Flachs, Hanf und Reps, in einigen Gegenden auch Tabak gebaut.

Die *Obstcultur* ist in Kroatien-Slavonien durch alle Arten vertreten, welche in Mitteleuropa gedeihen. Längs der Küste gedeihen auch Südfrüchte, womit ein lebhafter Handel nach dem Innern des Landes getrieben wird. Eines der hervorragendsten Producte der Obstcultur ist die Pflaume, die entweder als Slivowitz, als Dörrobst oder als Pflaumenmus in grossen Mengen ausgeführt wird. Slavonische Pflaumen gelangen vielfach als «bosnische» Pflaumen in den Handel; Syrmier Slivowitz hat einen Weltruf erlangt.

Der *Weinbau* wird in Kroatien-Slavonien sehr erfolgreich betrieben. Im ganzen Lande sind 106,000 Joch [1] Boden mit Weinreben bepflanzt. Rechnet man durchschnittlich 20 Hektoliter pr. Joch Ertrag, so ergibt die jährliche Lese im Ganzen 2.120,000 Hektoliter; ein Hektoliter mit nur 5 fl. Wert bemessen, liefert der Weinbau dem Lande einen Ertrag von zehn Millionen fl. jährlich.

Das *Forstwesen* ist sehr entwickelt. Das Land ist grösstenteils gebirgig; 72 Percent des Flächeninhalts entfallen auf bergiges Terrain. Obwohl dieses Terrain mit Wäldern bewachsen ist, liefern die Wälder der slavonischen Ebene das schönste, weit und breit bekannte Holz. An Fassdauben werden alljährlich durchschnittlich 30 Millionen Stück exportirt. Eichen und Buchen sind die Hauptproducte der Wälder Slavoniens und eines grossen Teiles von Kroatien, während im sogenannten Bergbezirke (Vizegespanschaft

[1] Stimmt nicht völlig zu den früheren, ebenfalls offiziellen Daten.

Delnice), sowie in der oberen Grenze (Ogulin-Sluinjer und Lika-Otocsaner District) hauptsächlich Schiffsbauholz producirt wird. Die Abhänge der Berge sind hier mit dichten Tannenwäldern bewachsen. — Die Flora Kroatien-Slavoniens unterscheidet sich wesentlich voneinander. In den nördlichen Gegenden des Landes ist sie dieselbe, wie sie im übrigen mittleren Europa mit dem subalpinischen Character vorkommt; im Süden des Landes, namentlich im Küstenlande, ist sie bereits eine mediterranische Flora.

Die *Viehzucht* wird vom Lande mit bedeutenden Subventionen gefördert. Zuchttiere Mölltaler und Mürztaler Race werden auf Landeskosten angekauft und unter das Volk verteilt. Die Pferdezucht ist in einigen Gegenden des Landes auf hoher Stufe. Die Schafzucht hingegen wird vernachlässigt, während die Borstenviehzucht einen reichen Ertrag dem Lande liefert und die kroatischen Racen im Viehhandel mit Vorliebe gesucht werden.

Das *Montanwesen* ist erst im Entstehen begriffen und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Die Entwickelung desselben hängt vom Bau der Eisenbahnen ab. Zagorien, Fruskagora, Morlavina, der Banaldistrict und der Gradiskaner District sind mit unterirdischen Schätzen von der Natur reich bedacht. Von *Mineralwässern* zeichnen sich besonders die Quellen von Lipik, Aputovac, Jamnica und Lasinja aus. *Mineralbäder*: Lipik, Daruvar, Warasdin-Töplitz, Krapina-Töplitz, Sutinsko, Stubica, Topusko, Lesce.

Wir konnten in den vorstehenden Skizzen nur ein ungefähres Bild geben von der Mannigfaltigkeit, der Fülle und dem Werte der Natur- und Kunstproducte, welche Ungarn und seine Nebenländer sowie die benachbarten Länder und einzelne ausländische Fabrikanten in den 108 Bauten der ungarischen Landesausstellung zur ruhigen Betrachtung und Prüfung in meist schöner, übersichtlicher Ordnung aufgespeichert haben. Es bleibt uns nur noch in Kürze zu schildern der historisch denkwürdige Moment der *feierlichen Eröffnung* dieser ungarischen Landesausstellung durch Se. k. und k. apost. Majestät am 2. Mai l. J.

Wir müssen hierbei verzichten auf die eingehende Schilderung des festlichen Aussehens der Stadt, namentlich der im bunten Farben- und Flaggenschmuck prangenden Strassen, durch welche Se. Majestät und die a. h. und hohen Herrschaften ihren Weg nach der Ausstellung nahmen. Wir können die freudige Erwartung, den erhebenden Stolz, die zuversichtliche Befriedigung, die auf all den Gesichtern der Tausende und Tausende von Zuschauern und Gästen aus nah und fern sich ausprägte, nicht des Näheren charakterisiren. Und erst der brausende Jubel, die ungekünstelte, herzliche Sympathie, mit welcher Se. Majestät und der a. h. Hof empfangen und begrüsst wurden! Das war eine loyale Demonstration so innig und so lauter, dass die anwesenden Vertreter der auswärtigen Mächte von die-

ser spontanen und überwältigenden Kundgebung sichtlich überrascht waren. Derlei Erscheinungen sind in Europa heute nicht eben häufig zu finden. Bei uns constatirte aber dieser Festtag der Ausstellungs-Eröffnung abermals das feste, herzliche Einvernehmen zwischen Krone und Nation und darin liegt offenbar die sichere Bürgschaft einer gedeihlichen Zukunft für beide Teile.

Draussen im Ausstellungsraume vor dem Königspavillon versammelte sich nicht blos die Elite unserer Gesellschaft geistlichen und weltlichen Standes in prächtiger, farbenglänzender Galakleidung, sondern es hatten sich auch die beim k. und k. Hof accreditirten Botschafter und Gesandten teils in militärischer Uniform, teils im Staatskleide eingefunden. Wie das funkelte und blitzte von den goldgestickten Gewändern, von den Sternen und Kreuzen der Orden! Es waren anwesend die diplomatischen Vertreter des deutschen Reiches, dann von Italien, England, Frankreich, Russland, Spanien, Belgien, Niederlande, der Schweiz, Schweden-Norwegen, Dänemark, Serbien, Nordamerika, Persien und China; die meisten mit ihren ersten Räten und den hiesigen Consular-Vertretern und dann last non least der päpstliche Nuntius. Ausser unserem Ministerium waren noch die gemeinsamen Minister, der österreichische Handelsminister, die Generalität, der preussische Ackerbauminister und eine ungezählte Anzahl von Herren und Damen unserer Aristokratie und des Bürgerstandes versammelt.

Beim Eingang vor dem Königspavillon erwarteten die Mitglieder des Ministeriums, die Präsidenten der Ausstellungs-Commission und die Bürgermeister der Hauptstadt die Ankunft der Mitglieder des Herrscherhauses. Vor dem Pavillon hatte ein aus zwanzig jungen Magnaten bestehendes Pagen-Corps Posto gefasst, das mit der Aufrechthaltung der Ordnung in der Umgebung der allerhöchsten und höchsten Herrschaften betraut war. An der Spitze dieser Cavaliere stand der mit den Functionen des Obersthofmeisteramtes betraute Obersttürsteher Graf Julius *Széchenyi*.

Vom Hofe langte zuerst Kronprinz *Rudolf* und die Erzherzogin *Stefanie* an. Se. k. und k. Hoheit waren in ungarischer Generalsuniform erschienen. Nach dem Kronprinzenpaare kam Herzog Philipp Koburg-Gotha mit der Prinzessin Louise. Hierauf trafen in kurzen Intervallen die übrigen hohen Herrschaften ein; die Erzherzogin *Isabella*, Erzherzogin *Klotilde*, die Erzherzoginnen *Maria Dorothea* und *Margarethe*.

Auf der Treppe wurden die hohen Gäste, bei deren Erscheinen das Publikum in brausende Éljen-Rufe ausbrach, vom Minister Grafen Paul *Széchenyi* bewillkommnet und vom Präsidenten der Ausstellungs Commission wurden den Erzherzoginen prachtvolle Blumenbouquets überreicht. Mit dem Glockenschall 12 fuhr *Se. Majestät der König*, dessen Ankunft lange vorher vieltausendstimmiger, brausender Éljen-Ruf des Publikums

verkündigte, vor dem Pavillon vor. In diesem Moment intonirte eine auf dem Aussenplatze postirte Militärcapelle die Volkshymne. Alles entblösste das Haupt und eine Minute später erschien im Türrahmen des Pavillons der *König*, die *Kronprinzessin* am Arme. Einen Augenblick lang blieben der König und die Kronprinzessin wie festgebannt stehen, als sie des grossartigen Bildes ansichtig wurden, das sich zu ihren Füssen ausbreitete und einen Augenblick lang war auch die ganze illustre Gesellschaft wie hingerissen von der strahlenden Schönheit der Kronprinzessin. Dann aber machte sich das allgemeine Entzücken in begeisterten Éljenrufen Luft, worauf der König dankend grüssend, einige Stufen herabstieg, gefolgt von einer glänzenden und strahlenden Suite, Erzherzogin *Klotilde* (zu deren Seite ihre beiden Töchter schritten), Erzherzogin *Isabella*, die Prinzessin von *Koburg* und die Erzherzoge *Albrecht*, *Karl Ludwig*, *Ludwig Viktor*, *Friedrich* und *Otto*, wie auch Prinz Philipp von *Koburg*.

Mittlerweile hatte sich der *Kronprinz* auf eine der unteren Stufen postirt und mit lauter, weithin tönender Stimme, jeden Gedanken bedeutsam betonend, hielt er folgende *Ansprache* an seinen königlichen Vater:

Ew. k. u. apostolisch k. Majestät!
Allergnädigster Herr!

Ein beglückender Moment ist es, in welchem ich vor den erhabenen Monarchen treten darf, um an denselben die ehrfurchtvollste Bitte zu richten, dieser Ausstellung hier durch sein königliches Wort den ersten und zugleich besten Weihegruss für ihren weiteren Weg zu spenden. *Ein Jahrtausend lang hat die Nation in glücklichen und auch prüfungsvollen Schicksalen in diesem Lande sich behauptet* und ein mächtiges Gemeinwesen auf der durch die Väter eroberten Scholle begründet. Und heute vereinigen sich neu erstarkt alle die Länder der heiligen Stefanskrone zu diesem Friedensfeste, welches dem In- und Auslande ein glänzendes Schauspiel dessen bietet, was Ungarn in einer kurzen Spanne Zeit geworden ist durch die weise, erleuchtete nnd hingebungsvolle Regierung Ew. Majestät und durch den begeisterten Patriotismus der Nation. Die grossen, ja *überraschenden Fortschritte der culturellen Arbeit* Ungarns sind hier zu einem weiten, farbenstrahlenden Bilde zusammengefasst. *Die Intelligenz, die Strebsamkeit und die Tüchtigkeit der Bewohner des Landes der Stefans-Krone haben die Schätze ihrer reichen Natur gehoben und fruchtbar gemacht.*

Eine Heerschau ist es der Land- und Forstwirtschaft, sowie der Viehzucht Ungarns, seines Bergbaues, seiner gewerblichen und industriellen Tätigkeit, seiner literarischen und wissenschaftlichen, künstlerischen und architectonischen Leistungen, wie nicht minder der Entwickelung seines Unterrichtswesens. Hier haben wir die tatsächlichen Zeugnisse einer ebenso

intensiven als gesunden Entwickelung, auf welche der Patriot mit voller Genugtuung blickt.

Freudig werden auch die anderen Länder, die unter dem gesegneten Scepter Ew. Majestät vereinigt sind, diese Fortschritte Ungarns begrüssen und diese Ausstellung studiren und werden der Tatkraft und dem Genius Ungarns neue und gerechte Anerkennung zollen.

Von diesen Empfindungen getragen, von solchen Gedanken erfüllt, richte ich an Ew. Majestät die untertänigste Bitte: Ew. Majestät mögen geruhen, diese Ausstellung für eröffnet zu erklären.»

Durch häufige enthusiastische Beifalls-Kundgebungen unterbrochen, entfesselte diese Ansprache auch am Schlusse einen Sturm von Éljenrufen. Nachdem letztere allmälig verhallt, erwiderte der *König* mit freudig erregter, aber gleichfalls den ganzen weiten Raum erfüllender Stimme Folgendes:

«Das schöne Fest, welches uns heute hier vereinigt, kann uns gewiss nur mit der aufrichtigsten Freude erfüllen. Denn es gilt ein Werk zu inauguriren, welches durch die Producte des Fleisses und der redlichen Arbeit, sowie der geistigen und materiellen Schaffenskraft als das Resultat des tätigen, fachkundigen und patriotischen Zusammenwirkens aller hiezu berufenen Factoren der Welt nicht nur die segensreiche Entwickelung der Länder Meiner ungarischen Krone offenbaren, sondern auch ein lautsprechendes Zeugniss dafür ablegen soll, dass diese schönen Länder in jeder Hinsicht *einen würdigen Platz unter den Culturstaaten einnehmen.*

Mit Freude bin Ich daher erschienen, diesem *in seiner Bedeutung über dem Niveau gewöhnlicher Ausstellungen stehenden Landesfeste,* wie es mit Recht bezeichnet wird, durch Meine Anwesenheit die erste Weihe zu erteilen, indem Ich hoffe und wünsche, dass der Erfolg desselben in jeder Beziehung den gehegten Erwartungen entsprechen möge und nicht nur die oberwähnten Ziele sichern, *sondern zugleich als mächtiger Sporn dienen werde zu fortgesetztem, stets erhöhtem Streben auf der Bahn des Fleisses und der segenbringenden Arbeit.* Von dieser Hoffnung und diesen Wünschen durchdrungen, erkläre Ich die Ausstellung hiemit für eröffnet.»

Mit welcher Begeisterung diese Kundgebung des gekrönten Herrschers aufgenommen wurde, braucht wohl nicht beschrieben zu werden. In die stürmischen Éljenrufe mengte sich nun die von der Militär-Capelle geblasene Fanfare und mengte sich feierlicher Glockenschall. Gleichwohl konnte sich Minister-Präsident *Tisza* noch ziemlich deutlich verständlich machen, als er nun den Dank des Landes an den König in folgenden Worten verdolmetschte:

«Ew. Majestät wollen geruhen, den Ausdruck der tiefgefühlten Dankbarkeit zu genehmigen, welche mit uns die ganze Nation fühlt, da Ew.

Majestät geruhten, die Ausstellung allerhöchst persönlich zu eröffnen. Wollen Ew. Majestät geruhen, die Ausstellung zu besichtigen».

Nachdem sich auch die durch diese Worte veranlassten Éljenrufe beschwichtigt, conversirte der König noch einige Minuten mit dem diplomatischen Korps und begab sich sodann unter den Klängen des von den Militärcapellen der Regimenter Nr. 68 und 69 intonirten Liszt'schen Krönungsmarsches, von all den Prinzen und Prinzessinen des Herrscherhauses und von der ganzen illustren Gesellschaft, die den Eröffnungs-Scenen angewohnt, gefolgt, durch das von eleganten und jungen Damen gebildete blühende, lebende Spalier nach der Industriehalle.

Am folgenden Tage widmete Se. Majestät der Landes-Ausstellung einen sechsstündigen Besuch und versprach, denselben nochmals zu wiederholen. Ebenso war das Kronprinzenpaar zu wiederholten Malen in den Ausstellungsräumen; desgleichen andere Mitglieder des a. h. Herrscherhauses. Ueberhaupt hat schon in den ersten Wochen nach Eröffnung der Landes-Ausstellung der Besuch eine sehr erfreuliche Lebhaftigkeit gewonnen. Aus dem In- und Auslande kommen die Gäste häufig korporativ. Darunter sind als besonders bedeutsam zu nennen: der Collectiv-Besuch des Wiener Gemeinderates mit den Bürgermeistern, des Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Vereines «Concordia», der böhmischen landwirtschaftlichen Gesellschaft, dann der Lehranstalten von Debreczin, Keszthely, Fiume, Tabor, Prerau u. a. Ermässigte Fahrpreise auf Eisenbahnen und Dampfschiffen sowie gelegentlich veranstaltete Vergnügungszüge bringen die Besucher zu Tausenden nach der Hauptstadt Ungarns.

Die weittragenden Wirkungen dieses regen, persönlichen Verkehrs lassen sich heute noch gar nicht ermessen, so viel ist jedoch gewiss: *Die ungarische Landes-Ausstellung gereicht unserem Lande zu hoher Ehre; sie erhebt dessen culturelles und politisches Ansehen bei Einheimischen und Fremden, gibt Gelegenheit zu eingehendem Studium unserer Natur- und Kunsterzeugnisse, unserer Anlagen, Neigungen und Leistungsfähigkeiten und wird sicherlich so manches Vorurteil, so manche schiefe Auffassung und törichte Geringschätzung beseitigen.* Zugleich wird dadurch das Gefühl der Gemeinsamkeit unter unseren Volksstämmen genährt; denn sie sehen hier die Früchte ihres friedlichen, einträchtigen Zusammenwirkens und damit wächst zugleich die gegenseitige Achtung und Wertschätzung, das nötige Selbstvertrauen und die Hoffnung für die Zukunft. Aber auch die Besucher aus den anderen Ländern Sr. Majestät werden nach den Worten des Kronprinzen «diese Fortschritte Ungarns begrüssen, und diese Ausstellung studiren und werden der Tatkraft und dem Genius Ungarns neue und gerechte Anerkennung zollen».

Ungarn hat damit nach den Worten Sr. Majestät «einen würdigen Platz unter den Culturstaaten eingenommen» und sein «Landesfest

reicht in seiner Bedeutung über das Niveau gewöhnlicher Ausstellungen hinaus».

Aber das schon Erreichte darf uns nicht eitel und übermütig machen. Vieles ist errungen worden; doch noch mehr bleibt zu erringen übrig. Wir müssen unablässig weiter nach vorwärts und aufwärts streben. Und wieder ist es Se. Majestät, dessen erhabene Mahnung dahin geht, dass der Erfolg des Werkes «*als mächtiger Ansporn dienen werde zu fortgesetztem, stets erhöhtem Streben auf der Bahn des Fleisses und der segenbringenden Arbeit*».

In diesen wahrhaft königlichen Worten liegt zugleich die a. h. *Anerkennung der Arbeit*, dieser schönsten Zierde des Bürgertums, das ja bei diesem Werke der Landes-Ausstellung in erster Linie den ehrenden Erfolg feiern darf. Möge diese a. h. Aufmunterung und Würdigung des bürgerlichen Fleisses und des Segens der Arbeit in *unserer Gesellschaft* den *Wert und die Achtung vor dieser Arbeit und ihren Vertretern* erhöhen und diese Erkenntniss von der Wohlfahrt des bürgerlichen Fleisses stets tiefere Wurzeln schlagen und herrlichere Früchte tragen! Dann wird auch bei uns das Wort des unsterblichen Dichters zur frohen Wahrheit:

«Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiss».

Dann wird das Jahr der Landesausstellung auch das segensvolle Jahr einer *socialen Reform* bedeuten und Ungarn einer blühenden Zukunft entgegengehen.

Budapest.

Prof. Dr. J. H. SCHWICKER.

FÜRST GABRIEL BETHLEN.

II.

Ohne auf einen ernsthaften Widerstand zu stossen, rückten die beiden Armeen bis Karlsburg vor, um sich von hier auf das Feld von Keresztes (Grasdorf) zu begeben. Hier wurde Halt gemacht und der Serdar sandte ein Rundschreiben an die Stände, worin er sie aufforderte, sich ohne Aufschub in Klausenburg zu versammeln und einen neuen Fürsten zu wählen; zugleich verpfändete er sein Wort, dass das türkische Heer, sobald dies geschehen sei, augenblicklich das Land räumen, und der Sultan denjenigen, auf wen ihre Wahl auch fallen möge, in seiner Würde bestätigen werde.

Und in der Tat kamen viele von den Ständen, wenn auch nicht ohne Besorgniss, nach Klausenburg, doch darum war die Zahl der Nichterschienenen immerhin gross genug. Die Stände fühlten, dass sie zwischen zwei Feuern seien. Wählen sie, so haben sie die Rache Báthory's zu fürchten, und nicht zu wählen hatten sie hinwieder den Mut nicht, da ihnen der Türke im Nacken sass. Endlich entschlossen sie sich zur Wahl. Nur zwei Männer konnten ernstlich in Frage kommen; das waren die alten Rivalen, Szilvássy und Bethlen. Zur Wahl wurde der 23. October festgesetzt. Nach dem herkömmlichen Gottesdienst wurden die Beratungen aufgenommen. Ehe es noch zum Abstimmen gekommen wäre, erhob sich Bethlen, setzte die Gründe auseinander, welche ihn gezwungen sein Vaterland zu fliehen und bat die Stände, ihn zu alten Ehren aufzunehmen. Damit verliess er den Saal.

Und so geschah es auch. Bevor zum Abstimmen geschritten wurde, wurde das über ihn gesprochene Urteil für null und nichtig erklärt und dann wurde mit dem Abstimmen begonnen. Jeder der Anwesenden fühlte, dass er Bethlen gegenüber etwas abzutragen habe, dessen ganzes Leben bisher ein fortwährender und oft an Entbehrungen reicher Kampf für die Freiheit seines Vaterlandes gewesen und der überdies schon einmal von den Heimatsflüchtigen gewählt war. Doch eben der Umstand, dass er damals die Wahl nicht angenommen, sondern an seine Stelle Bocskay empfohlen, liess darauf schliessen, dass er gesonnen sei, Bocskay's Politik fortzusetzen.

In der Tat stimmten sämmtliche Anwesende auf Bethlen und eilten aus der Kirche geraden Weges zu ihm. Die Bedingungen der Wahl wurden festgestellt und in ihrem Sinne verpflichtete sich der Fürst die Glaubens-

freiheit, das Verhältniss zur hohen Pforte und das Recht freier Beratung im Landtage aufrecht zu erhalten; die Verantwortlichkeit der Ratsherrn wurde ins Leben gerufen. Am folgenden Tage wurde er mit allen Feierlichkeiten eingesetzt. Hierauf legten auch die Stände den Eid der Treue ab und als nun die Nachricht von der Ermordung Báthory's anlangte, eilten auch jene nach Klausenburg, die sich bisher ferne gehalten. Wirklich hat Báthory's Tod das Land von einem grossen innern Zwiespalt befreit.

Mit um so grösserer Beruhigung konnte Bethlen die Pacificirung des Landes in Angriff nehmen. Vor allem Andern sandte er eine Deputation zum Kaiser-König nach Wien, damit dieser ihn als Fürsten anerkennen und die zu Siebenbürgen gehörigen ungarischen Comitate, welche seine Truppen besetzt hielten, zurückgeben möge. Dann gab er Hermannstadt, welches Báthory drei Jahre bevor mit ungarischen Truppen besetzt hatte, den Sachsen zurück und gestattete die Abhaltung einer neuerlichen Versammlung der sächsischen Universität. Um die zerrütteten Verhältnisse des Landes zu ordnen, wurde ein Landtag nach Mediasch einberufen. Auf diesem Landtage geschah es, dass Báthory's Mörder in prächtige Gewänder gekleidet auftraten und eine Belohnung ihrer Missetat forderten. Von den Ständen aus dem Sitzungssaale gewiesen, wurden sie von dem empörten Volke niedergemacht.

In Siebenbürgen selbst war jetzt bereits alles ruhig, nur die hinzugehörigen Territorien waren dem Lande noch nicht einverleibt. Doch es war auch keine Hoffnung vorhanden, dieselben bald zurück zu gewinnen, da Mathias gegen die neue Wahl eine feindselige Stellung einnahm und entschlossen war, einen seiner Auserwählten zum Fürsten zu machen. Eben aus diesem Grunde fanden Bethlen's Gesandte in Wien einen schlechten Empfang, ja einer derselben, Sarmasági, wurde sogar als Geissel zurückbehalten und nur zwei von ihnen in ihre Heimat entlassen. Doch gleich darauf sandte auch König Mathias Gesandte an Bethlen, mit der Forderung, den auswärtigen Territorien zu entsagen und jene geheimen Punkte, welche Báthory acceptirt hatte, ebenfalls zu unterschreiben. Die Gesandten langten auch wirklich an und wurden von Bethlen in Gegenwart des Landtages empfangen. Obzwar er nun die Erfüllung der Forderungen verweigerte, brach er doch die Verhandlungen mit Mathias nicht ab und gerade in diesem kritischen Stadium der Unterhandlungen traf sein Bruder, Stephan Bethlen, von der hohen Pforte ein und brachte das Athname mit sich, laut welchem der Sultan seine Wahl zum Fürsten bestätigte. Dieser Erfolg gab den Ausschlag, denn hierin fand er die Versicherung, dass er, falls es ihm nicht gelingen sollte, sich mit Mathias auszugleichen, auf die Unterstützung der hohen Pforte rechnen könne.

Aber dieses Resultat brachte eine noch tiefere Erbitterung der Regierung Mathias' mit sich. Die albernsten Märchen, so z. B. dass Bethlen Türke

geworden sei und sich beschneiden habe lassen, wurden gegen ihn vorgebracht und die Regierung nahm dieses Geschwätze zum Vorwande, um Bethlens Stellung nach und nach zu untergraben. Während nun die Unterhandlungen mit ihm unter jedem erdenklichen Vorwande verzögert wurden, wusste man im Stillen einige sächsische und székler Unzufriedene zu gewinnen und fand selbst unter Bethlens Anhängern einige Verräter. Nachdem auf diese Weise der Boden für seinen Sturz vorbereitet war, wurde Homonnai nach Polen gesendet, um ein Heer zu werben und in Siebenbürgen einzubrechen.

Aber Bethlen war nicht der Mann, mit dem sich so leicht umspringen liess. Er wusste sich nicht nur in den Comitaten, sondern auch in den wahrhaft patriotisch gesinnten Kreisen Freunde zu verschaffen, ja sogar den Palatin Thurzó für sich zu gewinnen, der durch sein energisches Dazwischentreten den Anschlag auf Siebenbürgen vereitelte. Im Vertrauen auf diese Personen, gab Bethlen mit der kaltblütigen Gelassenheit des echten Staatsmannes nie zu erkennen, dass er von den feindlichen Bestrebungen unterrichtet sei und liess auch nicht zu, dass dieser Umstand in irgend einer Weise von Einfluss auf die im Zuge befindlichen Unterhandlungen sei. Ohne Zweifel hätte es in seiner Macht gestanden, bei der hohen Pforte durchzusetzen, dass diese ihm mit Waffengewalt behilflich sei, die besetzten Territorien zurückzuerobern; aber der friedliche Weg schien ihm der beste, sich in seinen rechtmässigen Besitz zu setzen. Gerade um diese Zeit unterhandelte Mathias auch mit der Türkei wegen Erneuerung des Friedenschlusses von Zsitvatorok und hätte gewünscht, diese Angelegenheit mit Ausschliessung Bethlen's ihrem Ende zuzuführen. Bethlen hingegen wusste die Pforte zu bestimmen, dass sie den Frieden mit Mathias erst dann abschliessen werde, wenn dieser sich früher mit Bethlen ausgeglichen.

Mathias musste sich endlich darein ergeben. Es wurde daher beiderseits beschlossen, zur Aufnahme der Unterhandlungen anfangs April 1615 Gesandte nach Tirnau zu senden. Die Abgesandten des Königs gingen mit der Weisung hin, Bethlen zum Abdanken zu bewegen, Bethlens Abgesandte hingegen sollten die besetzten Territorien an das Land zurückbringen. Das Ende war doch, dass Alles so geschah, wie Bethlen gewollt; am 6. Mai wurde der Friede geschlossen, nach welchem die besetzten Territorien Bethlen zurückgegeben wurden, aber seinerseits auch er jene geheime Bedingung einging, in deren Sinne er sich verpflichtete, Mathias, als dem Könige von Ungarn, den Eid der Treue abzulegen, was er auf dem Landtage im Juni auch tat.

Aber die Wiener Regierung meinte es nicht aufrichtig und ohne Hintergedanken mit diesem Frieden und auch Homonnai gab seinen Plan, Bethlen zu stürzen, nicht auf. Und hieraus erwuchs dem Lande viel Schaden.

Noch zu Ende des 16. Jahrhunderts hatten die siebenbürgischen Truppen Jenö und Lippa dem Türken wieder abgenommen; allein nach türkischem Gesetze durfte ein Ort, wo schon einmal eine Moschee gestanden, nicht in den Händen der Ungläubigen bleiben. Und wirklich war von Sigmund bis Bethlen nach einander in den Fermanen von fünf Fürsten die Bedingung aufgenommen worden, dass Jenö und Lippa zurückgegeben werden müsse. Kein einziger hatte diese Bedingung erfüllt, ein Jeder noch die Sache verschleppt und hingezogen. Auch Bethlen wusste diese Angelegenheit lange zu umgehen: die Drohung, dass dies die Pforte in einen Krieg mit Mathias verwickeln werde, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Als aber Kendy, sein eigener Kanzler, an ihm zum Verräter wurde und beinahe zu gleicher Zeit zwei Kronprätendenten gegen ihn auftraten, Balassa, der mit dem Pascha von Ofen in Conspiration stand und statt der zwei Festungen deren vier versprach, und Homonnai, der sich in Polen ein Heer angeworben, und als man an der hohen Pforte bereits allen Ernstes die Absetzung Bethlens in Beratung zog — blieb dem Fürsten keine andere Wahl, als den Landtag einzuberufen und ihm die drohende Gefahr vorzulegen. So beschlossen die Stände Ende April 1616, Lippa den türkischen Truppen zu übergeben und dies wurde denn auch von Bethlen durchgeführt.

Homonnai wiegte sich in dem Glauben, dass Bethlen von Seite der Besatzung auf einen Widerstand stossen müsse, welcher zu ernsten Conflicten Anlass geben werde, und machte einen Versuch, mit den Heiduken in Siebenbürgen einzubrechen. Aber Franz Rhédey, der Capitän von Várad, sowie Bethlens Schwager waren auf ihrer Hut und sprengten die zuchtlosen Heiduken bei Konyár auseinander. Denjenigen seiner eigenen Untergebenen jedoch, welche mit Homonnai einverstanden waren, machte Bethlen den Process und liess sie gefangen nehmen. Homonnai liess sich durch diesen Misserfolg nicht abschrecken; jetzt versuchte er von der Moldau aus einzubrechen und Radul, der Woiwode von Mazul, setzte sich auch in Bewegung. Doch Bethlen hatte auch hier die Augen offen und ein türkisches Heer schlug mit Hilfe siebenbürgischer Truppen die Polen und Heiduken Radul's in die Flucht. In dem Glauben, dass die Unruhen nun zu Ende seien, begnadigte Bethlen die Aufrührer, mit Ausnahme von zweien. Kaum aber waren diese auf freien Fuss gesetzt, so fielen Sarmasági und Gombos aus Oberungarn in das Land. So schnell als nur möglich wurde nun ein Heer gegen diese gesendet, welches sie bei Dézs schlug und die Anführer Sarmasági und Jósika gefangen nahm, während die Uebrigen landesflüchtig wurden.

Jetzt war es aber vorbei mit seiner Geduld, er liess sein Heer aufsitzen und brach am 13. November auf. Ohne auf Widerstand zu stossen drang er vor, nahm Esed ein, liess Prépostváry gefangen nehmen und machte erst in Debreczin Rast. Hier erhielt er die Nachricht, dass der

Palatin Abgesandte zu ihm gesendet. Sogleich kehrte er nach Várad zurück, wo er mit Széesy, dem Abgesandten des Palatins, einen Waffenstillstand von 40 Tagen schloss (am 24. Dec. 1616), im Sinne dessen er Gesandte zum Kaiser nach Wien schickte, welche dort die Vereinbarung trafen, dass am Peter Paulstag des Jahres 1617 in Tirnau neue Friedensverhandlungen gepflogen werden mögen. So geschah es auch, hier trafen sich die Abgesandten beider Parteien, welche nach langwierigen Beratungen am 2. August die Bestimmungen des ersten Friedensschlusses von Tirnau von Neuem bestätigten, wobei zur Schlichtung einiger Angelegenheiten privater Natur noch eine nachträgliche Beratung in Nagy-Károly beschlossen wurde.

Trotz diesem Frieden ging das Jahr doch nicht ohne Kriegsunruhen vorüber. Die Türken waren in der Moldau in einen Krieg mit Polen verwickelt und die Pforte forderte auch von Bethlen die Stellung von Hilfstruppen. Diese wurden denn auch gesendet, aber nicht zur Unterstützung der Türkei, sondern mit der Weisung, zwischen den beiden Lagern Stellung zu nehmen und den Frieden zu vermitteln. Alles geschah, wie Bethlen befohlen; sein Heer war stark genug, um der Partei, welcher es sich anschliessen wollte, den Sieg zu sichern und wusste dadurch einen solchen Druck auf beide Teile auszuüben, dass der Friede auch wirklich zu Stande kam.

Auf diese Weise war der Frieden überall hergestellt. Bethlen's Tactgefühl, sein Verstand und seine Ausdauer befestigten ihn in seiner Stellung. Jeder der beiden Weltherrscher sah ein, dass er nicht leicht mit sich umspringen liess und beide zogen ihn daher als Factor in Betracht. Doch auch im Lande selbst wusste er den Frieden zu sichern und die gährenden Elemente zu zügeln, ohne dass das Blut auch nur eines Untertanen für ein politisches Verbrechen geflossen wäre; mit weisem und zweckdienlichem Staatshaushalte wusste er die Speicher des Landes zu füllen, ohne das Volk mit neuen Steuern oder ungerechten Proscriptionen zu belasten, gewann die eingezogenen ärarialen Güter zurück, ohne das Besitzrecht anzutasten, eröffnete dem Lande neue Steuerquellen und erhöhte seine Steuerfähigkeit auf unglaubliche Weise. Die unermüdliche und stets unverzagte Wirksamkeit dieser fünf Jahre war es, die seine zukünftige Grösse begründet — und jetzt konnte er zur Verwirklichung seiner weitgreifenden Pläne schreiten.

Gerade um diese Zeit brach in Böhmen infolge des den Protestanten zugefügten Schimpfes jener Aufruhr aus, der ganz Mitteleuropa in einen dreissig Jahre währenden Krieg stürzte. Bisher hatte die deutsche Regierung vergessen gehabt, dass sie zur Erledigung einiger in der Schwebe gebliebenen Fragen eine Beratung anberaumt hatte, als deren Schauplatz Nagy-Károly bestimmt wurde. Da nun aber der Kaiser mit Böhmen beschäftigt

war und sich von Seiten Bethlen's sicherstellen wollte, setzte er den 19. Februar 1619 als Termin fest und gab Bethlen sogar die Zusicherung, ihm, falls die Beratung einen günstigen Verlauf nehmen werde, den ihm gebührenden fürstlichen Titel zu verleihen; und so kam es, dass Mathias' Nachfolger Ferdinand ihn endlich als gesetzmässigen Fürsten anerkannte.

Diese unerwartete Wendung der Dinge liess Bethlen kalt. — Er wusste, was er davon zu halten habe und dass er dies dem Zwange der Verhältnisse zu verdanken habe, und so ging er auf dem betretenen Wege weiter. Früh in die Schule des Lebens getreten und zwischen Erfolg und Missgeschick aufgewachsen, war er zur Einsicht gelangt, dass der einzige Weg sein Glück zu machen derjenige sei, die sich bietende Gelegenheit zu rechter Zeit zu erfassen. Und warum sollte er dies nicht jetzt tun, wo sich ihm die Gelegenheit bot, nicht sein eigenes Wohl, als vielmehr das Wohl seines Vaterlandes zu fördern. Die Tirnauer geheimen Punkte hatten ihm solche Bedingungen aufgezwungen, welche Bocskay's Errungenschaften ganz ihres Wertes entkleideten und es war nicht daran zu denken, dass Ferdinand aus eigenem guten Willen daran ändern werde; aber die Verhältnisse in Europa begannen sich dergestalt unzuändern, dass es durchaus keine Sache der Unmöglichkeit schien ihn zu zwingen, in eine Abänderung dieser Punkte einzuwilligen. Zu diesem Zwecke musste er aber auf Verbündete bedacht sein, und deren fanden sich zur Zeit zwei: das aufständische Böhmen und die hohe Pforte.

Vor Allem wollte er in der grossen Aufgabe der Neugestaltung Siebenbürgens einen Schritt vorwärts tun. Schon waren die Finanzen geordnet, die commerziellen Verhältnisse geregelt, schon war die soziale Ordnung hergestellt, schon dem Unwesen der Hehler und Diebe ein Ende gemacht, die öffentliche Sicherheit verbürgt, das Militär an Zucht gewöhnt und schon waren beide Teile der Walachei gewissermassen in ein Abhängigkeitsverhältniss gebracht worden. Noch war die Regelung der Gesetzgebung zurück und um diese durchzuführen, liess er auf dem Landtage im Mai 1619 die hierauf bezüglichen alten Gesetze revidiren und dieselben in ein Gesetzbuch zusammenfassen.

Derselbe Landtag entsendete eine Generalgesandtschaft an die hohe Pforte, welche angewiesen wurde, die Abhilfe alter Missverhältnisse zu betreiben. Zum Haupte dieser Gesandtschaft wurde Franz Mikó ernannt, ein alter und erfahrener Staatsmann.

Niemand ahnte, was Mikó's eigentliche Mission sei, so viel war aber bekannt, dass im verflossenen Winter, eben zur Zeit der Nagy-Károlyer Beratungen, der Tirnauer geheime Vertrag von 1615 bei der Pforte vorgewiesen wurde, um auf diese Weise zu beweisen, dass auch Bethlen deutschfreundlich gesinnt sei und dass die hohe Pforte nichts dabei verlöre, wenn sie an seiner Stelle Homonnai zum Fürsten ernennen würde. Einem

solchen Vorgehen gegenüber war nichts natürlicher, als dass Bethlen diesen geheimen Vertrag eben durch die hohe Pforte ausser Kraft setzen wollte. Seit sechs Jahren war das Bestreben der kaiserlichen Regierung bei jeder Gelegenheit dahin gerichtet, Bethlen auf jede Weise zu stürzen und dieser hätte ein viel weniger umsichtiger, ehrgeiziger und entschlossener Mensch sein müssen, wenn er die Gelegenheit nicht benützt hätte, ähnliche Bestrebungen in Zukunft unmöglich zu machen und seine Herrschaft endgiltig zu befestigen. Mikó ging mit der geheimen Instruction nach Konstantinopel, die Erlaubniss zu erwirken, dass Bethlen im Notfalle den Verhältnissen angemessen sich an dem böhmischen Aufstande beteiligen dürfe. Dies war weder Perfidie und noch weniger Verrat: die verflossenen sechs Jahre hatten zur Genüge gezeigt, dass der Palatin vergebens ein Freund Bethlen's sei und dass ihm die Heiduken und die Protestanten Oberungarns vergebens zugetan seien; so lange er die Capitäne von Szathmár und Kaschau zu Feinden hatte, konnte er sein Haupt doch keinen Tag heiter zur Ruhe legen. Wie die Dinge standen, war Siebenbürgen mit den Territorien ein Staat, zu klein um seine Selbstständigkeit zu behaupten, und die Eroberung Szathmár's und Kaschau's eine Lebensbedingung für ihn und das Land. Und in der Tat setzte es Mikó beim Grossvezir durch, dass dieser Bethlen die Erlaubniss gab sich in die Unruhen in Böhmen einzumengen.

Unterdessen bereitete Bethlen den Boden im Lande vor. Es wäre eine Aufgabe des Pressburger Landtages gewesen, den mit Bethlen abgeschlossenen Frieden zu inarticuliren, dies wurde jedoch unterlassen und so war durch den Tirnauer Frieden rechtlich nur Bethlen und nicht auch Ferdinand gebunden. Nichtsdestoweniger machte Bethlen noch einmal den Versuch sich mit Ferdinand aufrichtig zu versöhnen. Dóczy, der Capitän von Szathmár, sandte ihm seinen Schwager, Michael Károlyi, einen Untertan Ferdinand's zu, und durch diesen liess Bethlen den Antrag stellen, dass er unter Bedingungen der Sicherstellung seiner Regierung, der Glaubensfreiheit und der Reichsverfassung gesonnen sei, Ferdinand gegen die Böhmen hilfreich beizustehen. Doch unter *solchen* Bedingungen wollte Ferdinand nichts von Bethlens Hilfe wissen: die Anerbietungen Dóczy's lauteten dahin, dass der Kaiser dem Fürsten die Besitzungen der Brüder Rákoczy mit Patak erbrechtlich verleihen wolle. Dies zeigte, welchen Handel man mit ihm eingehen wollte.

Jetzt sah also Bethlen ernstlich dazu, dass er sich mit Ferdinands Feinden verbünde.

Von den böhmischen Ständen hatte Bethlen schon im Frühling dieses Jahres zwei Aufforderungen erhalten, sich ihnen anzuschliessen, aber zu dieser Zeit wollte er noch freie Hand behalten und hatte diese Briefe sogar Károlyi gezeigt. Blos nachdem ein Vergleich mit diesem nicht

zu Stande gebracht werden konnte, begann er die Angelegenheit ernsthaft in Erwägung zu ziehen und zwar so sehr, dass er sogar die von Einigen berührte Candidatur auf die Krone Böhmens nicht von sich wies. Ferner schloss er noch Verträge mit den oberungarischen Magnaten, mit Rákóczy, Thurzó, Révay und Bethlen ab. — Anfangs September fiel Bethlen in Ungarn ein, während sich Oberungarn erhob und zugleich auch Rákóczy seinen Angriff machte. Während dieser sich Kaschau's bemächtigte, nahm Bethlen Szathmár, Ecsed und Kálló ein und hatte noch die Genugtuung, dass er seinen alten Feind Dóczy gefangen nach Siebenbürgen schicken konnte. Der Landtag zu Kaschau, welcher am 21. September eröffnet wurde, wählte Bethlen zum «den Uebrigen vorgesetzten Generalprokurator». Am 27. September brach der Fürst von hier gegen Pressburg auf, wo ihn die Bürgerschaft am 14. October mit Triumph aufnahm; hier fiel auch die Festung mit der Krone und den Reichsinsignien in seine Hände, während Rhédey und Graf Thurn, der Befehlshaber der böhmischen Armeen, gegen Wien vordrangen. Aber ganz unerwartet fand Ferdinand Hilfe in dieser kritischen Lage: Homonnai fiel mit kroatischen und polnischen Truppen in das Land ein und schlug Rákóczy am 22. November auf dem Felde von Homenau. Dies zwang Bethlen, sein Heer zu teilen und Szécsy mit einer genügend starken Armee zum Beistande Rákóczy's zu senden. Der mittlerweile eröffnete Landtag zu Pressburg geriet indessen in eine so gereizte Stimmung, dass er gewillt war Ferdinand abzusetzen und zum König Bethlen zu wählen. Aber die Klugheit und Besonnenheit des Fürsten bewog die Stände von ihrem Vorhaben abzustehen, und so kam es nur so weit, dass er zum Fürsten von Ungarn gewählt wurde (8. Jan. 1620). Zu gleicher Zeit aber stand er mit Ferdinand und auch mit Böhmen in Friedensverhandlungen, wo unterdessen Friedrich von der Pfalz zum Könige gewählt worden war, und so kam man darin überein, dass am 31. Mai zur endgiltigen Regelung der Verhältnisse in Neusohl ein Landtag abgehalten werden solle.

Bethlen bewies im Führen des Krieges wie der Unterhandlungen so viel Tact und Klugheit, dass er immer freie Hand behielt, um seine Pläne und Absichten zu modificiren. Stets hatte er das höchste, so zu sagen ein ideales Ziel vor Augen, doch dies hinderte ihn nie, sich den Verhältnissen anzupassen und bei dem stehen zu bleiben, was unter den obwaltenden Umständen zu erreichen war. Das Endziel seiner Bestrebungen, auf welches sein ganzes Trachten gerichtet war, war die Einigung des in drei Teile zerrissenen Ungarns. Seine Persönlichkeit, seine Fähigkeiten und sein Character machten ihn der Krone würdig. Seine glänzende strategische Begabung und die genaue Kenntniss der Schwächen des türkischen Reiches hätten es ihm möglich gemacht, der hohen Pforte die eroberten Territorien zu entreissen. Die religiöse Duldsamkeit war bei ihm keine Indifferenz in

Glaubensangelegenheiten, und jenem Hass der Confessionen, welcher so viel Zwietracht zwischen den Untertanen der ungarischen Krone gesäet, hätte er sicherlich ein Ende bereitet. Als der Landtag zu Neusohl zusammentrat, war er mit seinem Plane fertig. Auf diesem Landtage waren die Abgesandten der böhmischen, mährischen, schlesischen und österreichischen Stände, ferner des Königs von Polen und selbst des Sultans erschienen. Aber Ferdinands Gesandte säumten noch immer und Bethlen schloss am 14. Juni ein Bündniss mit den Ständen. Dann ging er am 2. Juli mit vieren der einflussreichsten Magnaten, mit Széchy, Rákóczy, Emerich Thurzó und Illésházy, endlich am 28. Juli mit den Heidukencapitänen ein engeres Bündniss ein, mit der Bedingung, an diesem Vertrage im Leben und Tod unverbrüchlich festzuhalten. Das Resultat hievon war, dass die Stände, nachdem die zu spät gekommenen kaiserlichen Gesandten Neusohl unter Zurücklassung eines Protestes ostentativ verlassen, am 25. August Ferdinand des Trones verlustig erklärten und Bethlen zum Könige von Ungarn wählten. Nichtsdestoweniger liess Bethlen sich nicht krönen, um sich nicht auf diese Weise den Weg zum Rückzuge abzuschneiden. Wie sein Vorgänger Johann Sigmund, nahm auch er den Titel eines gewählten (nicht gekrönten) Königs von Ungarn an und ernannte seinen Bruder zum Statthalter von Siebenbürgen, wie Bocskay mit Rákóczy getan.

Und die Folge lehrte, dass er die Verhältnisse richtig aufgefasst. Ein Teil der Magnaten und darunter selbst diejenigen, mit denen er ein innigeres Bündniss geschlossen, erschraken vor dem Resultate und vor seinen Folgen. Denn schon begannen sie zu erwägen, ob sie auch stark genug seien, um einem so mächtigen Herrn, wie dem römischen Kaiser, Trotz bieten zu können. Und selbst die Tapfersten konnten sich bei dem Gedanken der Furcht nicht entschlagen, dass jenes hundertjährige Band, welches Ungarn mit den Erblanden verbunden, nun zerrissen werden sollte. Im September brach der Krieg von Neuem los und obzwar er von Bethlen in Ungarn mit Glück geführt wurde, rief doch die Schlacht am Weissen Berge eine solche Panik hervor, dass selbst die Entschlossensten wankend wurden, und die ungarischen Magnaten, die um Kopf und Besitz besorgt waren, statt sich mit voller Kraft Bethlen anzuschliessen, sich in alle Winde zerstreuten «gleich Kain an der schützenden Gewalt und fürsorgenden Barmherzigkeit Gottes verzweifelnd» und Bethlen mit seinen gezahlten Söldnern und siebenbürgischen Getreuen im Stiche lassend.

Diesen Zeitpunkt wusste Ferdinand geschickt zu benützen. Er erliess am 10. December ein offenes Schreiben, worin er die Pressburger und Neusohler Beschlüsse als nichtig erklärte, versicherte die Ueberläufer in einem höchst zweideutig gehaltenen Gnadenbriefe seiner Amnestie und bevollmächtigte Eszterházy, den Bekehrten Güter zu versprechen. Dies rief einen wahren Jubel im Lager der Abtrünnigen hervor, die bereits keine

andere Zuflucht vor Augen sahen, als sich zu Gnaden des Kaisers zurückzubegeben und die jene höchst zweifelhaften Versprechungen für baares Geld genommen. Bethlen allein geriet nicht ins Schwanken. Er wusste den Gnadenbrief nach seinem richtigen Werte zu beurteilen, wusste, dass dieser blos eine Falle sei und verstand es durch Kraft und Entschlossenheit durchzusetzen, dass er nicht angenommen wurde. Allein jetzt fiel ein starkes österreichisches Heer unter einem so berühmten Anführer, wie Bouquoi, dessen blosser Name genügte, um Schrecken zu verbreiten, in das Land, welches nun von allen Seiten durch Deutsche und Polen und selbst durch Viele von Bethlens frühern Anhängern, die ebenfalls in die Schranken getreten waren, dergestalt bedroht wurde, dass Bethlen sich gezwungen sah, durch französische Vermittlung neue Unterhandlungen mit Ferdinand anzubahnen, welche aber schon am 9. April 1621 abgebrochen wurden.

Aber Bethlen war auf seiner Hut und wusste mit seinem geringen Heere einen Einbruch auf ungarisches Gebiet zu verhindern. Doch jetzt fiel auch der Palatin Forgács von ihm ab und desgleichen wurden ihm 112 seiner alten Anhänger, darunter auch solche, welche den Vertrag vom 2. Juli unterschrieben, abtrünnig, so auch Szécsy, der sich verpflichtete Bethlen offen anzugreifen, dessen auf den zehnten Mann herabgeschmolzenes Heer von dem Feinde mehrfach geschlagen wurde, so dass er gezwungen war, sich nach Kaschau zurückzuziehen. Aber er fand noch Zeit sich zu sammeln.

Und in dieser Stunde, als schon Alles verloren schien, inmitten tausend Drangsalen, leuchtete sein Genie im hellsten Glanze. Ohne den Mut sinken zu lassen, wandte er Alles auf, um seine Verluste zu ersetzen, und der von drei Seiten bedrohte Feldherr leitete jetzt mit fester Hand und strenger Uebereinstimmung die strategischen Bewegungen seiner Generäle. Er errang einen Sieg um den andern, Pálffi und Bozsnyák fielen in seine Hände, Bouquoi fiel in der Schlacht und Franz Batthyány führte seine Truppen beinahe bis nach Wien vor. «Unser Herrgott — so schreibt er selbst — wollte seine grosse Macht durch mich ohnmächtigen und unwissenden Wurm betätigen und hat die mächtige Armada und die aufgeblasenen grossen Männer, die ihr Vertrauen in sie gesetzt, beschämt, in Schrecken und Flucht gejagt und auseinander gesprengt; von den 35,000 Mann mochten bis zu meiner Ankunft 9400 weggefallen sein, die Uebrigen gingen auf diese oder jene Weise zu Grund; auch bei Pressburg liess Gott durch unsere Waffen einen grossen Teil seinen Untergang finden. Durch Gottes Beistand waren wir die Sieger.»

Und auch jetzt war es nicht sein Fehler, dass er diesen Sieg nicht in vollem Maasse ausbeuten konnte. Die Magnaten und Comitate Ungarns gebrauchten gerade diese Triumphe Bethlens dazu, ihn zur Wiederaufnahme

der Friedensunterhandlungen zu zwingen. Die Comitate hielten Beratungen ab, die Magnaten machten sich unter gesuchten Vorwänden von ihm los, und zum zweiten Male verlassen, musste er die Friedensunterhandlungen wieder erneuern. So kam am letzten Tage des Jahres 1621 der Frieden von Nikolsburg zu Stande, in welchem Bethlen dem Titel eines Königs entsagte, aber als Ersatz zwei schlesische Herzogtümer, sieben ungarische Comitate und einige Herrschaften erhielt, und welcher den König verband die Verfassung und die Krönungsurkunde in Ehren zu halten. Dies war nicht der Frieden, von dem Bethlen geträumt, doch war es nicht seine Schuld, dass dieser nur so ausgefallen. Hatte er aber seine Pläne auch nicht erreicht, so konnte er sich in einer Hinsicht doch zufrieden geben: sein moralischer Sieg war ein vollständiger und derjenige, der ihn vor wenigen Jahren nicht einmal als Fürsten anerkennen hatte wollen, bekleidete ihn jetzt mit der Herzogswürde des römischen Reiches.

III.

Als Bethlen, nachdem er mehr als dritthalb Jahre im Lager gewesen, nach Siebenbürgen heimkehrte, wurde er von seinen Untertanen mit Jubel und heller Begeisterung empfangen. Hier konnte er seine unterbrochene Tätigkeit zur Hebung des Wohlstandes seines Landes aufs Neue aufnehmen. Dieses Ziel hatte er auch vor Augen, als er die durch Ferdinand verfolgten Böhmen und Mähren im Lande ansiedelte, ihnen zur Hebung des Bergbaues und der Industrie in der Nähe von Alvinz (Winzendorf) eine Heimatstätte anwies und ihnen Privilegien verlieh. Den zerstörten fürstlichen Palast zu Karlsburg liess er durch ausländische Baumeister wieder aufbauen und schmückte ihn mit Bildern und wertvollen Kunstschätzen; so wies er auch die Magnaten und Behörden an, sich ebenda Paläste zu bauen. Zur Förderung der Wissenschaften endlich unterbreitete er dem Landtage ein Gesetz, nach welchem in dieser Stadt eine Akademie errichtet werden solle, und um diesen Schritt gleichsam vorzubereiten, berief er Martin Opitz, den hervorragenden Dichter und Gelehrten, an die Schule zu Karlsburg, welche Einladung dieser auch annahm.

In seinem eigenen Hause aber wartete grosse Trauer und Betrübniss sein. Am 13. Mai 1622 starb sein treues Weib, die Gefährtin seiner Freuden und Sorgen. Das Land gab ihr ein glänzendes Begräbniss, woran sich nicht allein die Stände, sondern auch die ausländischen Gäste, die im Lande befindlichen böhmischen und schlesischen Verbannten beteiligten.

Diese ausländischen Gäste waren aber nicht nur zu Besuche gekommen. Bethlen gab seine Pläne nicht so leicht auf und wartete nur auf eine günstige Wendung in den europäischen politischen Verhältnissen, um die Fehde von Neuem aufzunehmen. In den Vorbereitungen hiezu war auch

diesen Gästen eine Rolle zugedacht und nachdem sich Bethlen durch Tholdalagi, den er zur hohen Pforte gesendet, Gewissheit verschafft hatte, dass diese nicht abgeneigt sei ihm ihre Zustimmung zu geben, sandte der Fürst den Grafen Thurn, eine der Hauptpersonen der böhmischen Bewegung, nach Stambul.

Ohnehin hatte Ferdinand's Regierung mehr als einen Anlass zum Kriege gegeben: nicht nur dass die Friedenspunkte nicht alle erfüllt wurden, sondern es wurden auch die Güterverleihungen Bethlen's für ungiltig erklärt, und wirklich war es dieser letztere Umstand, auf welchen sich die zum Bruche führenden einleitenden Unterhandlungen stützten. In Wien war man davon schon unterrichtet, dass Bethlen Zurüstungen treffe, hierauf wies schon der Umstand hin, dass er das gesammte alte System der Mobilisirung, dessen Nachteile er bei seinen frühern Feldzügen genugsam erprobt, auf dem 1623er Landtage gänzlich und gründlich umgestaltete; daraus, dass er die Erlaubniss der hohen Pforte in Händen habe, machte er ganz und gar kein Geheimniss, ja er zeigte den Gesandten Ferdinand's sogar die Befehle, in denen die türkischen und tartarischen Truppen an seine Seite beordert wurden. Umso grösser war die Ueberraschung, als er eben inmitten dieser Vorbereitungen dem klügsten, doch zugleich unerbittlichsten seiner Feinde, Eszterházy, durch seinen Schwager Károlyi den Wunsch aussprechen liess, mit ihm zusammenzutreffen und zu unterhandeln.

Eszterházy hatte nicht den Mut, Bethlen's Antrag anzunehmen, und betraute Károlyi damit, mit dem Fürsten zusammenzutreffen und in dessen Vorschlägen zu vermitteln. So liess also Bethlen durch Károlyi seinen Wunsch aussprechen, Eszterházy möge beim Kaiser vermitteln, dass dieser ihm die Hand seiner Tochter Cäcilie Renata gebe, die in den Erblanden wütenden Uneinigkeiten durch billige Concessionen beschwichtige und dass sie sich dann vereint dem Türken entgegenwürfen, um die besetzten Teile Ungarns zu befreien. Er sei bereit das Commando zu übernehmen.

Jetzt gelang es dem Kaiser und Eszterházy in der Tat Bethlen zu überlisten, der bei diesem Anerbieten der Stimme seines Herzens gefolgt und dem es heiliger Ernst damit war, da ihm zur Befreiung und Einigung Ungarns kein Preis zu hoch schien, während jene nicht eine Sekunde daran dachten Bethlens Wunsch zu verwirklichen. Ihnen war nur darum zu tun Zeit zu gewinnen, damit sich Bethlen den geeigneten Augenblick entschlüpfen liesse. Während sie also Bethlen keine bestimmte Antwort in der Heiratsangelegenheit gaben, bewogen sie ihn seine Einwilligung zu einer Beratung in Angelegenheit der misslichen Punkte zu geben, zu welcher Beratung beide Teile Gesandte nach Schemnitz sendeten. Allein auf die Dauer konnte die Sache so nicht hingezogen werden. Mitte September eröffnete Bethlen den Angriff, worauf sich die Conferenz ohne Resultat auflöste, und seitdem führte er den Krieg mit voller Energie.

Zu gleicher Zeit mit Bethlen führte auch die deutsche Union Krieg gegen den Kaiser und nach dem Plane sollten sich die beiden Heere vereinigen. Diese Absicht wurde jedoch vereitelt, da die Truppen der Union geschlagen wurden. Doch umso glänzender waren die Resultate, die Bethlen, der nunmehr vereinsamt dastand, zu erringen wusste. Er eroberte Oberungarn, einen bedeutenden Teil Mährens, die Umgegend der weissen Karpathen, schlug am 26. October den kaiserlichen Generalbefehlshaber, Grafen Caraffa bei Göding (zu ungarisch Hodolin, ein mährisches Dorf) und schloss ihn sammt seinem ganzen Heere ein. Schon schien es, dass der kaiserlichen Armee kein anderer Weg offen sei als die Waffen zu strecken, als Stanislaus Thurzó, der Palatin, in Bethlens Lager kam. Bethlen zeigte sich über alles Erwarten nachgiebig, schloss einen Waffenstillstand mit Caraffa und Thurzó, befreite Caraffa sogleich von der Schmach die Waffen niederlegen zu müssen und forderte nur so viel, dass dieser beim Vorbeidefiliren vor ihm vom Rosse steigen musste. Allein in Wien wurde dieser Waffenstillstand für ungiltig erklärt und so wurde Bethlen, der sein Heer bereits entlassen, zur Annahme von nachteiligen Punkten gezwungen, laut welchen er bemüssigt war, die zwei schlesischen Herzogtümer, Oppeln und Ratibor, zurückzugeben.

Die Hauptursache von Bethlens Nachgiebigkeit war, dass er noch immer hoffte die doppelte Frage des Schutz- und Trutzbündnisses mit Ferdinand, sowie der Ehe, zu einer glücklichen Lösung zu bringen. Auch hierin wartete eine neue Enttäuschung sein. Zu Anfange des Jahres 1624 sandte er seinen Kanzler, Wolfgang Kamuthy, nach Wien, um die Unterhandlungen fortzusetzen. Dort wurde der Abschluss des Friedens lange hingezogen und verschoben, bis er endlich am 8. Mai zustande kam. Jetzt brachte Kamuthy die Hochzeitsangelegenheit aufs Tapet, allein obgleich auch der, in dieser Frage zu Rate gezogene spanische Hof zu dieser Verbindung riet, schrak Ferdinand's Hochmut dennoch davor zurück. Nichtsdestoweniger gab er doch nur eine ausweichende Antwort; indem er versprach in dieser Angelegenheit einen Generalgesandten an Bethlen senden zu wollen. Dies konnte Bethlen natürlich nicht genügen und er sandte am 17. September Stephan Kovachóczy und Franz Mikó nach Wien, um den Kaiser aufzufordern, entweder eine bestimmte Entscheidung betreffs der Hand Cecilia Renatens zu treffen, oder zu erlauben, dass seine Gesandten nach Brandenburg reisen mögen, um die Schwägerin Gustav Adolf's, die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg, zu freien. Eine offene Antwort gab der Kaiser auch dieses Mal nicht, er versprach nur mit nächstem in dieser Angelegenheit einen Generalgesandten an Bethlen zu senden.

Dieser Gesandte war der Bischof und Kanzler Stephan Sennyei, dessen Vollmacht sich auf zwei Dinge erstreckte: einmal, Bethlen zu

bewegen, dass er sich statt der Kaiserstochter mit der Hand irgend einer Verwandten zufrieden gebe und dann, durchzusetzen, dass sich Bethlen an den Friedensunterhandlungen zwischen Kaiser und Pforte nicht (wie diese es wünschte) durch seinen Gesandten beteiligen möge. Sennyei hielt sich einige Wochen hindurch in Karlsburg auf und obzwar seine Unterhandlungen zu keinem Erfolge führten, legte er doch, da er den grossen Mann von Nahem sah, seine Befangenheit gänzlich ab und wurde von Vertrauen und Bewunderung gegen Bethlen's Persönlichkeit erfüllt. Auf die weiblichen Verwandten des Kaisers bezüglich, erklärte Bethlen, dass er nur die Hand der Tochter des Kaisers anzunehmen geneigt sei. Die Friedensunterhandlungen in Hidasgyarmat aber wurden unter Vermittlung seiner Gesandten geführt und zum Abschlusse gebracht.

Doch trotz alledem konnte weder die Pforte, noch der Kaiser, noch Bethlen des Friedens von Gyarmat so recht froh werden. Die westeuropäischen Verhältnisse wurden aufs Neue getrübt und die protestantischen Fürsten bereiteten im Vereine mit Frankreich einen neuen Angriff vor. Ferdinand war bereit Bethlen um jeden andern Preis zu gewinnen, um ihm nur nicht seine Tochter geben zu müssen, und sandte ihm den Titel «Serenissimus», welchen die Regenten zu führen pflegten. Um diese Zeit geschah es, dass der Kaiser seine Tochter dem Könige von Polen verlobte, und somit waren die Unterhandlungen zu Ende. Jetzt sandte Bethlen unter Anführung Kovachóczy's und Mikó's Gesandte nach Berlin, um um die Hand Katharinens, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, anzuhalten. Es war der Einfluss Elisabeth's von England, der Tochter König Jakob's, der seine Aufmerksamkeit auf diese Prinzessin gelenkt, durch welche er mit Gustav Adolf verschwägert werden sollte. Die Brautwerber erhielten Anfangs Oktober 1625 eine zustimmende Antwort, worauf eine neue feierliche Deputation unter Rákóczy, Károlyi, Mikó und Kassay an den brandenburger Hof abging. Die Verlobung wurde vollzogen und zu Anfang des Jahres 1626 brach man mit der Braut nach Ungarn auf; die Hochzeit fand am 2. März in Kaschau statt.

Gerade zur Zeit der Hochzeitsfeierlichkeiten wurden in Karlsburg politische Beratungen von grosser Wichtigkeit abgehalten. Am 9. Dec. 1625 hatten die Westmächte, Holland, England und Dänemark eine Conföderation gegen den Kaiser gebildet und jetzt handelte es sich darum, dass auch Bethlen eintreten solle, dem man einen Platz frei gehalten. Doch zugleich forderte ihn auch sein Schwager, der König von Schweden auf, sich mit ihm gegen den König von Polen zu verbinden. Doch Bethlen neigte sich dem ersten Antrage zu und sandte auf Grund des Uebereinkommens Mathias Quadt zur Conferenz nach dem Haag, um betreffs der Bedingungen seines Eintrittes in die Conföderation ein Abkommen zu treffen.

Während Quadt unterwegs war, wollte sich Bethlen vollständig in Bereitschaft setzen und den Krieg beginnen. Vor Allem liess er seine Frau auf dem Landtage im Mai zu seiner Nachfolgerin wählen. Dann schickte er Gesandte an die Pforte, um diese zu einem gemeinsamen Vorgehen in dem Kriege zu bewegen, und den Verhandlungen mit den dahin zu entsendenden Gesandten der «sechs Reiche», der Westmächte, den Weg zu ebnen. Ende August brach er selbst auf, aber die Niederlage, welche der Dänenkönig bei Lutter am Barenberg erlitt, vereitelte das Resultat der Conföderation von vorne herein. Wie gewöhnlich, so setzte er auch jetzt nicht alles auf einen Wurf: gleichzeitig traf er seine Vorbereitungen für Krieg und Frieden, so dass er sich im Notfalle selbst entscheiden könne, welcher Weg einzuschlagen sei. Der Krieg und die Friedensunterhandlungen wurden denn auch beinahe zur selben Zeit begonnen, aber der Hoffnung auf Erfolg musste er schon da entsagen, als Mansfeld statt mit einem Heere zu kommen, ganz allein zu ihm ins Lager kam, so dass er nach dem ersten bedeutenden Siege sogleich die Gesandten zu den Friedensunterhandlungen ernannte. Am 28. December unterzeichnete er zu Leutschau die Friedensurkunde, welche wieder einige der errungenen Vorteile aufgab. Kurze Zeit früher war der Vertrag mit den Westmächten zu Stande gekommen, welchen König Karl von England am 30. November unterschrieb und welcher zu Anfang 1624 auch von den belgischen Ständen und dem Schwedenkönig angenommen wurde. Aber jetzt war es schon zu spät, da dieses Bündniss durch den Frieden von Leutschau gegenstandslos geworden.

Für wie beschämend und unheilbringend Bethlen besonders diesen letzten Frieden auch hielt, so zögerte er doch keinen Augenblick ihn zu erfüllen. Eine Conferenz in Tokaj brachte die in Schwebe gelassenen Fragen ins Reine. Auch das konnte ihn nicht wankend machen, dass Ferdinands Regierung ihn bei der Pforte, nun zum drittenmale, verriet und laut verkündigte, dass sich Bethlen «gegen die Türken mit den Deutschen verbunden,» sowie auch die, hierauf bezüglichen, geheimsten Documente vorwies. Doch Bethlens Credit konnte selbst auf diese Weise nicht erschüttert werden — im Gegenteile sandte ihm die hohe Pforte einen bestätigenden Athname in Bezug der Tronfolge und nahm in den, mit Ferdinand angefangenen Friedensunterhandlungen bei Szöny geradezu seinen Rat in Anspruch, so dass dieselben ganz unter seinem Einflusse entstanden sind.

Karlsburg war unterdessen der Schauplatz von stets neuen und neuen Festlichkeiten. — Costümbälle und Maskenfeste wechselten fortwährend ab und der Adel strömte über den Winter hieher, so dass dies wirklich der Mittelpunkt des Landes wurde. Jetzt nahm er die Verwirklichung seines alten Planes, die Errichtung einer Landesakademie, in Angriff, nur dass er diesen Plan insoferne umgeändert hatte, als er diese nunmehr

in Karlsburg und nicht in Klausenburg errichten wollte. Nach der Entfernung von Martin Opitz berief er Krell und da auch dieser bald darauf das Land verliess, sandte er Bojti, seinen Hofgeschichtsschreiber aus, um durch ihn drei der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands zu berufen und zugleich den zu europäischem Rufe gekommenen Adalbert Molnár von Szenc, den Bibelübersetzer, seinem Vaterlande zurückzugewinnen.

Seine alten Pläne jedoch gab er auch jetzt nicht auf, nur dass er durch die bisherigen Enttäuschungen klüger gemacht, einen ganz andern Weg zu ihrer Verwirklichung einschlug. Er war in fortwährendem Contacte mit seinem Schwager Gustav Adolf, der bisher mit dem polnischen Feldzuge beschäftigt gewesen, im Jahre 1628 näher zu Siebenbürgen vorrückte und jetzt Paul Strassburg, einen seiner Vertrauten zu Bethlen sandte. Es wurde Herbst, bis dieser nach Siebenbürgen gelangte und infolge der mit ihm geführten Unterhandlungen sandte Bethlen am 21. Okt. Tholdalagi an die hohe Pforte. Hier kamen Tholdalagi während seiner Unterhandlungen seltsame Dinge zu Ohren: er hörte nämlich, dass sich hier ein Vertrauter Eszterházy's, des Palatin's, Szombathelyi, aufhalte, welcher in Unterhandlungen stehe, welche den Zweck hätten, Bethlen zu stürzen und aus dem Wege zu räumen. Dieser Szombathelyi war ein siebenbürgischer Flüchtling und Tholdalagi wusste ihm nicht anders beizukommen, als dass er ihm Pardon erwirkte und ihn zur Rückkehr in seine Heimat bewog. Allein Szombathelyi setzte seine Verräterei auch hier fort und sandte geheime Berichte an Eszterházy, so dass Bethlen ihn gefangen nehmen und hinrichten liess.

Wovon Szombathelyi in seinen Berichten Erwähnung tat, das waren die mit Strassburg gepflogenen Unterhandlungen in Angelegenheit eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen dem Könige von Schweden und dem Fürsten von Siebenbürgen, im Interesse eines gemeinsamen Angriffes auf Ferdinand, wobei auch von der Wahl Gabriel Bethlen's zum Könige von Polen die Rede war. Conferenzen waren schon früher gehalten worden und mit Strassburg's Ankunft nahmen die Dinge einen ernsten Character an. Im Winter 1629 kamen zwei französische Diplomaten, Talerand und Roueselle zu Bethlen, die er in Begleitung Mikes' zur hohen Pforte entsandte, um dort den Patriarchen Cyrill für seine Sache zu gewinnen und mit seinen Empfehlungen zu den Kosaken und Russen zu gehen, um das Zustandekommen eines grossen orientalischen Bundes vorzubereiten. Um diese Zeit traf auch Gustav Adolf schon seine Zurüstungen zum Angriffe und schon wartete das unterjochte Deutschland auf ihn, als auf seinen Befreier. Und wenn Bethlen und Gustav Adolf den Kaiser nun wirklich zu gleicher Zeit angegriffen hätten, wozu die Vorbereitungen getroffen waren, so wäre es dem vereinten Zusammenwirken dieser beiden grossen Feldherren und Staatsmänner wahrscheinlich gelungen den kühnen Plan

zu verwirklichen, der sie beschäftigte: einen protestantischen Kaiser an die Spitze Deutschlands zu stellen und Ungarn «aus dem drückenden Joche der Deutschen» zu befreien.

Doch auch dieser Plan sollte nicht in Erfüllung gehen; schon seit dem Frühlinge kränkelte Bethlen und sein Leiden verschlimmerte sich fortwährend. Im Sommer war sein Zustand bereits hoffnungslos und schon begann auch er einzusehen, dass seine Pläne mit ihm zugleich ins Grab sinken würden. Wenigstens diese eine seiner Schöpfungen wollte er vor dem Untergange bewahren, dass nämlich die Zugehörigkeit der sieben Comitate an Siebenbürgen gesichert sei. In den ersten Tagen des August setzte er seinen letzten Willen auf und trat dann mit Georg Rákóczy und mit seinen vertrauteren Freunden in Ungarn in Unterhandlungen; in dieser Angelegenheit schickte er Anfangs September einen Gesandten an die Pforte, während er selbst nach Grosswardein ging, um sich dort mit Murteza Pascha zu verständigen. Dies alles kam schon zu spät. Am 19. October von einem heftigen Unwohlsein befallen, eilte er nach Hause — um zu sterben. Am 14. November kam er noch lebend in Karlsburg an, doch am 15. begann der Todeskampf. Während seiner letzten Augenblicke umstanden sein Hofprediger Geleji und mehrere Magnaten betend sein Krankenlager; da bat er um Tinte und Papier und schrieb mit fester Hand die zwei Zeilen: «Wenn Gott mit uns ist, wer ist gegen uns? Niemand, sicherlich niemand».

Vormittags um 11 Uhr hörte der «grosse Fürst, von desgleichen man seit König Mathias Zeit nicht gehört», auf zu leben.

* *
*

«Er war ein Mann, dessen Angedenken sich über die ganze Welt verbreitete, — sagt Kemény in seinen Memoiren von ihm, — er wusste beide Kaiser im Gleichgewichte zu sich und seinem Reiche zu halten, Andere aber fürchteten ihn; er brachte Ruhm auf die ungarische Nation. Oh, dass solch ein zweiter zu erhoffen wäre, oder dass er nie geboren wäre oder ewig gelebt hätte.» Nein. Gut so, dass er gelebt. Die Ehre der ungarischen Nation musste erhoben werden in dieser grossen Zeit und er hatte sie erhoben, Bocskay's Werk musste fortgesetzt werden und er hat es fortgesetzt und bekrönt. Jener hatte Siebenbürgen einen entscheidenden Platz zwischen den beiden Kaisern angewiesen, so dass ein Bündniss mit dem Lande über Krieg oder Frieden entschied; dieser hatte Siebenbürgen eine Rolle in dem grossen europäischen Kriege zugeteilt und seinen Producten einen Weg nach Westen und Osten eröffnet. Der lebhafte Handel, welchen das Land mit Konstantinopel unterhielt und der Handelsvertrag, den es 1621 mit Venedig abschloss; die Kaufleute, welche die

Producte des Landes von Russland und Kurland bis nach Hamburg trugen, machten seinen Namen überall bekannt.

Bethlen war ein schmächtiger Mann von mittlerer Statur, mit einem länglichen Gesichte, grossen Augen und frischer Gesichtsfarbe. Er huldigte der damaligen Mode und trug das Haar kurz geschoren mit einem Schopfe. Er liebte den Prunk und seine Gewänder waren mit Gold und Juwelen geschmückt. Doch auch in seinem Hofhalte entfaltete er viel Pracht, wo er sich nur aufhielt, so in Vinc, Fogaras und Blasendorf, liess er prächtige Paläste erbauen, doch der schönste unter diesen, ein wahrhaft fürstlicher Palast, war der zu Karlsburg, dessen grossen Saal er mit Gemälden ausschmücken liess, dessen Wände mit kostbaren Stoffen austapezirt wurden und dessen wohnliche Räume voll waren mit kunstvollen Gold- und Silbergefässen. Er war ein Freund der Musik, führte ein angenehmes und heiteres Haus und nahm an Unterhaltungen und Lustbarkeiten gerne teil, doch ist es unwahr, dass er ein Freund des Weines gewesen wäre, da er diesen schon wegen seines chronischen Kopfleidens nicht vertragen konnte.

Trotz einer vernachlässigten Erziehung erhob er sich aus eigener Kraft und schwang sich zu der Bildungsstufe seiner Zeit empor, umgab sich mit Männern der Wissenschaft und liess sich mit diesen gern in Dispute ein. Die Bibel hatte er 26-mal gelesen und selbst auf seinen Reisen nahm er Lektüre mit sich, zu deren Aufbewahrung ein eigenes Kästchen in seinem Wagen diente. Da er in seiner eigenen Familie, an den Kindern seiner Geschwister erfahren musste, in welch schlechter Richtung die Erziehung geleitet werde, übernahm er von dem System der Jesuiten, was er für gut und nützlich hielt. An die Reformation des Unterrichtswesens wandte er grosse Opfer, zu zehnen und zwanzigen sandte er die Alumnen auf eigene Kosten an die berühmteren Universitäten in Deuschland und Holland und als Oberungarn in seine Hände überging, war seine erste Sorge in Tirnau eine Universität zu errichten. Obzwar er eine Vorliebe für seine eigene Religion hatte und nicht aus Heuchelei, sondern aus innerlicher Ueberzeugung ein eifriger Protestant war, übte er doch die Tugend der Toleranz in dem Grade, dass er zum Drucke von Káldy's katholischer Bibel 1000 Dukaten hergab. Nebst den Schulen tat er auch viel für die Kirchen.

Aber sein Hauptelement war doch das Kriegführen. Er nahm an 42 Schlachten teil und Kemény hörte es aus seinem eigenen Munde, dass er gerne sein ganzes Leben im Lager zubringen wollte, wenn jemand das Anwerben und die Versorgung der Truppen auf sich nehmen würde — und in der Tat war er am glücklichsten, wenn er eine Revue über seine Truppen halten, und mit ihnen ins Lager ziehen konnte. Sein Feldherrngenie trat in den verzweifeltesten Lagen am hellsten zu Tage.

Seine Untertanen vergötterten, seine Feinde hassten und fürchteten

ihn und streuten die abenteuerlichsten Märchen über ihn aus, sie beschuldigten ihn der Perfidie, die er nie gekannt. Doch sollte nicht etwa das Perfidie gewesen sein, als die Regierung Ferdinand's seine geheimsten Verträge an die hohe Pforte sandte und als Eszterházy an seinem Untergange arbeitete? Welche Waffen standen ihm sonst wohl zur Verfügung, als dass er stets schon vorher bemüht war, einem solchen Vorgehen die Spitze zu nehmen. Er spielte im Gegenteile stets mit offenen Karten und auch seine Diplomatie war keine andere, als die eines jeden Menschen zu dieser Zeit, einer Zeit, da Macchiavelli der Meister war.

In seinem persönlichen Verkehr war etwas Anziehendes, Gewinnendes; wer nur an seinen Hof kam, ging voll Bewunderung für ihn hinweg. Jähzornig, wusste er sich zu beherrschen und sein Zorn währte nicht lange; selbst die gefährlichsten Verräter liess er nur in wenigen seltenen Fällen hinrichten. Seinen Untertanen gegenüber war er gerecht, billig und freigebig, das Verdienst fand bei ihm stets seine Belohnung, aber dabei wusste er sein Ansehen zu wahren und am Hof und im Lande gleicherweise die Ordnung aufrecht zu erhalten. Trotz seiner Freigebigkeit und den unausgesetzten Kriegen belastete er das Land nicht mit neuen und ungewohnten Steuern, und wusste durch Hebung des Handels neue Hilfsquellen zu eröffnen. In seiner Schatzkammer liess er bei seinem Tode an Wert eine Million zurück, was zu dieser Zeit eine grosse Summe repräsentirte. Aus bescheidenen Verhältnissen verstand er es — so sagt Strassburg — sich durch eigene Kraft zur höchsten Stufe der Ehre und des Ruhmes emporzuschwingen.

Was wir an ihm bewundern, seine Grösse, sie starb nicht mit ihm, schon hat sie Jahrhunderte überlebt und wird den Sturm der Jahre überdauern bis ans Ende der Zeiten.

ALEX. SZILÁGYI.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** 1. In der *Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 4. Mai* hielt EUGEN ABEL einen Vortrag über *Isota Nogarola*, die hervorragendste Humanistin des fünfzehnten Jahrhunderts, deren sämmtliche Werke der Graf Alexander Apponyi und Eugen Abel eben zur Herausgabe vorbereiten.

Unter den Mitgliedern der Familie Nogarola, der ältesten Adelsfamilie Veronas, begegnen uns ausser Staatsmännern und Soldaten auch zahlreiche Schriftsteller und dies nicht allein unter den männlichen, sondern auch unter den weiblichen Mitgliedern derselben. Die namhaftesten unter den letzteren sind: *Angela Nogarola*, Gemahlin des Grafen Antonio d'Arco, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, welche mehrere Briefe und ein längeres Lehrgedicht von der Tugend

hinterlassen hat, in welchen bereits der Einfluss des beginnenden Humanismus zu Tage tritt, — dann *Zenevera* in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, Gemahlin des Brescianer Edelmannes Brunorius Gambara und Grossmutter der ausgezeichneten Dichterin Veronica Gambara. Von ihrer mit ihren humanistischen Zeitgenossen gepflogenen lebhaften Correspondenz sind nur wenige Bruchstücke erhalten geblieben. Ihre Schwester war *Isota* Nogarola (geb. um 1418, gest. 1466), eine ausgezeichnete Theologin und Humanistin. Sie ist die einzige Schriftstellerin in der Humanistenzeit, bei welcher von einer bestimmten schriftstellerischen Individualität die Rede sein kann, deren Entwickelung wir von ihrer frühen Jugend beinahe bis zu ihrem Sterbebette genau verfolgen können. Ihre Mutter liess sie sowohl in der Theologie als auch in der lateinischen Literatur unterrichten. Anfangs suchte sie auch mehr auf dem Gebiete des Humanismus Lorbeeren. Sie stand von 1434 bis 1470 in häufigem Briefwechsel mit den hervorragenderen Humanisten ihrer Zeit, mit Bischöfen, Cardinälen, insbesondere mit den jungen Humanisten von Ferrara, Verona und Venedig. Ihre Briefe sind ganz im Geiste ihrer Zeit geschrieben; sie sind voll von Lobeserhebungen und bisweilen Aneiferungen des Adressaten; ihr Inhalt ist meist ebenso wenig interessant, wie der der meisten Schriftsteller zweiten Ranges zu jener Zeit. Ihr glänzender Styl erregte aber grosses Aufsehen; die hervorragendsten Schriftsteller gedachten in Vers und Prosa lobpreisend der Schwestern Nogarola. Indessen gab Isota diese Art der literarischen Tätigkeit frühzeitig auf, denn sie sah ein, dass sie, als Frau, ihrer socialen Stellung zufolge nicht in der Lage sei, die reiche epistolographische Literatur mit kernigen, gehaltvollen Briefen zu bereichern. Sie begann darum wieder die Heilige Schrift und die heiligen Väter zu studiren. Ein Ausfluss dieser Studien ist jener Dialog, in welchem sie, dem Veroneser Statthalter Ludwig Foscarini (1451) gegenüber, die Ansicht verficht, dass Adam stärker gesündigt habe als Eva. Diesen Dialog hat nach mehr als hundert Jahren (1563) ein anderer Nogarola (Franz N.) mit wesentlichen Veränderungen und Verdrehungen in Venedig bei Aldus herausgegeben. In diesem zweiten Abschnitte ihres Lebens errang sich Isota durch ihr heiliges Leben und ihre frommen Werke nicht mindere Anerkennung, als vordem mit ihrem glänzenden Styl. Dies beweist unter anderem die Tatsache, dass der Veroneser Bischof Hermolaus Barbarus und der Veroneser Canonicus Paulus Maffei ihr eines ihrer Werke widmeten. Von ihren eigenen Werken aus dieser Zeit sind uns, ausser dem erwähnten Dialog, erhalten geblieben eine Rede über das Lob des heiligen Hieronymus, ein Brief an den 1459 auf der Synode in Mantua weilenden Papst Pius II., in welchem sie diesen zum Kriege gegen die Türken anfeuert, ein zweiter Brief, in welchem sie den venezianischen Staatsmann Jacobus Antonius *Marcellus* in seiner Betrübniss über den Tod seines Sohnes tröstet, endlich eine Rede, in welcher sie Hermolaus Barbarus zu seiner Ernennung zum Bischof von Verona Glück wünscht. Jene Rede, welche sie 1450 gelegentlich des Jubiläums in Rom vor Papst Nicolaus V. hielt, ist leider verloren gegangen.

Isota Nogarola unterscheidet sich vorteilhaft von den Schriftstellerinnen ihrer Zeit, denen die Literatur blos ein Sport war, an welchem sie blos Vergnügen fanden, bis sie in die Ehe treten konnten; für Isota war die Literatur nicht ein Sport, sondern ein Gegenstand des Cultus. Während sich ihre Colleginnen begnüg-

ten, mit etwelchen Briefen und Gedichten einen ephemeren Ruhm zu erwerben, sah Isota sehr bald die Unfruchtbarkeit einer derartigen literarischen Tätigkeit ein und ergab sich lieber den ernsteren theologischen Studien, deren Ergebnisse sie, unbekümmert um die bisherige Tradition, in einer möglichst schönen Form zur Darstellung zu bringen suchte. Und diese schöne Form handhabte sie in der Tat mit grosser Gewandtheit. Wir brauchen ihre Werke nur mit den Briefen ihrer Rivalin Constanza da Varano zu vergleichen, um sofort zu der Ueberzeugung zu gelangen, das Isotas Styl in keiner Beziehung dem Style der Schüler des Guarinus nachsteht, während Costanzas Styl bedeutend die Kritik herausfordert. Und wenn wir noch hinzufügen, dass Isota einer der ältesten Familien Italiens entstammte, welche der Wissenschaft und Literatur zahlreiche vorzügliche Arbeiter geliefert hat, — dass sie in jener Zeit gelebt und im Geiste des Humanismus gewirkt hat, als dieser in Oberitalien sozusagen noch in der Wiege lag, — und dass sie, als Frau, Werke geschrieben hat, um welche — wenn ihnen gleich der absolute Wert abgeht — viele ihrer humanistischen Zeitgenossen sie beneiden konnten und auch beneidet haben: dann werden wir das Vorgehen jener Literarhistoriker verstehen und billigen, welche unter den beachtenswürdigen Gestalten der beginnenden Renaissance auch Isota Nogarola anführen.

Hierauf las wegen vorgerückter Zeit das corr. Mitgl. Josef Szinnyei blos einige Stellen aus einer längeren Abhandlung des ord. Mitgl. Samuel Brassai, welche unter dem Titel: »*Der Dualismus des Satzes*« die Lehre vom Subject und Prädicat in origineller Weise behandelt.

In der *Sitzung der II. (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 11. Mai* las Johann Csontosi über *Die bisher erforschten Ueberreste der Corvina*. — Csontosi beschäftigt sich seit zehn Jahren mit der Geschichte der mittelalterlichen Bibliotheken Ungarns und mit der Bibliographie der mittelalterlichen Handschriften, welche auf Ungarn Bezug haben. Er hat bisher 70 vordem unbekannte mittelalterliche Bibliotheken und 140 vordem unbekannte mittelalterliche Buchabschreiber, Buchmaler und Emendatoren erforscht. Sein Antrittsvortrag beschäftigt sich mit der grössten der mittelalterlichen Bibliotheken Ungarns, der berühmten Bibliothek des Königs Mathias Corvinus. Er stellt darin die kritische Bibliographie der bisher erforschten Ueberreste der Corvina fest. Die Forscher hatten sich bisher mit der Geschichte der Corvina, Csontosi hat sich mit den Corvin-Codexen selbst beschäftigt und mit Unterstützung des ungarischen Nationalmuseums den grössten Teil der in den Bibliotheken Deutschlands und Italiens befindlichen Corvin-Codices durchforscht. Er bespricht auf Grundlage eines grossen wissenschaftlichen Apparates die auf die Erforschung der Corvin-Codices bezüglichen wissenschaftlichen Bewegungen von Pflugk bis auf Römer und Fischer und verkündet als bisheriges Ergebniss seiner Forschungen, dass er in 37 europäischen Bibliotheken bisher 118 unzweifelhafte Corvin-Codices gefunden habe, deren kritische Bibliographie er vorlegt. Darunter beschreibt Csontosi 101 nach eigenem Augenschein, 17 nach den verlässlichen Forschungen Anderer. Csontosi's bibliographisches Verzeichniss übertrifft an Vollständigkeit alle bisher vorhanden gewesenen. Dasselbe wird jetzt in der wissenschaftlichen Literatur massgebend sein und jeder ferneren Forschung als Grundlage dienen.

Hierauf las Dr. LADISLAUS FEJÉRPATAKI über *Die königliche Kanzlei in der Arpádenzeit.* — Die königliche Kanzlei war im Mittelalter das Forum, welches die Redaction, Textirung und Ausstattung der königlichen Urkunden besorgte. Aus diesem Grunde ist die Kenntniss ihrer Organisation und Geschichte vom Gesichtspunkte der Diplomatik um so wichtiger, als wir durch die Zusammenstellung ihres Personals verlässliche Anhaltspunkte für die Rectification der Daten unrichtig datirter Urkunden gewinnen. — Der Entwickelungsgang der Kanzlei ist kurz folgender. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt von der Stellung des einfachen Notarius, welcher die ohne Zweifel auch durch ihn verfasste Urkunde selbst schreibt. Bald erhält er den Titel Kanzler, hat aber dieselben Agenden wie früher. Die vom Ende des XII. Jahrhunderts an vorkommenden Kanzler stehen bereits an der Spitze einer organisirten Körperschaft. Die von ihnen beim Hofe eingenommene Stellung ist viel höher, als dass sie das Schreiben der Urkunde, also die mechanische Arbeit hätten übernehmen können. Diese fällt den Notaren zu, denen der Kanzler allenfalls die Richtung giebt und ihre Arbeit controlirt. Die Würde ist aber noch keine so grosse, dass sie mit dem Glanze des Bischofsstuhles vereinbar wäre. Sobald der Kanzler Bischof wird, lässt er die Kanzlerschaft fahren. Bald jedoch steigt das Ansehen der Kanzlerschaft. Wir sehen den Kanzler in immer höheren kirchlichen Würden figuriren. Mit dem Steigen des Glanzes der Stellung zieht sich ihr Träger allmählig von der factischen Leitung derselben zurück. An seine Stelle tritt der Vicekanzler, zuerst in bescheidener Stellung und ausnahmsweise, später oft in bischöflicher ja erzbischöflicher Würde, den Kanzler nicht blos stellvertretend, sondern vollständig an die Stelle des Kanzlers getreten, dessen Tätigkeit, die Ausstellung von Urkunden betreffend, sich auf seltene Fälle und auf die allerwichtigsten beschränkt. Die Kanzlerschaft wird zu Ende der Árpádenzeit zu einer politischen Landeswürde ersten Ranges, deren Träger häufig in wichtigen Landes-Angelegenheiten fungirt, während die Agenden der Kanzlei ganz dem Vicekanzler zufallen. — Als das Schreiben der Urkunden den Notaren zufiel, bestimmte der Kanzler oder dessen Stellvertreter die Form des Textes bei der Abfassung neuer Donations-Urkunden; ihm oblag der wichtigste Act bei der Ausstellung: die Siegelung der Urkunden und in Verbindung damit die Aufbewahrung des königlichen Siegels. Da die Urkunde durch die Anhängung des Siegels ihre volle Kraft erhielt, musste der Bewahrer desselben jeden Verdacht von sich ferne halten, dass bei irgend einer Donation oder Privilegiumserteilung auch *er* interessirt sei. Darum lässt der König in Fällen, wo er zu Gunsten des Kanzlers, auf dessen Bitte oder für dessen Verwandte eine Urkunde herausgiebt, das Siegel in der Regel durch einen Anderen, nicht dabei Interessirten anhängen. Endlich oblag es dem Kanzler, die dem König vorgewiesenen alten Urkunden zu untersuchen, ob sie authentisch seien; der König bestätigte ihren Inhalt nur, wenn der Kanzler dieselben als echt erkannte. — Eine ganz ähnliche Organisation, nur natürlich in viel kleinerem Massstabe, zeigen auch die Kanzleien der Königinnen und der königlichen Prinzen, deren im XIII. Jahrhundert oft gleichzeitig mehrere bestanden.

Zuletzt las KARL PULSZKY, Director der Landesbildergallerie, eine Studie über *Die Nomenclatur der Landesbildergallerie*, welche die Unrichtigkeiten des früheren Catalogs einer gründlichen Kritik unterzieht und die Berichtigungen des neuen Catalogs hervorhebt.

VERMISCHTES.

— **Preisaufgaben der ungarischen Akademie der Wissenschaften.** Von Seiten der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe: 1. Nachdem der grosse akademische Preis (200 Dukaten) und der Marczibányi'sche Nebenpreis (50 Dukaten) dem besten der im Cyclus 1879—1885 erschienenen linguistischen Werke zuerteilt werden müssen, werden die betreffenden Verfasser aufgefordert, ihre Werke bis Ende Jänner 1886 dem Generalsecretär einzusenden, mit kurzer Aufzeichnung dessen, was sie für den hervorstechenden Zug ihres Werkes halten. Diese Aufforderung hat aber keineswegs den Sinn, als ob eine nicht eingesendete Arbeit, von welcher die Mitglieder Kenntniss haben, nicht concurriren könnte; vielmehr kann, wenn die Arbeit in der Ausgabe der Akademie erschienen ist oder der Bibliothek schon eingesendet wurde, Berufung darauf geschehen, dass der Verfasser mit der betreffenden Arbeit concurrirt.

2. Graf Josef Teleki'scher Dramenpreis pro 1886: 100 Dukaten. Ein Trauerspiel in Versform. Einsendungstermin 30. September 1885. Zuerkennung am 19. März 1886. Das Nationaltheater hat das Aufführungsrecht.

3. Graf Josef Teleki'scher Dramenpreis pro 1887 ebenso. Einsendungstermin 30. September 1886. Zuerkennung am 19. März 1887.

4. Verlangt wird die Geschichte der Aesthetik im Altertum und Mittelalter. Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung. Termin 30. September 1887. Der Preis wird nur einem Werke von selbstständigem Werte zuerkannt. Das prämiirte Werk bleibt Eigentum des Verfassers; wenn dieser es binnen einem Jahre nicht drucken lässt, so geht das Eigentumsrecht an die Akademie über.

5. Aus der Farkas-Raskó-Stiftung 100 fl. auf ein patriotisches Gedicht. Einsendungstermin 30. September 1886. Die Arbeit bleibt Eigentum des Autors unter der Bedingung der Publication binnen 2 Monaten.

6. Aus der Bulyovszky-Stiftung 200 fl. auf eine Ode mit frei gewähltem Stoff. Termin 30. September 1886.

7. Karátsonyi-Preis pro 1885: 400 Dukaten auf ein Lustspiel. Der Preis wird dem relativ besten Werke zuerkannt, wenn dasselbe auch in dramatischer, sprachlicher und scenischer Hinsicht der Auszeichnung würdig ist. Termin 30. September 1885. Das Werk bleibt Eigentum des Verfassers.

8. Péczely'scher Dramenpreis: 1000 fl. in Gold. Ein Bühnenstück aus der ungarischen Geschichte in Versform oder Prosa. Concurriren können alle Stücke, die in den Jahren 1884/85 im Druck erschienen sind oder aufgeführt und der Akademie bis Ende März 1886 eingesendet wurden. Schon prämiirte Stücke können ebenfalls concurriren, mit Ausnahme der mit dem Karátsonyi-Preise ausgezeichneten.

9. Aus der Thomas Nádasdy-Stiftung 100 fl. für ein episches-Gedicht. Der Preis wird nur einer Arbeit von selbstständigem Werte zuerkannt. Termin 30. September 1885. Das Werk bleibt Eigentum des Verfassers mit der Verpflichtung der Drucklegung binnen einem Jahre.

10. Verlangt wird eine systematische Abhandlung über die syntaktischen Momente in den Werken Franz Faludy's, namentlich in den Werken: »Nemes

ember», «Nemes asszony», «Nemes urfi». Preis 40 Dukaten aus dem Marczibányi'schen Fond. Termin 30. September 1885.

11. Verlangt wird eine Geschichte der ungarischen Zeitungsliteratur von 1780 bis 1867 mit Rücksicht auf die Entwickelung der politischen Ideen und Parteien. Preis 100 Dukaten, gespendet von der Verlagsgesellschaft «Athenäum». Die Concurrenten haben bis 30. September 1885 eine Skizze ihrer Arbeit einzusenden. In der Skizze hat der Concurrent seine Ansichten über die Arbeit darzulegen und seine namhafteren Quellen zu bezeichnen. Der Skizze ist auch eine Probe aus der Preisarbeit beizulegen.

12. Leben und Werke Franz Kazinczy's. Preis 1000 fl. aus der Lukács-Stiftung. Bedingungen wie sub Nr. 11.

13. Leben und Werke Franz Kölcsey's. Preis aus der Lévay-Stiftung 1000 fl. Termin 30. September 1886.

Von Seiten der II. (philosophisch-historischen) Classe: 1. Es soll die wirtschaftliche Unternehmung des Staates gegenüber der Privat-Unternehmung, insbesondere jener der Aktien-Gesellschaften eingehend gewürdigt werden. Hiebei sollen nicht nur die finanziellen Resultate, sondern auch die volkswirtschaftlichen, die humanitären und die im Verkehre zu Tage tretenden Vorzüge der verschiedenen Unternehmungsarten auch mit Rücksicht auf das Ausland geschildert werden. Preis 1000 Gulden aus dem Lukácsfond; Einreichungstermin: 30. Sept. 1887. Der Preis wird nur einem Werke von selbstständigem Werte zuerteilt. Das preisgekrönte Werk bleibt Eigentum des Verfassers; sollte er es aber im Laufe eines Jahres nicht herausgeben, fällt das Eigentumsrecht der Akademie zu.

2. Verlangt wird die Darstellung der vom rechtlichen, wirtschaftlichen und finanziellen Gesichtspunkte aus zweckmässigsten Art der Ablösung des Regalrechtes. Preis 360 Gulden in Gold aus der Ullman-Stiftung; Einreichungstermin: 30. September 1886; die weiteren Bedingungen wie unter 1.

3. Verlangt wird eine Geschichte der Landnahme durch die Ungarn. Preis 40 Dukaten aus dem Vitéz-Fond; Einreichungstermin: 30 September 1885. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

4. Geschichte der Erwerbung, des Verlustes und der Reoccupation der einzelnen Territorien Ungarns. Preis 1000 fl. aus der Moriz Lukács-Stiftung. Einreichungs-Termin 30. September 1886; die weiteren Bedingungen wie unter 1.

5. Verlangt wird die Kritik und Darstellung der ungarischen Geschichtsquellen der Zeit der Anjous und der Könige aus den gemischten Häusern. Preis 500 fl. aus der Lévay-Stiftung. Einreichungstermin 30. September 1885. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

6. Verlangt wird die Entwicklung des polnischen und ungarischen Staatsrechtes, mit einander verglichen und in ihrer gegenseitigen Wirkung von Ludwig dem Grossen bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts. Preis 1000 fl. aus der Spende des Fürsten Czartoryski. Einreichungstermin 30. September 1886. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

7. Verlangt wird die Theorie des ethischen Determinismus mit der Darstellung seiner wissenschaftlichen Berechtigung und seiner Anwendung in der philosophischen Ethik. Preis 100 Dukaten aus dem Gorovefond. Einreichungstermin 30. September 1886. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

8. Verlangt wird die Darstellung der Aufgaben unserer Kaufleute im Interesse der Erhaltung und Ausdehnung der Märkte an der unteren Donau. Preis 50 Dukaten aus der Dora-Stiftung. Einreichungstermin 30. September 1885. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

9. Verlangt wird die Darstellung des Miet- und Pachtvertrages aus juridischem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte mit Rücksicht auf die Aufgabe der heimischen Gesetzgebung. Preis 100 Dukaten aus der Strokay-Stiftung. Einreichungstermin 30. September 1885. Die weiteren Bedingungen wie unter 1.

Von Seiten der III. (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Classe: 1. Es soll die Frage der Rinder-Stallwirtschaft in landwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht behandelt werden. Preis 1000 fl. aus der Heinrich Lévay-Stiftung. Termin 30. September 1887. Der Preis wird nur einem Werke von selbstständigem Werte zuerkannt. Das prämiirte Werk bleibt Eigentum des Verfassers unter der Verpflichtung der Drucklegung binnen einem Jahre.

2. Die Mechanik des Elektro-Dynamometers ist bisher nicht genau festgestellt, was darin begründet ist, dass die simultanen Differentialgleichungen des in Linearleitern inducirten elektrischen Stromes bisher nur in einigen einfachen Fällen eine Lösung gefunden haben. Es wird daher eine Integrirung solcher allgemeineren Formen dieser Gleichungen gefordert, welche eine exacte Theorie des Dynamometers geben. Experimentale Vergleiche und Messungen zur Erhärtung der theoretischen Ergebnisse sind zwar erwünscht, doch kann der Preis auch einer rein theoretischen Arbeit zuerkannt werden. Termin 31. December 1886. Preis 1200 fl. aus dem Bézsán-Fond. Die übrigen Bedingungen wie oben.

3. Es wird ein Werk gefordert, welches in selbständiger Weise die bei der Regulirung von Flüssen mit geringerem Gefälle zu beobachtenden Principien behandelt. Preis 1000 fl., gespendet von einem ungenannten Ingenieur. Bedingungen wie oben.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Thallóczy Lajos, Csömöri Zay Ferencz (Franz Zay von Csömör 1505—1570, von Dr. Ludwig Thallóczy). Budapest, 1885, Méhner, 171 S. und 12 Beilagen, mit zahlreichen Illustrationen.

Révész Samuel, Vasuti szótár (Eisenbahn-Wörterbuch von Samuel Révész. Deutsch-ungarisch-französischer Teil). Budapest, 1885, Kilian, X und 429 S.

Pauer Imre, Phantazia (Die Phantasie. Vorlesung von Emerich Pauer). Pressburg, 1885, Stampfel, 32 S.

Rákosi Jenő, A báróné levelei (Die Briefe der Baronin. Posse in drei Aufzügen von Eugen Rákosi). Budapest, 1885, Selbstverlag, 77 S.

Mátray Lajos, Feri (Feri. Novelle in Versen von Ludwig Mátray). Budapest, 1885, Grill, 154 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

XLV. JAHRESVERSAMMLUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 31. MAI 1885.

I. Franz v. Pulszky's Eröffnungsrede.

Geehrte Versammlung! Nicht mein wissenschaftliches Verdienst, wofern ich ein solches wirklich haben sollte, sondern eine Verkettung von traurigen Vorfällen hat mich auf einen Präsidentenstuhl erhoben, welcher das würdige Ziel des edelsten Ehrgeizes ist.

Unsern Präsidenten, den Grafen Melchior Lónyay, dessen Verdienste der neugewählte Präsident würdigen wird, hat uns der Tod vor der Zeit geraubt; unser zweiter Präsident ist durch eine schwere Erkrankung verhindert seinen Sitz auch heute einzunehmen; unter solchen Verhältnissen fällt das Präsidium dem ältesten Ehrenmitgliede zu und dieser Umstand ist es, der mich in die Lage versetzt, die geehrte Akademie von diesem Platze aus begrüssen zu können. Denn in der Tat wurde ich schon vor vierzig Jahren, d. i. im Jahre 1841, inmitten der hoffnungsfreudigen Bewegungen jener Aera, zu einer Zeit zum Ehrenmitgliede gewählt, da Ludwig Kossuth die Nation mit seinen Leitartikeln elektrisirte und Petőfi mit seinen Liedern vor das Vaterland trat. Doch keiner von beiden ist weder damals, noch späterhin zum Mitgliede der Akademie vorgeschlagen worden. Es gibt Stimmen, die dieses Umstandes vorwurfsvoll erwähnen und sich auf die französische Akademie berufen, welche den Genius der französischen Nation repräsentirt und alle vorzüglichen Männer in ihrer Mitte hat, welche den Ruhm des Landes bilden. Diese Stimmen vergessen jedoch, dass die Académie française eine Ausnahme in der ganzen wissenschaftlichen Welt von Europa bildet und nur ein Teil des «Institut» ist, welchem noch die Akademie der Inschriften und der schönen Literatur, ferner die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der bildenden Künste und die Akademie der Moralwissenschaften als gleichberechtigte Classen angehören, die alle jene prosaischen Obliegenheiten verrichten, welche die Hauptaufgabe solcher Institute bilden.

Gleich diesen sucht auch unsere Akademie nicht das Genie, sondern die fleissige Arbeitskraft in demjenigen, den sie mit ihrer Wahl auszeichnet, um auf diese Weise ihren Zweck, die Pflege der Wissenschaften in ungarischer Sprache, um so sicherer zu erreichen und auf die gesammte Nation

zu wirken. Das Genie kann sich in dem engen Rahmen der Akademien nicht heimisch fühlen, denn das Genie duldet keine Schranken, ja, es pflegt dieselben geradezu zu durchbrechen, wenn es der geistigen Tätigkeit der Nation neue Bahnen eröffnet; dorthin, wo von einem Zusammenwirken die Rede ist, dorthin passt das Genie nicht. Ihm wird die Nachwelt ein Monument setzen, allein die Zeitgenossen werden es nur in Ausnahmsfällen in den Fauteuil des Ministers oder des Akademikers erheben.

Nach dem Muster des Auslandes und insbesondere Deutschlands, hat auch unsere Akademie die Sammlung des wissenschaftlichen Materiales, die Feststellung der Verwandtschaften der Muttersprache, sowie ihres Verhältnisses zu andern Idiomen, die Sammlung und Herausgabe von Sprachdenkmälern, von Quellen und Documenten zur vaterländischen Geschichte: mit einem Worte, die Vorbereitung eines Fundamentes, worauf sich einst der Tempel des ungarischen Wissens erheben wird, stets für eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen; solchen Vorarbeitern aber tut ein emsiger Fleiss viel mehr Not, als eine geniale Auffassung. Gleichzeitig vergisst die Akademie aber auch die Anforderungen nicht, welche die Gegenwart stellt, war und bleibt stets eine Vermittlerin des fremden Wissens, tritt durch ihr Bücherverlagsunternehmen, sowie durch jene Zeitschriften, die sie subventionirt, in directe Berührung mit dem grossen Publicum, und gibt zu gleicher Zeit wissenschaftliche Originalwerke heraus, deren Erscheinen selbst jetzt noch auf anderem Wege unmöglich wäre.

Zur Zeit der Begründung der ungarischen Akademie, hatte der Schriftsteller und der Gelehrte hierzulande ein gar trauriges Los; die Gründer legten daher ein besonderes Gewicht darauf, dass in jeder Classe einige ordentliche Mitglieder ohne eine besondere Verbindlichkeit einzig nur aus dem Grunde mit einem bescheidenen Jahrgelde bedacht würden, um sich unabhängiger der Wissenschaft widmen zu können. Denn zu dieser Zeit befasste sich der Buchhandel noch nicht mit dem Verlage von Erzeugnissen der ungarischen Literatur; das war ein privates Wagniss der Schriftsteller, welche nicht auf das Publicum, denn dieses las kaum etwas ungarisches, sondern auf die wenigen, vermöglicheren Protectoren der Literatur oder der Wissenschaft angewiesen waren. Die einzige «Aurora» genügte um die belletristischen Bedürfnisse des Publicums auf ein Jahr hinaus zu befriedigen und das «Tudományos Gyüjtemény» (Wissenschaftliche Sammlung) enthielt beinahe sämmtliche Resultate des ungarischen Wissens.

Unter solchen Verhältnissen lassen sich die zahlreichen Preisausschreiben der Akademie leicht erklären. Diese Preise wurden stets zu dem Zwecke ausgesetzt, um dem Talente je mehr Gelegenheit zu bieten, vor die Oeffentlichkeit treten zu können und damit die geistige Arbeit auch nicht ganz ohne materiellen Erfolg bleibe. Seitdem haben sich die Zeiten gewaltig

geändert, unsere Literatur, welche in ihrer Wiege der Pflege der Akademie bedurfte, kann jetzt schon auf eigenen Füss enstehen; schwerfälligere und umfangreichere wissenschaftliche Werke finden aber auch jetzt noch keinen andern Verleger, als die Akademie.

Das Lesepublikum wird von Tag zu Tag ein grösseres und in gleichem Verhältnisse wächst auch die Zahl der Schriftsteller. Es dürfte kaum eine Stadt im ganzen Lande geben, die nicht ihr eigenes Casino, kaum ein Comitat, das nicht sein eigenes Organ hätte; aber der grösste Teil des Lesepublicums begnügt sich mit einer flüchtigen Durchsicht der Blätter, zum Lesen oder mehr noch zum Studieren von Büchern haben nur wenige Lust und Musse. Infolge dessen hat sich unsere Zeitungsliteratur unverhältnissmässig entwickelt und weil nun eine Zeitung von heute auf morgen unbedingt geschrieben werden muss und weil ferner zur Ausfüllung des Blattes vielfach Uebersetzungen aus fremden Sprachen notwendig sind: greift ein schleuderhafter Styl immer mehr um sich, der reich ist an unungarischen Wortfügungen und an zahlreichen fremden Wendungen, die dem Genius der ungarischen Sprache widerstreiten, und der das echte Ungarisch in seiner Ursprünglichkeit verfälscht.

Hiezu kommt noch das reissende Umsichnehmen der ungarischen Sprache. Jede Sprache drückt eine eigentümliche nationale Denkungsart aus, welche sich in einzelnen Färbungen von dem Gedankengange anderer Völker unterscheidet, was in eigentümlichen Worten und Wortfügungen zum Ausdrucke gelangt. Wer viel übersetzt und wer sich überhaupt viel mit ausländischer Literatur beschäftigt, fühlt das lebhaft und weiss, dass sich in verschiedenen Sprachen der Sinn der Worte selten vollständig und in allen Bedeutungen deckt, selbst wenn die Hauptbedeutung dieselbe wäre; so kommt es dann, dass wir in eine Sprache, die wir uns angeeignet, häufig den Gedankengang und die eigenartigen Wendungen der Muttersprache übertragen.

Als zur Zeit der römischen Cäsaren die Provinzen nacheinander auch der Sprache nach römisch wurden, begannen die gestrengen Kritiker der Hauptstadt darüber zu klagen, dass die Reinheit der Sprache getrübt werde und der Styl degenerire. Selbst an Livius rügten sie die Patavinität. Die in Spanien oder Gallien gebürtigen Schriftsteller haben im Verein mit den vielen freigelassenen und zu Reichtum gelangten Sklaven griechischen Ursprunges ein übles Kolorit in die römische Literatur gebracht und ihren eigenartigen Charakter verändert. Von nun an wurde die Literatur der scipionischen Zeiten, der letzten Jahre der römischen Republik, ja sogar die Literatur des Zeitalters der ersten Cäsaren das Muster der Epigonen, von dem sie selbst zugestanden, dass sie nicht imstande seien es je zu erreichen. Diese Periode war es, die späterhin als das goldene Zeitalter des classischen Altertums genannt wurde, während selbst Tacitus blos in

dem silbernen Zeitalter einen Platz angewiesen erhielt. — Ein solcher Purismus, welcher bestrebt ist die Regeln des Classizismus festzustellen und die immerwährende Fortentwicklung der Sprache nicht anerkennt, die Entfaltung der Sprache hemmt und das Ideal ihrer Vollendung in ihren versteinerten Formen sieht, kommt auch in neuern Zeiten vor. So wollte in Frankreich die «Académie française», in Italien die «Accademia della crusca» die Gesetze der französischen und italienischen Sprache für ewige Zeiten feststellen. Wenn aber einer Nation Lebenskraft innewohnt, und wenn sich diese Nation fort und fort weiterentwickelt, dann bleibt auch die Spache nicht bei ihren alten Formen, die Worte ändern ihren Sinn, neue entstehen und auch das Sprachgefühl der Nation und der Literatur ändert seine Richtung und zerreisst jenen Regelzwang, der es zu gewissen Zeiten zu stabilisiren drohte. Dem Classizismus der Trecentisten ist bei den Italienern der Classizismus der Cinquecentisten gefolgt, jetzt ist auch dieser veraltet und die Regeln der Crusca binden den neuern Styl nicht mehr.

Dies hat auch unsere Akademie gefühlt und obzwar sie sich stets bewusst geblieben, dass sie in erster Linie die Hüterin der Reinheit unserer Sprache sei, *hat sie doch niemals Fesseln geschmiedet,* die die Sprache in ihrer Entwicklung beeinträchtigt hätten, ja, sie hat sogar in ihrem eigenen Schosse den verschiedenen Ansichten freien Spielraum gelassen *und ihr Ansehen nie dazu benützt, irgend eine wissenschaftliche Theorie zu begünstigen.* Immer war die Freiheit ihr lebenspendendes Element, und immer hat sie gefühlt, dass sie nie etwas anderes werde sein können, als ein Institut allgemeiner Bildung, welches, soweit dies möglich, sämmtliche Vertreter der ungarischen Literatur in sich begreift, sich keiner Richtung verschliesst und auf diese Weise die Republik der ungarischen Literatur begründet und ihr fortwährendes Aufblühen zu befördern bemüht ist, ein Institut, welches keine Schranken aufstellt, indem es alle jene Mittel, die ihm der Patriotismus des Publicums an die Hand gibt, zur Hebung und Verbreitung des Wissens verwendet. Dies ist es, was unserer Akademie ihre Volkstümlichkeit verschafft hat. Stets war sie bestrebt die Wissenschaft mit dem Leben zu verknüpfen, ergreift jede Gelegenheit mit dem Publicum in Berührung zu treten und legt in ihren Jahresversammlungen der Nation Rechenschaft ab von ihrer Wirksamkeit. So erscheinen wir auch heute mit dem Bewusstsein vor der Nation, dass die Akademie ihre Aufgabe auch in diesem Jahre treulich erfüllt hat.

II. Bericht des Generalsekretärs Wilhelm Fraknói.

Jetzt, da unser Vaterland die Resultate einer, in der vielseitigen Arbeit des Fortschrittes und der Entwicklung an den Tag gelegten Kraftanspannung der Welt in festlichem Lichtglanze vorführt: fordert auch die Akademie, welche seit einem halben Jahrhunderte an den Bestrebungen und Kämpfen der Nation treulich teilgenommen, ihren Anteil an dem Lohne des Selbstbewusstseins einer gewissenhaft erfüllten Pflicht und an der Anerkennung einer unbefangenen öffentlichen Meinung.

Der Schrank, welcher unsere Editionen in sich schliesst, enthält nicht die einzigen Früchte unserer Wirksamkeit, keine toten Schätze der Fundgruben der Wissenschaft. Wir legen in unsern Editionen zugleich die Mittel und Wegezeiger des durch die Akademie ausgeübten Einflusses vor.

Dass der wahrhaft wissenschaftliche Geist im Boden der nationalen Bildung tiefgehende und weitverzweigte Wurzel geschlagen, dass die Sprache unseres Stammes jenen Grad der Entwicklung erreicht hat, auf dem sie heute steht, und dass sie fähig geworden ist, eine alle Anforderungen zufrieden stellende Vermittlerin der Literatur, des staatlichen Lebens und der Volkswirtschaft zu sein; das ist zum grossen Teile der Tätigkeit und dem Einflusse der Akademie zuzuschreiben. Um die Grösse und Schwierigkeit des zurückgelegten Weges würdigen zu können, wird es genügen, die Sprache und den wissenschaftlichen Wert ihrer ersten Editionen mit Sprache und Wert ihrer letzten Editionen zu vergleichen. Doch ist uns wohl bewusst, dass in beiden Richtungen zwischen uns und zwischen der künftigen Generation eine ebenso lange Bahn der Tätigkeit liegt.

Noch stehen den Pflegern der *ungarischen Sprachwissenschaft* die Lösungen grosser Aufgaben bevor. Das Studium und die Debatte auf dem Gebiete einzelner Fragen hat auch im verflossenen Jahre nicht geruht. Unser Gelehrtenveteran, das ordentl. Mitglied Samuel Brassai befasste sich mit seiner Theorie der Syntax; das korresp. Mitglied Sigmund Simonyi machte die ungarischen Wortstämme zum Gegenstande seiner Untersuchungen und verteidigte in der lebhaften Debatte, die sich erhob, die Behauptung, dass die ungarischen Wortstämme ursprünglich um je einen Selbstlaut länger gewesen, als heutzutage.

Auch das Resultet des philologischen Preisausschreibens aus der Stiftung unseres unvergesslichen Kollegen Moriz Lukács muss als ein bedeutendes betrachtet werden, insoferne die Kritik das preisgekrönte Werk unseres obgenannten Kollegen «A magyar határozókról» (Die ungarischen Adverbien) mit ausserordentlicher Anerkennung erwähnte.

Der «*Nyelvőr*» entsprach seinem Zwecke mit der Publizirung von

kleinern philologischen Abhandlungen, Dissertationen und der Mitteilung von phil. Material.

Das «*Nyelvtörténeti szótár*» (sprachgeschichtliche Wörterb.), oder besser gesagt das Wörterbuch der altungarischen Sprache, welches seiner Vollendung nunmehr rasch entgegengeht, wird ein reiches Materiale zur Lösung noch in der Schwebe befindlicher Fragen liefern. Aus dem jüngsten Berichte der Redakteure haben wir von neuem die Ueberzeugung geschöpft, dass dieses Wörterbuch nicht allein die Vergangenheit, die Entstehung der Sprache beleuchten, sondern zugleich auch ein Licht auf den Weg werfen werde, welchen die Forschung auf dem Gebiete der Reinigung und der Weiterentwicklung der Sprache einzuschlagen hat. Die Ausarbeitung des «*Mestermüszótár*» (Technisches Wörterbuch) ist soweit vorgeschritten, dass die erste Hälfte des ersten Teiles bereits fertig gestellt ist, dieser gibt in der Beschreibung der einzelnen Handwerke die Erklärung der in eine Gruppe gehörigen technischen Ausdrücke.

Die Kommission der philologischen Classe hat es ferner für zeitgemäss befunden, auch noch ein drittes Wörterbuch vorzubereiten, und hat mit Hinsicht auf die bisher in grosser Anzahl veröffentlichen Mitteilungen aus der Sprache des Volkes, das korresp. Mitgl. Joseph Szinnyei jun. mit der Ausarbeitung eines neuen ungarischen *Wörterbuches unserer Dialekte* betraut.

Die vergleichende Sprachwissenschaft, welche den zweiten Weg zur Erkentniss der Gesetze und des innern Organismus der Sprache bildet, wurde im verflossenen Jahre durch mehrere Schriften bereichert. Die Hefte der «*Nyelvtudományi közlemények*» (sprachwissenschaftl. Mitteilungen) teilten mordwinische Texte mit. Das korresp. Mitgl. Ferdinand Barna hielt eine Abhandlung über die Wotjaken; das ord. Mitgl. Paul Hunfalvy sprach in seiner Denkrede auf das externe Mitglied Elias Lönnrot ausführlich über die alte finnische Dichtung und deren weltberühmtes Produkt, die Kalewala.

In Angelegenheit der türkischen Sprachverwandtschaft las und veröffentlichte das ord. Mitgl. Armin Vámbéry eine neuerliche Abhandlung, worin er seine Theorie gegen die Angriffe verteidigt, die er sich durch sein Werk «A magyarok eredete» (Ursprung der Magyaren) zugezogen. Von demselben wird ferner im Bücherverlagsunternehmen ein, für die Männer der Wissenschaft, wie für das grosse Publikum gleicherweise besonders interessantes Werk erscheinen, welches ein Bild der ethnographischen Verhältnisse sämmtlicher Völker des türkischen Stammes entrollen wird. Dieses Buch, welches zugleich auch in der Literatur Europa's eine Lücke ausfüllt, wird auch in deutscher und englischer Sprache die Presse verlassen.

Wie bekannt, hat sich bereits vor einem halben Jahrhundert ein

zweiter Sohn unseres Vaterlandes, Alexander Csoma, durch die aufopferungsvolle Kühnheit seiner Reisen im Oriente, sowie durch die Wichtigkeit seiner philologischen Forschungen die Achtung der wissenschaftlichen Welt Europa's errungen. Seine Biographie, seine wissenschaftlichen Berichte und philologischen Arbeiten über den Orient werden, von dem korresp. Mitgl. THEODOR DUKA gesammelt, demnächst erscheinen und auch in englischer Ausgabe das Andenken dieses wirklichen Helden der Wissenschaft erneuen.

Die Angelegenheit von, in sprachwissenschaftlichem Interesse zu unternehmenden Studienreisen wurde durch die Akademie im verflossenen Jahre wieder aufgenommen. Mit ihrer Subvention hat der Obergymnasial-Professor Dr. IGNATZ HALÁSZ das Land der schwedischen Lappen bereist, um durch das Studium der Sprache des Volkes die Kentnisse über ihr wenig bekanntes Idiom zu bereichern. Wie wir uns aus seinem, der Akademie vorgelegten Berichte überzeugt, hat er, seiner Aufgabe gemäss, ein reiches philologisches Material gesammelt, welches, da es sich auch auf die Volkslieder und Volksmärchen erstreckt, ein vielseitiges Interesse bietet.

In jüngster Zeit wieder ist Dr. BERNHARD MUNKÁCSI im Auftrage und mit Subvention der Akademie nach den russischen Gouvernements Kasan und Wjätka gereist, um dort die Sprache der Tschuwaschen und Wotjaken zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen, welche Aufgabe schon aus dem Grunde zeitgemäss scheint, da die türkischen Elemente der ungarischen Sprache zum grossen Teile auf die Sprache der Tschuwaschen, als auf die unmittelbarste Quelle, verweisen und wir demnach aus einer gründlichern und eingehendern Kenntniss dieser Sprache neue Daten zur Klarstellung des Verhältnisses der ungarischen Sprache zur türkischen erwarten dürfen.

Die Veröffentlichung der alten Denkmäler der ungarischen Sprache und Literatur geht in drei Sammelwerken vor sich. Von dem «*Nyelvemléktár*» (Magazin für Sprachdenkmäler) ist der XII. Band erschienen, welcher den Döbrentei- und den Teleki-Codex enthält. Letzterer, hier zum erstenmale in Druck erschienen, wurde 1525—1531 verfasst und enthält aus dem Lateinischen übersetzte und teilweise umgearbeitete Legenden und Gebete. Der Döbrentei-Codex, hier an erster Stelle vollständig mitgeteilt, wurde 1508 geschrieben und ist ein Breviarium für ein Nonnenkloster. Die Hymnen gehören zu den ältesten versificirten Ueberzetzungen ins Ungarische. Wie das korresp. Mitgl. GEORG VOLF in der Einleitung nachweist, sind diese reimlosen Ueberzetzungen von Hymnen rythmische Gebete und nicht für den Gesang bestimmt.

Ebenfalls in diesem Jahre ist auch die Recension der, von der Sekte der Sabbatharier in Siebenbürgen benützten alten kirchlichen Bücher, von ALEXANDER NAGY, als selbstständige Abhandlung erschienen.

Eine besonders interessante Frage der ungarischen Sprachgeschichte: von wem die Ungarn das Lesen und Schreiben gelernt, haben wir von zwei Seiten beleuchtet gesehen. Während Dr. OSKAR ASBÓTH für die Ansicht eintrat, dass in dieser Beziehung die böhmischen Glaubenslehrer den Ungarn die erste Anleitung gegeben hätten, vindicirt GEORG VOLF, auf Grund eingehenden Studiums der ungarischen Sprachdenkmäler, diesen Ruhm den aus Italien eingewanderten Glaubenspredigern, an deren Spitze Sankt Gerhard, der Bischof von Csanád gestanden.

Von dem «*Régi magyar költők tára*» (Magazin der alten ungarischen Dichter) ist in diesem Jahre zwar kein einziger Band in den Buchhandel gekommen, doch sind gleichzeitig drei Bände unter der Presse.

In der Reihe der Amateurausgaben von seltenen alten Drucken ist der Katechismus des Fünfkirchner Bischofes Nikolaus Telegdy erschienen, dessen einzig bekanntes Exemplar erst unlängst in der Bibliothek der Universität Basel aufgefunden wurde. Dem Neudruck geht eine Recension von dem ord. Mitgl. Aron Szilády voran, worin die manigfachen Abentener dieses ersten ungarischen Katechismus, sowie die Erlebnisse seines Verfassers mit mustergiltigkeit Objectivität und Gründlichkeit geschildert sind.

Dieser Tätigkeit der Commission der philologischen Classe schloss sich die Kommission der naturwissenschaftlichen Classe an, welche eine neue Ausgabe des ersten botanischen Werkes in ungar. Sprache, des «*Herbarium*» von PETER MELIUS aus d. J. 1578, mit Quellenstudien von Prof. LUDW. FIALOVSZKY vorbereitet.

Einen reichen Vorrat an Material zur Geschichte der Wissenschaften in Ungarn im Mittelalter gibt uns das selbstständige Werk EUGEN ÁBEL's, worin der Verfasser, mit Benützung der bibliographisch wichtigen Schriftstücke aus dem städtischen Archiv, über eine der ältesten vaterländischen Bibliotheken, die an mittelalterlichen Handschriften reiche Büchersammlung der Pfarrkirche zu Bartfeld handelt.

Die eingehende Recension von König Mathias Bibliothek, der Corvina, ist noch immer im Stadium der Vorbereitung. Die Antrittserede des korr. Mitgl. JOHANN CSONTOSI befasst sich damit, mehrere Vorfragen ins Reine zu bringen und setzt die Zahl der unzweifelhaft echten corvinischen Codexe auf 118; der Verfasser hat die Anzahl der in der Literatur bisher bekannten Codexe auch selbst mit mehrern eigenen Entdeckungen bereichert.

Zur Kentniss der Gelehrsamkeit in Ungarn während des XVI. und XVII. Jahrh. haben wir in dem, durch das o. M. KARL SZABÓ redigirten 2. Bande der «Régi magyar könyvtár» (Bibl. alter ung. Werke), welches das Verzeichniss nichtungarischer Drucke auf ungarischem Boden gibt, ein nützliches Hilfsbuch geschaffen. Der Vergleich der zwei Bände führt zu einem interessanten Resultate. Von 4019 Drucken, die bis 1711 in Ungarn erschienen sind, werden 1910 lateinische und griechische, 1567 ungarische,

274 deutsche, 112 in slavischen Sprachen, 9 rumänische und 147 polyglotte aufgezählt, woraus ersichtlich ist, welch grosses Uebergewicht die ungarische Kultur selbst in unserem traurigsten Zeitalter über alle andern lebenden Sprachen bei uns gehabt.

Diese Kultur hat aber ihrer Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit zu allen Zeiten mit jener Empfänglichkeit, mit der sie den Einfluss der grossen Civilisation des Westens in sich aufgenommen, neue Nahrung zugeführt. Deswegen hat es unsere Akademie von allem Anfange an für eine ihrer Hauptaufgaben gehalten, alte und neue Classiker zu übersetzen und die Literatur des Auslandes zu verbreiten.

In dieser Richtung hat die *philologische Kommission* ihre Tätigkeit bereits auch schon aufgenommen, deren erste Frucht zwei Bände sind, die soeben den Druck verlassen. Das eine ist die zweisprachige Ausgabe des Anakreon mit der Ueberzetzung, Einleitung und mit Notizen des o. M. Emil Thewrewk von Ponor, das andere Cicero's «De officiis» in Prof. Johann Csengeri's Ueberzetzung. Diesen werden die Ueberzetzungen des Thukydides und Gaius in Bälde folgen.

Das *Bücherverlagsunternehmen* wird seinen Pränumeranten in diesem Jahre einen Teil der Divina Commedia des Dante in der getreuen und glücklichen Ueberzetzung des o. M. Karl Szász, sowie die Fortzetzung von Taine's englischer Literaturgeschichte liefern; endlich werden wir mit der Veröffentlichung der deutschen Literaturgeschichte, an welcher das k. M. Gustav Heinrich in besonderer Rücksicht der Bedürfnisse unserer Literatur mit eingehender Behandlung der für uns bedeutendern Momente arbeitet, demnächst beginnen.

Das korr. Mitgl. Iván Télfy hat über die philologische Tätigkeit der heutigen Griechen gelesen.

Das o. M. Zoltán Beöthy und das k. M. Adalbert Szász haben sich mit zwei wichtigen Fragen der allgemeinen Literaturgeschichte befasst. Jener hat das Naturgesetz im Tragischen, dieser das reflektive und religiöse Element in der Poesie zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht.

Die Antrittsrede des k. M. Eugen Ábel hat uns eine interessante Gestalt, den weiblichen Humanisten Isotta Nogarola vorgeführt, deren bisher nicht erschienene Werke demnächst durch Ábel herausgegeben werden, welches Unternehmen gewiss ein Dienst für die ganze Weltliteratur ist.

Gleichfalls von allgemeinem Interesse sind die Resultate, mit welchen die Antrittsrede des k. M. Karl Pulszky die Geschichte der Malerei bereicherte, indem dieser die falsche Nomenclatur einiger hervorragender Gemälde der Landesgemäldegalerie berichtigte und nachwies, welchen Künstlern dieselben zuzuschreiben seien.

Diejenigen Pfleger der Altertumskunde, die sich mit dem Studium

der Ueberreste aus vorgeschichtlicher Zeit, so wie mit der Beschreibung der ebenso bezeichnenden als reichhaltigen ungarischen Funde befassen, liefern uns das Materiale zur Geschichte der frühesten Kunst und Civilisation der Menschheit. Es ist besonders erfreulich, dass die, im Schoosse der Akademie laut gewordenen aufmunternden Worte nicht ohne Erfolg geblieben sind und die Professoren der Unterrichtsanstalten in der Provinz, die in erster Linie zu Studien von lokalem Interesse berufen sind, sich auf diesem Gebiete bereits nennenswerte Verdienste gesammelt haben. So hat die Akademie im verflossenen Jahre das umfangreiche Werk des Gymnasialdirektors zu Keszthely, Wilhelm Lipp, veröffentlicht, worin der archäologisch wichtige Inhalt von mehr als zweitausend Gräbern beschrieben ist, die Verfasser gelegentlich seiner Nachgrabungen in den ausgedehnten Totenfeldern bei Keszthely blossgelegt, während Gabriel Téglás, Realschuldirektor zu Déva, in drei Sitzungen Rechenschaft abgelegt hat über die Resultate seiner Forschungen in den Höhlen Siebenbürgens.

Das k. M. Baron Eugen Nyáry, der sowohl in Bezug der Gräberausgrabung, wie auch auf dem Gebiete der Höhlenerforschung einer der Ersten gewesen, die Bahn gebrochen, entwirft in seiner Antrittsrede ein Bild der ungarischen Bronzkultur; Theodor Ortvai aber hat uns seine vergleichenden Studien über die heimatliche Steinindustrie aus vorgeschichtlicher Zeit vorgelegt.

Zur Geschichte Ungarn's unter der römischen Oberhoheit teilt uns das k. M. Josef Hampel interessante Daten aus der Zeit der friedlichen Regierung von Antoninus Pius mit, worüber die Geschichte uns bisher nur weniges zu berichten gewusst. In Ászár, im Komorner Comitate, kam vor kurzem unter den zufällig ausgegrabenen Sachen eines gemeinen Soldaten auch dessen militärischer Entlassungsschein zum Vorscheine, wonach dessen Inhaber als dem oberpannonischen Volksstamme der *Azaler* angehörig erscheint. Die Heimat dieses bisher gänzlich unbekannten Volksstammes versucht unser Kollege in die Gegend der untern Raab bis zum Plattensee zu verlegen.

Ebenfalls Josef Hampel haben wir die erste ausführliche Beschreibung des reichen Szent-Miklóser Fundes, des sogenannten Attilaschatzes zu verdanken, welche im «Archæologiai Értesitő» (Archæologischer Anzeiger) erschienen ist.

Vom Standpunkte der nationalen Pietät, wie auch der Kunstgeschichte wertvoller, als die dem grossen Eroberer zugeschriebenen Kostbarkeiten, ist der Schatz, den wir an der Sankt-Stefans-Krone besitzen. Mit hoher Freude kann ich berichten, dass das lange erwartete schöne Werk endlich sozusagen gänzlich vollendet ist und binnen Kurzem erscheinen wird. Der kunstgeschichtlichen Beschreibung lässt das o. M. Arnold Ipolyi einen erschöpfenden Bericht über die historischen Schicksale der Krone voran-

gehen, wobei naturgemäss ein grosses Gewicht auf den Akt der Verleihung der Krone gelegt wird. Diese Monographie gibt uns das erste, hochinteressante Kapitel der Geschichte der internationalen diplomatischen Verbindungen der ungarischen Monarchie.

Der Antrittsvortrag des k. M. LADISLAUS FEJÉRPATAKY enthält die Geschichte der königlichen Kanzlei durch drei Jahrhunderte; also einer jener staatlichen Institute, deren Entstehung mit der Begründung der ungarischen Monarchie zusammenfällt.

Mit der Geschichte der Anjou's hat sich im verflossenen Jahre nur der IV. Band der durch EMERICH NAGY redigirten «Anjoukori oklevéltár» (Sammlung von Urkunden aus der Zeit der Anjou's) befasst.

Die Geschichte des glorreichen Zeitalters der Hunyady's hat leider schon seit mehrern Jahren aufgehört Anziehungskraft auf die Forscher und Geschichtsschreiber auszuüben, die sich auch in verflossenen Jahre in überwiegender Anzahl der Geschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts zugewendet haben.

Das k. M. LUDWIG THALLÓCZY hat uns in seinem Antrittsvortrage in Paul Babics eine interessante und bezeichnende Gestalt aus den Parteikämpfen nach der Schlacht von Mohács vorgeführt. Das o. M. ALEXANDER SZILÁGYI hat die Dokumente des in religiöser und politischer Hinsicht so wichtigen Linzer Friedens, das k. M. BÉLA MAJLÁTH die Dokumente des mit den Türken abgeschlossenen Friedens von Szőny in Druck erscheinen lassen. Von dem k. M. MICHAEL ZSILINSKY haben wir die Geschichte des 1637—38-er Reichstages zu Pressburg gehört.

Von den «Magyar Országgyülési Emlékek» (Beitr. z. Gesch. d. ungar. Reichstage), deren Redaktion das k. M. ÁRPÁD KÁROLYI übernommen, ist der IX. Bd. im Drucke erschienen. Dieser enthält die ungar. Reichstage von 1597 bis 1601, deren erbitterte Verhandlungen die Vorboten des bewaffneten Aufstandes unter Bocskai waren. Von den «Erdélyi Országgyülési Emlékek» (Beitr. z. Gesch. d. siebenbürgischen Landtage) ist der X. Bd. erschienen, welcher die Regierung Georg Rákóczi's des I. umfasst. Das o. M. ALEXANDER SZILÁGYI beschränkt sich sowohl in der Zusammenstellung der Dokumente, als auch in der geschichtlichen Einleitung nicht auf die Ereignisse auf strenge genommen gesetzgeberischem Gebiete, sondern bezieht auch die ganze interne Verwaltung und auch das Gewebe der auswärtigen Politik ein, deren Fäden sich von Stockholm bis zum Bosporus erstreckten.

Das o. M. KOLOMAN THALY hat die reich bewegte Geschichte der in dem Aufstande Franz Rákóczi's des II. zu europäischer Berühmtheit gelangten gräflichen Familie Bercsényi von den ersten Anfängen bis zu ihrer Ansiedelung in Frankreich, auf vielfache Daten gestützt, verfasst und im Druck erscheinen lassen.

Der Antrittsvortrag des k. M. VINZENZ BUNYITAY befasst sich mit dem Wiederaufblühen einer hervorragenden Stadt des Landes, Grosswardein's, nach Vertreibung der Türken und mit den bedeutenden Verdiensten, die der höhere Klerus auch hierin hat. Von Dr. HEINRICH MARCZALI's Werk «József császár és kora» (Kaiser Josef und seine Zeit) ist der 2. Bd. erschienen, welcher auf Grund eingehender Studien ein treues Bild der weitverzweigten Reformen dieses ebenso genialen als unglücklichen Fürsten gibt.

Mit der Geschichte einer Festung hat unser Kollege FERDINAND KNAUZ seinen Sitz in der Akademie eingenommen, der Drégely's Vergangenheit zu einer Zeit wiederbelebt, da die Pietät dem heldenmütigen Verteidiger derselben ein Denkmal gesetzt.

In nicht geringerem Masse, als die Festungen, hat auch der königliche Strom zur Verteidigung des Vaterlandes beigetragen, der, jetzt ein segensreicher Kanal unserer innigen Beziehungen zum Orient, vor Zeiten eine sorgfältig bewachte Grenzlinie gewesen.

Die wertvolle Monographie der Institution der zur Verteidigung der Donaulinie berufenen Flugschiffmatrosen von dem k. M. EUGEN SZENTKLÁRAY, vom Verfasser zum Antrittsvortrage gewählt, befasst sich mit dem Ursprunge, der Entwicklung, Organisation und strategischen Wirksamkeit dieser Institution.

Das k. M. ALEXIUS JAKAB hat über die Reform der Wehrmacht Siebenbürgens im XVIII. Jahrh. gelesen.

Die taktische Commission wird demnächst mit dem von dem k. M. STEPHAN KÁPOLNAI verfassten Buche über die Insurrektion von 1809 die Veröffentlichung ihrer Arbeiten beginnen.

Die vaterländische Kirchengeschichte wurde heuer leider gänzlich vernachlässigt. Das Preisausschreiben auf die Biographie eines ungarischen Prälaten blieb nun schon zum zweitenmale ohne Erfolg. Der Oltványi-Preis, welcher jetzt zum drittenmale auf einen Zeitabschnitt der Geschichte des Paulanerordens ausgeschrieben wurde, hat ebenfalls zu keinem vollständig befriedigenden Resultate geführt, insoferne dieser Preis dem Professor an der Rechtsakademie zu Fünfkirchen, IGNAZ KOSSUTHÁNYI, nur unter der Bedingung zuerkannt werden konnte, dass Verfasser sein fragmentarisches Werk beendigen müsse.

Um den Gorove-Preis hat ebenfalls nur ein Werk konkurrirt, dessen preisgekrönter Verfasser, ÁRPÁD HELLEBRANT, ein zwar der Ergänzung bedürftiges, doch auch in seiner jetzigen Gestalt interessantes Bild der Geschichte der Schulen Ungarns im XVIII. Jahrhunderte entrollt.

Einen guten Dienst hat JOSEF SZINNYEY sen., Kustos der Universitäts-Bibliothek, allen Geschichtsforschern durch den 2. Bd. seines «Történeti Repertorium» (Geschichtliches Rep.) erwiesen, worin er die Titel der, in

den Spalten der Tagesblätter erschienenen und man könnte sagen dort auch wieder begrabenen geschichtlichen Notizen mit rühmenswertem Fleisse zusammengestellt.

Als eine erfreuliche Tatsache in Bezug der im verflossenen Jahre auf dem Gebiete der Geschichtsforschung bekundeten Tätigkeit müssen wir hervorheben, dass, obzwar wir das Hauptgewicht naturgemäss auf das Studium der Vergangenheit unseres eigenenVaterlandes legen, doch auch die Geschichte des Auslandes nicht ganz ohne Pflege geblieben.

Bemerkenswert ist der Umstand, dass sich hier die Aufmerksamkeit ausschliesslich der neuern Geschichte Frankreichs zugewendet, deren Kreis drei der Antrittsvorträge ihren Stoff entnommen. So hat das k. M. Aladár Ballagi uns eine Charakterstudie über Colbert, den grossen Minister Ludwig's des XIV. gegeben, das k. M. Árpád Horvát über den ebenso hochberühmten, gelehrten Benediktiner Mabillon, den «Vater der Diplomatie» gelesen, während uns das k. M. Josef Dankó seine ausführlichen Studien über die Resultate, vorgelegt hat, welche der französische Kunstgeschmack in der Bücherornamentik des XVI. und XVII. Jahrh. erreicht hat. Endlich müssen wir an dieser Stelle auch noch der Denkreden des Ehrenmitgliedes August Tréfort erwähnen, worin dieser das Andenken Thiers' und Mignet's feiernd, zugleich seinen Gedanken über die französische Revolution Ausdruck verleiht und den Kampf jener politischen Strömungen charakterisirt, welche selbst noch auf das statliche Leben unserer Tage fortwirken.

Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der politischen Ideen hat uns das k. M. Julius Schwarz, in seiner Abhandlung «Sallustius államformái és a görögök politikai irodalma» (die Staatsformen des Sall. und die polit. Lit. der Griechen) gegeben, worin er die Ideen des Platonikers Sallustius, aus dem IV. Jahrh., bespricht und aus den fragmentarischen Werken von vier alten griechischen Philosophen nachweist, dass die politische Literatur der Griechen viel früher begonnen habe und viel umfangreicher gewesen sei, als man bisher angenommen.

Den Verlag eines nützlichen Buches hat das Bücherverlagsunternehmen in dem Werke des Klausenburger Universitätsprofessors Viktor Concha, über die Verfassungen der Neuzeit, übernommen, dessen erster Band die constitutionellen Verfügungen Belgiens und Nordamerika's mit Zugrundelegung selbstständiger Forschungen behandelt.

Die speciell ungarische Rechtsgeschichte hat das k. M. Julius Kovács bereichert, indem derselbe das Werk des Rechtsgelehrten Silvanus, d. i. Martin Szilágyi's, über das Eherecht, aus dem XVII. Jahrh., zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, welches Werk hauptsächlich durch die Enthüllung jener interessanten Institution des mittelalterlichen Rechtslebens wichtig ist, wonach das Verlöbniss im Sinne des alten kanonischen

Rechtes eheschliessende Gewalt hatte, was sich am deutlichsten aus den ungarischen Quellen rechtfertigen lässt.

In der Denkrede, worin das o. M. LORENZ TÓTH das Andenken des k. M. GEORG ZSIVORA feierte, haben wir das mit Begeisterung, doch auch mit Treue entworfene Charakterbild eines musterhaften Mitgliedes der Korporation der Advokaten und Richter Ungarns erhalten.

Da auf dem Gebiete der Staats- und Rechtslehre der grosse und der zweite Preis der Akademie einem, in den letzten zwei Jahren erschienenen Werke zuzufallen hat, ist es dieser Classe zur hohen Freude gereicht berichten zu können, dass ihr in dem bezeichneten Zeitabschnitte die Wahl zwischen zahlreichen wertvollen Arbeiten frei stand. Der grosse Preis wurde zwischen dem Werke von BÉLA LUKÁCS «Az államháztartás és adózás Angliában és Francziaországban» (Staatshaushalt und Steuern in Engl. und Frankreich) und zwischen ALADÁR SCHNIERER'S «A büntetőjog magyarázata» geteilt. Den zweiten, Marczibányi'schen, Preis errang das k. M. LEO BEÖTHY mit seinem Werke: «A társadalom fejlődése kezdetei» (Die ersten Anfänge der Entwicklung der menschl. Gesellschaft).

Auch der aus der Heinrich Lévay-Stiftung ausgesetzte Preis, welcher die Entwicklung des Fortschrittes der Nationalökonomie in den letzten zehn Jahren verlangt, war von Erfolg gekrönt; der Preis wurde Dr. MORITZ PISZTÓRY, Professor an der Rechtsakademie zu Pressburg, zuerkannt. Hingegen blieb der, aus der Fáy'schen Stiftung der ersten Vaterländischen Sparkassa ausgeschriebene, nationalökonomische Preis von 3000 Gulden (über die im Interesse des Grundbesitzes wünschenswerten Gesetzmassregeln) ohne Resultat, wiewohl die aussergewöhnlich grosse Anzahl der Konkurrenzarbeiten zu schönen Hoffnungen berechtigte. Betreff der diesjährigen Tätigkeit der nationalökonomischen und statistischen Kommission müssen wir hervorheben, dass der 2. Bd. des Jahrbuches, unter der Redaktion von Dr. Béla Földes, mit reichhaltigem und interessantem Inhalte erschienen ist. In den Sitzungen dieser Commission hielten ADOLF FENYVESSY über die Conversion der Schulden, FRANZ HELTAI über die nationalökonomische Krise, und PETER DOBRÁNSZKY über den landwirtschaftlichen Kredit Vorträge.

Die Arbeiten zu einem Handelswörterbuch sind bedeutend vorgeschritten, so dass dieses bereits mit Ende des laufenden Jahres in Druck gelegt werden wird.

Die für die Volkswirtschaft unseres Vaterlandes so überaus wichtigen Bergwerke sind ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Akademie. Während das k. M. ANTON PÉCH in seinem, die Geschichte der Bergwerke Südungarns enthaltenden Werke, welches die II. und III. Classe der Akademie vereint herausgab, mit dem Scharfblicke des praktischen Fachmannes in das Dunkel der Vergangenheit blickt und da Lückenhafte in den

Ueberlieferungen der Geschichte ergänzt, so erweist andrerseits wieder eine Arbeit der Wissenschaft den Männern der Praxis einen wichtigen Dienst in der geol. Karte von Schemnitz, die, das Resultat eines acht Jahre langen Studiums des o. M. JOSEF SZABÓ, das 5 ½ □ Meilen umfassende Grubenterritorium, mit Benützung der neuesten Errungenschaften der Kartographie und Petrographie, mit grösster Genauigkeit darstellt. An gleicher Stelle mussen wir auch noch der, mit Bezug auf die Beratungen betreffs der Versorgung der Hauptstadt mit Trinkwasser, wichtigen Beschreibung der geol. Verhälltnisse der Quellen von Göd und Dunakesz Erwähnung tun.

In ähnlicher Weise befördert die Akademie auch durch Veröffentlichung der chem. Analysen die Verwertung der Schätze, welche die Mineralquellen Ungarns bergen. So haben sich auch in diesem Jahre vier Abhandlungen der o. M. Professoren KARL THAN und KARL NENDTVICH mit diesem Gegenstande befasst.

Der Antrittsvortrag des o. M. JOSEF FODOR beschäftigte sich mit einem auch für das praktische Leben wichtigen Probleme des Sanitätswesens, indem er über Versuche mit, in das Blut gesunder Tiere eingeführten Bakterien berichtet.

Das verflossene Jahr hat uns eine lange Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete der Physiologie und Chemie gebracht. Das o. M. GÉZA MIHÁLKOVITS hat über die Geschlechtsdrüssen, das k. M. ANDREAS HÖGYES über die associirten Bewegungen der Augen, sowie über die Reflexe der Hör- und Sehnerven berichtet. KARL THAN, das o. M. THEODOR MARGÓ und LUDWIG THANHOFFER haben die Arbeiten der, unter ihrer Leitung stehenden Institute vorgelegt. Hieher gehört auch der, von dem o. M. EUGEN JENDRASSIK verfertigte *Polydromonotor*, ein sinnreicher Apparat, dessen Hauptaxe sich nach vier Richtungen mit einer Geschwindigkeit bewegen kann, die zwischen den Grenzen von 1—18000 variirt, und so in Verbindung mit Myographen eine neuerliche Gewähr für die Pünktlichkeit der Beobachtungen gibt.

Auf dem Gebiete der Physik fällt es schwer die Grenzlinie zwischen den praktisch verwendbaren und den rein wissenschaftlichen Abhandlungen zu ziehen. Nichtsdestoweniger dürfen doch folgende Vorträge der letztern Classe zugeteilt werden: der Vortrag des o. M. MAX. HANTKEN über die mikroskopische Beschaffenheit der Kalksteine und über die mikroskopische Fauna des budakeszer Mergels, der Antrittsvortrag des k. M. AUGUST KANITZ über die, vom botanischen Standpunkte aus wichtigen Resultate der centralasiatischen Expedition des Grafen Béla Széchenyi; die Abhandlung des k. M. JOSEF KRENNER über die optischen Eigenschaften des Allactit, und die des k. M. ANTON KOCH über das Szaboit genannte Mineral. In dieselbe Classe gehört ferner die Studie des o. M. B. ROLAND EÖTVÖS über die Spannung an der Oberfläche von Flüssigkeiten, die Abhandlung

des k. M. Alois Schuller, über den Kontakt des Quecksilbers und von der chemischen Wirkung des inducirten elektrischen Stromes, und so auch der Vortrag des k. M. Ludwig Réthy über das polarisirte Licht.

Die Meldungeu über astronomische Beobachtungen standen häufig auf der Tagesordnung der Sitzungen der III. Classe. Den gelehrten Leitern der Observatorien von Ó-Gyalla, Kalocsa und Herény hat sich in diesem Jahre unser junger Kompatriot Leopold Schulhof angereiht, der, vor zwei Jahren unter unsere Mitglieder gewählt, nun das Glück hat die Stelle eines Assistenten am Observatorium zu Paris bekleiden zu können und jetzt seinen Sitz mit einer auf hohem, wissenschaftlichem Niveau stehenden Abhandlung eingenommen hat.

Es ist bekannt, dass der marosvásárhelyer Professor, unser im Jahre 1856 verstorbener Kollege Wolfgang Bolyai, der erste ungarische Mathematiker war, der sich einen europäischen Ruf erworben. Das o. M. Koloman Szily hat nun eine Pflicht der Pietät gegen ihn erfüllt, indem er sein Leben und Wirken zusammengestellt.

Heutzutage stehen die Pfleger der mathematischen und Naturwissenschaften in Ungarn sozusagen ohne Ausnahme in fortwährendem und innigem Rapport mit den grossen wissenschaftlichen Ereignissen in Europa und die Zeitschrift «Naturwissensch. Berichte aus Ungarn» hat im verflossenen Jahre dem Auslande blos an akademischen Arbeiten nicht weniger als sechsunddreissig mitgeteilt.

Denn die Akademie weist der Tätigkeit auf dem Gebiete des Wissens nicht allein in ihrem Schoosse und in den, durch sie besorgten Ausgaben einen Platz an, sondern sie unterstützt auch zahlreiche wissenschaftliche Vereine, Zeitschriften und andere Unternehmungen. Solchen Zwecken hat der diesjährige Kostenüberschlag 16,000 Gulden zugewendet, welche Summe beinahe den fünften Teil unserer Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke ausmacht.

Mit einem Teile dieser Unterstützungen wünscht die Akademie die *Verbreitung* der Wissenschaften zu befördern. In dieser Hinsicht glauben wir der Sache der allgemeinen Bildung im Vaterlande auch durch die freigebige Verteilung der in unserem Verlage erschienenen Werke einen Dienst zu erweisen. Die Angelegenheit der Schenkung und Versendung unserer Editionen wurde im vorigen Jahre aufs neue geordnet; unter andern ist verfügt worden, dass sämmtliche vaterländische Hoch- und Mittelschulen alle durch die Akademie verlegten Werke sofort nach ihrem Erscheinen zugesendet erhalten sollen, durch welchen Beschluss diese Begünstigung auf etwa 50 weitere Institute ausgedehnt wurde, welche bisher die Editionen der Akademie nicht erhielten.

Zu diesem Vorgehen, wie auch zur Erweiterung ihrer Wirksamkeit wird die Akademie durch die fortwährende Zunahme ihres Vermögens

angeeifert. Der, zur Verteilung gelangte offizielle Ausweis zeigt den Stand des Vermögens der Akademie mit Inbegriff jener namhaften Spenden und Legate, welche denselben im Laufe des letzten Jahres bereichert und welchen es zu verdanken ist, dass das Erträgniss des eigenen Kapitales der Akademie heuer zum erstenmale die Summe von hunderttausend Gulden überschritten.

Allein die Freude, welche der geistige und materielle Aufschwung der Akademie in uns erweckt, wird immer wieder durch die Verluste gestört, die unser Institut durch das Hinscheiden seiner Mitglieder erleidet.

Diese Verluste waren im verflossenen Jahre ungewöhnlich zahlreich und schwer. Seitdem die Akademie besteht, hat noch kein Jahr die Trauerfahne so oft auf ihrem Palaste wehen gesehen. Zwölf unserer Gefährten hat der Tod, ohne Schonung und Wahl, aus der Reihe der Pfleger einer jeden Wissenschaft, bald aus der Mitte einer noch vielversprechenden Tätigkeit, bald aus dem Kreise der verdienstvollen Veteranen der Literatur entrissen.

An der Spitze der Letztern müssen wir des Ehrenmitgliedes Cyrill Horváth gedenken, dem es vergönnt gewesen, ein halbes Jahrhundert lang Mitglied der Akademie gewesen zu sein und seine ungebrochene geistige Kraft bis zum letzten Augenblicke der grossen Aufgabe zuzuwenden, die er sich zum Lebensziele gesteckt. Seine Bahn hat auf den Blumenfeldern der schönen Literatur begonnen und war von günstigen Vorzeichen begleitet, denn bei dem ersten dramatischen Preisausschreiben der Akademie hat er die Palme des Ruhmes mit Vörösmarty geteilt. Doch bald wandte er sich dem Studium der Philosophie zu und begann auf dem Fundamente des, dem ungarischen Geiste, im Gegensatze zu den nebelhaften Regionen der deutschen Philosophie, mehr zusagenden sogenannten Konkretismus das grosse Gebäude der Philosophie zu erbauen. Leider hat er uns während seines Lebens nur durch kleinere Teile dieser seiner Tätigkeit erfreut und wie es scheint, war dieses Werk auch bei seinem Tode noch nicht bis zu Ende gedeihen.

Aehnlich ist auch das Ehrenmitgl. Theodor Botka, wenngleich in hohem Alter, doch früher hingeschieden, als sein grosses Werk, die Geschichte des Barser Comitates, beendigt gewesen wäre, worin wir, aus den erschienenen Bruchstücken zu schliessen, welche die Biographie und das Charakterbild der einzelnen hervorragenden Gestalten des Comitates enthielten, das lange erwartete Muster der Monographie eines Comitates erhalten hätten, welches nicht zufrieden mit der Vorarbeit einer oberflächlichen Verknüpfung der Daten, nach künstlerischer Abgeschlossenheit strebte. Das Comitat, eines der wichtigsten Organe des politischen Lebens des frühern Ungarns, war der Lieblingsgegenstand seines Studiums, worüber er vor einem halben Jahrhunderte sein erstes rechtsgeschichtli-

ches Werk erscheinen liess und zu welchem er zu wiederholten Malen zurückkehrte.

Das Ehrenmitglied Johann Nagy ist seit mehreren Jahrzehnten dem wissenschaftlichen Felde ferne gestanden, doch hat er sich ein unantastbares Recht an unsere anerkennende Würdigung und an ein pietätvolles Andenken erworben, da ihn die vergleichende Sprachwissenschaft und das technische Wörterbuch unter diejenigen zählt, denen seinerzeit der Ruhm geworden, als Bahnbrecher aufgetreten zu sein.

Chrysostomus Kruesz wurde erst vor wenigen Jahren zum Ehrenmitgliede gewählt, teils als berufener Forscher auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, teils als Vorstand und wirklicher geistiger Reformator des um die nationale Kultur hochverdienten Benediktinerordens.

In ihm betrauern wir den Verlust eines eifrigen Kämpen des Unterrichtswesens, den wir auch in den korr. Mitgl. Moritz Say, Andreas Vandrák und Paul Lichner beklagen, deren erster durch seine naturwissenschaftlichen, zweiter durch seine philosophischen und letzter durch seine klass. phil. Lehrbücher namhafte Dienste geleistet.

Die Muse der Belletristik hat dreimal Trauer angelegt. Adolf Frankenburg hat mit seinen humoristischen Erzählungen eine neue Gattung bei uns eingebürgert und mit Vereinigung vorzüglicher Kräfte in der durch ihn begründeten und mit feinem Takt redigirten Zeitschrift, das erste würdige Organ der Belletristik geschaffen. Das k. M. Johann Pompéry hat, neben seinen dramatischen Versuchen und lyrischen Gedichten, hauptsächlich als Journalist und Redakteur grossen Einfluss ausgeübt; er verstand es mit seiner vielseitigen Bildung und seinem edlen Geschmacke die Presse auf ein höheres Niveau zu heben.

Das k. M. Wilhelm Győry hat unserer Literatur als Dichter und Erzähler, aber hauptsächlich als Uebersetzer grosse Dienste geleistet und sie durch die Uebertragung zahlreicher weltberühmter Schöpfungen von Heroen der Dichtkunst bereichert. Er wusste Treue der Uebersetzung mit dem Zauber einer poetischen Sprache auf seltene Weise zu vereinen, und war ebenso zu Hause in der geistigen Welt Shakespeare's und Tegnér's wie in der von Calderon und Cervantes.

Der Letzte, der unserem Kreise entrissen wurde, war das k. M. Josef Rózsay, der sich sowohl durch sein Werk über die ansteckenden Krankheiten auf dem Gebiete der Literatur, wie auch durch die hingebungsvolle Tätigkeit, die er als Leiter der humanitären Anstalten an den Tag gelegt, Verdienste gesammelt.

An erster Stelle jedoch hätte ich von dem schmerzlichsten Verluste sprechen müssen, den unsere Akademie durch den Tod ihres Direktions- und Ehrenmitgliedes, des Präsidenten Grafen Melchior Lónyay erlitten. Seinem Andenken wird eine berufenere Hand den Kranz der Aner-

kennung weihen. Doch auch von diesem Platze muss ich der Dankbarkeit der Akademie Ausdruck verleihen für jenen Eifer und jene Liebe, womit er beinahe zwei Jahrzehnte hindurch die Leitung unseres Institutes geführt. Seine ausserordentlichen Verdienste erstrecken sich nicht allein auf die Vermehrung und Verwaltung des Vermögens der Akademie: alles das, was im Interesse der Förderung unserer Tätigkeit und der Vervollkommnung unserer Organisation geschehen, hat er teilweise angeregt, teilweise warm unterstützt. Auch zur Hebung seiner eigenen Fachwissenschaft, der Nationalökonomie, hat er viel getan; die statistische und nationalökonomische Commission hat sich unter seiner Leitung sozusagen zu einer selbstständigen Abteilung entwickelt.

Uebrigens wird seine an grossen Resultaten und Zwischenfällen reiche Laufbahn, auf der er die glänzendsten Triumphe des öffentlichen Lebens gefeiert, aber auch von den schmerzlichsten Enttäuschungen nicht verschont geblieben, heute durch einen würdigen Redner beleuchtet werden, der in den Bestrebungen seiner Jugend, in seinen Kämpfen für die hohen Interessen des nationalen Bestehens, sowie auch in der Ausübung der erreichten Macht sein Gefährte gewesen und nun berufen sein wird, in unserer Mitte den Platz des Hingeschiedenen einzunehmen.

Es hiesse die Schranken übertreten, welche mir meine Stellung und Bedeutung anweist, wollte ich jene persönlichen Eigenschaften auch nur berühren, welche bei der Wahl des Präsidenten massgebend gewesen sein konnten.

Aber ich denke, es ist mir gestattet meiner Auffassung Ausdruck zu verleihen, dass es mehr als blosser Zufall ist, wenn die Leitung der Akademie und des Unterrichtswesens jetzt zum zweitenmale vereinigt werden. Denn bei der Identität der Zwecke und Aufgaben scheint dies von umso grösserem Vorteile zu sein, je verschiedener die Mittel sind, welche die zweierlei Wirkungskreise bieten können.

Und wenn jener grosse Mann, der vor 18 Jahren von dem Präsidentenstuhle der Akademie an die Spitze des Unterrichtswesens berufen wurde, seine leider zu kurz bemessene Laufbahn in unseren Annalen auch dadurch denkwürdig gemacht hat, dass er unserer Akademie die Begünstigungen einer moralischen und materiellen Unterstützung des ungarischen Staates sicherte, so erwarten wir auch von seinem Nachfolger in erster Linie, dass er die Geltendmachung jener bedeutenden Macht, welche die Akademie in ihrer nunmehr befestigten Verfassung, in ihrem vermehrten Vermögen und in der Tätigkeit ihrer Mitglieder besitzt, in der grossen Aufgabe der Erfüllung der nationalen und kulturellen Interessen des ungarischen Staates mit aller Kraft fördern werde!

III. August Tréforts Denkrede auf Graf Melchior Lónyay.

Wenn sich auch die natürlichen Anlagen einer Nation infolge politischer Umwälzungen nicht momentan verändern, so bezeichneten die Vorfälle des Jahres 1848 immerhin den Anbruch eines neuen Zeitabschnittes in der Geschichte Ungarns. Hinter diesen Ereignissen liegt ein mittelalterlich feudales Land, mit der ausschliesslichen Herrschaft von Adel und Clerus (denn das Bürgertum, als Classe, hat nur dem Gesetze und dem Namen nach bestanden, aber keinen Einfluss ausgeübt), mit seinen, von der Herrschaft des Comitatsadels und des Grundbesitzers gedrückten Bauern, mit der Steuerpflichtigkeit der Letztern — da die begünstigten Classen selbst von Steuer und Wehrpflicht frei waren —, mit seinen verworrenen Besitzverhältnissen, ohne Grundbuch, also auch ohne Credit, mit einer ausschliesslichen Oekonomie von Produkten, ohne Industrie und Handel, weil hiezu die Verkehrsmittel fehlten, mit einer mangelhaften Rechtspflege und einer überaus unvollständigen Administration, mit der Censur und dem Wiener Absolutismus, ohne Volksschulen und mit einem, noch fortwährend an dem veralteten Unterrichtssystem der Jesuiten krankenden Unterrichte an den Mittel- und Hochschulen, aber trotz alledem mit Liebe zu Freiheit und Fortschritt, mit edlen Aspirationen und idealen Vorstellungen, wenngleich umso geringerem Sinne für das Praktische.

So war Ungarn vor dem Jahre achtundvierzig. Nach diesen Ereignissen steht ein Land vor uns mit allen Attributen des modernen Staates, natürlich mit allen seinen Mängeln und Gebrechen, doch auch mit seinen Vorzügen. Das Land ist Herr seines eigenen Schicksales und ist im Besitze aller Voraussetzungen der Entwickelung — nur sind diese durch eine, den associirten Staaten und einzelnen Volksstämmen gegenüber befolgte ideologe Politik zum Teile schon entwertet worden und werden zum anderen Teile durch eine vielfach auftauchende politische Frivolität, die sich den, in der Geschichte begründeten Verhältnissen nicht zu fügen weiss, fortwährend noch entwertet.

Die Zahl derjenigen, welche die frühern Verhältnisse gekannt, darin eine Rolle gespielt und anch an dem Prozess der Umgestaltung teilgenommen, schwindet von Tag zu Tag und ihre Reihen lichten sich, da das Lebensalter und die damit verbundene Leistungsfähigkeit bei uns kürzer bemessen ist, als in den Ländern des westlichen Europa.

Unter allen jenen, die wir aus den immerwährend abnehmenden Reihen in jüngster Zeit verloren, war der früh verstorbene Präsident unserer Akademie, Graf Melchior Lónyay, einer der Vorzüglichsten, der uns seinem Alter und seinen Fähigkeiten gemäss noch zahlreiche und wichtige Dienste

erweisen hätte können, wäre seine Laufbahn nicht, nach mannigfachen Wechselfällen, noch vor der Zeit ihrem Ende zugeführt worden. Doch auch so noch, verhältnissmässig zu früh beschlossen, ist diese Laufbahn so reich an Tätigkeit, an erreichten grossen Resultaten und an interessanten und lehrreichen Momenten, dass die für eine Denkrede bemessene Zeit kaum genügen kann, sie allseitig und entsprechend zu würdigen.

Melchior Lónyay ist der Spross einer vornehmen adeligen Familie und wurde am 6. Januar 1822 zu Nagy-Lónya geboren. Während des letzten Jahres seines Lebens, das er zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit an der Küste des adriatischen Meeres zubrachte, hat er die pünktliche Aufzeichnung seiner Memoiren begonnen, aber ist hierin nur bis zu den Universitätsjahren gelangt. Aus den späteren Zeiten liegen aber Jahre lang fortgesetzte und zuweilen umfangreiche Tagebuchnotizen vor, welche er zu seiner Biographie unstreitig benützen wollte und welche — vielleicht erst einem späteren Geschlechte — als interessante Lekture dienen und auf die Geschichte seiner Zeit bezüglich höchst wertvolle Daten liefern werden.

Lónyay ist im väterlichen Hause an der Seite einer edlen, gebildeten, klugen und liebenden Mutter auf dem Lande aufgewachsen, bis zur Zeit, da sein Vater, Johann, der ausgezeichnete Vicegespan des Bereger Comitates, im Jahre 1833 zum Statthaltereirat ernannt, nach Ofen übersiedeln musste, wo Melchior Lónyay seine Gymnasialstudien bei den Piaristen fortsetzte, wobei aller Eifer ausschliesslich dem Erlernen der lateinischen Sprache zugewendet wurde. Wenn sich auch hie und da humane und gebildete Professoren fanden, welchen es gelang, mit dem geringen Unterrichtsmaterial tüchtige Jungen heranzubilden, so gewann doch in vielen Schulen die Roheit das Uebergewicht; die körperliche Züchtigung war ein sanctionirtes Lehrmittel, und auch das Resultat war ein höchst geringes, was am meisten zum Vorscheine gelangte, wenn der Schüler in die sogenannte Akademie übertrat, um Gegenstände zu hören, die heutzutage in den Gymnasien gelehrt werden.

Seine Universitätsstudien hat Lónyay in Pest absolvirt und erreichte schon mit achtzehn Jahren den Grad eines Doctors der Philosophie.

Wie schlecht ein Institut oder ein System auch sei, lernen und sich bilden kann man überall. Die Universität zu Pest hat zu allen Zeiten einzelne tüchtige Professoren gehabt und einzelne ihrer Schüler sind denn auch zu vorzüglichen Männern geworden, wie dies auch das Beispiel Lónyay's zeigt. Was aber zu jener Zeit die Pester Universität gewesen, ist hauptsächlich daraus zu ersehen, dass die jährliche Dotation der Bibliothek in 1000 Gulden Schein bestand, und dass die ganze medicinische Facultät in dem Gebäude in der Hatvaner und Neue Weltgasse untergebracht werden konnte, wo ausserdem noch zwei Professoren ihre Wohnung hatten und

auch die Administration noch Platz fand. Es ist eines der gröbsten Versäumnisse der früheren Regierungen, dass sie sich des Unterrichtswesens in keiner Weise annahmen, wo sie doch auf diesem Gebiete unbeschränkt verfügen konnten.

Ueber die an der Universität zugebrachten Jahre spricht sich Melchior Lónyay in seinen Schriften wie folgt aus: «Wir Collegen hatten uns eine edlere Richtung vorgezeichnet. Wir lernten mit Fleiss und Eifer, nicht um der Disciplin der Schule Genüge zu tun, sondern aus eigenem Antriebe. Auf meine Anregung nahmen wir vor jeder Lection die vorzutragende Sache durch. Wir sagten einander, dass wir nützliche Bürger des Vaterlandes sein wollen, und dass es deswegen notwendig sei, zu lernen und Kenntnisse zu sammeln. Ueberhaupt hat diese Zeit ein edles Streben charakterisirt.»

Nach Beendigung seiner juridischen Studien ging Lónyay wieder auf das Land, wo er sich mit Oeconomie, mit dem Leben im Comitate und mit Vorbereitungen zur öffentlichen Laufbahn befasste, die zu betreten ihm sehr frühe gelang, da er, kaum 21 Jahre alt, zum Abgeordneten in den 1843er Reichstag gewählt wurde. Zu dieser Zeit hat Lónyay viel mit dem verewigten Baron Eötvös und mit mir verkehrt, und wir waren bemüht, durch unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen, durch Ideenaustausch und Selbstbildung Einer auf den Anderen zu wirken.

Der genannte Reichstag hat sich mit vielen wichtigen Fragen beschäftigt und seine Verhandlungen waren durch ihren öffentlichen Charakter gleichsam ein Ersatz für den Mangel an Pressfreiheit, aber zu tatsächlichen Resultaten haben sie nicht geführt.

Diese Resultatlosigkeit müssen wir auf mehrere Gründe zurückführen. Es fehlte die richtige Leitung, den massgebenden Kreisen war es überhaupt nicht ernst um die Reform zu tun, und endlich trat ein grosser Teil der liberalen oder Fortschrittspartei stets mit unpraktischen und übertriebenen Wünschen auf, forderte das Beste oder das Meiste und wies das Erreichbare zurück und konnte daher nie zum Ziele gelangen.

Nach dem Reichstage, im Jahre 1845, ging Lónyay eine glückliche Ehe ein, welche für ihn wie für seine Familie das Gepräge eines Werkes der Vorsehung erhielt.

Das erste Jahr seiner Ehe brachte er teils auf dem Lande, teils in Pest, und stets mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigt zu.

In dieser Zeit schrieb er jene Abhandlungen, welche im Jahre 1847 gesammelt unter dem Titel: «Hazánk anyagi érdekei» (Die materiellen Interessen unseres Vaterlandes) erschienen und sich hauptsächlich über Verkehrsmittel, insbesondere über Strassen, Wasserstrassen und Eisenbahnen verbreiten, denn zu jener Zeit, selbst noch nach dem Auftreten

Széchenyi's, musste das Publicum von dem Nutzen der Verkehrsmittel erst noch überzeugt werden.

In den Reichstag vom Jahre 1847 wurde Lónyay neuerdings zum Abgeordneten gewählt.

Auch dieser Reichstag beschäftigte sich mit den verschiedensten Fragen. Eine neue und besonders merkwürdige Erscheinung war, dass im Unterhause auch Graf Stephan Széchenyi einen Platz als Abgeordneter einnahm, der damals in der Administration an der Spitze des Verkehrswesens stand und gemässigter Reformer war, während ihm Ludwig Kossuth gegenüberstand, der mit Széchenyi verglichen ein radicaler Reformer genannt werden konnte.

Ob dieser Reichstag wol einen Erfolg gehabt hätte, wenn nicht die französische Februarrevolution dazwischen gekommen wäre, ist eine Frage, worauf eine bestimmte Antwort zu geben schwer fällt, und die vielleicht auch müssig ist, da die Geschichte selbst die Antwort darauf gegeben.

Nachdem sich das Ministerium constituirt und Lónyay zum Abgeordneten gewählt wurde, schlug er denselben Weg ein, den die Majorität eingeschlagen: er ging nach Debreczin und blieb bis zum Ende Mitglied des revolutionären Reichstages, so lange bis die ungarische Sache vollständig verloren war und alle jene, die eine Rolle gespielt, gezwungen waren, in das Ausland zu fliehen, woran diejenigen, die so gehandelt, sehr klug getan hatten, denn es wäre eine einfache Don Quichotterie gewesen, dem Sturme trotzen zu wollen.

In Paris gab er sich ernsten Studien hin, war ein fleissiger Besucher des Collège de France und gewiss der fleissigste unter allen Hörern Michel Chevaliers, dem man, weil er Louis Blanc's Theorien angegriffen, seine Stelle als Professor im Monate April 1848 entzog, ihn aber auf Beschluss der Constituante gegen Ende dieses Jahres wieder in seine Würde einsetzte.

Aus dem Exil zurückgekehrt, beschäftigte sich Lónyay wieder mit der Oekonomie, doch betrieb er nebenbei auch volkswirtschaftliche Studien.

In diese Zeit fällt die Bewegung zur Errichtung einer ungarischen Bodencreditanstalt, an welcher, neben dem Grafen Emil Dessewffy, er den grössten Anteil hatte. Endlich kam, nach dem italienischen Feldzuge, im Jahre 1860, das Octoberdiplom zustande, und im folgenden Jahre wurde der Reichstag einberufen, der ohne Resultat bleiben musste, da die Wiederherstellung der Verfassung nicht mit der Reconstruction der Comitate und der Judex-Curial-Conferenz, sondern mit der Regelung des Reichstages hätte begonnen werden müssen, und weil die auferzwungene Februar-Verfassung den Ausgleich zu einer Sache der Unmöglichkeit machte.

Der Reichstag wurde aufgelöst, wieder trat der Absolutismus in seine Rechte, diesmal in ungarischem Gewande — doch auch so waren die Ver-

hältnisse unhaltbar. Inzwischen verfasste Lónyay mehrere Abhandlungen, die 1863 im Drucke erschienen; besondere Aufmerksamkeit verdienen seine Essays über die Creditanstalt und über die Finanzangelegenheiten. Beide haben ein geschichtliches Interesse. Wichtig ist ferner seine Abhandlung: «Magyarország szerepe Europa élelmezésében» (Die Rolle Ungarns in der Alimentation Europas), auf Grund von Bontoux's Flugschrift.

Welchen Illusionen haben wir uns damals in Bezug auf die Weizenproduction und den Ausfuhr hingegeben! Heute lehrt uns keine Wissenschaft, sondern lehren uns Tatsachen, dass wir nebst der Hebung unserer Landwirtschaft auch eine Industrie schaffen müssen, weil die Ausfuhr unserer Rohmateriale für lange Zeit ins Stocken geraten ist. Im Jahre 1864 und 1865 hat der Landesagriculturverein eine nennenswerte Tätigkeit entfaltet; die auf dem Gebiete der praktischen Politik zur Untätigkeit verdammten Kräfte haben ihn zu einem wahrhaften Parlamente gemacht. Melchior Lónyay hat als Präsident des volkswirtschaftlichen Ausschusses an der Wirksamkeit des Vereines lebhaften Anteil genommen.

Im Jahre 1865 musste der Reichstag wieder einberufen werden, und nach der Schlacht bei Sadowa wurde es notwendig, mit allem Ernste zum Ausgleiche zu schreiten.

Hier beginnt die tatenreichste und wichtigste Periode im Leben Lónyay's.

Praktisch genommen war der Ausgangspunkt des Ausgleiches der zu Ostern erschienene Artikel Deák's. Diesem war eine Menge von Artikeln und Flugschriften vorangegangen, worin die Notwendigkeit des Ausgleiches und seine Bestimmungen und Formen von verschiedenen Standpunkten aus erörtert wurden. Ueberall war die leitende Idee die Wiederherstellung des Ministeriums und die Organisation der Monarchie auf dualistischer Grundlage.

Die Idee der gemeinsamen Angelegenheiten wurde angenommen, nur darin zeigten sich Meinungsverschiedenheiten, was unter diesem Titel begriffen werden sollte, und in welcher Form der Reichstag einen verfassungsmässigen Einfluss auf diese Angelegenheiten nehmen könne.

Darin stimmte alles überein, dass die äusseren Angelegenheiten gemeinsam sein sollten, ob aber das Kriegswesen oder — in Hinsicht auf ein gemeinsames Zollgebiet — der Handel an zweiter Stelle hieher mit einbezogen werden sollte, hierüber konnte man sich nicht einigen.

Demgemäss gingen auch die Vorschläge in Bezug auf die Form eines constitutionellen Körpers auseinander, der diese gemeinsamen Angelegenheiten erledigen sollte. Einige wollten die gemeinsamen Angelegenheiten geraden Weges den beiden Parlamenten zuweisen, welche von Zeit zu Zeit Commissionen hätten entsenden sollen; andere wieder wollten eine Art von Zollparlament oder Zollconferenz einführen, während sich eine dritte

Meinung für eine von den Parlamenten jährlich zu erwählende gemeinsame Commission aussprach.

Die heutige Form der Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten, d. h. die Einführung der Delegationen in ihrer heutigen Gestalt und ihrem heutigen Wirkungskreise, ist, mit Ausnahme der gemeinschaftlichen Abstimmung, woran sich Deák klammerte, das Werk des Grafen Julius Andrássy.

Heute ist der Zeitpunkt noch nicht gekommen, die innere Geschichte des Ausgleiches zu schreiben. Ich glaube, dass auch Lónyay Material dazu gesammelt hat. Bekannt ist jedoch, dass Se. Majestät zur selben Zeit so Franz Deák wie auch den Grafen Julius Andrássy zu sich hat rufen lassen und sich einzeln mit Beiden beraten hat, doch ohne dass der Eine von der Berufung des Andern gewusst hätte. Beide aber haben sich so sehr in Uebereinstimmung über das zu beobachtende Vorgehen ausgesprochen, dass infolge dessen, nach dem unglücklichen Ausgange des österreichisch-preussischen Krieges, ungarische Staatsmänner nach Wien berufen wurden, um die Sache ins Reine zu bringen. An diesen Conferenzen, beziehungsweise Unterhandlungen, haben einerseits Georg Mailáth und Baron Sennyey, andererseits Graf Julius Andrássy, Baron Josef Eötvös und Lónyay teilgenommen.

Hier kamen jene Vereinbarungen zustande, welche in Form von Vorschlägen der von dem Reichstage zu diesem Behufe entsendeten siebenundsechziger Commission unterbreitet wurden und späterhin vor den Reichstag gelangten.

Am 14. August 1866 weilte Melchior Lónyay in Wien, von wo er sich nach Graz zu Kaisersfeld wenden wollte, da sich Andrássy und Eötvös eine Zusammenkunft mit diesem ausserordentlich angelegen sein liessen. Sennyey forderte ihn auf, in Wien zu bleiben, wohin auch Andrássy erwartet wurde, da es ihr Wunsch sei, dass Lónyay an den Conferenzen teilnehmen möge. Hierauf antwortete Lónyay, dass er hiezu nur dann bereit wäre, wenn es Seine Majestät wünsche oder wenn Andrássy ihn direct hiezu aufforderte. Als er in Pest mit Andrássy zusammenkam, erzählte ihm dieser, dass er mit dem Auftrage nach Wien gerufen worden sei, einen seiner Freunde mit sich zu nehmen, und dass er nebst Eötvös hiezu aus mehreren Gründen, doch in erster Linie deswegen Lónyay ausersehen habe, weil dieser in Bezug auf die in finanziellem und überhaupt materiellem Interesse zu unternehmenden Operationen am besten Aufschluss geben könne.

Am 21. August fand die erste Conferenz im Gebäude der Wiener Kanzlei statt, woran sich Beust, Hübner, Mailáth, Sennyey, Andrássy und Lónyay beteiligten. Die Sitzung wurde durch Mailáth mit der Erklärung eröffnet, dass Seine Majestät letztgenannte vier Magnaten betraut hätte, mit einigen Mitgliedern der Majorität des Reichstages über das zu beob-

achtende Vorgehen zu conferiren und das Ergebniss Seiner Majestät mitzuteilen. Die Debatte über das Kriegswesen und über die finanziellen Angelegenheiten währte fünf Stunden lang. Den Oesterreichern wollte es durchaus nicht eingehen, wie die Uebernahme der Finanzen durch die ungarische Regierung ohne grosse Verwirrungen möglich sein könnte; so konnten sie auch nicht begreifen, auf welche Weise drei Finanzminister bestehen sollten, und machten Schwierigkeiten in Bezug auf die indirecten Steuern, die Staatsschulden, die staatlich garantirten Unternehmungen und die Landesbank. In allen diesen Angelegenheiten gab Lónyay die nötigen Aufschlüsse.

Die Unterhandlungen dauerten bis 31. August.

Am 2. September formulirten Lónyay, Andrássy und Eötvös die Entgegnung auf die gegen das Elaborat der Fünfzehner-Commission des ungarischen Oberhauses gerichteten schriftlichen Punctationen. Die ungarischen Magnaten wurden mit dem Bescheide von Wien entlassen, dass diese Angelegenheit viel zu wichtig sei, als dass Seine Majestät einen augenblicklichen Beschluss fassen könnte.

Am 31. December 1866 schrieb Lónyay folgende Zeilen in sein Tagebuch: «In diesem Jahre habe ich eine Stelle in meiner öffentlichen Laufbahn erreicht, wie ich sie bevorzugter nie hoffen, nie wünschen konnte. Ich fühle ihre ganze Schwere und werde bemüht sein, ihr zu entsprechen. — Ich bin vollständig von dem Gefühle durchdrungen, dass ich sie nicht verdient habe, und dass ich meine Position, leider, nicht meinen Fähigkeiten verdanke, sondern dem Umstande, dass wir arm sind an Fachmännern.»

Dies ist eine edle Aeusserung der Bescheidenheit, deren Wert dadurch erhöht wird, dass sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen.

In den ersten Tagen des Jänner 1867 wurden Andrássy, Eötvös und Lónyay zu neuen Beratungen nach Wien berufen. Am 9. Jänner übergab ihnen Mailáth einen Gesetzvorschlag betreffs der gemeinsamen Angelegenheiten, der viele Agenden, die die Fünfzehner-Commission der ungarischen Gesetzgebung vorbehalten, den Delegationen zuweisen wollte. Diesen Gesetzvorschlag erklärten Obige nicht einmal als Grundlage der Verhandlungen annehmen zu können, und sprachen sich dahin aus, dass nur das Elaborat der Fünfzehner-Commission zum Ausgangspunkte der Verhandlungen gemacht werden könne, worein, gelegentlich der bei Beust abgehaltenen ersten Conferenz, an welcher Mailáth, Sennyey und Andrássy, sowie Eötvös und Lónyay teilnahmen, dann auch die österreichischen Diplomaten einwilligten.

Die Conferenzen wurden sodann zum grössten Theile bei Beust abgehalten. Ueber die finanziellen Fragen schreibt Lónyay in seinem Tagebuche wie folgt: «Es ist mir gelungen, diesen Teil der Beratungen zu leiten,

die Befürchtungen zu zerstreuen, die Rechtsbegriffe zu wahren, den Wirkungskreis des ungarischen Reichstages aufrechtzuerhalten und die gemeinsamen Interessen — wenigstens zur Beruhigung der anwesenden Minister — zu vereinigen.»

Am 23. Jänner liess Lónyay zwanzig Mitglieder der Siebenundsechziger-Commission zu sich laden, und hier trugen Andrassy und er die Begebenheiten, d e sich in Wien zugetragen, vor.

Am 10. Februar wurden Andrássy und Lónyay aufs neue nach Wien berufen und ihnen Punctationen, auf die Revision der 1848er Gesetze bezüglich, übergeben.

In Betreff der finanziellen Fragen conferirte Lónyay mit dem österreichischen Finanzminister Becke. Becke las ihm ein vollendetes, formulirtes Schriftstück vor, das folgendermassen begann:

«So lange der Reichstag die Steuern nicht votirt, kann der ungarische Finanzminister seine Thätigkeit nicht beginnen.»

Hierauf erklärte Lónyay rundweg, dass unter einer solchen Bedingung weder er, noch ein Anderer ein Portefeuille übernehmen werde.

Das lange hin und wieder erwogene Werk des Ausgleiches, welches ich hier nur in seinen hauptsächlichsten Momenten schildern konnte, wurde durch die Krönung beendigt. Und dann begannen wieder die Detailverhandlungen in Wien in Angelegenheit der Quoten-Deputation, der Staatsschuld und des Zollvereines.

In allen diesen Verhandlungen legte Lónyay eine grosse Tätigkeit und Geschicklichkeit an den Tag.

Es darf nicht mit Schweigen übergangen werden, dass die österreichischen Minister Graf Beust und Baron Becke, die Sympathien für Ungarn hegten und ohne Befangenheit über die schwebenden Fragen berieten, die Klärung der Angelegenheiten namhaft beschleunigt und sich Ungarn zu Dank verpflichtet haben.

Alles das musste aber in der Heimat wieder durch den Reichstag angenommen werden. Lónyay's Thätigkeit war nicht blos auf das Parlament beschränkt, er hatte die finanzielle Administration und deren ganzen Apparat zu organisiren. Die Sache gelang auch, was ihm umsomehr zum Verdienste angerechnet werden muss, weil er ja auch nur mit jenen Werkzeugen arbeiten konnte, die ihm eben zur Verfügung standen.

Er selbst äussert sich über diesen Gegenstand in seinem Tagebuche folgendermassen: «1868 war für mich ein Jahr voll schwerer Arbeit. Wenn ich bedenke, wie viele Neuerungen ich auf dem Gebiete der Finanzverwaltung durchzuführen hatte, dass ich jeden Zweig der Verwaltung umändern musste, die ungarische Amtssprache ohne ein tüchtiges Personale einzuführen hatte, dann die finanziellen Vorschriften neugestalten, in ungarischer Sprache herausgeben und dann durchführen, nebenbei dem Vor-

gehen der ersten und zweiten Delegation eine fortwährende Aufmerksamkeit zuwenden und mich mit der Ausgleichung der zuwiderlaufenden Interessen und mit der Entfernung des Stoffes abmühen musste, der zu Collisionen führen konnte: so war dies wirklich keine kleine Aufgabe. Es ist kein Wunder — fährt Lónyay fort — dass ich im Jahre 1868 absolut keine Zeit fand, Aufzeichnungen in mein Tagebuch zu machen.»

Nach einer solchen Riesenarbeit, wie die der letzten Jahre gewesen, war es ihm eine wahre Erholung, dass er für einige Zeit von dem ungarischen Ministerium scheiden konnte und nach Wien berufen wurde.

Es ist absolut unwahr, dass Andrássy ihn nur entfernen hätte wollen; dies beweist der folgende Brief, den Graf Julius Andrássy an Lónyay richtete, als dieser nach Wien ging:

«Ich hoffe — so schreibt er — dass Du nicht daran zweifeln wirst, dass auch meine Billigung Deines Entschlusses, Dein Abgeordnetenmandat niederzulegen, keinerlei andern Grund gehabt als den, dass es mir unlieb gewesen wäre, eine staatsrechtliche Controverse zu erwecken, wie sie die Beibehaltung Deiner Stelle als Deputirter nach sich gezogen hätte. Hauptsächlich aber, weil ich glaube, dass ein entgegengesetztes Vorgehen von allen jenen, die Deine Abreise entweder so deuten wollten, dass ich Dich aus unserem Kreise verdrängt habe, oder so, dass Du Deine Stelle verlassen, um in Wien gegen mich agitiren zu können, in irgend einem solchen Sinne missdeutet worden wäre. Jetzt ist, Gott sei Dank, kaum mehr ein vernünftiger Mensch, der das glauben würde, und ich hoffe, dass wir Beide Gelegenheit finden werden, zu beweisen, dass zwischen uns in kleineren Dingen zwar Meinungsverschiedenheiten waren und wahrscheinlich auch sein werden, dass uns aber eine Meinungsverschiedenheit in principiellen Fragen weder die Vergangenheit gebracht hat, noch, wie ich denke, die Zukunft bringen wird.»

Graf Beust wünschte, dass — zur Befestigung der Stellung des gemeinsamen Ministeriums — ein Mitglied desselben ein Ungar sein sollte, und zwar ein Mann von scharfem Geiste und von Energie, als welchen er Lónyay erkannt, in dem er eine Stütze seiner selbst erblickte.

Später, in den verworrenen Verhältnissen zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, schien es wünschenswert, dass Graf Andrássy die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernehme, und somit kehrte Lónyay nach Hause zurück, um hier die Stelle des Ministerpräsidenten zu bekleiden.

In dieser Zeit hatte Lónyay schwere Kämpfe durchzumachen. Der Eisenbahnvertrag, den das vorhergehende Ministerium unter höchst günstigen Verhältnissen und mit den bedeutendsten Finanzgrössen abgeschlossen und welchen Lónyay durchaus nicht fallen lassen wollte (obgleich er seiner Ansicht nach nicht zeitgemäss war), das Wahlgesetz, dann die ser-

bischen und kroatischen Angelegenheiten, und endlich die Wahlen selbst verursachten Lónyay viel Sorgen und schlaflose Nächte.

Die bekannten Auftritte im Parlament und einzelne Missverständnisse zwischen ihm und seinen Collegen veranlassten den Rücktritt seines Ministeriums.

Bei dieser Gelegenheit sprach Franz Deák in der Sitzung des «Deákklub» vom 5. December 1872 über den abgedankten Ministerpräsidenten wie folgt:

«Die Verdienste eines Mannes, der in Zeiten der Bedrängniss, als die Verfassung in unserem Vaterlande ausser Kraft gesetzt wurde, und als die Freiheit und Selbstständigkeit des Reiches unterdrückt war, einer der Ersten war in der Reihe derjenigen, die für die Constitution und für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft, eines Mannes, der, nachdem sich die Verhältnisse zum Besseren gewendet, mit seinem reichen Wissen und seiner Fachkenntniss mit Eifer und Selbstaufopferung beigetragen zum Zustandekommen des Ausgleiches, der, als sich dem Erfolge unüberwindlich scheinende Hindernisse in den Weg stellten, nie aufhörte zu hoffen und unverzagt in der Arbeit fortzufahren, der sich besonders um den finanziellen Teil des Ausgleiches unaussprechliche Verdienste erworben, eines Mannes, der dem Vaterlande auch neuerdings durch das Zustandebringen des Ausgleiches mit Croatien und durch die glückliche Lösung der Militärgrenz-Frage unvergessliche Dienste geleistet — die Verdienste eines solchen Mannes dürfen nicht vergessen werden. Sie dürfen es nicht, besonders in diesem Augenblicke, wo er von seiner bisherigen Stelle zurücktritt — und ich würde es für Kleinmut, für eine unverzeihliche Engherzigkeit halten, wenn ich mich durch jene grundlosen Verdächtigungen, die man gegen seine Person gerichtet hat, in dem öffentlichen Ausdrucke meiner Anerkennung behindert fühlen würde, und würde es für eine Feigheit erachten, nicht zu erklären, dass ich diesen Verdächtigungen nie auch nur den kleinsten Glauben beigemessen habe.»

Von dieser Zeit an ist Lónyay nie mehr in den Vordergrund der politischen Bewegungen getreten, aber auf socialem und literarischem Gebiete, wie auf dem Felde des Vereinswesens hat er fortwährend eine bedeutende Tätigkeit entwickelt. Die Theissregulirung, das Bodencredit-Institut, die Akademie, sowie auch die Angelegenheiten seiner eigenen Confession und seiner eigenen Glaubensgenossen sicherten seiner Arbeitsfähigkeit und Tätigkeit ein weites Feld. Während dieser Zeit schrieb er auch ein Werk über das Bankwesen, ein lehrreiches Buch für jedermann, der sich in der Bankfrage unterrichten will, dessen praktischer Teil aber darin culminirt, dass Ungarn auch ohne Herstellung der Valuta eine selbstständige ungarische Landesbank, oder, besser noch, auch mehrere Banken errichten könne — ein Plan, den meines Dafürhaltens ein Politiker von Seiten der

Opposition im besten Vertrauen und in der besten Absicht aufstellen und verteidigen kann, den er aber fallen lassen wird, sobald er an die Regierung gelangt. Infolge jenes Verhältnisses, in dem wir zu dem zweiten Staate der Monarchie stehen, könnte eine selbstständige ungarische Bank vor Herstellung der Valuta Wirrsale ohne Ende herbeiführen, ja, diese würden durch ein Banksystem sogar nur noch vermehrt werden.

Zwei Jahre vor seinem Tode begann Lónyay infolge der vielen und angestrengten Arbeit zu kränkeln, auch Unglück in der Familie beeinflusste seinen Zustand. Seine Aerzte sandten ihn nach einem milderen Klima, und sein Aufenthalt in Abazzia schien seiner Gesundheit auch zuträglich zu sein; doch in der Tat war dies nur ein Schein, denn plötzlich und unerwartet ereilte ihn der Tod inmitten eines tätigen Lebens am 3. November.

Lónyay war mit ausserordentlichen geistigen Fähigkeiten begabt und nährte einen edlen Ehrgeiz, sich einen hervorragenden Posten und Wirkungskreis zu sichern, doch auf diesem Pfade zugleich auch seinem Vaterlande zu dienen; es ist dies ein berechtigter Ehrgeiz, der, wie es scheint, bei der Jugend der Gegenwart in geringerem Masse anzutreffen ist als bei jenen Männern, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhundertes geboren wurden.

Seinen Neigungen, seiner geistigen Richtung und vielseitigen Bildung nach gehörte er in der Politik jener Schule an, welche bemüht ist, Fortschritt und Conservativismus zu verbinden; die freiheitliche Institutionen liebt, doch eben deswegen ein grosses Gewicht legt auf Ordnung und gute Administration.

Seine Studien und Neigungen führten ihn der Volkswirtschaft und insbesondere dem Finanzwesen zu, und dies wurde im Lande so anerkannt, dass er gleichsam für einen prädestinirten Finanzminister gehalten wurde, sobald die Unterhandlungen wegen des Ausgleiches in Fluss gerieten. Hierauf bezüglich ist bezeichnend, dass, als sich am 19. Juni 1865 die Directoren der Bodencreditanstalt zum Diner versammelten, Anton Csengery, indem er sein Glas auf Melchior Lonyay erhob, unter Anderm Folgendes sagte: «Bei einer Gelegenheit bemerkte Graf Emil Dessewffy, dass am Ende kein Mensch da sei, der unentbehrlich wäre. Ueber dieses Thema sprach ich einst mit Deák, der eine Weile die vorzüglichen Männer des Jahrhunderts Revue passiren liess und dann sagte: ‚Ich weiss doch Einen, der mit seinen nationalökonomischen und finanziellen Kenntnissen zur Zeit in der Tat unentbehrlich wäre, und das ist Melchior Lónyay.'»

Doch Lónyay hatte auch Sinn für andere Studien und Interessen, was ich genug oft Gelegenheit hatte zu bemerken, als ich Mitglied seines Ministeriums war, und wir, die wir in der Akademie mit ihm vereint gewirkt, konnten das Alle erfahren.

Seine Eröffnungsreden werden, sowie die auf seinen Vorgänger ge-

haltene Denkrede, immer eine anziehende Lectüre bleiben, und der Akademie hat er nicht allein durch die Ordnung ihrer materiellen Interessen — worein er sich mit seinem ehemaligen Präsidenten-Collegen geteilt — sondern auch durch die Vielseitigkeit, die er bei der Leitung ihrer geistigen Wirksamkeit an den Tag gelegt, unvergessliche Dienste erwiesen!

Hier haben wir ihn auch noch bei unserer letzten feierlichen Jahresversammlung gehört. Wer hätte damals geahnt, dass wir schon in diesem Jahre eine Denkrede über den hochbegabten Mann werden halten müssen!

Sein Leben war nicht lang, doch umso inhaltsreicher. Von vielen denkwürdigen Ereignissen und Errungenschaften hatte er sagen können: quorum pars magna fui. Dies kann ein Trost für seine Familie, für das Land und auch für unsere Akademie sein.

IV. ÜBER DIE BEDINGUNGEN DER LANGEN LEBENSDAUER.

Von

Professor Dr. JOSEF FODOR.

Geehrte Versammlung! Ungleich verteilet seine Gunst das Geschick! Dem einen Menschen ist es gegönnt, nachdem er den traumhaft süssen Rausch des Kindes- und Jünglingsalters durchlebt, nachdem er lange die das Selbstbewusstsein befriedigende Tätigkeit des Mannesalters genossen — auch noch des Lebens zweite Blüte, jenes Alter zu erreichen, in welchem die ergrauten Locken sein an Errinnerungen reiches Haupt mit einem Glorienscheine umgeben, — in welchem die Furchen des Antlitzes seinen ruhigen, selbstzufriedenen Blick erheitern, da er ja doch schon weiss, wie eitel es sei, für die Zukunft zu kämpfen, — in welchem sein Verstand durch Erfahrungen mehr bereichert wurde, als das Gehirn durch Bibliotheken bereichert werden kann, und wo das Herz nicht selbstsüchtiger Liebe nachjagt, sondern glücklich ist, wenn es sieht, dass Andere, dass die Seinigen lieben. Des Einen Haar ergraut in Ehren, er erreicht die Wertschätzung seiner Erfahrungen und fühlt sich beglückt durch die Erinnerungen eines langen Lebens: während der Andere inmitten seiner Tätigkeit, ausgestattet mit den Schätzen des Studiums, des Wissens und der Arbeitsfähigkeit — gleich dem aus weiter Ferne mit reicher Ladung heimsegelnden Schiffe — plötzlich auf eine Sandbank gerät, indem sein Lebensfaden entzweireisst und der so schwer, so lange gesammelte, wertvolle Schatz seines Wissens und seiner Arbeitsfähigheit zugleich mit ihm für ewig verloren geht.

Schmerzlich erbebt mir das Herz im Leibe, so oft ich sehe, dass das Geschick ein tätiges Leben im besten Mannesalter knickt. Wie viel verliert, verliert oft in unersetzlicher Weise durch ein solches vorzeitig erloschenes

Leben eine Familie, wie viel verliert oft eine ganze Nation, ja selbst die Menschheit. Und ihrer wie Viele werden in solcher Weise aus der Reihe der Lebenden zu einer Zeit dahingerafft, wo ihr Körper noch arbeitsfähig, ihr Geist noch Schätze wert ist!

Schon seit Langem kann ich mich der Besorgniss nicht erwehren, dass das Schicksal in dieser Beziehung eben unserem Volke gegenüber stiefmütterlich ist; es missgönnt uns sein wertvollstes Geschenk: das hohe Lebensalter. Die Grafen Aurel und Emil Dessewffy, Baron Eötvös, Graf Melchior Lónyay starben verhältnissmässig noch jung, ja selbst Franz Deák ist frühzeitig aus unserer Mitte geschieden; unser grosser Széchenyi war aber noch jung, als sein Geist erlosch. Die vorzüglichsten unserer Dichter, Karl Kisfaludy, Vörösmarty, Arany, erreichten alle kein hohes Alter. Balassa, der gelehrte Arzt, der so Vielen das Leben gerettet, ward des seinigen im besten Mannesalter verlustig. Von unseren Künstlern ereilte Izsó, Huszár und viele Andere in ihrer Jugend der Tod.

Welch hohes Alter erreichten demgegenüber viele bekannte Staatsmänner, Dichter und Gelehrte des Auslandes! Palmerston, Redcliffe, Thiers, Beaconsfield, Buffon, Humboldt, Darwin, Auber, Goethe, Béranger, Victor Hugo!

Ist es nur etwas Zufälliges oder Scheinbares, dass so viele unserer hervorragenden Persönlichkeiten in verhältnissmässig noch jugendlichem Alter dahinscheiden? Oder ist dies bezüglich der Bevölkerung Ungarns ein Naturgesetz?

Dies wünschte ich vor Allem auf wissenschaftlicher Basis zu beleuchten.

Die schwierigste, bisher unentschiedene Frage besteht darin: ein wie hohes Alter der Mensch unter günstigen hygienischen Verhältnissen erreichen könne. Es waren bereits zahlreiche Forscher bemüht, die Frage über die Grenzen der Lebensdauer des Menschen aufzuklären, jedoch — um es nur gleich zu sagen — erfolglos.

Die Basis, von welcher ausgehend sie die Grenze der anzuhoffenden Lebensdauer ermitteln zu können glaubten, war eine überaus mangelhafte.

Die Schriftsteller der Alten schrieben hinsichtlich der Bemessung der Lebensdauer auch den Wundern Gottes eine Rolle zu und sprechen von fabelhaftem Alter. Das Alter Methusalem's steht in der Literatur des Altertums nicht vereinzelt da. Plinius und Valerius Maximus behaupten von dem Könige einer kleinen Insel, dass er ein Alter von 803 Jahren erreichte. Auch aus neuerer Zeit sind ähnliche Fabeln verzeichnet. Einer der verschmitzten Meister der Alchymisten, Artiphius, brachte seinen Zeitgenossen den Glauben bei, dass er mit Hilfe des Steines der Weisen schon 1029 Jahre alt geworden sei. Ja selbst im XVIII. Jahrhunderte gab es einen Gaukler, den berühmten Saint-Germain, welcher behauptete, dass er seit mehreren

hundert Jahren lebe, dass er mit Kaiser Karl V., ja selbst mit Jesu Christo gesprochen habe. Seine Zeitgenossen schenkten ihm Glauben, die höheren Kreise in Italien, Deutschland, Frankreich fetirten ihn, Könige, Hofdamen, Heerführer kauften seine Geheimmittel zu fabelhaften Preisen an.[1] Doch befassen wir uns nicht mit diesen Betrügern.

Die Naturforscher (Aristoteles, Buffon, Flourens) wollten die Dauer des menschlichen Lebens auf Grundlage der Entwicklung des Körpers feststellen. Sie wendeten ihre der Tierwelt entnommenen Beispiele auf den Menschen an. Ihrer Ansicht nach wären 90—100 Jahre die normale Grenze des Lebens der Menschen, was jedoch nicht ausschliesse, dass sie eventuell auch 200 Jahre, ja selbst noch mehr erreichen, so wie zum Beispiele der Elephant, welcher auch 200 Jahre lang lebt, während der Schwan, der Rabe 300, der Walfisch sogar 1000 Jahre erreicht. Lassen wir auch diese Combinationen, auch sie sind unverlässlich.

Bald schrieben wieder die Statistiker aus allen Weltteilen die Beispiele zusammen, welche die lange Lebensdauer einzelner Menschen bezeugen, um hieraus Schlüsse auf die Lebensdauer zu ziehen. Diese Daten sind sehr interessant und hätten auch Beweiskraft, wenn sie auf Tatsachen, nicht aber — wie dies meistens der Fall ist — auf Fabeln beruhen würden. Ist etwa der ungarische Erzbischof Spodisvode, welcher 185 Jahre alt geworden sein soll, keine der Fabel entnommene Gestalt? (Foissac.) Zählt hiezu nicht auch Johann Rovin aus Temesvár, welcher im Jahre 1874 im angeblichen Alter von 185 Jahren gestorben sein soll, während dessen Gattin angeblich ein Alter von 162 Jahren erreichte?[2]

Verwerfen wir jedoch diese Daten nicht gänzlich. Auch die neuesten und verlässlichsten Daten legen Zeugniss von dem hohen Alter mancher Personen ab. So sind zum Beispiele im Berichte des englischen Registrar General in den Jahren 1867 bis 1881 1151 Personen (301 Männer und 850 Frauen) als solche ausgewiesen, welche bei ihrem Ableben über 100 Jahre alt waren; und erreichte unter diesen ein Mann das Alter von 113, eine Frau aber von 114 Jahren. (Rep. of the Reg. Gen. of Births, Deathes and Marriages in England. London, 1868—1881.)

Foissac, ein vorzüglicher und geistreicher französischer Schriftsteller, hat aus den biographischen Literatur das Alter zahlreicher berühmter Männer zusammengestellt[3] und auf diese Weise Studien über das Lebensalter gemacht, dessen Erreichung der Mensch erwarten darf. Nach seinen interessanten Daten haben die 34 Philosophen des Altertums ein durchschnittliches Alter von 84 Jahren 5 Monaten erreicht (unter diesen Gorgias

[1] Vgl. Foissac, La longévité humaine, etc. Paris, 1873. p. 360.

[2] «Neue Freie Presse», 1876. Nr. 5. 4158.

[3] Siehe oben.

aus Leontium 109, Theophrastes 107 Jahre); während 34 berühmte Philosophen der Neuzeit im Durchschnitte nur 67 Jahre 2 Monate erlebten, daher um 14 1/4 Jahre weniger.

Die alten Philosophen liessen sich die physische und moralische Entwicklung des Körpers angelegen sein; und nicht nur, dass sie weise sprachen, sondern sie lebten auch weise.

Laut der Zusammenstellung Foissac's haben die geschichtlich bekannten 114 berühmtesten Aerzte ein mittleres Alter von 68 Jahren erreicht; 73 Dichter, die er gleichfalls aus der Geschichte der gesammten Menschheit auswählte, erreichten ein Lebensalter von 62 1/3 Jahren, 50 Compositeure ein solches von 63 1/4 Jahren u. s. w.

Es braucht wohl kaum bewiesen zu werden, dass diese Daten, so interessant dieselben auch seien, doch die Frage nicht zu beantworten vermögen: welches Alter in der Jetztzeit die Menschen verschiedener Beschäftigung bei den verschiedenen Nationen erreichen?

Einen verlässlicheren Weg haben Casper und nach ihm andere Statistiker eingeschlagen.[8]

[1] Die hierauf bezüglichen literarischen Quellen sind folgende:

J. L. Casper, Die wahrscheinliche Lebensdauer. Berlin, 1835.

Fr. Österlen, Handb. d. med. Statistik, Tübingen, 1874.

H. Westergaard, die Lehre von d. Mortal. u. Morbil. Jena, 1882.

W. C. de Neufville, Lebensdauer und Todesursachen 22 verschiedener Stände und Gewerbe, u. s. w. Frankf. a. M. 1855.

Escherich, Hyg. stat. Studien über d. Lebensdauser in verschiedenen Ständen, u. s. w. Würzburg, 1854.

Grossmann Untersuch. über Mort. verh. im ärtzl. Stande; Tübingen, 1865.

H. A. Bergmann, Die Sterblichkeitsverhält. d. Stadt Magdeburg. Leipzig, 1858.

I. Meyer, Versuch. e. med Top. u. Stat. von Dresden. Leipzig, 1840.

H. Lübstorff, Beiträge zur Kenntniss des öffentl. Gesundheitsstandes der Stadt Lübeck. Lübeck, 1862.

Sachs, Statist. Mitth. über d. Civilstand d. St. Halberstadt im Jahre 1874.

Joh. Conrad, Beiträge zur Untersuchung d. Einflusses von Lebensstellung und Beruf auf die Mortalitätsverhältnisse. Jena, 1877.

H. C. Lombard, De l'influence des professions sur la durée de la vie. Mémoires de la Soc. de phys. et d'hist. Nat. de Genève. T. VII.

Benoiston de Châteauneuf, Annales d'hygiène publ. 1830.

Marc d'Espine, Essai analyt. et crit. de Stat. mortuaire, etc. Paris 1858.

Noirot, Etudes statistiques, Dijon, 1852.

Potiquet, La vie moyenne des académiciens; Journ. de la Soc. de Stat. 1873.

A. de Candolle, Historie des sciences et des savants. Genève-Bâle 1885.

C. Tackrah, The effect oft Arts, Trade and Profession on Health and Longevity. London, 1832.

R. R. Madden, The infirmities of Genius, etc. London, 1833.

Guy, On the duration of Life in several Professions. Journ. of the Stat. Soc. 1845—6.

Ratcliffe, Observations on the rate of Mortality etc. Manchester 1850.

Sie sammelten Daten über das Alter zahlreicher Personen verschiedenen Standes und verschiedener Beschäftigung zur Zeit ihres Todes, und hieraus berechneten sie, ein wie hohes mittleres Alter Personen desselben Standes und derselben Beschäftigung erreichen.

Dieselbe Methode beobachtet Körösi in seinem neuesten Werke über die Sterblichkeitsverhältnisse der Hauptstadt Budapest.[1]

Ich kenne sehr wohl die Mängel dieser Methode, gleichwie dieselben auch allen jenen Statistikern bekannt waren, die bei ihren Erhebungen diese Methode zur Anwendung brachten. Bei gehöriger Vorsicht können jedoch viele Fehler vermieden werden, und zu dem Zwecke, welchen ich bei meinen hygienischen Studien im Auge habe, ist diese Methode die einzig anwendbare; ich bediente mich daher gleichfalls dieser Methode.

Ich stellte mir zur Aufgabe, zu erheben: ein wie hohes Alter unsere Schriftsteller, Künstler, Professoren, Gelehrten, Politiker, Richter, Aerzte, sowie auch unsere Grundbesitzer, Aristokraten, unsere Damen, mit einem Worte die Elite der Gesellschaft, erreiche, und wie alt die Personen gleichen Standes und gleicher Beschäftigung anderwärts, z. B. in England, Oesterreich, Deutschland werden — damit ich auf diese Weise das erreichte Lebensalter unserer Männer und Frauen mit jenem anderer Nationen vergleichen und auf dieser Grundlage ermitteln könne: ob es blos etwas Zufälliges und Scheinbares ist, dass so viele unserer hervorragenden Persönlichkeiten frühzeitig sterben oder ob dies ein unsere Sünden strafendes Naturgesetz sei.

Zum Zwecke meiner Untersuchung sammelte und berechnete ich die Daten über die Lebensdauer von etwa 15,000 innerhalb der letzten 10 bis 15 Jahre in Ungarn, Oesterreich, Deutschland, Frankreich und England gestorbenen Männern und Frauen der gedachten Stände und Beschäftigungen.

Für Ungarn konnte ich diese Daten eben nur den Mitteilungen der Tagespresse entnehmen. Ich fand aber auch hierin wider Erwarten ein sehr reichhaltiges Materiale. Die «Vasárnapi Ujság» registrirt schon seit Jahren mit besonderer Sorgfalt alle Jene, die in der ungarischen Gesell-

A. G. Finlaison, Friendly Societies, etc. 1853.

F. P. G. Neison, Contributions to vital statistics, London, 1857 (3 Édit.)

Bayley-Day, On the rate of Mortal. amongst the Fam. of the British Peerage. Journ of the Stat. Soc. London, 1863.

Hodgson, Observ. in Ref. to Durat. of Life amongst the Clergy of England, etc. London, 1865.

Ansell, Stat. of Families in the Upper and Profess. Classes, London 1874.

Supplement to 35-th. ann. Rep. of the Reg. Gen. London, 1875.

[1] Budapest főváros halandósága az 1876—1881-ik években és annak okai. Budapest, 1885.

schaft eine Stelle einnehmen und vom Tode uns entrissen werden. Aus den Spalten dieses Blattes konnte ich in den letzten 15 Jahren die zum Vergleiche sehr gut benützbaren Daten über mehr als 5000 Verstorbene entnehmen.

Offenbar sind unter den Verzeichneten nicht sämmtliche verstorbene Personen der betreffenden Classe, nicht sämmtliche Aerzte, Gelehrte, Professoren u. s. w. enthalten. In das Verzeichniss des Blattes gelangen zumeist nur diejenigen, die sich im Kreise des Publicums einen gewissen Namen erwarben, und eine solche Reputation wächst unzweifelhaft mit dem Alter, ist gewissermassen ein Corollar desselben. Man kann daher schon im Vorhinein annehmen, dass sich das Alter der in meinen Verzeichnissen enthaltenen Personen um etwas *höher* herausstellt, als wenn *sämmtliche* Verstorbene der betreffenden Classen hätten in Anschlag gebracht werden können.

Meine Daten gestatteten keinen Vergleich mit den in der vorhandenen Literatur vorkommenden Zahlen. In der Literatur wurden nämlich bei den statistischen Studien einesteils zumeist nur die Berühmteren, die Alten in Rechnung gebracht (z. B. Casper, Guy); das Alter der darin verzeichneten Männer stellt sich daher noch höher heraus, als das nach meinen Daten berechnete; Andere hingegen haben fast sämmtliche Verstorbene gewisser Classen einbezogen (Escherich, Hodgson, Beyley-Day), was wohl die richtigere Methode ist, jedoch bei uns nicht nachgeahmt werden kann; es gestatten daher auch diese Daten keinen Vergleich mit den meinigen. Wieder Andere brachten blos unter gewissen speciellen Verhältnissen befindliche Personen (z. B. bei Versicherungsgesellschaften Versicherte) in Anschlag, weshalb deren Daten zu allgemeinen Schlussfolgerungen nicht geeignet sind und mit denjenigen Daten nicht verglichen werden können, welche ich über Ungarn zu sammeln vermochte.

Ich selbst musste mir daher auch die das Ausland betreffenden Daten beschaffen, und zwar möglichst auf derselben Basis wie die einheimischen, um vergleichbare Ziffern zu erhalten. Glücklicherweise veröffentlicht die auswärtige Presse die Namensverzeichnisse der Verstorbenen mit gleichem Eifer wie die «Vasárnapi Ujság», namentlich die Leipziger «Illustrirte Zeitung» und die Londoner «Illustrated News». Nach meiner Erfahrung veröffentlichen diese Blätter die Namen der Verstorbenen auf der gleichen Basis wie unsere Presse, nur sind jene Länder grösser und mehr bevölkert, weshalb sie natürlich viel mehr Todte zu verzeichnen haben als unsere Blätter. Wenn ich trotzdem aus jenen Ländern zusammengenommen nur gegen 10,000 Verstorbene verzeichnen konnte und nicht mehr, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, dass in den deutschen und englischen Blättern das Alter der Verstorbenen sehr oft nicht so pünktlich angegeben ist wie in der diesbezüglich viel sorgfältiger redigirten «Vasárnapi Ujság».

Es kann dessenungeachtet nicht bezweifelt werden, dass das unten ausgewiesene höhere oder niedrigere Alter der einen oder der anderen Classe und Beschäftigung zum Teile auch davon abhängt, in welcher Anzahl von den Blättern die in die betreffende Classe gehörenden Verstorbenen verzeichnet wurden. So registrirt man bei uns die verstorbenen Kaufleute, Techniker u. s. w. — wie es scheint — mit grosser Sorgfalt und Teilnahme, wohingegen in den auswärtigen Blättern die Sterbefälle von verhältnissmässig wenigen und eben nur von sehr betagten und bekannteren Kaufleuten, Technikern u. s. w. erwähnt werden. In Folge dessen ergibt sich selbstverständlich bei den ungarischen Kaufleuten und Technikern ein geringeres Mittelalter als bei den ausländischen.

Bei Vergleichung der Todten verschiedener Stände und Beschäftigungen können daraus Irrtümer entspringen, dass in die eine dieser Classen die Menschen in jüngerem Alter treten als in die andere, dass somit unter jenen sich auch jüngere Todte befinden können als unter dieser. Gegen diesen störenden Umstand trachtete ich meine Daten dadurch zu schützen, dass ich bei allen Ständen und Beschäftigungen die Personen unter 25 Jahren ganz ausser Berechnung liess.

Indem ich nun, auf die Quellen der Irrtümer hinweisend, noch die Bemerkung vorausschicke, dass die hier folgenden Berechnungen der Lebensdauer, vermöge der Natur der zur Verfügung stehenden Daten, nicht als absolute, sondern nur annähernde Werte betrachtet werden dürfen, übergehe ich zum Studium des mittleren Alters der zusammengeschriebenen Verstorbenen. Nach diesen massenhaften, aus neuester Zeit stammenden Daten betrug das mittlere Alter, welches die den besseren Gesellschaftsschichten angehörenden Männer erreichten,

in Ungarn	(nach 4487 Personen gerechnet) ...	59·3
« Oesterreich	(« 1145 « «)	65·1
« Deutschland	(« 3015 « «) ...	68·1
« England	(« 3274 « «)	70·6 Jahre.

Diese Daten sind befremdend. Die Personen desselben Standes und derselben Beschäftigung leben in England um 11⅓, in Deutschland um etwa 9 und in Oesterreich um etwa 5·8 Jahre länger als in Ungarn.

Und diese Zahlen haben auch noch eine grössere Bedeutung, als diejenige ist, die in dem Verhältnisse zutage tritt, in welchem die 59 Jahre und die 70·6 Jahre zu einander stehen. Im Leben des Menschen sind nämlich die ersten 25 Jahre die Zeit des Kraft-, des Stoffsammelns — darüber hinaus beginnt der Lebensabschnitt der nützlichen Arbeit. Demnach erleben die Männer hervorragenderer Stellung in der ungarischen Gesellschaft blos 34 Arbeitsjahre, während dieselben in England 45, in Deutschland 43 und in Oesterreich 40 solcher Jahre erleben. Das tätige Leben ist demnach in

Ungarn um ein Drittel kürzer als in England, um ein Viertel kürzer als in Deutschland.

Sehr lehrreich ist auch die folgende Zusammenstellung: unter sämmtlichen verzeichneten gestorbenen Männern befanden sich im Alter von über

	60	70	80 Jahren
in Ungarn	55·5%	32·0%	10·7%
« England	79·7 «	61·0 «	30·0 «
« Deutschland	76·0 «	51·8 «	17·6 «

Das heisst: in England überschritt das Alter von 80 Jahren nahezu $^1/_3$, in Ungarn aber blos $^1/_{10}$ der Verzeichneten.

Noch verlässlicher ist aus statistischem Gesichtspunkte die folgende Zusammenstellung:

Von den in einem Alter von über 60 Jahren Dahingeschiedenen hatten ein Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	43·0%	38·0%	19·0%
« England	23·4 «	38·3 «	38·3 «
« Deutschland	32·5 «	44·4 «	23·1 «

Bei dieser Berechnung wird der Einwurf vermieden, dass die Presse bei uns auch die Jüngeren für bedeutende Männer hält und registrirt, in England und Deutschland aber nur die in ansehnlicher Stellung Befindlichen. Wenn man daher auch nur die über 60jährigen in Anschlag bringt, so stellt sich gleichfalls heraus, dass bei uns der überwiegende Theil derjenigen, welche dieses Alter überschritten haben, schon zwischen 60—70 Jahren stirbt, während in England die Meisten auch das 80. Jahr erreichen.

Dem aufmerksamen Statistiker fällt es auf, dass in England die Zahl der zwischen 70—80 Jahren Sterbenden eine grössere ist als der zwischen 60—70 Sterbenden. Dies ist zwar sehr auffällig, aber leicht erklärlich: an 60—70jährigen ist nämlich die lebende Bevölkerung zahlreicher wie an 70—80jährigen, doch ist unter den Ersteren die Mortalität eine geringere; an 70—80jährigen ist zwar die Zahl der lebenden Bevölkerung eine geringere (eine um so viele Personen geringere, als im Alter von 60—70 Jahren gestorben sind), die Sterblichkeit ist aber da schon eine beträchtlich grössere, und ergeben sich daher auch aus der geringeren Bevölkerungszahl mehr Sterbefälle.

Bei Durchblätterung der Jahresberichte des Registrar General beobachtet man auch dort die auffällige Erscheinung, dass zum Beispiele — eben in gesunden Gegenden — von den im 65.—75. Jahre Stehenden mehr sterben als von den 55—65 Jahre alten, und von diesen Letzteren mehr als von den im Alter von 45—55 Stehenden.

Es ist daher kein Spiel des Zufalls und nichts Unvermutetes, sondern

Wirklichkeit, dass in Ungarn die Lebensdauer der höheren und bürgerlichen Stände kürzer ist, als z. B. in Deutschland und besonders in England.

Wer vermöchte den Verlust in Zahlen auszudrücken, welcher der Nation daraus erwächst, dass die besten Männer unserer Gesellschaft so früh sterben? Und wer vermöchte den Geldwert zu berechnen, welchen es hätte, wenn wir im Stande wären, das Leben eines Jeden in jenen Classen der Gesellschaft, so wie in Deutschland und England, um 9 oder 11½ Jahre, um jene Jahre des Wissens, der Erfahrung und des reifen Urteils zu verlängern?

Es könnte Jemand einwenden, dass im hohen Alter die geistige Fähigkeit abnimmt, und dass sonach das sehr späte Alter mit keinem materiellen Nutzen für die Gesellschaft verknüpft ist. Dies steht jedoch nicht. Ein Körper, welcher kräftig genug ist, ein hohes Alter zu erleben, birgt gewöhnlich auch eine gesunde Seele. Zahlreiche Gelehrte und Staatsmänner bewährten sich auch noch im höchsten Alter als geistig ebenso befähigt wie die Jüngeren — von den viel grösseren Lebenserfahrungen ganz abgesehen. Einschlägige lehrreiche Daten können aus dem obberufenen Werke Foissac's entnommen werden.

Und kann man denn das Leben verlängern?

Eine kühne Frage. Eine Frage, deren Lösung die Weisen und Hygienisten des Altertums, die Magier, Chaldäer, die Alchymisten des Mittelalters sich so oft zur Aufgabe stellten!

Um antworten zu können, wollen wir den Weg der Induction betreten. Untersuchen wir: aus was für Factoren das kurze Leben sich in den Classen der ungarischen Gesellschaft, und aus was für Factoren das lange Leben bei den Engländern und Deutschen sich bildet.

Ich teilte die zusammengeschriebenen Verstorbenen Ungarns, Deutschlands und Englands, sowie auch Frankreichs und Oesterreichs nach Stand und Beschäftigung in Gruppen und untersuchte die Altersverhältnisse der einzelnen Gruppen. Ich muss hier erneuert darauf aufmerksam machen, dass, obgleich ich bestrebt war, die Quellen von Unrichtigkeiten aus diesen Berechnungen möglichst zu eliminiren, die gefundenen Werte doch nicht als absolut pünktlich erscheinen. Es sind dies blos annähernde, jedoch zum Studium und zur Vergleichung geeignete Daten.

Ich übergehe nun zu den Vergleichungen und beginne — in diesen der Wissenschaft geweihten erhabenen Hallen — mit den *Gelehrten*. In diese Rubrik reihte ich diejenigen, deren Lebensberuf ernstes Studium und Reflexion ist, namentlich also die Professoren.

Der Lebenslauf der Gelehrten ist uns Allen bekannt. Wir wissen, wie die Jugend der meisten von ihnen verläuft, wie sich ihre weitere Lebenstätigkeit gestaltet und wie ihr Geist ausgebeutet wird. Und wie verhält es sich mit der Dauerhaftigkeit ihres Lebens? Werfen wir vorerst einen orien-

tirenden Blick auf die Lebensdauer der Gelehrten. Wem fiele es nicht gleich in die Augen, welch besonders hohes Alter viele hervorragende Männer der Wissenschaft erreichten. Humboldt ward 90, J. D. Cassini 98 Jahre alt, Herschel, der berühmte Astronom, nähert sich seinem 100. Jahre, desgleichen auch der geniale Chemiker Chevreuil. Offenbar steht die Verstandes-, die Geistesarbeit an und für sich dem Alter nicht im Wege.

Das mittlere Alter der verstorbenen ungarischen Gelehrten und Professoren betrug 51·8 Jahre, das der englischen 67·9, das der deutschen 68·3, das der französischen 71·1, das der österreichischen dagegen 63·5; das heisst, länger leben in dieser Gruppe als die Ungarn: die Oesterreicher um 11·7, die Engländer um 16·1, die Deutschen um 16·5, endlich die Franzosen um 19·3 Jahre. Der ungarische Gelehrte und Professor zählt 26·8, der französische 46·1, also nahezu doppelt so viele Arbeitsjahre. Das Alter der Buffon's, Dumas', Chevreuil's in Frankreich ist daher kein zufälliges.

Von den zusammengeschriebenen Gelehrten und Professoren überschritten das 60. Jahr:

	Summe der Zusammengeschriebenen	über 60 Jahre	über 60 Jahre %
in Ungarn	335	122	36
» Oesterreich	162	102	63
» Deutsehland	687	527	76·7
» Frankreich	137	119	87
» England	138	104	75·3

Von Jenen, die das 60. Jahr überschritten haben, entfallen auf einzelne Altersgruppen:

	Zusammen über 60 Jahre alt	60—70	70—80	über 80 Jahre alt
in Ungarn ...	122	40·1 %	43.6 %	16·3 %
» Oesterreich	102	44·6 »	35·9 »	19·5 »
» Deutschland	527	27·7 »	50·2 »	22·1 »
» Frankreich	119	26·9 »	45·4 »	27·7 »
» England	104	26·0 »	53·0 »	21·0 »

Es ist hieraus ersichtlich, das die ungarischen Gelehrten und Professoren auch im Alter von über 60 Jahren den Ausländern gegenüber sich im Nachteile befinden: die wenigsten überleben das 80. Jahr.

Geistiger Arbeit obliegen auch die *Schriftsteller und Künstler;* ich brauche aber kaum zu sagen, dass der Charakter ihrer Arbeit ein ganz anderer ist, als der der Arbeit des Gelehrten und Professors. Ihre Arbeit ist weniger ermüdend und erschöpfend, sie ist mehr anregend und belebend. Das Durchschnittsalter unserer Schriftsteller und Künstler war 54·4, das der österreichischen 61·9 (um 7·5 Jahre mehr), das der deutschen 64·1 (+ 9·7), das der französischen 66·1 (+ 11·7), das der englischen 69·6 (+ 15·2).

Von den in das Verzeichniss Aufgenommenen starben in einem Alter von über 60 Jahren:

	Summe der Zusammengeschriebenen	über 60 J. alt	über 60 J. alt %
in Ungarn...	116	43	37
« Oesterreich ...	223	129	58
« Frankreich	245	174	71
« Deutschland ...	681	456	67
« England	146	125	86

Das ungünstigste Verhältniss zeigt sich abermals in Ungarn. Am nächsten zu uns steht Oesterreich, dann folgt Deutschland und Frankreich; am meisten übertrifft uns aber England.

Unter den im Alter von über 60 Jahren Stehenden waren (auf Ungarn wegen der geringen Zahl der Personen nicht reflectirend) im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Oesterreich	46·5%	37·3%	16·2%
« Deutschland	43·4 «	39·3 «	17·3 «
« Frankreich	42·5 «	32·2 «	25·1 «
« England	32·0 «	38·4 «	29·6 «

Das Durchschnittsalter der *Aerzte* war in Ungarn 55·0, in Oesterreich 62·5 Jahre. Aus Deutschland, England und Frankreich stehen mir nur sehr wenige Zahlen zur Verfügung, weshalb ich dieselben nicht in Betracht ziehen kann.

Unter sämmtlichen Zusammengeschriebenen waren im Alter von über 60 Jahren:

	Summe der Zusammengeschriebenen	über 60 J. alt	über 60 J. alt %
in Ungarn	248	145	58
« Oesterreich ...	185	112	65

Unter den im Alter von über 60 Jahren Stehenden waren im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	48·4	40·0	11·6
« Oesterreich ...	48·0	32·2	19·8

Unsere Aerzte erreichen daher nur ein geringes Alter und bleiben in dieser Beziehung hinter den österreichischen Aerzten bedeutend zurück.

Das mittlere Alter der *Advocaten* beträgt in Ungarn 56·4, in England 72·3 Jahre.

Das mittlere Alter der *Richter* belief sich in Ungarn auf 60·9, in Deutschland auf 70·5 (+ 9·6), in England auf 72·8 (+ 11·9) Jahre.

Von allen verzeichneten Richtern waren über 60 Jahre alt:

	Summe der Zusammengeschriebenen	über 60 J. alt	über 60 J. in %
in Ungarn	202	114	56
« Deutschland ...	108	93	86
« England	154	135	87

Unter den über 60 Jahre alten Richtern stunden im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	59·9%	38·6%	10·5%
« Deutschland ...	30·1 «	48·4 «	21·5 «
« England	17·9 «	49 9 «	32·2 «

Das Durchschnittsalter der *öffentlichen Beamten* (Staats- und Municipalbeamten) betrug in Ungarn 58·4, in Deutschland 68·3, in England 73·5 Jahre.

Von den über 60 Jahre alten öffentlichen Beamten hatten ein Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	44·7%	36·6%	18·7%
« Deutschland ...	29·1 «	51·2 «	19·8 «
« England ...	19·9 «	38·1 «	42·0 «

Die öffentlichen Beamten erfreuen sich schon eines dauerhafteren Lebens als die Gelehrten und Professoren; besonders jene derselben, die das 60. Lebensjahr überschreiten, erreichen auch das 80. Jahr leichter als sämmtliche bisher erwähnten Classen. — Offenbar steht dies mit der gesicherten Existenz der Beamten höheren Alters in engem Zusammenhange.

Die Staatsmänner. In diese Gruppe vereinigte ich alle Jene, die auf politischem Gebiete als höhere Staatsbeamte oder als Abgeordnete eine Rolle spielten. Ihr Durchschnittsalter betrug in Ungarn 64·3, in Oesterreich 66 (+ 1·7), in Deutschland 69·0 (+ 4·7), in Frankreich 69·5 (+ 5·2) und in England 71·1 (+ 6·8) Jahre. Es macht sich hier eine beträchtliche Steigerung der Ziffer Ungarns bemerkbar; dieselbe beginnt sich jener Oesterreichs, ja selbst Deutschlands zu nähern.

Von allen Zusammengeschriebenen waren über 60 Jahre alt:

	Summe der Zusammengeschriebenen	über 60 Jahr alt	über 60 Jahr alt %
in Ungarn	254	175	69
« Oesterreich ...	102	69	67
« Deutschland... ...	380	306	80
« Frankreich ...	180	150	83
« England	234	185	79

Von den über 60 Jahre alten Staatsmännern befanden sich im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	43·5%	37.7%	18·8%
« Deutschland	34·9 «	46·5 «	18.6 «
« Frankreich	37·3 «	38·0 «	24·7 «
« England	22·2 «	41·6 «	36·2 «

Das Durchschnittsalter der *Aristokraten und Grundbesitzer* war in Ungarn 63·1, in Oesterreich 68·3 (+ 5·2), in Deutschland 69·0 (+ 6·9), in England 69·4 (+ 7·3) Jahre.

Von sämmtlichen Verzeichneten waren über 60 Jahre alt:

	Summe der Verzeichneten	über 60 J. alt	über 60 J. alt %
in Ungarn	426	260	61
« Oesterreich ...	123	100	81
« Deutschland... ...	270	217	80
« England	836	644	71

Unter den über 60 Jahre Alten befanden sich im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
in Ungarn	39·2%	42.3%	18.5%
« Oesterreich ...	43·0 «	35·0 «	20·0 «
« Deutschland ...	30·4 «	44·2 «	25·4 «
« England ...	24·4 «	37·8 «	37·8 «

Auch da stehen wieder die Oesterreicher uns zunächst, und am meisten übertreffen uns die Engländer; aber auch hier zeigt es sich, dass der Unterschied zwischen uns und den Angehörigen verschiedener Nationen abermals geringer ist.

Männer der Kirche. Das mittlere Alter der kathol. Kirchenmänner betrug bei uns 67·2 Jahre, jenes der Kirchenmänner anderer christlicher Confessionen aber 65·0. Das mittlere Alter der Männer der Staatskirche in England bezifferte sich mit 74·3 Jahren, war daher nur um 6·6 Jahre höher als jenes der ungarischen katholischen Kirchenmänner und um 9·3 Jahre höher als jenes der Kirchenmänner anderer Confessionen Ungarns.

Deutsche, österreichische und französische Kirchenmänner waren nur in geringer Zahl vorgemerkt, so dass sie kein genügendes Substrat zu statistischen Vergleichungen bieten.

Von sämmtlichen zusammengeschriebenen Kirchenmännern waren über 60 Jahre alt:

	Summe der Verzeichneten	über 60 J. alt	über 60 J. alt %
in Ungarn, Kath.	443	331	74
« « anderer christl. Conf.	239	172	72
« England (Anglikanischer Religion)	510	449	88

Unter den über 60 Jahre alten Männern der Kirche befanden sich im Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahre
in Ungarn Kath.	34·1%	35·7%	30·1%
» » (anderer christl. Conf.)	44·2 »	37·8 »	18·0 »
» England	16·2 »	38·8 »	45·4 »

Von unseren Kirchenmännern übertreffen die Katholiken die anderen Confessionen in Bezug auf das Alter ganz beträchtlich, und nähern sich dieselben sehr jener Nation, welche die günstigsten Altersverhältnisse aufweist, nämlich der englischen. In Betreff des erreichten hohen Alters (von über 80 Jahren) übertreffen die katholischen Kirchenmänner um ein Bedeutendes die Angehörigen aller anderen Stände Ungarns.

Ich wil nur noch des mittleren Alters der *Militäristen* gedenken. Die Zahl der verzeichneten Militäristen ist eine so geringe, dass eine detaillirtere Vergleichung untunlich erscheint. Das Durchschnittsalter war bei den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Armee (128 Verstorbene) 70·2, bei den Engländern (890 Verstorbene) 69·5, bei den Franzosen (108) 73·0, und endlich bei den Deutschen (258) 73·7 Jahre.

Beim Militär erreichen die Angehörigen der verschiedenen Länder so ziemlich ein gleich hohes Alter, was offenbar eine Folge des Umstandes ist, dass die Lebensweise der Soldaten im Allgemeinen eine gleiche, in sanitärer Beziehung vorteilhafte ist. Die niedrige Ziffer, welche sich bei den Engländern herausstellt, erklärt sich teils dadurch, dass sie den grössten Teil ihrer activen Dienstzeit unter dem schädlichsten Klima zubringen; und dass anderseits die englischen Blätter das Ableben fast jeden Officiers auch niederen Ranges pünktlich und mit Vorliebe registriren.

Die schädliche Wirkung des Klimas beweist der Umstand, dass jene Officiere, die sich in Folge ihres höheren Alters aus den Linien gewöhnlich zurückziehen, im Durchschnitt ein überaus hohes Alter erreichen. So standen von den 669 englischen Soldaten, welche das 60. Jahr überschritten hatten, im Alter von

60—70	70—80	über 80 Jahre
26·6%	32·8%	40·6%

Hiemit hätte ich die Zusammenstellung jener Stände und Beschäftigungen, welche den beträchtlichsten Teil der Gesellschaft umfassen, beendet. Ueber Männer von anderer Beschäftigung konnte ich überhaupt nur wenige Daten sammeln, so dass ich dieselben einer eindringlicheren Vergleichung nicht zu unterziehen vermag. Ich kann trotzdem selbst diese fragmentarischen Daten nicht unerwähnt lassen, weil sie auch bei ihrer Lückenhaftigkeit lehrreich sind. So fand ich zum Beispiele in Ungarn während der letzten 14 Jahre das Alter von 159 verstorbenen Technikern registrirt. Das Durchschnittsalter derselben bezifferte sich auf 52·1 Jahre, war daher fast

das niedrigste unter allen bisher besprochenen Beschäftigungen. Von diesen Technikern überschritten das 60. Jahr blos 65, und unter diesen erreichten ein Alter von 60—70 Jahren 60%, von 70—80 Jahren 30·8%, und von über 80 Jahren blos 9·2%! Die gleichfalls nur in geringer Zahl registrirten deutschen und österreichischen Techniker waren unter ihren Compatrioten gleichfalls von geringster Lebensdauer. — Ein etwas höheres Durchschnittsalter erreichten bei uns die *Schauspieler* (54·3), ihre Zahl (47) ist aber zu gering, um eindringlichere Vergleiche anstellen zu können. Das mittlere Alter der deutschen Schauspieler (60 Personen) beträgt 66·3 Jahre. — Ein beträchtlich höheres Durchschnittsalter stellt sich bei den *Kaufleuten* heraus. Das mittlere Alter von 214 ungarländischen Kaufleuten betrug 58·1, dasjenige von 158 deutschen Kaufleuten aber 68·5 Jahre. Englische und französische Techniker und Handelsleute waren nur in geringer Zahl registrirt, weshalb ich von der Berechnung ihres mittleren Alters absah.

Bevor ich zur Würdigung der dargelegten Daten übergehe, möchte ich noch des Durchschnittsalters gedenken, welches in den zum Gegenstande des Studiums gemachten Ländern die *Frauen* erreichten.

Ich teilte die in Ungarn zusammengeschriebenen über 25 Jahre alten Frauen in zwei Gruppen: nämlich in die Gattinen von Aristokraten und Grundbesitzern, und in die Gattinen anderer Stände (Professoren, Aerzte, Advocaten, Richter, Beamten u. s. w.). Die in England, Deutschland und Oesterreich gesammelten Daten beziehen sich zumeist auf die Gattinen von Aristokraten, ich habe daher das Alter der ungarischen Frauen ersterer Gruppe mit dem Alter der Frauen anderer Länder zu vergleichen.

Das mittlere Alter der ungarischen Frauen hohen Ranges (136 Personen) stellt sich auf 63·7, das der österreichischen (die Daten erstrecken sich blos auf 32 Personen) auf 62·6 (— 1·1 Jahr), das der deutschen (110 Personen) auf 68·5 (+ 4·8) und das der englischen (461 Personen) auf 73·1 Jahre. Das Altersverhältniss der ungarischen Frauen hohen Ranges ist hienach den ausländischen Frauen gegenüber genug günstig.

Im Gegensatze hiezu ist das Leben der nicht zu den hohen Ständen gehörenden ungarischen Frauen von sehr kurzer Dauer. Das mittlere Alter beträgt bei diesen (laut des Alters von 707 verzeichneten Frauen) blos 51·6 Jahre, daher um 21·5 Jahre weniger als bei den englischen Frauen.

Ein Alter von über 60 Jahren erreichten aus der Reihe der zusammengeschriebenen Frauen: bei den ungarischen Aristokratinen 66%, bei den englischen Frauen 69%, bei den übrigen ungarischen Frauen hingegen blos 40%. — Unter den Frauen, welche das 60. Jahr überschritten hatten, erreichten ein Alter von

	60—70	70—80	über 80 Jahren
Ungarische Aristokratinnen	30·0%	44·4%	25·6%
Andere ungarische Frauen	44·8 «	37·1 «	18·1 «
Englische Frauen	17·7 «	34·5 «	47·8 «

Die englischen Frauen übertreffen, was die Zähigkeit des Lebens anbelangt, alle früher besprochenen Classen der Männer; es illustrirt dies zur Genüge der Umstand, dass von den 461 englischen Frauen 7 das hundertste Jahr überschritten! Der Unterschied zwischen den englischen und den ungarischen (nicht zu den Aristokratinen gehörenden) Frauen ist wahrlich ein über die Massen grosser.

Noch auffälliger und bedauerlicher erscheint dieses Verhältniss, wenn man vernimmt, dass unter den nicht der Aristokratie angehörenden Frauen, ausser den erwähnten 707, noch 89 Frauen eingetragen waren, die vor dem 25. Lebensjahre starben (= 12·5%), während ausser den 136 Aristokratinen, welche das 25. Lebensjahr überschritten haben, nur noch 4 (= 2·9%) verzeichnet waren, die das 25. Jahr nicht erreichten.

Obgleich meine Daten unzulänglich sind, so erwähne ich im Hinblicke auf ihre Auffälligkeit doch noch, dass das Durchschnittsalter unserer im Laufe der letzten 14 Jahre verstorbenen und in den Blättern erwähnten *Schriftstellerinen* (23 Personen, die unter 25 Jahren stehenden nicht gerechnet) blos 48·5 Jahre betrug, während sich das der englischen Schriftstellerinen (15 Personen) auf 73·9, das der deutschen (40 Personen) aber auf 68·1 Jahre belief. Bei den ungarischen Schriftstellerinen befinden sich ferner, neben den über 25 Jahre alten 23 Schriftstellerinen, auch 11 unter 25 Jahren verstorbene (47·8%). Ja das Durchschnittsalter unserer registrirten (39) Schauspielerinen war blos 45·7 Jahre, das der übrigen, gleichfalls sehr wenigen (28) deutschen Schauspielerinen 64·2, das der österreichischen (16 Personen) aber 67·2 Jahre.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass diese äusserst niedrigen Zahlenverhältnisse bei den ungarischen Frauen, wenigstens in gewissem Masse, vielleicht auch dadurch hervorgerufen wurden, weil — wie schon oben bemerkt — unsere Blätter die Sterbefälle von Frauen, namentlich aber von jung verstorbenen, mit besonderer Sorgfalt verzeichnen. Jenes wirklich erschreckende Verhältniss findet daher zum Teile in der Ritterlichkeit unserer Blätter und deren Berichterstatter seine Erklärung. Es ist trotzdem unzweifelhaft, dass auch abgesehen hievon das Leben der ungarischen Frauen im Vergleiche zu dem der ungarischen Männer und der ungarischen Aristokratinen, sowie insbesondere zu dem der ausländischen Frauen, sehr kurz ist. Dieser Umstand verdient Beachtung und eindringliche Erwägung.

* * *

Aus dem Vorausgeschickten ist ersichtlich, in welchem Alter nach durchschnittlicher Berechnung sowohl in Ungarn als im Auslande jene Personen sterben, die in der Gesellschaft die wichtigsten Stellungen ein-

nehmen. Kurz zusammengefasst lässt sich der Sinn der Zahlen in Folgendem ausdrücken:

In Ungarn sterben die Menschen überhaupt in einem niedrigeren Lebensalter als im Auslande: am nächsten steht uns in dieser Hinsicht noch Oesterreich, darauf folgt Deutschland, dann Frankreich und endlich England. Ferner: Das traurigste Altersverhältniss zeigen bei uns: die Gelehrten, Professoren, Techniker, Schriftsteller und Künstler, Aerzte, Richter und Advocaten, und besonders die Frauen dieser Classen; das Verhältniss gestaltet sich günstiger bei den Männern der Politik, Männern und Frauen der Aristokratie und bei den Männern der Kirche. Endlich: Während sich bei uns zwischen dem mittleren Lebensalter der Gelehrten und Professoren, Schriftsteller, Künstler, Aerzte, Advocaten, Richter und Techniker einerseits und demjenigen der Staatsmänner, Aristokraten und Kirchenwürdner andererseits ein ungemein grosser Unterschied zeigt: erreichen im Auslande — namentlich in England und Frankreich — die Gelehrten, Professoren, Künstler u. s. w. ein eben so hohes oder nur sehr wenig niedrigeres Alter wie die Staatsmänner und Aristokraten.

Hieraus ist aber ersichtlich, dass das oben berechnete niedrige Durchschnittsalter bei uns hauptsächlich durch das stiefmütterliche, kurze Leben der Gelehrten, Professoren, Schriftsteller, Künstler, mit einem Worte der geistig arbeitenden Classen bedingt wird.

Nach Constatirung dieser Tatsachen erscheint meine Aufgabe sozusagen als beendet. Auf Grund derselben vermag Jedermann seine Reflexionen weiter zu spinnen; namentlich kann man darüber nachdenken und urteilen: was die Schuld daran sei, dass bei uns gerade die geistig arbeitenden Classen in Betreff ihrer Lebensdauer so sehr bedroht sind, sowohl gegenüber den einheimischen glücklicheren Angehörigen anderer Classen, als auch besonders gegenüber den ausländischen Persönlichkeiten gleicher Beschäftigung.

Es sei mir gestattet, meine diesfällige Meinung in Kürze darzulegen.

Welches sind nun die Ursachen der kurzen Lebensdauer und welches die Bedingungen der langen Lebensdauer?

Auf diese Frage bietet sich ganz von selbst die folgende Antwort dar. Die Ursachen der kurzen Lebensdauer sind: die mangelhaften Wohnungsverhältnisse, die schlechte Ernährung, die unzweckmässige Lebensweise, die ungenügende Bequemlichkeit u. s. w., und die Bedingungen der langen Lebensdauer sind: die mässige Lebensweise, die gesunde Ernährung, die gesunde Wohnung, Bequemlichkeit und Reinlichkeit, heiteres Gemüth u. s. w.

Ich will nicht auf eine weitläufige Erörterung all dieser, zum grossen Teile ohnehin allgemein bekannten Dinge eingehen, sondern zur Illustration der Bedingungen des langen Lebens eine Geschichte mitteilen: Die Familie Cornaro ist nicht nur dem Publicum und Künstlern, sondern auch den

Hygienikern bekannt. Luigi Cornaro genoss in seinen Jugendjahren alle Vergnügungen, und zwar über die Massen, welche Reichtum, Macht, italienisches Blut und Jugend zu bieten vermögen, und als er das 35. Jahr erreichte, gelangte er an den Rand des Grabes, Gicht, schlechter Magen, Schlaflosigkeit erschöpften seine Kräfte, und die Aerzte reihten ihn zu den Todten. Liebe des Lebens und Klugheit bewirkten jedoch Wunder. Er änderte seine Lebensweise; nahm täglich 12 Unzen feste Nahrung und 12 Unzen Wein zu sich, sonst aber nichts; in Padua liess er sich auf gesundem Platze einen Palast erbauen, welcher im Winter warm, im Sommer kühl war und gegen plötzlichen Witterungswechsel Schutz gewährte. Er hielt 12 kleine, schöne Kinder um sich, an deren Freuden und Spielen er sich ergötzte. Er machte körperliche Bewegung, doch nicht bis zur Ermüdung; er conversirte mit Gelehrten und Künstlern, und arbeitete mit selben, jedoch nicht bis zur Erschöpfung; besonders aber war er unablässig bedacht, seine *Heiterkeit und Seelenruhe* stets zu bewahren. Durch diese wahrhaft hygienische Lebensweise erlangte der fast dem Tode verfallene Jüngling eine nahezu 100jährige Lebensdauer!

Die g. Akademie möge mir jedoch gestatten, dass ich mich statt der Beschreibung der hinlänglich bekannten diätetischen Lebensweise mit anderen, allgemeineren Bedingungen des langen Lebens befasse:

Eine der Ursachen des kurzen und des langen Lebens ist das *Erben.*

Es ist unglaublich, in welchem Masse jegliche Lebensäusserung des Menschen — ebenso wie die der Tiere — von der Anerbung abhängt. So hängt auch das kurze oder lange Leben des Menschen von der Dauerhaftigkeit des Lebens seiner Väter ab.

Eigentlich erbt der Mensch von den Vätern nicht das Leben, sondern jene glückliche Constitution des Körpers, welche denselben befähigt, der Wirkung des Krankheitsstoffes zu widerstehen. Und im Gegensatze hiezu tragen diejenigen Kinder, die von kurzlebigen, schwächlichen Eltern abstammen, den Samen der körperlichen Gebrechlichkeit und den Fluch des kurzen Lebens schon in sich.

Die Zoologen weisen als auf ein wunderbares Beispiel darauf hin, dass der Schmetterling der Seidenraupe ursprünglich ein gut fliegender, dem Ungemach der Witterung widerstehender Falter war, durch die schwächende Züchtung jedoch von Generation zu Generation immer schwächer und verweichlichter wurde. Und nun bringt die Seidenraupe eine Generation zur Welt, welche kaum einen Lufthauch verträgt, welche siech, zu Krankheiten geneigt, vor Schwäche des Fliegens gar nicht mehr mächtig und fortwährend den Verheerungen von Epidemien preisgegeben ist. Ebenso ist auch der Mensch, welcher von körperlich herabgekommenen Eltern abstammt, schwachen Körpers, zu Krankheiten disponirt und erreicht nur selten ein hohes Alter. Wo aber häufig Einzelne körperlich herabkom-

men (abmagern), dort wird successive, von Generation zu Generation, auch die ganze Nation geschwächt, dort nimmt die Lebensdauer ab. Und umgekehrt, kräftige, gesunde, langlebige Eltern vererben auf ihre Kinder auch die Aussicht auf hohes Alter, und eben durch Vererbung steigt von Generation zu Generation auch das Alter im Hinblicke auf die ganze Nation.

Und wenn man das hohe Alter der englischen Kirchenmänner betrachtet, begreift man auch, dass jene Männer nicht nur die Sanftmut und Religiosität von ihren Eltern erbten und ihrerseits unzähligen Mitgliedern der nachfolgenden Generation hinterliessen, sondern auch den gesunden Körper und die Fähigkeit, lange zu leben.

Wie die Gesichtszüge, der Wuchs oder gewisse Bewegungen, ebenso vererbt sich auch das lange Leben.

Es gibt interessante Beispiele der Vererbung des langen Lebens. Ich möchte nur einige derselben anführen. Von den 11 männlichen Mitgliedern der gelehrten Familie Bernoulli überschritten 6 das 80. Lebensjahr; die vier gelehrten Cassini erreichten das 70., 80., 88. und 98. Jahr. Der berühmte Astronom Herschel ist nahezu 100 Jahre alt, sein Vater, der grosse Astronom erreichte ein Alter von 84 Jahren, und dessen als Astronomin gleichfalls berühmte Schwester ein solches von 98 Jahren. Nur noch ein Beispiel: Der englische Seelsorger James Ingram (Unst. Shetland) verschied 1879 im Alter von 103 Jahren, sein Vater — gleichfalls ein Geistlicher — erlebte 100 Jahre, sein Grossvater aber, welcher demselben Stande angehörte, 105 Jahre.

Als ein Beweis der Vererbung des Lebens kann auch das Alter der Hauptfamilien einzelner Nationen gelten. Die Familien, welche in der Geschichte infolge einer ihrer namhaften Taten auftauchten, sind von sehr verschiedener Dauerhaftigkeit; die meisten Familien sterben in zwei- bis dreihundert Jahren aus; diese haben offenbar ein kurzes Leben und geringe Fortpflanzungsfähigkeit geerbt. Andere Familien hingegen erhalten sich äusserst lange, vermehren und verzweigen sich: diese erhielten und hinterlassen ein dauerhaftes Leben als Erbe.

Wenn man diese eclatanten Beispiele der Vererbung des langen Lebens ins Auge fasst, wird man auch erkennen, warum in England die Lebensdauer im Allgemeinen eine grössere ist als bei uns. In Anbetracht dieser wichtigen Rolle der Vererbung ergibt sich für uns eine doppelte Ursache zur Trauer wegen unserer niedrigen Zahlen, da wir nun wissen, dass die frühzeitig ablebenden Söhne unserer Nation nicht nur für uns verloren sind, sondern dass sie den Keim des kurzen Lebens auch der Nachkommenschaft als Erbe hinterlassen.

Wir Ungarn haben daher mit verdoppelter Kraft die Verlängerung des Lebens anzustreben: für uns selbst und auch damit sich die Entwicklung der künftigen Generation zum Besseren wenden könne. Ich nehme

nicht Anstand auszusprechen: dass der Familienvater nicht nur dahin trachten müsse, seinen Kindern und Enkeln ein Vermögen zu erwerben, sondern durch Erhaltung und Förderung seiner Gesundheit auch dahin, dass er ihnen auch Hoffnung und Aussicht auf langes Leben biete.

Eine weitere Quelle des kurzen Lebens unserer geistigen Arbeiter bilden: *die unter stiefmütterlichen Verhältnissen verbrachte Jugend und die kümmerlichen Studienjahre.*

Wir wissen alle, unter welchen Verhältnissen bei uns der grösste Teil der geistigen Arbeiter — die Gelehrten, Professoren, Schriftsteller, Aerzte, Advocaten, Richter u. s. w. — aufwächst. Die Wohlhabenheit ist unter den sich für diese Laufbahnen Vorbereitenden nicht sehr allgemein; nur wenige Väter sind in der Lage, ihren Kindern in den Studienjahren — in jenem Alter, in welchem der Körper eben die meiste Pflege erheischt, wo sich im Körper am leichtesten der Keim irgend eines später zum Tode führenden Uebels einnistet — eine gesunde Existenz, eine bequeme und sorgfältige Erziehung zu sichern.

Die Meisten werden fern vom elterlichen Hause in fremden Familien aufgezogen, wo in der Regel weder die Wohnung, noch die Reinlichkeit, noch die Ernährung, und noch weniger die Aufsicht auf die sittliche Entwicklung des Jünglings eine den sittlichen Anforderungen entsprechende ist. Dazu kommen die meistens ungesunden, überfüllten Schulzimmer mit ihrer dumpfen Luft, ihrer Unreinlichkeit, ihrem Staub; ferner unser — hauptsächlich durch den vielen Sprachunterricht — überbürdetes Unterrichtssystem — und vor allem das «Privatstundengeben» um geringe Bezahlung in jungen Jahren. Wie soll sich unter solchen Verhältnissen ein gesunder und kräftiger Körper entwickeln, welcher später fähig sein soll, den Anstrengungen des Berufes, den Stürmen der Zeit zu widerstehen?!

Wie ganz anders fliesst die Jugend der englischen und französischen Jünglinge dahin! Sie werden in Internaten, in Collegien erzogen, welche Institute mit jenen Collegien, die wir in Ungarn kennen, gar nicht verglichen werden können. Reinlichkeit, Ordnung, vorzügliche Ventilation, gute Nahrung, regelmässige, nicht überhäufte geistige Arbeit und vor allem alle Arten von Leibesübungen: Reiten, Schwimmen, Ballspiel, Rudern, Wettlaufen, Fechten u. s. w. Dies bieten die englischen und französischen Colleges. Wir glauben in ihnen fast die alten griechischen Gymnasien wiedererstanden zu sehen, deren Hauptaufgabe die Entwicklung des Körpers zu Kraft und Gesundheit war. Und was für Männer, gelehrte und tätige Menschen gehen dennoch aus diesen englischen und französischen Colleges hervor!

Die altgriechische Bildung, diese erhabenste Offenbarung der Fähigkeit des menschlichen Geistes, ist längst vom Erdballe verschwunden und nirgends zu neuem Leben erwacht; wenn aber wo immer irgend etwas an

den Glanz und an das Leben jenes Zeitalters erinnert: so kann dies nur Oxford und Cambridge sein, wo man die erste Nation der Welt unterrichtet und erzieht.

Und was von der antihygienischen Erziehung der Jugend bei uns gilt, dasselbe gilt grösstenteils auch von der Lebensweise der Männer. Der ungarische Mann — Advocat, Arzt, Richter, Beamte etc. — bringt sein Leben in ziemlich gesundheitswidriger Weise zu. Wenn er seine Geschäfte beendigt hat, geht er in das Casino, in den Club, sitzt im Rauch und spielt Karten — Stunde auf Stunde — Tag für Tag — jahraus jahrein. Ganz anders ist wieder das Leben der ähnlich gestellten und beschäftigten Männer der englischen Gesellschaft. Das Fahren, Reiten, Jagen ist nicht ein Sport einzelner Aristokraten, sondern ein allgemeiner, gesundheitstählender Zeitvertreib. Und nicht allein dies. Die gebildeten Männer Englands betreiben alle Arten des körperkräftigenden Sports mit Ausdauer und Bewusstsein. Ihr ganzes freiwilliges Milizsystem, sowie ihre bekannte Reiselust ist nichts anderes als ein allgemeiner Sport im Interesse der Abhärtung des Körpers. Als vor Kurzem Englands berühmter Minister des Postwesens, Fawcett, starb, stellten die englischen illustrirten Blätter sein ganzes Leben in Bildern dar: Fawcett als actives Mitglied des Rudervereines mit aufgeschürzten musculösen Armen — Fawcett als tätiges Mitglied des Criquet-Club — als Reiter, als Rosselenker u. s. w. Bei uns könnten wir uns einen rudernden, Criquet spielenden Minister gar nicht vorstellen, einen Karten spielenden ja!

Oder soll ich den grossen Pietisten und Politiker Englands, soll ich Gladstone erwähnen? Wer wüsste nicht, dass dieser in vorgerücktem Alter stehende Mann von unendlicher Arbeitskraft in seinen freien Stunden — um Muskeln und Lunge in anregender Tätigkeit zu erhalten — Holz hackt?

Unsere ganze Gesellschaft ist — um mich eines nicht eben schönen Ausdruckes zu bedienen — faul; die den Körper stählende, männliche und gesunde Bewegung wird von ihr — mit wenigen Ausnahmen — nicht gesucht. Wir haben auch nirgends eine Institution, welche wirklich der Abhärtung des Körpers dienlich und allgemein benützbar wäre. Das Turnen und die Turnhallen können die Bewegung im Freien nicht ersetzen. In England hat jede Stadt in ihrem Innern ihre Ballspielplätze — bei uns ist nichts. Ja in unserer Hauptstadt können wir nicht einmal das einfache Spazierengehen prakticiren. Wohin sollen wir spazieren? In den Staub, das Wagengewühle, den Theergestank der Radialstrasse? in die asphaltschmelzende Gluthitze des Donauquai? Wir könnten einen sehr gesunden Spaziergang zu Fusse hinaus in die Ofner Berge haben. Wer könnte sich aber hiezu entschliessen? Bevor der Städter mit ermüdeter Lunge einen Schatten erreicht, muss er ein Staubmeer durchwandern oder im vollgepfropften Pferdebahnwaggon eine Reise tun. *Ein schattiger, staubgeschützter Spazierweg*

in die Berge hinaus würde für die Hauptstadt ein unschätzbarer hygienischer Gewinn sein.

Eben so wenig, ja noch weniger als die Männer unserer besseren Gesellschaft, denken die *Frauen* unserer besseren Stände an die Kräftigung ihres Körpers. Ihre Beschäftigung ist im ganzen Lande: das Zuhausesitzen. Die englische Frau lebt nicht so. Sie liebt die freie Natur, Spiele, Reiten, namentlich das Reisen, die Gebirgstouren.

Eine einzige erfreuliche Körperbewegung ist bei unseren Damen in neuerer Zeit in Aufnahme gekommen: das *Schlittschuhlaufen*. Auf die richtige Entwicklung, Verallgemeinerung desselben sollte mit Recht seitens der Behörde Einfluss genommen werden. Eine vorteilhafte Körperbewegung — welche unsere Damen auch lieben — ist noch das *Tanzen*. Wenn in Ungarn das Tanzen nicht so sehr ein Cultus des Luxus und so wenig ein Gesundheits- und Zerstreuungsmittel wäre, würde ich es mit ganzer Seele empfehlen.

Es gibt auch bei uns Ausnahmen, welche Leibesübungen treiben gleich den Engländern — welche in ihrer Jugend unter gesunden Verhältnissen aufwachsen gleich den Engländern: dies sind unsere Aristokraten — Männer und Frauen — und unsere Soldaten. Diese Classen kommen denn bei uns auch wirklich in Hinsicht auf Gesundheit und Dauerhaftigkeit des Lebens den Engländern nahe. Die allgemeine Wehrpflicht ist für unsere Nation, für unsere Jünglinge äusserst heilsam. Dieser Militärdienst entwickelt unsere Jugend körperlich und sittlich zugleich. Die Gelehrten, die Professoren, mit einem Worte die geistigen Arbeiter sind es, welche den besten Teil ihres Lebens durch den frühzeitigen Tod verlieren; jene Männer, deren Wert mit dem Alter, der Wissenschaft und Erfahrung wächst, deren Verlust für die Gesellschaft ein Verlust an geistigem Capital ist.

Viel, sehr viel müssten unser Staat, unsere Gesellschaft thun, um die Lebensdauer dieser Männer verlängern zu können. Eines aber können sie, denn es liegt in ihren Händen: *die Reform der Jugenderziehung.*

Wenn diese Nation Millionen hätte — und sie müsste sie haben — welche sie, etwa zum Angedenken der Feier ihres tausendjährigen Bestandes, zur Errichtung von Collegien nach englischem oder französischem System verwenden wollte: so könnte sie damit sehr viel für das Wohl unserer Gesellschaft thun, durch die Verlängerung der Lebensdauer, zugleich aber die Sicherung der sittlichen Entwicklung derjenigen, die sich geistigen Lebensberufen widmen. Ich begnüge mich jetzt mit der einfachen Anregung dieser Ideen und bemerke, dass zu meiner innigsten Befriedigung eine solche Ansicht auch bereits im Landhause, im gesetzgebenden Körper laut geworden — leider aber allem Anscheine nach erfolglos verklungen ist. Einzelne können sich für solche Ideen begeistern und für sie kämpfen, Resultate aber können nur errungen werden, wenn die ganze Gesellschaft, zur besseren Ueberzeugung erwachend, sich zur Tat aufrafft.

Es sollten sich bei uns je mehr Menschen und je öfter mit der Frage der langen Lebensdauer beschäftigen. Es sollte jeder wissen, dass die Lebensdauer, welche die Besseren unseres Volkes erreichen, nur *ein Teil* jener ist, auf die sie mit Fug rechnen dürften. Bei uns hält sich der Sechziger für alt; der Siebziger ist Gegenstand der Bewunderung und des Neides; der Achtziger ein weisser Rabe. Die angeführten Daten beweisen aber, dass unter entsprechenden hygienischen Verhältnissen ein Alter von 80, ja selbst 90 Jahren gar keine Seltenheit ist.

Unter 100 englischen Aristokraten überschritten 29 das 80. Jahr, von 100 englischen Soldaten 30, von 100 Damen 33 und von 100 Männern der Kirche 40. Von den registrirten 461 englischen Frauen erreichten 53 ein höheres Alter als 90, 7 ein höheres Alter als 100 Jahre.

Ein solch hohes Alter ist auch bei uns erreichbar, nur müssen wir nach den Grundsätzen der Hygiene leben und alt werden wollen.

Wollen, sagte ich? Ja! Der starke Wille des Menschen, den Schwächen seines Körpers nicht zu unterliegen, sondern dieselben zu besiegen, die feste Ueberzeugung, dass das menschliche Leben keineswegs so kurz bemessen sei als man gewöhnlich annimmt: wirken erhaltend auf die Lebenskraft.

Und gleichwie Einbildung, Gemütsstimmung, Verzagtheit ein vorzeitiges Alter verursachen und ins frühe Grab führen: ebenso bildet hinwieder — nebst entsprechender hygienischer Lebensweise — *das sicherste Mittel langen Lebens die Ueberzeugung, das Vertrauen in die Dauerhaftigkeit des Lebens, der feste Wille zur Fortsetzung eines tätigen Lebens und die Heiterkeit des Gemüts.*

Sollte das, was die Chaldäer, die Magier, die Alchymisten mit wunderbaren, zauberischen Geheimmitteln zu erreichen wünschten und mit fieberhafter, wahnsinniger Mühe suchten, *sollte die Verlängerung des menschlichen Lebens wirklich erreichbar sein?* Ja, sie ist es! *Durch wunderbare, zauberische Geheimmittel, durch Medicin zwar nicht, wohl aber durch eine hygienische Lebensweise.*



DER GOLDFUND VON NAGY-SZENT-MIKLÓS.

II. Die Inschriften.

An den meisten Gefässen sind Inschriften angebracht, mit denen wir uns vor Allem zu beschäftigen haben; denn es ist anzunehmen, dass uns dieselben einen sichereren Anhaltspunkt bieten zu chronologischer Bestimmung des Schatzes, als die Reliefs oder die Ornamente.

Auch ist vorauszusetzen, dass die Inschriften mit der Absicht angebracht wurden, um irgend ein denkwürdiges Moment zu verewigen.

Deshalb beschäftigten sich schon mehrere meiner Vorgänger mit der Erklärung der Inschriften, so Schönwisner, Schaffarik, Arneth, der Unbekannte in Szeremley's Zeitschrift und C. Müller in der neuen Ptolomæusausgabe, am weitläufigsten Dietrich in Pfeiffer's Germania und je nachdem sie die Inschriften in dieser oder jener Weise lasen und auslegten, fanden sie immer andere Ausgangspunkte zur chronologischen Bestimmung des gesammten Fundes.[1]

Demnach ist es unsere erste Aufgabe mit Hilfe oder wenn möglich, ohne Hilfe der Vorgänger die Lesung und Erklärung der Inschriften neuerdings zu versuchen und womöglich sicherzustellen.

Nach dem Charakter der Schriftzeichen haben wir es mit dreierlei Inschriften zu tun.

A) Die Inschrift auf der runden Schale (Nr. 21) in schönen griechischen Uncial-Buchstaben steht allein.

B) Auf zwei runden Schalen (Nr. 9 u. 10) wiederholt sich ein und dieselbe griechische Inschrift, deren Charakter beinahe barbarisch ist.

C) Auf den unter Nr. 9 u. 10 erwähnten Schalen, sowie auf einer länglichen Schale, auf dem Horne und auf mehreren anderen Gefässen sind ins-

[1] Sacken-Kenner fassen die bis zum Erscheinen ihres Cataloges (1860) erreichten Resultate in Folgendem zusammen (330. S.): Die Inschriften zeigen nach Buchstabenform und Wortsinn teils ein späteres Griechisch mit teilweise verwilderten Charakteren, deren Lesung jedoch noch sehr schwankned ist, teils später eingeschlagene fremdartige (auch für gothisch erklärte) Zeichen». Ferner «die in den Inschriften vorkommenden Namen bezieht man auf sarmatische Stämme (Dankriger, Jazyger u. s. w.) und auf deren Häuptlinge die Zsupane Bela und Butaul oder Boyta; Letzterer wurde im zehnten Jahrhunderte getauft». C. Müller giebt in seiner neuen Ptolomaeus-Ausgabe (1883) (nach Schafarik I, 345) eine ungenaue Abschrift und Erklärung einer Inschrift (bei uns unter A.)

gesammt siebzehn Worte oder Zeichen teils eingeschlagen, teils eingeritzt. Der Charakter derselben ist verschieden von den unter *A* und *B* erwähnten Inschriften, und sie bilden deshalb gleichfalls eine selbständige Gruppe.

A.

Wir gaben schon weiter oben die genaue Copie der Inschrift in der Zeichnung der Schale Nr. 21 (Fig. 31) und wiederholen sie hier:

+BOYHΛA·ZOAΠAN·TЄCH·ΔYΓЄTOIΓH·BOYTAOYΛ·ZωAΠAN. TAΓPOΓH·HTZIΓH·TAICH

Die Lesung ist einfach: + Βουηλα · ζοαπαν · Τεση · Δυγετοιγη · Βουταουλ · ζωαπαν · Ταγρογη · Ητζιγη · Ταιση.

Wie wir sehen, bezeichnet ein Kreuz den Beginn der Inschrift, und Punkte trennen die Worte. Eine präcisere Interpunction pflegen wir weder in den öffentlichen Inschriften noch in den Codices zu finden. Wir haben es also mit einer sorgfältig verfassten Inschrift zu tun.

An zwei Stellen sind die Anfangsbuchstaben eines Wortes jedesmal ein B durch einen Strich darunter noch besonders hervorgehoben, und es ist damit angezeigt, dass die ersten vier Worte den ersten Teil der Inschrift, die anderen fünf Worte den zweiten Teil derselben bilden.

In jeder dieser Wortgruppen ist das zweite Wort gleichlautend (ζοαπαν = ζωαπαν) und das erste Wort verschieden: Βουηλα und Βουταουλ, welches offenbar Eigennamen sind.

Die Endsilbe der folgenden zwei, beziehungsweise drei Worte bildet dreimal die Silbe γη = Land, Provinz. Diese Silbe giebt nun den Schlüssel für das Verständniss der ganzen Inschrift. Es ist in der Inschrift die Rede von den Ländern oder Provinzen Dygetoiland, Tagroland und Etziland. Die beiden Eigennamen gehören den Herren dieser Länder an, und das Besitzverhältniss bezeichnet das Wort zoapan und der Ablativus loci, in welchem wir uns die Namen der Länder denken müssen.

Um für diese so erlangte Erklärung eine concrete Unterlage zu schaffen, müssen wir im Stande sein die geographische Lage dieser Länder zu bestimmen.

Die modernen Geographien des Altertums geben uns keine Aufklärung darüber. In den Schriftquellen des Altertums konnte ich kaum mehr als ein-zwei directe Anhaltspunkte finden, doch diese genügen.

Für Ταγρο finden wir möglicherweise bei Herodot den ersten Beleg. Herodot erwähnt als den ersten Einwohner von Scythien einen mythischen Menchen mit Namen Ταργιταος.[1] Es wäre zu gewagt in dem Namen dieses

[1] Herodot. B. IV, 5. Wie verschiedenartig die Gelehrten diesen Namen erklärt haben, darüber siehe Bonnell: Beiträge zur Altertumskunde Russlands. Petersburg 1882, I, p. 174—175.

skythischen Urbewohners unseren Namen Tagro wiederzuerkennen, wenn uns nicht sechshundert Jahre später Ptolomæus zu Hilfe käme.

Dieser Geograph erwähnt im fünften Capitel seines dritten Buches, da wo er die nördlichen Völker von Europa aufzählt, in der Nachbarschaft von Dacien in der Gegend am Tyras das Volk der Tagri.

Tyras ist, wie bekannt, der alte Name des Dniester, und so ist demnach das Land des Volkes Tagri, welches in unserer Inschrift unter dem Namen Ταγρογη erscheint, ebenfalls als in der Nähe dieses Flusses liegend anzunehmen.[1] Das eine Land des Zoapans Boutaoul befand sich also in der Nähe des Schwarzen Meeres, und es ist schon von vornherein auf Grund der Gemeinsamkeit des Besitzers wahrscheinlich, dass auch die übrigen Länder sich in der Nachbarschaft dieses Landes ausbreiteten.

Δυγετοιγη und Ητζιγη kommen in dieser Lesart bei den alten Schriftstellern nicht vor. Man kann jedoch ohne bedeutende Schwierigkeit in dem erstgenannten Ländernamen den Namen des uralten Volkes der Geten erkennen = Δυ-γετοι-γη.

Ptolomaios versetzt an der oben citirten Stelle, in die Nähe der Tagri, näher an das Meer neben dem Tyras die Tyrangitai = Tyrangetai, das Volk der neben dem Tyras wohnenden Geten.

Boïrebistas, der grosse Getenkönig, breitete nach dem Zeugnisse des Strabo,[2] schon im ersten Jahrhunderte v. Chr. die Grenzen des getischen Reiches dahin aus und zerstörte Olbia, und so mag gegen Osten ungefähr der heutige Dnieper die getische Reichsgrenze gebildet haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass in jenen Gegenden die Autonomie der Geten sich auch dann noch erhalten hatte, als Dacien schon in römischer Hand war.[3]

Ητζι ist wohl nicht in dieser Form, aber als Αιζι ein bekanntes getisches Wort. Schon Hekataios im fünften Jahrhunderte v. Chr. erwähnt, dort wo er

[1] Mannert: Geographie der Griechen und Römer, 1820. IV, p. 274: «Die Tagri und Tyrangitae. (Τάγροι καὶ Τυρανγίται) unter den Bastarnern, also in der Nähe des Dniesters. Die Tagri sind nicht weiter bekannt und erhalten vielleicht ihre Stelle *blos durch einen Fehler des Abschreibers*, aber die Tyrangitae nennen schon Strabo und Plinius in der nämlichen Gegend etc.» Wie wir sehen, ist die Annahme der Fälschung unrichtig und konnte nur entstehen, weil Mannert die vollkommen authentische Inschrift des im Jahre 1799 gefundenen Schatzes von Nagy-Szent-Miklós welche den «Fehler der Abschreiber» ausschliesst, nicht kannte.

[2] Strabo ed. Theyl. VII, p. 32. Bei Strabo Τυρανγίται, bei Plinius Tyragetae. Hist. Nat. IV, c. 12. Schaffarik hält sowohl dieses Volk als das der Tagri für Slaven. Slavische Altertümer I, 216.

[3] Boeckhius (Corp. Inscr. graec. 1843. II. Introd. pag. 109.) «Et Getae quidem, thracica gens, quum circa a. u. c. 700. Olbiam usque progressi sint. (Introd. I. 6) non negaverim ex illis aliquos in vicinia remansisse et nomina getica Olbiae ab illis potuisse propagari» etc.

von den Thrakern spricht,[1] den Namen einer ihrer Provinzen als Αἰζίκη.[2] Der heutige Fluss Isker in Bulgarien führte zur Zeit der alten Geten den Namen Αἴσκος, später den Namen Οἴσκος, woraus zur Zeit der Byzantiner Ἴσκος wurde. Von den Tagebüchern des Trajan[3] ist uns ein kleines Bruchstück erhalten geblieben, darin beschrieb er seinen Weg nach Siebenbürgen durch das Vorland der Geten (oder Daken) im heutigen Comitate Torontal, wo er die Ortschaft Aizi erreichte. Dieselbe Ortschaft existirt auch noch im zweiten Jahrhundert und Ptolomaios nennt sie Αἴζισις.[4] *Gebeleizis* ist der Erzprophet der Geten.[5] Vom Gotte Azizus blieben mehrfache Spuren in Dacien und Mœsien[6] aus römischer Zeit und ebenso vom Namen Aezi.

Aus all diesem folgt, dass wenn auch die Lage von Etziland nicht mit absoluter Sicherheit zu bestimmen ist, dieselbe dennoch dort gesucht werden muss, wo die Wohnstätten der Geten waren, zwischen dem Dniester, dem Balkan, der Theiss und den Karpaten.

Im Vorstehenden ist die Lautgleichheit Αι = Η vorausgesetzt. Dazu berechtigte uns die Inschrift selbst, da in dem Titel des Bouela TЄCH genannt wird, während in dem Titel des Boutaoul offenbar dieselbe Gegend mit TAICH benannt wird.

Der Analogie gemäss kann auch in Taise ein alter getischer Name vorausgesetzt werden, nach Art von Potaissa und Naissus. Oder ist in dem Namen eines Gothenstammes der Thaifaler = Thai(s)faler, die seit dem fünften Jahrhundert an der unteren Theiss sassen, das Wort TAIC enthalten?

Taise, eine der vier Provinzen, ist gemeinsames Eigentum der beiden

[1] 115 in den Fragmenten. Manche Erklärer bringen den Namen dieser Provinz mit dem Volke der Αἴθικες in Verbindung, welche schon in der Ilias Buch II, Vers 744, als thessalisches Volk erscheinen.

[2] «inde Berzobim deinde Aizi processimus.» Dieser Passus ist uns bei Priscian erhalten, ed. Hertz. I. 205. Vergl. Mommsen, Corp. Inscr. III, Dacia 247, XXIX. Einleitung.

[3] Ptol. ed. Müller 1883, I, p. 449. Die tabula peutingeriana schreibt Azizis, und der Anonymus von Ravenna Zizis (p. 204, 2). Müller erinnert auch (mit Recht) an den Gott Azizus.

[4] Herodot IV, 94. — Bähr, der Uebersetzer Herodot's (1866, B. IV, p. 79) bemerkt zum Namen des Gebeleizis, dass Verschiedene diesen Namen aus dem Litthanischen erklären wollen «Gott der Erde». — Boeckhius, Corp. Inscr. graec. II, Introd. p. 109 «nec rarum in Geticis Dacicisque nominibus ut Decebali arx est Sarmizegethusa, numen genticum apud Herodotum Gebeleizis ut Zamolxis etc.

[5] Corpus. Inst. R. III ne 875 DEO AZIZO BONO P(uero) etc.

[6] Auf einer Grabtafel aus Abrudbánya. PLANIO B(eneficiario) AEZI Corp. Inscr. III, 1270. Auf einer Belgrader Inschrift ET DOTVS PII CAEDAIZINI VXORIEIVS. etc. ebendort. III, 1666. — ΑΙΖΑ, der Führer eines thrakischen Schwarmes im zweiten Jahrh. n. Chr. in einer Kertscher Inschrift. C. R. Petersbourg 1875, p. 90. Auch der Name des berühmten Feldherrn Aëtius bewahrt die Erinnerung an den Namen AIZI bis in's fünfte Jahrhundert.

Fürsten, überdies besitzt noch Bouela das Land der Dygetoi und Boutaoul Tagroge und Etzige. Entweder die Gemeinsamkeit der einen Provinz oder verwandtschaftliche Bande, oder ein auf den Schatz bezüglicher gemeinsamer Zweck ist die Ursache, dass diese Namen auf der Schale vereinigt vorkommen. Möglicherweise ist das Paar unserer Schale verloren gegangen, auf welcher vielleicht als Fortsetzung dieser Inschrift der Tatbestand und die Umstände einer gemeinsamen Dedication genannt waren.

Aus den Namen der beiden Fürsten lässt sich nicht mit Sicherheit auf ihre Nationalität schliessen. Bisher wurden bereits verschiedene Hypothesen aufgestellt. Vermutlich haben wir es hier mit, den Gothen verwandten, gepidischen Kleinfürsten zu tun.

Dem Namen Bouela oder Bouila ist der ostgothische Name Baduela oder Baduila [1] analog. Aber näher liegt der Name des Gepiden Οὐίλας, der im Jahre 541 den ostgothischen Fürsten Ildibados ermordete.[2] Dindorf schreibt den Namen «Vilas», wonach unser fraglicher Name auch «Bovila» gelesen werden könnte.[3]

Es muss jedoch zugegeben werden, dass in dem vorliegenden Falle es nicht gerade Gothen oder Gepiden gewesen sein müssen, die diese gothisch klingenden Namen trugen, da es ja in der Völkerwanderungszeit vorkommt, dass auch verwandte oder sogar nichtgothische Stammeshäupter gothisch gebildete Namen trugen. Es genüge als Beispiel der Name Attila.

Für Boutaoul mögen die in «aulf» oder «ulf» endigenden altgermanischen Namen Analogien bieten, wie Athaulf, Beowulf u. s. w. Aus den Sprachdenkmalen anderer Völker sind uns keine näher liegenden Analogien zur Hand. Vorläufig also, bis nicht gewichtige Gegengründe vorgebracht werden, *gelten uns die auf der Schale genannten zwei Herrscher für Gepiden.*

Die Gepiden wohnen wohl schon seit dem dritten Jahrhundert im östlichen Ungarn und besassen auch während der Hunnenherrschaft Siebenbürgen. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erstreckte sich ihr Reich von der Theiss bis zum Schwarzen Meere und von den Karpaten bis zur unteren Donau, so dass sie als die Erben des alten geto-dakischen Reiches anzusehen sind, welches dieselben Grenzen hatte. In diesem Gebiete giebt es reiche Golderze und Goldwäschereien, und es ist möglich, dass das Reingold, aus dem der Schatz gefertigt ist, aus den Goldbergwerken Siebenbürgens stammt.[4] Der Charakter der Schrift deutet auf das III—VI. Jahrhundert,

[1] Beide Schreibarten sind gebräuchlich, wie die Münzen beweisen. Sabatier, Monnaies byzantines Taf. XIX, Nr. 3 u. 4. Baduela, auf den Münzen 6—8 Baduila; so wechseln auch Theia, Thia, Thila rex, Vitiges rex und Vitigis rix. (Taf. XVIII, 37.)

[2] Procopius de Bello goth. III, 1. ed. Dindorf.

[3] Der Flussname Bolia (Ipoly?) klingt auch verwandt.

[4] Dies ist die Wohlmeinung des Herrn K. Horkay, Director des königlichen

und die christlichen Symbole am Anfange der Schrift und in der Ornamentik lassen darauf schliessen, dass die beiden germanischen Stammeshäupter Christen waren, was in Gepidien in diesen Jahrhunderten nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich ist.

Die erste Spur des Christentumes in dieser Gegend finden wir in dem aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts stammenden christlichen Sarcophage zu Klausenburg. Unter den Arbeitern der dortigen Goldgruben waren ebenso wie unter denen der dalmatinischen und inkermanischen Gruben, schon in der ersten Zeit des Christentums zur Grubenarbeit verurteilte Christen.

Die Gothen und Gepiden sind wahrscheinlich schon sehr frühzeitig an den Gestaden des Schwarzen Meeres mit Christen in Berührung gekommen, so in Tyras, Olbia, Borysthenes, Cherronesos [1] und Pantikapaion, wo es schon *vor* dem vierten Jahrhunderte christliche Gemeinden gab. Die Gothen nahmen schon am Ende des vierten Jahrhunderts massenhaft das Christentum an. Unter den gothischen Häuptlingen gab es schon zu Zeiten Athanarichs Christen, ja Athanarich inscenirte bereits im Jahre 370 eine Christenverfolgung. Bekannt ist das Bekehrungswerk des Ulfilas in den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts. Nach Wietersheim-Dahn [2] erstreckte sich dasselbe zwar anfangs nur auf die am rechten Donauufer wohnenden Gothen, wird aber wohl auch auf ihre am jenseitigen Donauufer wohnenden Nachbarn nicht ohne Wirkung geblieben sein.

Aus all diesem ist ersichtlich, dass es unter den gepidischen Fürsten auch Christen geben konnte, was umso wahrscheinlicher wird, je weiter wir in der Zeit nach dem Bekehrungswerk des Ulfilas herabgehen: soferne die Palæographie der Inschrift eine solche Zeitbestimmung zulässt.

Dieses aber halten wir nach dem palæographischen Charakter der griechischen Buchstaben für möglich.

Für eine solche Zeitbestimmung giebt es im vorliegenden Falle wohl kaum sicherere Stützpunkte, als welche die Münzen und christlichen Inschriften

Hauptpunzirungsamtes; ihm verdanke ich die Bestimmung des Feingehaltes sämmtlicher Goldgefässe.

[1] Ueber die Frühzeit des Christentums in diesen Gegenden siehe Koehne Description du musée de fess le prince Kotchoubey 1857. I. 172., 182. SS. Auch christliche Inschriften im Compte-Rendu. St. Petersbourg 1876. 216. S. u. s. w.; die Inschrift beginnt mit einem Kreuze und endigt mit einem solchen.

[2] Am dunkelsten ist das Bekehrungswerk der unter der Hunnenherrschaft jenseits der Donau zurückgebliebenen Ostgothen Gepiden und anderen Völker. Gewiss hat die politische Unterdrückung deren religiöse Empfänglichkeit für das Christentum nur gesteigert; und dies muss zuletzt zur herrschenden Tagesmeinung geworden sein, da wir, nachdem der Hunnensturm nach Attila's Tode verlaufen war, fast nur christliche germanische Völker auf dem dortigen Plan erblicken. Geschichte der Völkerwanderung. II. Aufl. 1881, II. Bd p. 59.

der griechischen Städte am Gestade des Schwarzen Meeres bieten. Die Palaeographie der byzantinischen Numismatik kommt erst in zweiter Linie in Betracht, und erst in dritter Linie die Codexschrift, welche sich in einer Gegend entwickelte, die weitab liegt von der hier in Frage stehenden und solcherweise kaum direct massgebend ist für die Beurteilung der Inschrift auf unserer Schale. Es sind also in unserem Falle die in den Städten an der unteren Donau und am nördlichen Gestade des Pontus gebräuchlichen Alphabete bestimmend. Solche Städte sind nach Eckhel-Mionnet's Reihenfolge in Mœsia inferior die an der Donau gelegenen Städte Nicopolis, Callatia, Dionysopolis, Istrus, Marcianopolis und Tomi, im europäischen Sarmatien Olbia oder Olbiopolis, Tyras und schliesslich im taurischen Chersonesus die Städte Chersonesus, Heracleum, Panticapæum und Theodosia.

Unter den uns erhaltenen inschriftlichen Denkmälern dieser zwölf Städte [1] sind für unsere Zwecke die Münzen am verwendbarsten, weil dieselben an Ort und Stelle angefertigt wurden, vollkommen authentisch und meistens datirbar sind.[2] Die amtliche Sprache dieser Städte war die griechische, sie hatten ihre Autonomie und das Prägerecht für Kupfermünzen und setzten zu einer gewissen Zeit, vom ersten bis etwa in die Mitte des dritten Jahrhunderts, gewöhnlich die Porträts der römischen Kaiser auf die Averse ihrer Münzen.

Die meisten jedoch gaben im Laufe des dritten Jahrhunderts die locale Münzprägung auf, einige unter Gordianus, andere unter Gallienus, und nur einzelne (z. B. Cherson) vermochten sich und ihre Autonomie aufrechtzuerhalten.

In der Geschichte der Prägung ist gleichsam das Loos dieser Städte, während der Einwanderung der Gothen und Sarmaten, geschrieben. Die am Meere gelegenen Städte kamen zumeist gleich beim ersten Ansturme in die Hände der Barbaren, und auch die mœsischen Städte an der Donau waren in fortwährender Bedrängniss.

Unter den in unserer Inschrift vorkommenden Buchstaben sind die Buchstaben Γ, Δ, Z, H, I, Λ, N, O, Π, P, T, Υ, also die Mehrzahl solche, welche in sorgsam gearbeiteten Inschriften beinahe durch ein Jahrtausend ihren in rein classischer Zeit festgestellten Charakter bewahrten. Den Wechsel der Zeiten können wir also nur an den folgenden fünf Buchstabeh studiren: B, A, Є, C, Ω = ω, und es ist deshalb jeder dieser Buchstaben einzeln von Wichtigkeit.[3]

[1] Beispiele aus der Gegend von Kertsch finden sich beinahe in jedem Bande des Compte Rendu. (Petersbourg.)

[2] Die Details siehe Mionnet Description des Medailles antiques. Bd I und Supplement Bd II, 1875, p. 90. — Bd III, 1876, p. 214, 216.

[3] In Bezug auf die Palaeographie der Schriftzeichen, siehe Gardthausen. Griech. Palaeographie. Leipzig 1879, p. 140 u. s. f. und die ersten zwei Spalten von Taf. I. —

Das B am Beginne der beiden Sätze ist charakteristisch durch den an der Basis desselben angebrachten horizontalen Strich. Auf Münzen fand ich vor dem neunten Jahrhundert kein Beispiel für eine derartige Charakteristik. Erst auf den Münzen des Kaisers Basilius (867—886) fand ich ein solches B,[1] aber damals hatte das B schon seinen classischen Charakter völlig verloren, an Stelle der schön gerundeten Kreise treten unregelmässige Curven, und von diesen schliesst die untere nicht knapp an die obere Curve, wie es in guter Zeit und guter Schrift Sitte war. In dem Monogramme des Kaisers Basilius finden wir eine stark ausgeartete Schrift, die um einige Jahrhunderte unter unsere noch classisch geformten Buchstaben herabgeht. Das gerundete Є findet sich schon seit dem ersten Jahrhundert; auf den Münzen von Cherson wechselt es bis ins fünfte Jahrhundert mit dem eckigen E, nachher ist ersteres beinahe ausschliesslich im Gebrauch. Treffende Beispiele für diesen Gebrauch sind eine Münze von Olbia vom Anfange des dritten Jahrhunderts[2] und Münzen des Phareanses Fürsten von Bosporos (253—254).[3]

Das charakteristische Λ, dessen Mittellinie von dem Ende des linken Armes des Buchstaben zu dem anderen Arme schräge aufsteigt, findet sich auf den Münzen von Cherson erst seit dem sechsten Jahrhundert, um vieles später als sonstwo. (Diese Stadt hatte seit dem dritten Jahrhundert bis zur Zeit des Kaisers Justinianus keine continuirliche Münzprägung.) Die Form Α ist hie und da in der älteren griechischen Schrift gebräuchlich und tritt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten allgemein auf. Seit dem vierten Jahrhundert pflegt an Stelle der unteren Spitze eine Rundung zu treten, die in der späteren byzantinischen Schrift eine schmale sackartige Form annimmt.[4]

Der Gebrauch des C statt Σ datirt schon aus dem ersten christlichen Jahrhunderte. Dasselbe gilt vom Buchstaben ω an Stelle des Ω. In den Inschriften der Pontosgegend waren zu der Zeit, als seit Beginn des dritten Jahrhunderts das Gemanenreich sich bis ans Schwarze Meer erstreckte, das C schon längst eingebürgert statt des Σ. Das runde Є beginnt seit Ende des zweiten Jahrhunderts das kantige E allgemein zu verdrängen. Das ω kommt in den Inschriften des ersten und zweiten Jahrhunderts nur vereinzelt an Stelle des Ω vor, häufiger wird es erst im dritten Jahrhundert, am häufigsten in Olbia. Dieselben Beobachtungen treffen im Allgemeinen auch bei thrakischen, bithynischen und galatischen Inschriften zu.[5]

Wegen des Vergleiches mit der Codexschrift ist beizuziehen Wattenbach «Scripturae graecae specimina». Zweite Auflage. Berlin 1883.

[1] Koehne, Cherson Taf. VI, Nr. 9, 10, 11.

[2] Khoene, Cat. de la coll. du prince Kotchoubey 1857. Bd I, p. 11.

[3] Memoiren der Gesellschaft f. Num. und Arch. Petersburg 1847. Pl. XIV. a. ΒΑCΙΛΕωCΦΑΡΕΑΝΣΟΥ.

[4] Siehe Gardthausen w. o. Taf. I.

[5] Am frühesten scheinen diese drei Formen in Athen aufgekommen zu sein, von

Auf Grund dieser Beobachtungen kann also die vordere Zeitgrenze unserer Inschrift ziemlich genau bestimmt werden; die Inschrift wird wohl über die letzten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts nicht zurückreichen.

Die Interpunction der Inschrift, die Trennung durch Punkte ist allgemeiner Gebrauch in römischer Schrift.[1] Für den Gebrauch des Kreuzes jedoch (in der Umschrift) haben wir in der Donaugegend keinen Beleg, der über das vierte Jahrhundert zurückreicht. Wohl aber haben wir bereits aus diesem Jahrhunderte ein Beispiel.

Dieses Beispiel ist eine römische Inschrift mit dem Namen eines sarmatisch-jazygischen (?) Häuptlings, die seit unbekannter Zeit im k. k. Antikencabinete in Wien aufbewahrt wird.

Wir geben hier die Abbildung der Inschrift nach dem bekannten Werke Arneth's.[2]

Der Name Zibaids = Zibais (?) = Zisais scheint jenem jazygischen Häuptlinge anzugehören, der sich im Jahre 358 dem Kaiser Constantinus II. ergab, und durch diesen wieder als König über sein von ihm abgefallenes Volk eingesetzt wurde.[3] Der wiedereingesetzte Fürst nahm wahrscheinlich das Christentum an, und diese kleine 4·6 c/m lange Silberplatte, auf der wir neun kleine Löcher wahrnehmen, war auf irgend einen Gegenstand genagelt, der ihm nach seiner Bekehrung gehörte.

Im fünften Jahrhundert war das + als Anfangs- und Schlusszeichen schon allgemein in Gebrauch, wie uns der dritte Band des Boeckh'schen Corp. Inscript. Græc. beweist. Ich beschränke mich hier auf einige Beispiele.

So z. B. die interessante Inschrift aus der Zeit des Kaisers Zeno (476), in welcher der Stadt Cherson Privilegien verliehen werden.[4] Jeder Satz beginnt und endigt mit einem Kreuzzeichen.

Aus etwas späterer Zeit, dem sechsten Jahrhunderte, möge noch eine bekannte Münze des Kaisers Justinianus erwähnt werden,[5] auf deren Averse die ersten acht Buchstaben von Constantinopolis, in Gruppen von je zwei Buchstaben getrennt sind, wie folgt: +CO+NS+TA+NT.

wo aus sich der Gebrauch derselben verhältnissmässig langsam ausbreitete; in monumentalem Gebrauche erst ungefähr 50 Jahre später als auf Münzen. Vergl. diesbezüglich Franzius Elementa Epigraphices Graecae. Berlin 1840. Pars II, Caput. VI.

[1] In römischen Inschriften beinahe allgemein, in griechischen Inschriften, besonders auf Münzen, erst seit der römischen Kaiserzeit.

[2] Arneth: Gold- und Silbermonumente, I, 70. — Sacken-Kenner: Die Sammlungen etc. p. 336, Nr. 50.

[3] Ammianus Marcellinus XVII. 12, 13. XIX. 11.

[4] Corp. Inscr. Graec. II, 1. Introd. p. 90.

[5] Sabatier: Description des Monnaies byz. Bd I, Taf. XII Nr. 6.

In unserer Inschrift erregt noch das Wort ζοαπαν oder ζωαπαν unser besonderes Interesse. Für dieses Wort ist wohl die nächste Analogie das slavische žopan ъ. Nach Miklosich [1] ist die älteste bekannte Form dieses Wortes sopan, bekannt aus einem Documente des Fürsten Thassilo (777); Constantinus Porphyrogeneta erwähnt es in der Form ζουπάνος.[2] Schaffarik identificirt das gothische zoapan und das slavische župan. Es ist mir nicht bekannt, woher Schaffarik [3] diese gothische Form, welche Grimm nicht kannte,[4] nahm, vermutlich aus der Inschrift der Tasse von Nagy-Szent-Miklós. Zoapan scheint unter diesen die älteste Form zu sein, woher alle erwähnten Formen abgeleitet werden können. In allen diesen Formen bedeutet es: Stammeshäuptling, Fürst.

Arneth und nach ihm Dietrich und Andere verlegten die beiden Fürsten Bouela und Boutaoul ins zehnte Jahrhundert, vermutlich eben wegen des in der Inschrift vorkommenden Titels «zoapan». Dieser Datirung widerspricht der palæographische Charakter der Inschrift. Es ist kein Grund für eine solch' späte Datirung vorhanden, und wir müssen sogar aus verschiedenen äusseren und inneren Gründen die Inschrift in eine recht frühe Zeit verlegen, als in der Gegend zwischen Theiss und Dniester die Traditionen der alten Geten noch recht lebendig waren.

Dies führt uns wieder ins III—V. Jahrhundert, als gothische, gepidische und mit diesen slavische Völker in die alten Wohnsitze der Geten zogen und darin zum Teile deren unmittelbare Nachfolger wurden.

Die in der Inschrift häufig auftauchende Reminiscenz an die Geten wäre am einfachsten zu erklären, wenn die von Grimm aufgestellte und neuerdings von Krafft u. A. verteidigte These von der Identität der Gothen und Geten [5] annehmbar wäre.

Es unterliegt indessen keinem Zweifel, dass diese Hypothese nicht aufrechtzuerhalten ist.[6] Cassiodoros, als dessen Nachtreter wir Jordanes kennen,

[1] Miklosich: Die slavischen Elemente im Magyarischen p. 63, Art. 955. Denkschriften der k. Akademie d. Wiss. Wien. Phil. hist. Cl. 1872. — Siehe auch Miklosich: Lexicon palaeoslovenicum p. 201.

[2] De administrando imperio cap. XXIX. — Diese Stelle citirt schon Luczenbacher in seinem Artikel «A szerbek és magyarok». Tudománytár 1843, XIII, p. 295.

[3] Slavische Altertümer.

[4] Grimm vergleicht damit siponeis. Deutsche Grammatik 1826, II. Bd, p. 180 und Wuk: Serb. Grammatik, in der Einleitung (mir unzugänglich gewesen).

[5] Grimm erläutert diese These am weitläufigsten in seiner «Geschichte der deutschen Sprache», dritte Auflage 1868, I. Bd, p. 123—152. — Krafft: Die Anfänge der christl. Kirche bei den germanischen Völkern, 1854, Bd I, p. 77 u. s. f.

[6] Dahn nimmt diese controverse Frage neuerdings auf und behandelt sie eingehend in der neueren Ausgabe von Wietersheim's Geschichte der Völkerwanderung. 1880. Bd I, p. 596—621. «Ueber die angebliche Identität der Geten und Gothen.» Sehr gewichtige Einwendungen gegen Grimm finden sich schon in dem Werke Selig Cassels: Magyarische Altertümer. Berlin 1848, p. 293—310.

hatte aus politischen Rücksichten, um seinen Gothen eine grosse historische Vergangenheit zu geben, die Geschichte des weltberühmten Getenreiches seinen Gothen vindicirt. Die Verwechslung des Namens der Gothen mit jenem der Geten stammte im Uebrigen meistenteils aus der Namensähnlichkeit. Jene unkritischen Jahrhunderte verwechselten sogar in amtlichen Aufschriften diese beiden Völkernamen und gebrauchten sie für einander.

Ein treffendes Beispiel für jene Namensverwechslung ist die öffentliche Inschrift, in welcher die Kaiser Arcadius, Honorius und Theodosius den Sieg des Stilicho über Radagais auf einem Triumphbogen verewigten (405). Die Sieger verkünden dort stolzen Tones der Welt, dass sie die Nation der Geten für ewig vernichtet hätten.[1]

Ein anderes Beispiel möge uns die geographische Literatur liefern. An der unteren Donau in der Gegend der heutigen Dobrudscha, die einst von Geten bewohnt war, und später als Scythia minor an der Grenze des römischen Imperiums eine gewisse Rolle spielte, gab es eine kleine Stadt Namens Dinogetia. Ptolomaios nennt sie Δινογέτεια; in dem Itinerarium des dritten Jahrhunderts lautet der Name Diniguttia; in der Notitia Dignitatum des vierten Jahrhunderts heisst sie Dirigothia, und der Anonymus von Ravenna nennt sie Dinogessia.[2]

Hier sehen wir wie sowohl in früher, als auch in sehr später Zeit die Namen der Geten und Gothen verwechselt wurden.[3]

Letztere traten als Hauptvolk an die Stelle der Geten, mit ihnen Gepiden und Slaven und so erklärt sich sehr einfach der Verbleib geographischer Reminiscenzen aus getischer Zeit in einer Inschrift aus gothisch-gepidischem Kreise.

Um schliesslich nochmals kurz das Resultat der schier über Gebühr entwickelten Auseinandersetzung zusammenzufassen: Die Inschrift deutet

[1] Hier diese interessante und geschichtlich wichtige Inschrift: IMPPP · CLEMENTISSIMIS · FELICISSIMIS · TOTO · ORBE · VICTORIBUS · DDD · NNn | ARCADIO · HONORIO · THEODOSIO · AVGGG · AD · PERENNE · INDICIVM · TRIVMPHO(rum) | QVOD · GETARVM · NATIONEM · IN OMNE · AEVVM · DOCVERE · EXTIngui | ARCVM · CVM · SIMULACRIS · EORVM · TROPAEISQ · DECORAtum | S. P. Q. R. TOTIVS · OPERIS · SPLENDORE perfecto (?) d. d.

Romae in arcu. Servavit unus Einsiedlensis f. 68. ed. Hänel p. 119. corr. et rest. Mommsenus: Berichte der sächs. Gesellschaft d. Wiss. 1850. p. 303. sq. et Henzenum. p. 119. ad Orell. n. 1135. — Pertinet ad victoriam Stilichonis de Radagaisio a. 405.

Aus Anlass desselben Sieges liess der römische Senat eine Reiterstatue errichten, deren Sockel 1880 in Rom gefunden wurde. An diesem Sockel war eine fünfzehnzeilige Inschrift eingravirt, deren fünf erste Zeilen folgendermassen lauten: FIDEI VIRTVTIQ DEVOTISSIMORVM | MILITVM DOMNORVM NOSTRORVM | ARCADI HONORI ET THEODOSI | PERENNIVM AVGVSTORVM | POST CONFECTVM GOTHICVM | BELLVM . . . etc.

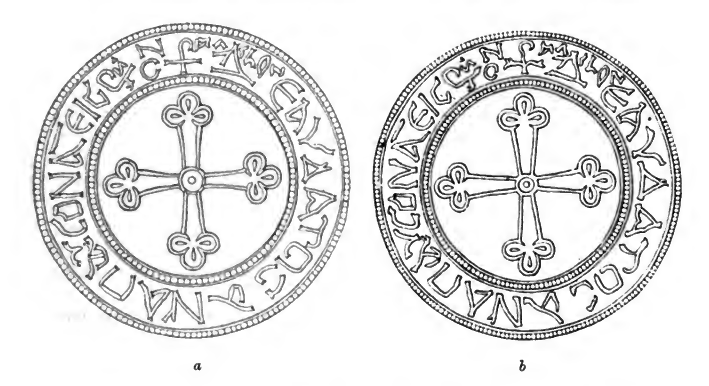
[2] Siehe Seeck Not. Dign. p. 87.

[3] Einige Beispiele bei Krafft w. o. I. p. 254, 255.

nach Inhalt und Schriftcharakter auf das IV—V. Jahrhundert n. Chr., stammt wahrscheinlich von gepidischen Teilfürsten christlichen Glaubens und das Gefäss, auf welchem sie angebracht, hatte ein Pendant mit der Fortsetzung der Inschrift, worin vermutlich eine gemeinschaftliche Widmung zu einem Cultuszwecke angedeutet war, während hier nur Name und Rang der Dedicatoren verzeichnet steht.[1]

B.

Die zweite Inschrift befindet sich rings um ein mittleres grosses Kreuz auf dem inneren Boden zweier Schalen. Die Inschriften auf beiden Schalen



a *b*

stimmen bis auf geringe Abweichungen mit einander überein, wie die hier beigefügten genauen Copien zeigen. (Fig. *a*, *b*.)

[1] Wir wollen hier zum Schlusse unserer Erläuterung noch beifügen, was Dietrich von dieser Inschrift gesagt hat (w. o. p. 179). «Mir scheint die Inschrift . . . durch ungehörige Interpunction aus einer im barbarischen Griechisch geschriebenen Anrufung Gottes, als des Allweisen, alles verbindenden Lebens entstellt zu sein, die etwa durch ihren Gebrauch als Zauberformel zu der verwilderten Gestalt kam, in der so viele Zaubersprüche vorliegen.» — Nach dem bisher Gesagten ist es wohl unnötig etwas gegen diese Erklärung zu sagen. Ebenso unnötig scheint es die Erklärung Arneth's (Gold- und Silbermonum. p. 2) zu widerlegen, der die Inschrift einem jazygischen Stammeshäuptling aus dem zehnten Jahrhunderte zuschreibt, wenn auch ein Gelehrter von dem Range Mommsen's ihm (beiläufig) Recht giebt. (Mommsen Mitteil. der ant. Gesellschaft in Zürich 1853. VII. Die nordetruskischen Alphabete etc. p. 119 u. s. f.)

Die Schrift besteht aus griechischen Capital- und Cursivbuchstaben von unsicherem Charakter. Die Unbestimmtheit geht so weit, dass das sechsmal vorkommende A auch sechs verschiedene Formen hat; das O kommt viermal vor und jedesmal in anderer Form, das Y erscheint in zwei Formen u. s. w.

Diese Inschrift mag also zu solcher Zeit und im Kreise eines solchen Volkes verfasst worden sein, wo der Charakter der griechischen Schrift schwankend war, und der Verfasser jene Formen des griechischen Alphabetes nicht genügend kannte, die in classischen Culturgegenden allgemein in Gebrauch standen.

Von einigen Buchstabenformen gilt dasselbe, was bei der ersten Inschrift zu constatiren war, so vom A, Є und C. Die Formen dieser Buchstaben machen es wahrscheinlich, dass diese Inschrift aus der Zeit des Früh-Mittelalters, aus dem IV—V. Jahrhunderte stammt.

Diese Zeitannahme finden wir bereits bei Arneth und Dietrich, und es ist ihnen darin beizustimmen.

Auch darin stimme ich mit den beiden Vorgängern überein, dass das in der Mitte der Schale eingravirte Kreuz für den christlichen Ursprung der beiden Schalen zeugt. Die Form dieser Kreuze ist die in den ersten Jahrhunderten im Orient gebräuchliche. Für die Ausweitung der Arme und den dreiblätterigen Abschluss derselben findet sich unter den ungarländischen Funden aus der Völkerwanderungszeit eine Analogie in dem Funde von Ozora.[1] (VI. Jahrh.)

Ausser diesen Mittelkreuzen befindet sich in der Inschrift selbst noch ein anderes christliches Symbol, nämlich das Monogramm Christi.

Dieses Symbol wurde bisher nicht bemerkt, und dies war offenbar mit eine der Ursachen, warum es bisher noch nicht gelungen war, die Inschrift richtig zu lesen und zu erklären.

Das Monogramm Christi besteht hier aus einer Combination des Kreuzes und des Buchstaben P.

De Rossi hat nachgewiesen, dass diese Form von der Mitte des vierten Jahrhunderts bis zum Beginne des sechsten Jahrhunderts in Gebrauch stand.[2]

[1] Die Abbildung des Ozoraer Kreuzes siehe Magyar Régészeti Emlékek. II. Bd. 2. Teil. p. 123.

[2] Der Klausenburger Sarcophag stammt wahrscheinlich noch aus den Jahrhunderten der Christenverfolgungen. (Corp. Inscr. III. 866.) Unter der Inschrift ist die gewöhnliche heidnische Formel S(it) T(ibi) T(erra) L(evis) und das geheime christliche Symbol, das Christusmonogramm beigefügt. Dr. Béla Czobor giebt auf Grundlage der Rossi'schen Forschungen die Formen des Christusmonogrammes von Jahrhundert zu Jahrhundert, Arch. Értesítő Bd. XIII. p. 174, woselbst er auch das im Nationalmuseum befindliche Bronzemonogramm publicirt, das ungefähr derselben Zeit, wie unsere Schale zu entstammen scheint.

Wenn wir das Monogramm zur Zeitbestimmung der Schalen heranziehen, so können wir auch hieraus im Vereine mit den übrigen Indicien auf eine etwas spätere Zeit als das vierte Jahrhundert, also etwa auf das fünfte Jahrhundert schliessen.

Das Monogramm ist wahrscheinlich deshalb bisher nicht erkannt worden, weil der Buchstabe P ein wenig unregelmässig geformt ist, indem der kreisförmige Ring nach unten offen steht. Auch die Kreuzarme sind bei dem einen Monogramme nicht gerade, sondern gekrümmt. Diese kleinen Unregelmässigkeiten mögen uns nicht überraschen, denn sie passen zu dem Unverstande, mit welchem die ganze Inschrift eingravirt wurde.

Damit jedoch jeder Zweifel über die Bedeutung dieses Symbols schwinde, empfehle ich eine Zusammenstellung der seit dem fünften Jahrhunderte auf byzantinischen Münzen fast ununterbrochen erscheinenden Christus-Monogramme, die fast durchgehends uncorrect und oft kaum verständlich sind.[1]

Bei Lesung der Inschrift hat Dietrich insoferne das Richtige getroffen, als er wahrnahm, dass dieselbe dort zu beginnen habe, wo die Buchstaben am grössten sind und am weitesten stehen, und dort endige, wo der Graveur die Buchstaben am kleinsten machte und aufeinander häufte.[2]

Nur dass Dietrich trotz dieser scharfsichtigen Bemerkung sich täuscht, indem er die Lesung beim zweiten Buchstaben beginnt und so gleich das erste Wort unrichtig liest. Das zweite Wort hat bereits Arneth richtig gelesen, ferner hat Arneth und nach ihm Dietrich noch das folgende Wort annähernd richtig gelesen; das Uebrige liess Arneth unerklärt und Dietrich, der in dieser Inschrift mit Gewalt einen Psalmvers finden wollte, hat alles Uebrige falsch gelesen.

Dietrich liest folgendermassen:[3] ΕΦΥDΑΤΟCΑΝΑΠΑΥCΟΝΚ ΕΙC ΤΟΠΟΝ ΧΛΟΗC ΚΑΘΙCΟΝ. Darin sieht er eine Variation des Psalmverses LXX. 23. 2, welcher lautet: εἰς τόπον χλοῆς ἐκεῖ με κατεσκήνωσεν ἐπὶ ὕδατος ἀναπαύσεων ἐξέθρεψεμε = «Neben den Gewässern möchte ich ruhen, und auf grünenden Auen mich niederlassen».

Ich halte die Lesung Dietrich's für falsch und empfehle die folgende:.[4]
☧ΔЄΑΥΔΑΤΟC ΑΝΑΠΑVCΟΝ Α(ΦΙ)Є ΙC Π(Α)ΝΤΟΝ ΑΜΑRΤΙΟΝ.

Den ersten Buchstaben nach dem Christusmonogramme halte ich für Δ. Die Gabelung des linksseitigen Striches und die Verlängerung der Grundlinie geschah nach meinem Dafürhalten nur zu ornamentalem Zwecke, etwa um den am Anfange der Inschrift stehenden Buchstaben hervorzuheben. Solche Gabelungen bemerken wir in der Inschrift des öfteren; so beim fünften Buch-

[1] Siehe Sabatier w. o.
[2] Dietrich p. 180. (Germania XI. 1866. Wien.)
[3] Dietrich w. o. p. 180.
[4] ( ) bezeichnen die fehlenden Buchstaben, ⁀ die Ligaturen.

staben (Δ) und beim zehnten (N), in geringerem Maasse beim vierzehnten Buchstaben und bei der horizontalen Linie des Christusmonogrammes der anderen Schale.

Ich setze voraus, dass ΔЄΑ = δέα statt ΔΙΑ = δία gebraucht ist.

Die Lesung von ΥΔΑΤΟC = ὕδατος unterliegt keinem Zweifel, dieses Wort haben bisher alle Erklärer gleichmässig gelesen.

Statt ἀναπαύσων lese ich ΑΝΑΠΛΥCΩΝ = ἀναπλύσων. Nach meinem Dafürhalten steht nämlich der fünfte Buchstabe des Wortes dem cursiven λ näher, als dem uncialen Α, denn bei keiner der verschiedenen Variationen des Α, die hier vorkommen, sind die beiden linken Seitenstriche zum rechten Grundstriche so gestellt. Die an den inneren Strich des Lambda angefügten zwei gekrümmten Linien könnte man noch am ehesten für den gekrümmten Rücken eines mit dem λ ligirten Є's halten, wenn die Inschrift so einen Sinn hätte. Nachdem aber eine solche Combination, wie es scheint, ausgeschlossen ist, halte ich diese beiden Bögen für Verzierungen.

Bei dem Worte Α(ΦΙ)ЄΙC = ἀφίεις beginnt der Raummangel sich fühlbar zu machen. Der Schreiber hilft sich mit einem Abkürzungszeichen. Wir finden noch an einer anderen Stelle eine Abbreviation, wo ein Punkt den Ausfall eines Vocales anzeigt. Hier bedeutet der lange Strich nach dem Α offenbar den Ausfall einer ganzen Silbe. Nur ein sehr gebräuchliches Wort in bekannter, gewöhnlicher Phrase konnte vernünftigerweise so abgekürzt werden. Ein solches Wort, auf welches wir in den Evangelien häufig stossen, ist das Wort ἄφεσις (Heilung, Befreiung), dessen Zeitwort ἀφίημι mit dem Genitiv construirt, etwas los werden, bedeutet.

Ich habe also hier die zweite Person sing. impf. ergänzt. Sollte jemand eine zutreffendere Ergänzung vorschlagen, so bin ich bereit sie zu acceptiren.

Π(Α)Ν͡ΤΩΝ = παντῶν. Der Graveur sah sich bereits in der Nähe des Christusmonogrammes; um nun noch für zwei Worte Platz zu finden, zwängte er das eine Wort in den Raum vor dem Monogramme, das zweite unterbrachte er hinter demselben. In seiner Verlegenheit placirte er sehr geschickt drei Buchstaben des Wortes vor dem Monogramme oben und zwei darunter, idnem er gleichzeitig den Vocal wegliess und den Ausfall durch einen Punkt anzeigte. Dieses kleine Zeichen beachteten die bisherigen Erklärer nicht, und doch steht dasselbe hier nicht zufällig, es kommt in beiden Inschriften genau an derselben Stelle und in derselben Form vor. Ohne dasselbe würden die beiden neben einander gestellten Consonanten ΠΝ keinen Sinn geben. Um anzuzeigen, dass die zweite Silbe dazu gehört, hat der Graveur diese zwei Buchstaben über den ersten Buchstaben der zweiten Silbe placirt, und um jeden Zweifel zu vermeiden, hat er noch den horizontalen Strich des Τ auf der linken Seite mit dem linken verticalen Striche des Π verbunden. Solche und noch viel verwickeltere Ligaturen kommen auf den byzantinischen und

gothischen Münzen des IV—VIII. Jahrhunderts häufig vor.[1] Die des Lesens Kundigen waren damals daran gewöhnt; was dem heutigen Leser als Unvernunft erscheint, war zur Entstehungszeit unserer Schale allgemeiner Gebrauch. Der Graveur konnte mit Sicherheit annehmen, dass eine solche Ligatur gemeinverständlich sei. Die zwei Endbuchstaben des Wortes sind wie gewöhnlich so placirt, dass der Vocal unten, der Consonant darüber steht.

Die eigentümliche Orthographie des Graveurs erlaubt sich überall, wo die Grammatik ein Omega fordern würde, ein kurzes Omikron zu setzen; so geschah es beim Zeitworte (part. fut.) beim Adjectiv (gen. pl.) und wie wir sehen werden, auch beim letzten Hauptworte (gen. pl.).

$\widehat{AM}ART\widehat{IO}N$ = ἁμαρτίων. Hinter dem Monogramme war der Raum bereits durch das Anfangswort in Anspruch genommen. Wenn der Graveur die Inschrift nicht sinnlos lassen wollte, war er gezwungen, das letzte Hauptwort, welches zum vorhergehenden Adjective unbedingt notwendig war, über die schon dort befindlichen Buchstaben zu stellen.

Nur dieser Raummangel kann die den Buchstaben des letzten Wortes angetane Gewalttätigkeit, dieses jeder vernünftigen Anordnung widersprechende Vorgehen, erklären. Hier haben wir es nicht mehr nur mit Ligaturen zu tun, sondern die natürliche Stellung einiger Buchstaben ist verdreht, und bei Einzelnen finden wir sogar Verstümmelungen. Eine solche Vergewaltigung war wohl nur bei einer bekannten Spruchformel einigermassen zu entschuldigen, die Jedermann auswendig kannte und sich ergänzen konnte, wenn er nur über die ersten Worte hinaus war. Uns Modernen fehlt diese Vorbedingung, selbst tiefeingeweihten Pal ographen, wie Dietrich, fehlte sie; deshalb ist eine kurze Erklärung jedes einzelnen Buchstaben angezeigt, um die vorgeschlagene Lesung plausibel zu machen.

Der erste Buchstabe ist ein cursives μ, an dessen ersten Strich innen eine kurze Linie angelegt ist, wodurch die Ligatur des Alpha und μ charakterisirt wird. Das zweite Alpha ist verstümmelt, es fehlt die wagrechte oder schräge Verbindungslinie. Von dem R ist nur der rechtsseitige Teil vorhanden und auch dieser mehr symbolisch als wirklich. Als den linksseitigen vertikalen Strich des R dachte sich der Graveur offenbar den rechten Seitenstrich des grossen Δ. In griechischen Inschriften kommt wohl ein römisches R nicht vor, aber einem an gothische Runen gewöhnten Graveur lag ein solches R unschwer zur Hand; denn das R der alten Runen steht dem römischen R nahe und noch näher das R aus dem Alphabete des Ulphilas.[2]

Der folgende Buchstabe ist ein griechisches cursives τ, dessen oberer Horizontalstrich einfach vertikal gestellt ist. Eine ähnliche Verstellung findet

[1] Siehe Sabatier's oft citirtes Werk Monnaies byzantines.

[2] Vrgl. Krafft: Die Kirchengesch. der germanischen Völker. Tafel zu p. 241 und andere Runentafeln.

sich auf Münzen, die aus byzantinischen Prägestätten stammen, ziemlich häufig.

Der Buchstabe I ist in verstümmelter Form an das nachfolgende O gesetzt. Nur eine Vergleichung der beiden Inschriften überzeugt uns, dass wir es hier beim O mit einer absichtlichen Ligatur und nicht mit einer Zufälligkeit zu tun haben. Der letzte Buchstabe N steht nur schräge, sonst ist derselbe deutlich genug erkennbar. So haben wir hier das Wort αμαρτιον = ἁμαρτίων, welches der ganzen Formel den richtigen Sinn giebt.

Dieser wäre nach meiner Lesung etwa folgender: Wenn Du durch (das) Wasser dich reinigst, wirst Du befreit von allen Sünden.

Der Gebrauch des Futurums macht den Hauptsatz zu einem hypothetischen. Ein solches Predigerwort, das die Missionäre in Gothien, Hunnien und Gepidien sicherlich häufig verkündeten, war gewiss auch die beste Inschrift für Schüsseln, die durch das Kreuz als Taufbecken charakterisirt sind.[1]

Mit Goldschüsseln hat man sicherlich auch in jener goldreichen Zeit die übertretenden Heiden nicht häufig getauft. Reiche fürstliche Sprossen müssen es gewesen sein, die, wie die Schnalle zeigt, diese kostbaren Gefässe noch während ihres Wanderlebens für profane Zwecke angeschafft hatten, und die Inschrift, sowie das Kreuz wurden erst später mit Punzen eingeschlagen, wahrscheinlich gelegentlich ihrer Bekehrung und Taufe.

C.

Ausser den hier behandelten Inschriften finden wir auf vierzehn Stücken des Schatzes, teils eingeschlagene, teils blos eingeritzte Inschriften, Worte, Buchstaben oder andere Zeichen, die wir der leichteren Uebersicht halber alle auf einer Tafel vereinigt in getreuen Copien wiedergeben. (Seite 69.)

Die eingeschlagenen Buchstaben und Zeichen sind auf unserer Tafel mit doppelten Contouren, die eingeritzten Buchstaben und Zeichen aber nur mit einfachen Linien dargestellt. Die den Zeichnungen unten beigefügten Nummern verweisen auf das Stück, auf welchem sich die betreffenden Inschriften befinden, und da gerade diese rätselhaften Inschriften verhältnissmässig am häufigsten behandelt wurden, gebe ich hier eine kurze Uebersicht und füge die entsprechenden Nummern von Arneth, Sacken-Kenner und Dietrich bei.

[1] Mit richtigem Gefühle nannte der Anonymus des Szeremley diese Schalen schon im Jahre 1847 «Taufschalen». Magy. Hajdan és Jelen. Bd. I p. 4—5. — Auch Arneth und Dietrich, sowie spätere Erklärer haben bereits den Schatz mit Neugetauften in Verbindung gebracht.

Unsere Tafel.	*Arneth's Tafel.*[1]	*Sacken-Kenner's Tafel.*[2]	*Dietrich's Tafel'n*[3]
1. *a. b.* auf Schale Nr. 8	G. V. 29.	Nr. 6.	Nr. 9.
2. auf dem Trinkgefässe Nr. 17	G. II. 15.	—	« 1.
3. « der Schale Nr. 9	G. V. 21.	—	« 3.
4. « dem Becher Nr. 22	G. VIII. 199.	—	« 2.
5. *a. b.* auf der Schale Nr. 10	G. V. 19	Nr. 12.	« 4.
6. *a. b.* « dem Becher Nr. 23	G. VIII 231.	« [1]6.	« 5.
7 8. 9. « « Kruge Nr. 6	G. X. 233.	« 8. 9.	« 6. *a. b. c.*
10. *a. b.* « « « Nr. 3 u. 4	G. VIII. 11. 16.	« 5.	« 7. 8.
11. auf der Schale Nr. 15	G. VIII. 8.	—	« 10.
12. « « « Nr. 16	G. VIII. 3.	Nr. 7.	« 11.
13. 14. auf dem Kruge Nr. 5	G. X. N. 200.	« 13.	« 12. *a. b.*
15. auf dem Gefässe Nr. 11	G. VIII. 17. 10.	—	—
16. « « « Nr. 2	G. VI. 28.	Nr. 14.	—

Nur auf unserer Tafel und auf den von Steinbüchel vorbereiteten Arnethschen Tafeln sind die Buchstaben und Zeichen in ihrer ursprünglichen Lage und Form wiedergegeben, bei Sacken und Kenner sind die Rundungen der Zeilen gestreckt und auch die einzelnen Zeichen selbst nicht immer getreu wiedergegeben.

Eine motivirte Lesung gab bisher meines Wissens nur Dietrich. Er hält die Zeichen für Runen und liest gothische Namen und Sätze aus ihnen heraus. Indem ich auf seine ausführliche Begründung verweise,[4] begnüge ich mich mit der Wiederabe seiner Lesungen.

1. Die Inschrift der länglichen Schale Nr. 8 (1 *a*, *b* auf unserer Tafel)[5] erklärt er:

+ ARV(I)K + VAKAI + VAKN S(ê)L + S(a)TH

[1] Arneth: Gold- und Silbermonumente.

[2] Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets am Ende.

[3] Germania. B. IX vor p. 177.

[4] W. o. p 187—202, auf einer Tafel stellt er auch das Alphabet der Inschriften zusammen.

[5] Weder Dietrich, noch Sacken-Kenner, noch Arneth bemerkten, dass unter und neben den eingeschlagenen Buchstaben dieser Inschrift eingeritzte Zeichen stehen. Eine genaue Prüfung derselben ergab, dass diese Zeichen die Vorschrift für die Buchstaben sind, welche dann mit Punzen einzuschlagen waren. Es sind zwei Vorschriften sichtbar; beide Male von rechts nach links, was genügend begründet, dass die Inschrift von rechts nach links zu lesen sei. Die Ursache des *zweimaligen* Vorschreibens ist bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu erkennen. Wie die Zeichnung *a)* zeigt, standen in der ersten Vorschrift die Buchstaben enger, und die Inschrift hätte nicht den ganzen Raum ausgefüllt, weshalb auch der Vorschreiber die vier letzten Buchstaben und die beiden Kreuze nicht mehr einritzte. In unserer Zeichnung *a)* ist nur die erste Vorschrift und die eingeschlagene Inschrift wiedergegeben. Dagegen in der Zeichnung *b)* sehen wir die erste Vorschrift, die zweite (endgiltige) Vorschrift und die eingeschlagene Inschrift, diese Zeichnung ist also das Facsimile unserer Inschrift,

Dessen Sinn wäre:

Wache das Wachen gesättigt an Gutem.

2. Die Inschrift auf dem Horne (Nr. 2) bedeutet nach Dietrich einen Eigennamen.

GVNDIVAKRS = Gundiwak(e)rs oder Gundackers.

3. Derselbe Name wiederholt sich mit geringen Fehlern auf der Schale mit der griechischen Inschrift (Nr. 3), GVNDVAKRS.

4. Die Inschrift auf dem Boden des einen Bechers enthält mit geringen Abweichungen denselben Namen (Nr. 4).

5. Auf der zweiten Schale mit griechischer Inschrift ist dem Eigennamen noch ein zweiter eingeritzter Name beigefügt (5 *a*, *b*). Der Eigenname ist wieder GVNDIVAKRS, der zweite Name EKAS.

6. Auf dem Boden des zweiten Bechers ist eine Inschrift kreisförmig eingeschlagen und an diese schliessen sich eingeritzte Worte (6 *a*, *b*). Dietrich liest: GVNDIVAKRS hAKTHO AIVI. Die beiden letzten Worte würden bedeuten «Aevi stach» (ein die Runen).

Die bisherigen Inschriften liest Dietrich von rechts nach links.

7. Die drei Buchstabenreihen auf dem Boden des grossen Kruges mit den Reliefs liest Dietrich nebeneinander von links nach rechts (Nr. 7, 8, 9) folgendermassen:

IK ÔHSALA(h)AKTHO KÊS = ich ôhsala stach (das) Gefäss (ein).

8. Auf dem Boden der beiden Krüge ist eine Inschrift eingeritzt (10 *a*, *b*). Dietrich liest hier einen Namen: ARV(I)K = Arwik = Arvig.

9. Auf den zwei Henkeltassen wiederholt sich dieselbe Inschrift. Nach Dietrich's Lesung (Nr. 11, 12) AKENB = Akenb.

10. Auf dem Boden des fünften Kruges sind zwei Worte eingeritzt, nach Dietrich: VOLSI VAH = Volsi wog (das Gold).

Wer die Schwierigkeiten der Bestimmung älterer Runen kennt, wird sich nicht wundern, dass der erste ernsthafte Versuch, diese unsichern Schriftzeichen und Worte aus der noch nicht genügend festgestellten altgothischen Sprache zu erklären, nicht befriedigend ist.

Fernere Versuche werden wohl glücklicher sein und es bleibt den Gelehrten, welche sich specieller mit dem Studium der Runenschrift beschäftigen, überlassen, den Lautwert der in diesen Inschriften vorkommenden Runen endgiltig zu bestimmen.

Ihre Aufgabe wird es auch sein zu entscheiden, ob hier wirklich jedes einzelne Wort aus dem Gothischen zu erklären sei, oder ob nicht auch grie-

während *a)* nur zu leichterem Verständniss beigefügt wurde. Dietrich begründet das Wegbleiben der drei Vocale (i) (ê) (a) damit, dass für dieselben kein Raum mehr vorhanden war. Diese Annahme ist durchaus unbegründet, denn nach der ersten Vorschrift hätten nicht nur diese drei Buchstaben, sondern obendrein noch zwei andere Platz gefunden.

chische Worte vorkommen, welche *zum Teile* in Runenschrift gekleidet, erscheinen.

Letztere Annahme scheint mir nicht durchwegs abweisbar; zumindest für das Griechentum der breit eingeschlagenen Runeninschriften scheint mancher Umstand zu sprechen.

Vor Allem ist es sehr wahrscheinlich, dass die «Runeninschriften» Nr. 1, 2, 3, 4, 5 *a* und 6 *a* mit den zwei Taufinschriften gleichzeitig angefertigt wurden. Es stimmt die Art der Technik, das Einschlagen mit Punzen nach eingeritzter Vorschrift und so wie die beiden Taufinschriften bei aller Gleichartigkeit doch zweierlei Handzüge verraten, so kann man bei einiger Aufmerksamkeit auch in den sechs «Runeninschriften» gleichsam zweierlei Handschriften unterscheiden.

Derjenige, welcher in der Inschrift *(B)* die geraden Striche möglichst stramm einschlug, zog dieselben auch hier so fest (Nr. 1, 4, 6). Der Andere, welcher die von ihm kaum verstandenen griechischen Lettern möglichst dick, gekrümmt und verschnörkelt zur Darstellung brachte, tat dasselbe auch mit den rätselhaften Inschriften auf dem Boden etc. der Gefässe (Nr. 2, 3, 5).

Alle diese sechs Wörter sind mit einer gewissen Regelmässigkeit und nach Vorschrift, deren Spuren hie und da noch zu verfolgen sind, angefertigt; während die übrigen eingeritzten Zeichen und Worte ohne Regel und Gleichheit neben- und übereinander gestellt sind und so individueller Laune zu entstammen scheinen, wogegen erstere wohl die Rolle officieller Inschriften führen mögen und vermutlich mit der Inschrift auf den beiden Tassen im Zusammenhange stehen.

Diese Voraussetzung scheint durch die fünfmalige Anwendung des Kreuzsymbols als Abteilungszeichen in der Inschrift Nr. 1 (zur Gruppe *C*) bekräftigt zu werden.

Die Häufigkeit dieses Symboles macht also von vornherein die Annahme gerechtfertigt, dass auch hier eine Beziehung der Inschrift zu dem sacralen Zwecke des Gefässes, nämlich zur Taufe, bestehe und es wird in der Legende wieder ein auf die Heilkraft des Wassers bezüglicher Spruch stecken.

Auf Grund dieser Erwägungen schlagen wir denjenigen Fachgenossen, welche mit den früh-mittelalterlichen kirchlichen Ritualformeln genauer vertraut sind, als Schreiber dieser Zeilen, eine Lesung vor, wie etwa die folgende: + ΕΩΘV + XVEC + VΔPI + ND + das wäre: Ευτυχέης ὕδρι n. d. Die letzten zwei Buchstaben sind zwei regelrechte lateinische Buchstaben und könnten am Schluss der Formel N(omine) D(omini) bedeuten, was als stehende Abbreviation im Anschluss an einen griechischen Ritualtext ebensowenig anstössig erscheinen kann, als das XP in lateinischen Aufschriften.

Schwieriger ist es, die Vocal- und Consonantenveränderungen in der Inschrift zu erklären; classische Philologen werden dabei vermutlich mehr Ursache haben über Willkürlichkeit zu klagen als gothische Sprachforscher.

FACSIMILE DER INSCHRIFTEN VON DER GRUPPE C.

1a.

1b.

Auf der Schale Nr. 8.

2.

Auf dem Trinkhorne Nr. 7.

3.

Auf der Schale Nr. 9.

4.

Auf dem Becher Nr. 22.

5a. 5b.

Auf der Schale Nr. 9.

6b.

6a.

Auf dem Becher Nr. 23.

7.

8.

9.

Auf dem Kruge Nr. 6.

10a.

Auf dem Kruge Nr. 3.

10b.

Auf dem Kruge Nr. 4.

11.

Auf der Schale Nr. 15.

12.

Auf der Schale Nr. 16.

13.

14.

Auf dem Kruge Nr. 5.

15.

Auf dem Becher Nr. 11.

16

Auf dem Kruge Nr. 2

Letztere werden die Möglichkeit leicht zugeben, dass ein altgermanischer Graveur statt EV zu hören, EΩ oder EO hört und schreibt. Ferner, dass ein gothisches Ohr die tenues und Aspirata verwechselt, dass er statt T setzt Θ, statt X einen Spiritus asper vernimmt und dafür ein eigenes Schriftzeichen setzt, das dem griechischen Alphabete unbekannt war.

An einer unorthographischen Verwechslung von E und H wird sich Niemand stossen.

Ich setze die Erklärungsversuche nicht fort, sondern überlasse sie, wie es auch natürlich ist, den Philologen und bin bereit, im Falle besserer Gegenbegründung, meine Erklärung der Inschrift 1. C. fallen zu lassen.

Sie stehe hier nur als Beweis dafür, dass auch auf Wegen, die von den Dietrich'schen abweichen, möglicherweise ein endgiltiges Resultat erzielbar ist.

Sicher ist zur Stunde nur die Gleichzeitigkeit der Inschriftgruppen B. und C.

Diese Gleichzeitigkeit ist ein wichtiger Stützpunkt für die Feststellung, dass jene vierzehn Stücke,[1] auf denen sich die gemeinten Inschriften befinden, zur Zeit der Anfertigung der Inschriften schon beisammen waren, und so gewähren diese unbekannten Zeichen sogar in ihrer rätselhaften Stummheit einen gewissen Nutzen.

Unter diesen vierzehn Stücken gibt es zwei, (die Henkelschüsseln Nr. 15 und 16), deren stilistische Verwandtschaft mit der unter A. behandelten Inschriftsschale so zweifellos ist,[2] dass dieselben sicherlich aus einem gemeinsamen Atelier stammen.

Daraus folgt von selbst, dass die unter B. und C. erwähnten Schalen und Krüge bereits alle im Besitze der gepidischen (?) Fürsten Bouela und Boutaoul waren. In diesem Falle wäre die Annahme nicht unwahrscheinlich, dass die unter B. behandelten zwei Taufschalen für die Taufe dieser beiden Fürsten dienten. Das zweieinige Besitztum des Schatzes macht es sodann auch verständlich, warum so viele Krüge, Schalen und Schüsseln in dem Funde doppelt vorkommen;[3] es war ein gemeinschaftlicher Schatz der beiden Fürsten.

Dr. Josef Hampel.

[1] Diese sind nach der im I. Capitel gegebenen Uebersicht: Krug Nr. 2, 3, 4, 5, 6, die längliche Schale Nr. 8, die runden Schalen Nr. 9 u. 10, der Pokal Nr. 11, die Henkelschüsseln Nr. 15 u. 16, das Trinkhorn Nr. 17 und die zwei Becher Nr. 22 u. 23.

[2] Ueber den Stil siehe weiter unten Cap. III.

[3] So die Krüge Nr. 3 u. 4, die Schalen Nr. 9 u. 10, die Becher Nr. 11 u. 12, die stierköpfigen Schalen Nr. 13 u. 14, die Henkelschüsseln Nr. 15 u. 16 und die Pokale Nr. 22 u. 23. Wenn wir annehmen, dass alle Stücke doppelt waren, so fehlen 11 Stücke des Schatzes, die entweder bei der Auffindung, oder schon in alter Zeit verloren gingen.

HERALDIK.

EIN STAMMBUCH AUS DEM ANFANGE DES XVII. JARHUNDERTS.

Der besondern Gefälligkeit des Herrn Directors Stephan v. Szilágyi verdanke ich es, den Inhalt eines kleinen Büchleins veröffentlichen zu können, welches nicht verfehlen dürfte, in der eigenen Heimat wie im Auslande ein genügendes Interesse der Sachverständigen zu erregen. Es ist dies ein Stammbuch (Liber amicorum) aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts, welches um die besagte Zeit von Martinus Weigmannus, einem geborenen Ungarn aus Bartfeld, angelegt, im Jahre 1838 von Caspar Tar dem ref. Lyceum zu Maramaros-Szigeth als Geschenk übergeben wurde, woselbst es gegenwärtig sub F. XI. 49 aufbewahrt erliegt.

Dieses Stammbuch, in rothem Schweinsleder gebunden, wohl erhalten und in bequemem Taschenformat, enthält auf den zwei ersten Seiten einige handschriftliche Verse über den Wert und über den Sinn von derlei Sammlungen, auf pag. 3 die Widmung des schon oben genannten Caspar Tar, auf pag. 4 endlich eine Einleitung, gleichfalls in Versen, von F. Johann Bocatius, — «Ad Dom. Lectores et Inscriptores».

Es folgen die Eintragungen. Diese bestehen aus Sprüchen in gebundener wie in ungebundener Form, meist in lateinischer, häufig in griechischer, seltener in deutscher, sporadisch auch in hebräischer Sprache, welchen stets die volle (leider hie und da auch ganz unleserliche) Namensunterschrift sammt Ort und Datum folgt. Einigen dieser Eintragungen ist das Geschlechtswappen des Inscribenten beigefügt, mit welch' letzteren allein ich mich hier befassen will, die Bekanntmachung anderer interessanter dort enthaltener Momente einer späteren Gelegenheit überlassend.[1]

Wappen I.: Geviert von G. und B. mit # Mittelschilde, darin drei aus dem linken Seitenrande wachsende s. Spitzen; dann 1 und 4 ein einwärts gekehrter gekrönter b. Greif, 2 und 3 ein einwärts gekehrter doppelschwänziger g. Löwe. — Zwei Helme: I. Zwischen abwechselnd von # und S. geteilten Hörnern, der gekrönte b. Greif links gehehrt, die Krone hier besteckt mit einem von S. und R. gevierten Ballen, aus welchem drei # Straussenfedern wachsend. — Decken: bg. — # s. II. Hinter dem gekrönten Löwen von Feld 2 und 3 — ein mit s. Herzen bestreuter # Flug. — Decken: # s. — bg.

[1] Zeichen Erklärungen: *g* = Gold oder gelb. — *s (w)* = Silber oder weiss. — # Schwarz. — *b* = Blau. — *r* = rot. — *gr* = Grün. — *n* = natürliche Farbe.

NB. Die *erst*gerufenen Deckenfarben von Helm I. und II. erscheinen oben, die letztgerufenen unterhalb angebracht; die Absicht des Zeichners tritt klar hervor, einen Teil der Decke des einen Helmes (hinter dem Schilde heraus) stets auch für den Nachbarhelm zu verwenden. Die Decken sollen also wohl richtiger also bezeichnet werden: rechts: bg. — links: # s.

Dieses Wappen, in seinen äusseren Formen dem Style des Jahrhunderts entsprechend, hat nichtsdestoweniger in den Einzelheiten sowie in der Technik die Fühlung mit der Periode der *lebenden* Heraldik beibehalten und ist durchwegs meisterhaft ausgeführt.

Es erscheinen die Unterschriften des Caspar (Magnus?) und des Carolus Richardus Minckwitz Freiherrn v. Minckwitzburg (Minckhuitz B. in Minkhuitzburg) d. d. 3. October 1602.

Mir unbekannt, ob dieses Wappen edirt.

II. In von B., R., G. und S. geviertem Schilde, auf gr. Dreiberge gegen einander gekehrt, ein gekrönter Greif und ein gekrönter Löwe, beide in verwechselten Farben, und mit den Vorderkrallen (Pranken) eine w. Burg mit offenem gewölbten Tore gemeinschaftlich haltend. — Kleinod: Die Schildfigur. — Decken: bg. — rs.

Unterschrift d. d. 11. Februar 1603 des Marcus Horváth (Horuath) aliter Stansith de Grádecz.

Das *complette* Wappen *sammt Farben*, wie dasselbe hier von kundiger Hand ganz vorzüglich und packend für den Kenner (wenn auch nicht so reich mit Metall touchirt wie Nr. I.) vorgeführt erscheint, ist unedirt; es kommt daher das Wappen dieses (ursprünglich croatischen) Adelsgeschlechtes, bei Nagy Iván Magyarország Családai etc., auf pag. 149 des V. Bandes, zu ergänzen und zu berichtigen.

III. In S. ein r. Schrägbalken. — Kleinod: offener s. Flug, beiderseits belegt mit dem r. Schräg- (resp. Schräglinks-) Balken. — Decken: rs.

Unterschrift d. d. 23. Juni 1603 des Christoforus Freiherrn von Rappach. Dieses Geschlecht war 1687 im Besitze des ungarischen Indigenats.

Fleissige Malerei, reich mit Gold damascirt. — Decken ohne Verständniss entworfen.

IV. In B. ein g. Balken, oben von fünf, unten von drei aufrechten s. Rauten begleitet. — Kleinod: S. Kugel, besteckt mit drei # Straussenfedern — und auf einem g. bordirten viereckigen Kissen ruhend. — Decken: bs.

Unterschrift d. d. 13. September 1606 des Lazarus Schwendi.

Schweizer Uradel. — Das Porträt des kais. Feldherrn Lazarus Frhr. Schwendi v. Hohenlandsperg, siehe; «Magyar Tört. életrajzok», 1884/85. III.

V. Geviert mit s. Mittelschilde, darin ein doppelschwänziger gekrönter s. Löwe mit g. Halsring und rückwärts daran befestigter g. Kette; dann 1 und 4 in # drei (2, 1) g. Korngarben, 2 und 3 in S. ein r. Balken. Drei

Helme: I. Eine g. Korngarbe, pfahlweise gestellt. Decken: # g. II. Der Löwe des Mittelschildes wachsend. Decken: # g. (richtiger wohl: rs.?). III. Flügel, gezeichnet wie Feld 2 und 3. Decken: rs.

Unterschrift d. d. 1606 des (Erfrid?) Freiherrn v. Puchheim.

Das gleiche Wappen befindet sich auf der Deckplatte der Jurišić-Gruft in der St. Jacobskirche zu Güns. (Siehe: Chernel K. Köszeg sz. kir. város jelene és multja I.)

Freiherr v. Hoheneck (Joh. G. Die löbl. Herrn Herrn Stände dess Erzherzogthumb Oesterreich ob der Enns, Passau 1727) bringt zwei Wappenvarianten dieses berühmten, später in den Grafenstand erhobenen alten Geschlechtes, aus welchem Johann Friedrich und Johann Christof Rgrafen v. Puchheim (Puchhaimb, Buchheim) d. d. 1638 — Gesetz-Art. 73 — das ungarische Indigenat erhielten und im Jahre 1649 den Eid ablegten.

Die ältesten mir bekannten Puchheim-Wappen in Farben befinden sich auf Blatt 2(a) des «Sancti Christophori am Arlperg Bruederschaft Buech» dieses höchst merkwürdigen Codex picturatus (begonnen mit dem XIV. Jahrhunderte), welcher gegenwärtig im k. k. Haus-Hof- und Staats-Archive zu Wien sub: Tyrol, loc. 99/100 verwahrt wird.

VI. In B., auf g. Blätterkrone pfahlweise gestellt, der # Flügel und g. Fuss eines Adlers, in der rechten Oberecke von einem g. Halbmonde, in der linken Oberecke von einem achteckigen g. Sterne begleitet. — Kleinod: zwei b. Straussenfedern. — Decken: bg.

Unterschrift d. d. 1612 des Michael Saffaryth (Scrimae Caes. Mattis in Partibus Regni Hungar. fiscalis).

Bernhard Sapharics (auch Safarics, Safarich) erhielt von König Ludwig II. d. d. 1517 als Haupterwerber, Georg und Stefan Sapharics aber (des ersteren Brüder?), sowie Georg Zalathnok, als Nebenerwerber einen ungarischen Adels- und Wappenbrief, und soll dieses Geschlecht nach Nagy Iván (Magyarország Családai XI, 51—52) erloschen sein. — So nahe die Vermutung liegt, können wir in Ermanglung von Beweisen eine erwiesene Abstammung des obigen Michael von den hier aufgeführten Adelserwerbern nicht aussprechen. (Wappen: unedirt.)

VII. In von B. und R. geteiltem Schilde oben ein doppelschwänziger g. Löwe schreitend, in der erhobenen Rechten einen Bergwerkshammer mit g. Stiele haltend, unten über spitzem s. Dreifelsen zwei mit ihren g. Stielen in ihrer Mitte gekreuzte Bergwerkshammer. — Kleinod: Der Löwe wachsend. — Decken: rs. — bg.

Unterschrift d. d. 1606 des Michael Schönleben.

Mittelmässige Ausführung. — Dieses Geschlecht ist mir unbekannt.

VIII. In G. ein von R. und Gr. (sic!) geteilter doppelschwänziger Löwe. — Kleinod: Der Löwe wachsend. — Decken: rg.

Unterschrift d. d. 1605 des Wolff v. Schönberg (Schonbergh).

Sächsischer Uradel, noch gegenwärtig im einfachen Adels-, sowie im Freiherrnstande, in einer Linie auch in Ungarn, blühend. Das oben beschriebene Wappen wird unverändert fortgeführt, und basirt sich die heraldisch höchst ungewöhnliche Tingirung des Löwen auf Wappensage. Das Kleinod ist oben *nicht* ganz correct gegeben und soll richtig heissen: Kopf und Hals des Löwen. Eine wiederholt in verschiedenen Werken hervorgehobene Zusammengehörigkeit mit dem ungarischen Geschlechte v. Sembery mit dem Löwenwappen, ist wohl urkundlich nicht erwiesen. Bernhard v. Schönberg gab die Geschichte seines Geschlechtes heraus (Leipzig, 1878), ein nach Inhalt und Ausstattung gleich mustergiltig anerkanntes Werk.

IX. In Gr. ein flugbereiter # Adler, mit den g. Krallen auf dem Rücken eines n. Hasen stehend und mit dem g. Schnabel gegen die Stirnseite des letzteren strebend. — Kleinod: Der Adler. — Decken: rs. — bg.

Unterschrift d. d. 6. Juni 1609 des Georgius Szabó (Zabó).

Die Schildfigur ist mit vielem Schwunge gezeichnet; alles übrige, insbesondere die Decken, geschmacklos gehalten.

X. In S. eine w. Backsteinmauer, besteckt mit einem g. Nesselblatte. — Kleinod: Von S. und # wechselweise geteilte Hörner, Mündung und Aussenseiten besteckt mit je drei g. Nesselblättern. — Decken: # s.

Unterschrift d. d. 21. März 16.. des Bernhardus Geijman in Gelspach.

Mir unbekanntes Geschlecht.

Geschmacklose Ausführung bei fleissiger Arbeit.

XI. In von B. und R. geteiltem Schilde ein feuerspeiender gr. Drache, einen n. Löwen zu Boden drückend. — Kleinod: Der Drache wachsend. — Decken br.

Unterschrift d. d. 16.. des Jacobus Grif aus Kronstadt in Siebenbürgen.

Wir haben es hier zweifellos mit einem «redenden» Wappen zu tun. Der Greif wurde früher (im übrigen auch gegenwärtig noch hie und da) häufig mit dem Drachen verwechselt.

Diesen Jacobus Grif, ein Siebenbürger Sachse (er nennt sich selber: «Saxo-Transylvanus»), finden wir d. d. 1601 noch einmal in diesem Stammbuche eingetragen.

Das Geschlecht Griff (Greif), sowie das oben beschriebene Wappen, welches sich nur allein durch die Frische seiner Farben vorteilhaft präsentirt, ist unedirt. Vgl. die Abstammung und das Stammwappen der Freiherrn von Luzénszky de genere Griffo, bei Nagy Iván, l. c, 206.

XII. Von B. und R. geviert; 1 und 4 eine g. Eichel, 2 und 3 eine links gekehrte s. Mondessichel. — Kleinod: offener Flug, rechts b. und belegt mit der Eichel, — links r. und belegt mit dem Halbmonde. — Decken: bg. — rs.

Unterschrift d. d. 26. April 1604 des Jacobus Aiching.

Sorgfältige Malerei, frisches und schönes Colorit.

XIII. Von B. und S. geteilt; oben ein g. Greif (schreitend), unten zwei r. Balken, darüber eine bis an die Teilung reichende, mit einem sechseckigen b. Sterne belegte g. Spitze. — Kleinod: zwischen rechts von G. und B., links von S. und R. geteilten Hörnern der Greif wachsend. — Decken: bg. — rs.

Unterschrift d. d. 7. Mai 1604 des Christophorus Pertinger aus Pressburg.

Fleissige Ausführung, schöne Farben; die Formen ohne Geschmack. (Unedirt.)

XIV. Am Fussrande eines Dreiberges kniend, eine bärtige Männergestalt mit betend gefalteten Händen, in langem Talare, das Haupt bekränzt mit einem Lorbeerkranze, welch letzterer von dem Schnabel eines hinter der knienden Gestalt auf dem Gipfel des Dreiberges stehenden flugbereiten Schwanes gehalten erscheint. — Kleinod: zwischen zwei mit ihren bekränzten Schaftenden gegen einander strebenden Fahnen, von welchen die rechtsseitige mit einem gekrönten Doppeladler und dann mit einem sechsstraligen Sterne, die linksseitige aber mit einem Halbmonde und einem Sterne belegt erscheint, eine Lilie.

Unterschrift d. d. Kaschau, 20. Jänner 16 . . des F. Johann Bocatius.

Johann Bocatius (auch Bocatio), vorm. Bock, geb. 1549 in der Lausitz, Ende des XVI. Jahrh. Professor in Eperies, dann in Kaschau, sowie endlich Bürgermeister dieser genannten Stadt, wurde in Ansehung seiner erworbenen vielseitigen Verdienste als Pädagoge und Gelehrter von König Rudolf d. d. Prag, 12. August 1598 in den ungarischen Adelstand erhoben. Der Original-Wappenbrief befindet sich im Stadt-Archiv von Leutschau. Dieses Geschlecht dürfte nach Nagy Iván, II. 128, erloschen sein.

Das oben beschriebene in Holz gerissene Wappen *ohne Farbenangabe* ist unedirt. Die Farben nach d. Orig. siehe Siebmacher, ungar. Adel. III.

XV. In S. ein # Ochsenkopf. — Kleinod: Hörner, von S. und # wechselweise geteilt. — Decken: # s.

Unterschrift d. d. April 1604 des Loth(ar?) von Weissenbach.

Gefällige Darstellung, mit Silber damascirt, mit Gold touchirt.

XVI. In G. ein r. Balken, oben von zwei, unten von einem r. Ringe begleitet. — Kleinod: G. Brackenrumpf, den Hals belegt mit der Schildfigur. — Decken: rg.

Unterschrift d. d. 1605 des Wilhelmus v. Kalkum, genannt Lohhausen.

Diesem Wappen ist ein gewisser Schwung nicht abzusprechen.

XVII. Altdeutsch gekleidete Männergestalt mit nach rechts abflatternder Stirnbinde, mit beiden Händen den Rachen eines n. Löwen aufreissend und mit dem rechten Fusse denselben zu Boden drückend. — Kleinod: Altdeutsch gekleidete Frauengestalt mit nach links abflatternder Stirn-

binde, in der erhobenen Rechten einen Löwenkinnbacken mit spitzen Zähnen aufrecht haltend, die Linke in die Seite gestützt.

Schwungvolle Bleistiftskizze ohne Farbenangabe.

Unterschrift d. d. 7. Mai 1604 des Simon Massa junior aus Kronstadt in Siebenbürgen. — In Nagy Iván, Magyarország Családai ec. VI. 357, finden wir ein erloschenes Geschlecht Massay (auch Massai), welches noch in der Mitte des XVI. Jahrhundertes urkundlich auftritt und italienischen Ursprunges gewesen sein soll. Die Aehnlichkeit des jedenfalls seltenen Geschlechtsnamens lässt die Vermutung einer Zusammengehörigkeit aufrecht. (Wappen unedirt.)

XVIII. In B. auf g. Blätterkrone ein n. Pelikan, mit dem Schnabel seine Brust ritzend und mit dem heraustropfenden Blute seine drei Jungen atzend. — Kleinod : Die Schildfigur. — Decken : rs. — bg.

Unterschrift d. d. 16. Jänner 1616 des Joannes Kraus de Lublo (Illmo Dño Dño Comiti Regni Hungár Palatino a secretis). (Unedirt.)

Dies sind die eingemalten Wappen, welche ich in diesem Stammbuche vorgefunden und von denen ich blos drei vorzuführen unterlassen habe. Viele Unterschriften bedecken ausserdem die Blätter des kleinen Büchleins, wobei das Bedauern recht lebhaft sich geltend macht, dass gerade die Thurzó, Thököly, Melith etc. es unterlassen, den Unterschriften zugleich auch ihre Geschlechtswappen beizufügen.

Dass auch in *diesem* ungarischen Wappenalbum — in dem zweiten, das ich so glücklich war, in rascher Aufeinanderfolge beschreibend vorführen zu können — wieder ein Ahnherr eines gerade auf dem Felde der historischen Hilfswissenschaften so tätigen ungar. Gelehrten sich zu verewigen für gut fand, hat mich angenehm berührt. Mit der Signatur des Adelsrichters vom Liptauer Comitate (d. d. 6. März 1616), Georgius Fejérpataky, wird nämlich die Reihe der Eintragungen beschlossen.

Dass die eingemalten Wappen des heute besprochenen Buches einen ungleich höheren Werth haben, als wie diejenigen von mir im Turul, III. 1885. I. 41—44 beschriebenen, aus dem Album der Marianischen Congregation zu Unghvár (1636—1756), braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden; sie haben das höhere Alter, d. h. die *bessere* heraldische Periode und die fast durchwegs gute, teilweise sogar *meisterhafte* Ausführung für sich.

Und nun sei es mir zum Schlusse noch gestattet, das Wappen eines ungarischen Geschlechtes vorzuführen, das einzige, welches ich bis nun, trotz jahrelangen Forschens, im Stande war, in einem *nicht* ungarischen Stammbuche aufzufinden.

Geviert von R. und B. 1 ein # gewaffneter w. Schwan, 2 ein g. (Metallzeichen, Hausmarke ?), 3 ein mit den Hörnern nach aufwärts strebender Halbmond, oberhalb begleitet von einem sechseckigen g. Sterne,

4 zwei von einander gekehrte s. Pfeilspitzen. — Kleinod: Drei w. Straussenfedern. — Decken: rs. — bg.

Dies ist das Wappen von Lucas und Gabriel Nemeth de Jelna, eingetragen Strassburg d. d. 15. Mai 1620 in das Stammbuch des Ulrich Freiherrn v. Kheynach. GÉZA VON CSERGHEÖ.

DIE UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE BIS 1711.

Seit David Czvittingers im Jahre 1711 zu Altdorf herausgegebenem «Specimen Hungariæ Literatæ» bearbeiteten im verflossenen Jahrhunderte zahlreiche Gelehrte das Gebiet der ungarischen Literaturgeschichte. Wir erwähnen nur die erfolgreichen Bemühungen von Peter Bod, Josef Benkő, Alexius Horányi, Stefan Veszprémi, Jeremias Georg Haner, Johann Seivert, Johann Molnár und Paul Wallaszky. Es war jedoch diese Literaturgeschichte blos Gelehrtenbiographie, mehr Material als Geschichte, und die Werke der erwähnten Verfasser characterisirt mehr der patriotische Eifer, als kritische Sorgfalt. Trotz dieser Mängel sind dieselben wertvolle Quellen für die Herstellung einer vollständigen ungarischen Bibliographie, auf deren Gebiete wir übrigens vorzügliche Werke besitzen. Hier ist ausser den Catalogen der Privatbibliotheken des Daniel Cornides, des Grafen Samuel Teleki, des Gr. Franz Széchenyi und Anderer vor Allem Stefan Sándor's «Magyar Könyvesház» (Ungarische Bücherei) zu erwähnen, welche derselbe auf Grundlage der schon erwähnten, Arbeiten zusammengestellt hat. Sie erschien in Raab im Jahre 1803 (kl. 8° 285 Seiten), und enthält die Titel der von 1533—1800 erschienenen ungarischen Werke. Sándor gibt in diesem ungarischen bibliographischen Handbuche den kurzen Titel des Werkes, den Namen des Verfassers und des Druckortes mit Angabe des Jahres.

Sándors Buch war bis zum Erscheinen des in den folgenden Zeilen zu besprechenden Werkes von Karl Szabó das einzige Werk der ungarischen Bibliographie und ist es noch gegenwärtig in Anbetracht des Umstandes, dass es sich bis zum Jahre 1800 erstreckt. Die unleugbar zahlreichen Irrtümer und Mängel dieses Werkes sind dadurch zu entschuldigen, dass seine Entstehung in eine Zeit fällt, da in dem grössten Teile unserer Bibliotheken jegliche Forschung nahezu unmöglich war, und demzufolge das Werk auf Grundlage mangelhafter handschriftlicher Bücherverzeichnisse und älterer Autoren verfasst wurde.

Als in neuester Zeit Franz Toldy's wertvolle literarhistorische Werke und die zumeist in Zeitschriften publicirten Mitteilungen von Josef Lugossy, Gr. Josef Kemény, Emerich Révész, Wilhelm Fraknói und Ludwig Eötvös

die bibliographische Literatur mit zahlreichen, bisher unbekannten Daten und der Aufhellung vieler strittiger Fragen bereicherten; als das Ordnen unserer Bibliotheken die Erforschung der daselbst befindlichen Schätze ermöglichte, wurde das Bedürfniss eines möglichst vollständigen und fehlerfreien bibliographischen Handbuches immer dringender, eines Werkes, welches auf dem gegenwärtigen Niveau der Wissenschaft dem Zustande unserer Nationalliteratur entsprechend nicht nur den Bibliotheksverwaltern als Hilfsbuch, sondern zugleich auch den Pflegern der wissenschaftlichen Literatur für die Kritik der Werke, der geistigen Richtung und Wirkung der älteren Schriftsteller als Quellenwerk diene.

Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, verfasste Karl Szabó eine ungarische Bibliographie und die Opferwilligkeit der ungar. Akademie der Wissenschaften ermöglichte das Erscheinen dieses Werkes. Der erste Band desselben erschien in prächtiger Ausstattung im Jahre 1879 unter dem Titel: «*Régi Magyar Könyvtár*» (Alt-ungarische Bibliothek.) Bibliographisches Handbuch der von 1531—1711 erschienenen *ungarischen* Druckwerke. Herausgegeben durch die ungarische Akademie der Wissenschaften. Budapest. (Gr. 8⁰ XIV. 751. 4. Gulden.) Der II. Band führt folgenden Titel: *Régi Magyar Könyvtár, II. kötet.* (Alt-ungarische Bibliothek, II. Band. Bibliographisches Handbuch der von 1473—1711 erschienenen *nicht ungarischen vaterländischen* Druckwerke. Herausgegeben durch die Ung. Akad. d. W. 1885. (Gr. 8⁰, XI, 754. 4 fl. 50 kr.)

Der I. Band ist die Frucht 18-jährigen unermüdlichen Fleisses. Der Verfasser äussert sich in den Vorrede: «Als ich zum Bibliothekar des Ende 1859 gegründeten siebenbürgischen Museum-Vereines gewählt wurde, beschäftigte ich mich mit der Katalogisirung und Ordnung der Bibliothek dieses Museums, welche aus dem wertvollen Nachlasse des Gr. Josef Kemény und den massenhaften Schenkungen siebenbürgischer Patrioten hervorgegangen, in Kurzem auf 20,000 Bde anwuchs und gegenwärtig an 40,000 Bänden enthält.» Die während dieser Arbeit erworbenen Erfahrungen erweckten in dem Verfasser den Vorsatz, der Mangelhaftigkeit der ungar. bibliogr. Literatur abzuhelfen, ihre Irrtümer zu verbessern, genaue Titelcopien und erschöpfende bibliogr. Beschreibungen mit den nötigen wissenschaftlichen Anmerkungen zu vereinigen. Der Verfasser sah gleich zu Beginn seiner Arbeit ein, dass die Ausdehnung eines solchen Werkes bis zur neuesten Zeit zunächst die Kräfte eines Einzelnen übersteige, und beschränkte sich daher auf einen älteren Zeitabschnitt unserer Literatur, bis einschliesslich 1711.

Ueber die Abfassung seines Werkes sagt der Verfasser: «Ich legte das Hauptgewicht nicht so sehr auf Vollständigkeit — welche bei einer ähnlichen Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes unmöglich ist, — als vielmehr auf die Verlässlichkeit der Daten. Eben deshalb bezeichnete ich

auch die Fundorte der einzelnen von mir gesehenen Bücher, um dadurch die Wahrhaftigkeit meiner Beschreibung zu rechtfertigen und damit die sich Interessirenden wissen mögen, wohin sie sich bezüglich der einzelnen Werke zu wenden haben, da sonst auch die pünktlichste bibliographische Beschreibung dem Fachmanne nur sehr wenig nützt. Die Angabe der Fundorte war auch deshalb notwendig, damit der Leser wisse, welches Buch er für ein Unicum, für ein sehr seltenes, ein weniger seltenes oder ein häufig vorkommendes Exemplar zu halten habe.

«Die Büchertitel wurden buchstäblich wiedergegeben, mit genauer Angabe des Druckortes, des Jahres, des Formates und der Seiten- oder Blätterzahl. Bei anonym oder pseudonym erschienenen Werken eruirte ich nach Möglichkeit die Verfasser; bei Werken ohne Orts- und Jahresangabe bemühte ich mich den Druckort auf Grund von Vergleichungen, das Jahr auf Grund verfügbarer Daten und Argumente zu bestimmen. Den Beschreibungen fügte ich dort, wo es nötig schien, Anmerkungen bei, in welchen ich innerhalb der Schranken bibliographischer Kritik jede andere Kritik des Inhaltes und inneren Wertes unberührt liess. Ich wies auf die hauptsächlichen Irrtümer unserer älteren Autoritäten auf diesem Gebiete hin und gab schliesslich ein erschöpfendes Namensverzeichniss, in welchem der Verfasser und der kurze Titel jedes einzelnen Werkes, bei Uebersetzungen sowohl der Verfasser wie auch der Name des Uebersetzers, die anonymen Werke unter dem Titelleitworte mit Angabe des Druckortes und Jahres verzeichnet sind, und zugleich die laufende Nummer angegeben ist, unter welcher die Beschreibung zu finden».

Karl Szabó gibt in seinem Werke einerseits die Bibliographie der ung. Literatur, anderseits berichtigt er die in dieselbe eingeschlichenen Irrtümer und setzt neue Daten an die Stelle der hinfälligen alten.

Der II. Band kam unter viel kürzerer Zeit zu Stande. Es veranstaltete nämlich das ungar. Landes-Kunstgewerbemuseum im Jahre 1882 eine Bücherausstellung, aus welchem Anlasse die Idee auftauchte, das ausserordentlich reiche Material zur bleibenden Verwertung von wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkten in gesonderten Werken aufzuarbeiten.

Um die Abfassung eines derselben, eines bibliographischen Handbuches der vor 1711 in Ungarn erschienenen nicht-ungarischen Druckwerke wurde Karl Szabó ersucht, welcher dieser Aufforderung nachkam, besonders da auf der Bücherausstellung eine so grossartige Sammlung vaterländischer Druckwerke vorhanden war, dass auch diese allein den Erfolg der Arbeit schon verbürgte. Es war nämlich die Möglichkeit geboten, während einiger Monate in dieser Ausstellung die Schätze der vaterländischen Bibliotheken in solcher Anzahl zu überblicken, zu vergleichen und kritisch aufzuarbeiten, wie es sonst mit gleichem Erfolge

durch Erforschung der einzelnen Bibliotheken selbst Jahre langen Bemühungen unmöglich gewesen wäre.

Da der Verfasser ein möglichst vollständiges und fehlerloses Werk bieten wollte, gab er im Jahre 1883 ein kurzes Verzeichniss der ihm bisher bekannten vaterländischen nicht-ungarischen alten Druckwerke heraus, in welchem er alle jene Werke bezeichnete, die er entweder gar nicht oder nur in defecten Exemplaren hatte sehen können; gleichzeitig ersuchte er die Verwalter und Eigentümer der Bibliotheken, eine Beschreibung ihrer ihm unbekannten oder in sein Verzeichniss nicht aufgenommenen Bücher mitzuteilen. Die Landes- und zahlreiche Privatbibliotheken unterstützten den Verfasser mit grosser Bereitwilligkeit. Und nur diese allgemeine Bereitwilligkeit ermöglichte es dem Verfasser, seine Aufgabe in verhältnissmässig so kurzer Zeit zu bewältigen, dass dieser Band, dessen typographische Ausstattung ein Jahr in Anspruch nahm, bereits drei Jahre nach der Eröffnung der Bücherausstellung erscheinen konnte.

Der Verfasser befolgte bei der Beschreibung der Werke dieselben Principien wie im I. Bande. Wo er die Verfasser anonym erschienener Werke ausfindig machen konnte, führte er diese unter jenen Namen an; die Schul-Dissertationen und Disputationen wurden dem präsidirenden Professor zugeeignet, wenn die Autorschaft des respondirenden oder defendirenden Schülers mit Sicherheit nicht erwiesen werden konnte. Grössere Schwierigkeit verursachte das Eruiren der Verfasser bei von Jesuiten zumeist anonym herausgegebenen Gelegenheitsdrucken, wobei der Verfasser neben älteren Bestimmungen hauptsächlich August und Alois De Backers siebenbändiges Werk: «Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus» benützte. Solche Werke wurden in das Namensverzeichniss sowohl unter dem Namen des angeblichen Verfassers, als auch mit den Anfangsworten des Titels eingetragen. Ein alphabetisches Sachregister enthält ausserdem die Gelegenheitsdrucke, mit Angabe des Jahres der Veranlassung und mit Berufung auf die Nummer des Druckwerkes.

Seit der I. Band von Karl Szabó's *Alt-ungarischer Bibliothek* erschien, wird den Produkten der älteren ungarischen Literatur besondere Aufmerksamkeit gewidmet. So veröffentlichte die Zeitschrift *Magyar Könyvszemle* (Ungarische Bücherrevue) von 1879—1883 im Ganzen 232 bisher unbekannte Daten, und vermehrte damit in bedeutender Weise die Zahl jener 1792 Werke, welche der I. Band der *Alt-Ungarischen Bibliothek* umfasst.

Dieser allgemeinen Besprechung möge hier nun ein statistischer Ausweis folgen, in welchen ich bezüglich der ungarischen Druckwerke auch die Daten der Ungar. Bücherrevue aufgenommen habe. Benützt ist auch der statistische Ausweis, den Wilhelm Fraknói im Jahrgange 1878 der «Ungarischen Bücherrevue» veröffentlichte.

Von 1531 bis 1711 erschienen in ungarischer Sprache von 344 protestantischen, 93 katholischen, 11 unitarischen und 1 anabaptistischen Verfasser zusammen 2024 Werke, darunter 172 solche, deren Titel wir zwar aus literarhistorischen Werken kennen, von denen jedoch bisher kein einziges Exemplar vorgefunden wurde. Ferner befinden sich darunter 830 Werke, die als Unica zu betrachten sind. Die erwähnten 2024 Werke verteilen sich auf die Jahrzehnte des angenommenen Zeitraumes folgendermassen:

Von 1531—40	erschienen	15	Werke	Von 1641—50	erschienen	147	Werke
« 1541—50	«	10	«	« 1651—60	«	147	«
« 1551—60	«	19	«	« 1661—70	«	153	«
« 1561—70	«	43	«	« 1671—80	«	162	«
« 1571—80	«	97	«	« 1681—90	«	166	«
« 1581—90	«	62	«	« 1691—1700	«	198	«
« 1591—1600	«	93	«	« 1701—1711	«	212	«
« 1601—1610	«	57	«	XVI. Jahrhundert	«	60	«[1]
« 1611—20	«	93	«	XVII. «	«	60	«[1]
« 1621—30	«	98	«	Ohne Ort und Jahr	«	6	«
« 1631—40	«	126	«				

Von den 2024 Werken wurden in Ungarn gedruckt 1657, im Auslande 238. Ohne Ortsangabe sind 106; bei 23 Werken ist der Druckort wegen defecten Zustandes der erhaltenen Exemplare nicht ersichtlich.

Es wurden gedruckt:

I. In vaterländischen Buchdruckereien:

In Klausenburg	(1550)[2]	357	In Csepreg	(1626)	20
« Debreczin	(1560)	274	« Güssing	(1582)	12
« Leutschau	(1614)	274	« Sempte	(1573)	9
« Tyrnau	(1578)	179	« Pápa	(1624)	9
« Kaschau	(1611)	86	« Monyorókerék	(1588)	7
« Bartfeld	(1579)	83	« Sicz	(1592)	7
« Grosswardein	(1565)	71	« Csik	(1676)	6
« Sárospatak	(1652)	62	« Sárvár	(1539)	6
« Pressburg	(1611)	47	« Komorn	(1711)	6
« Karlsburg	(1567)	46	« Kronstadt	(1688)	5
« Hermannstadt	(1596)	39	« Kreisch	(1684)	4
« Keresztúr	(1598)	21			

In Unter Lindva (1573), Detrekő (1579), Freistadtl (1582), Vizsoly (1590), Sillein (1672) je 3.

In Ung.-Altenburg (1558), Sommerein (1650) je 2.

[1] Ohne Angabe des Jahres.

[2] Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen das Jahr, in welchem der *erste* Druck erschien.

In Milchdorf (1638), Maria-Laureten (1670), Szegedin (1567), Groszschlatten (1569), Komethen (1573), Pápa (1577), Käsmark (1705), Filadelfia (Pseudonom) je 1.
Zusammen 1657.

II. In ausländischen Druckereien:

Wien	(1536)	127	Oppenheim	(1612)	6
Krakau	(1531)	22	Frankfurt	(1644)	6
Utrecht	(1647)	14	Prag	(1605)	5
Amsterdam	(1645)	13	Halle	(1709)	5
Hanau	(1608)	7	Graz	(1605)	4
Leyden	(1627)	6	Basel	(1590)	4
Nürnberg	(1604)	6	Franeker	(1659)	3

Heidelberg (1621), Herborn (1607), Kassel (1704), Venedig (1595) je 2.
Antwerpen (1584), Pottendorf (1669), Rhenopolis (Pseudonom) (1672), Strassburg (1702), Ulm (1653), Zürich (1605) je 1.
Zusammen 238.

Die 2024 Werke verteilen sich auf einzelne Wissenschaften folgendermassen:

Theologie	903	Originale,	252	Uebersetzungen	=	1155	Werke
Poesie	316	«	69	«	=	385	«
Kalender ...					=	206	«
Lehrbücher, Wörterbücher ...	83	«	57	«	=	140	«
Geschichte ...	45	«	13	«	=	58	«
Rechtswissenschaft	4	«	15	«	=	19	«
Römis cheKlassiker ...					=	10	«
Griechische Klassiker ...					=	5	«
Philosophie	3	«	4	«	=	7	«
Vermischte ...					=	3	«
	1378	Originale,	422	Uebersetzungen	=	2024	Werke

Von diesen Werken erreichten 2 Auflagen 120.
3 « 37.
4 « 23.
5 « 14.
6 « 8.
7 « 4.
8 « 3.
9 « 4.
15 « 2. (Reform. Katechismus, Rimai's und Balassa's Gesänge.)

2 Werke (Siderius Katechismus, und Gönczi's Gesangbuch) erreichten 16 Auflagen.
2 « (Alb. Molnár's Psalmenübersetzungen, Evangelien und Episteln) erreichten 33 Auflagen.

Ich übergehe nun auf den II. Band der Alt-Ungarischen Bibliothek. Karl Szabó beschreibt darin 2452 Werke, darunter 259, welche aus biblio-

graphischen und literarhistorischen Werken bekannt, jedoch gegenwärtig in keinem einzigen Exemplare vorhanden sind. Unter den 2452 Werken sind 670 Unica. Von den Verfassern sind 478 Protestanten, 229 Katholiken und 5 Unitarier. Die Druckwerke verteilen sich auf die einzelnen Jahrzehnte von 1473 bis 1711 folgendermassen:

1473 = 2 Werke.	1627—36 = 61.
1474—1506 = kein Werk.	1637—46 = 167.
1507—16 = 5.[1]	1647—56 = 204.
1517—26 = kein Werk.	1657—66 = 222.
1527—36 = 6.	1667—76 = 299.
1537—46 = 24.	1677—86 = 209.
1547—56 = 35.	1687—96 = 275.
1557—66 = 30.	1697—1706 = 382.
1567—76 = 37.	1707—1711 = 156.
1577—86 = 55.	
1587—96 = 72.	*Ohne Jahrzahl erschienen:*
1597—1600 = 42.	Im XVI. Jahrhundert = 19.
1607—16 = 48.	« XVII. « = 24.
1617—26 = 78.	« XVIII. Jahrh. (bis 1711) = 3.

Diese 2452 Druckwerke erschienen in folgenden Orten:

In Tyrnau	(1579)	503.	In Karlsburg	(1567)	76.
« Leutschau	(1611)	468.	« Sillein	(1665)	49.
« Kronstadt	(1535)	199.	« Grosswardein	(1568)	43.
« Hermannstadt	(1529)	188.	« Sárospatak	(1652)	34.
« Klausenburg	(1550)	184.	« Agram	(1527)	26.
« Bartfeld	(1578)	150.	« Keresztur	(1601)	10.
« Kaschau	(1610)	138.	« Güssing	(1582)	9.
« Trentschin	(1632)	112.	« Zeng	(1507)	5.
« Debreczin	(1562)	107.	« Nedelicz	(1573)	4.
« Pressburg	(1594)	91.	« Kreisch	(1680)	4.

Ofen (1473)[2], Pápa (1577), Mühlenbach (1579), Csik (1676), Käsmark (1705) je 3.

Fiume (1531), Eperjes (1573), Neusohl (1578), Eberau (1587), Warasdin (1587), Vizsoly (1598), Schapring (1625) je 2.

Broos (1582), Neustadl (1585), Sicz (1593), Sárvár (1602) je 1.

Ohne Ortsangabe. 19.

Nach Wissenschaften geordnet gruppiren sich diese Werke folgendermassen:

Theologie	797	Geographie u. Geschichte	130
Gelegenheitsdrucke	486	Philosophie	126
Disputationen	301	Kalender	100
Poesie	142	Sprachlehre und Wörterbücher	98

[1] Eigentlich nur bis 1508, da von 1509—1526 kein Werk in Ungarn erschien.

[2] In Ofen war von 1473 bis 1708 keine Buchdruckerei.

Schulbücher	85	Naturwissenschaften	17
Griech. und Latein. Classiker	67	Medizin	16
Rechtswissenschaft	79	Encyclopaedie	8

Den Sprachen nach erschienen:

Lateinisch	1893 Werke	Griechisch	8 Werke
Deutsch	294 «	Latein.-Slavisch	4 «
Latein-Ungarisch	99 «	Altslavisch	3 «
Slovakisch	84 «	Latein.-Ung.-Deutsch.-Böhm.	2 «
Kroatisch	24 «	Latein.-Deutsch.-Böhmisch	2 «
Lat.-Ung.-Deutsch	14 «	Griech.-Lat.-Ungarisch	1 «
Latein.-Deutsch	13 «	Ruthenisch	1 «
Romanisch	9 «	Lat.-Ung.-Slovakisch	1 «
Walachisch	9 «	Französisch	1 «
Griechisch.-Lateinisch	8 «		

1 Werk erschien in 10 Sprachen, und eines (Bocatius, Oratio dominica, Kaschau 1614) in 25 Sprachen.

Unter diesen Werken erreichten

2 Auflagen	75 Werke	
3 «	24 «	
4 «	17 «	
5 «	7 «	
6 «	6 «	
7 «	5 «	
9 «	1 «	
11 «	2	(Comenius u. Alstedius, Lingva latina.)
15 «	1	(Comenius, Vestibulum.)
17 «	1	(Greg. Molnar's Elementa lingvae latinae.)

Eine Durchsicht dieser statistischen Daten zeigt deren grossen Wert sowohl für die Geschichte unserer Buchdruckerkunst, als auch unserer Literatur.

Als die Ideen der Renaissancezeit zu uns gelangten, erstand unter deren Einwirkung zur Zeit des Königs Mathias die erste Buchdruckerei in der Hauptstadt Ofen. Von Begeisterung für die Wissenschaften durchdrungen berief der Ofner Probst und Vicecanzler des Königs Mathias Ladislaus Geréb den Andreas Hess aus Venedig nach Ofen, und errichtete hier im Jahre 1473 die erste vaterländische Druckerei. Das erste Werk, welches aus derselben hervorging, war *Magni Basilii de legendis poeticis.* Zu Pfingsten desselben Jahres (in vigilia penthecostes) wurde eine als *Chronicon Budense* bekannte «Chronica Hongarorum» gedruckt. Es war dies die erste Druckerei auf dem Gebiete der heutigen österr.-ungarischen Monarchie, 5 Jahre vor Errichtung der ersten Prager, 9 Jahre vor Errichtung der Wiener, und 14 Jahre vor Errichtung der Krakauer Buchdruckerei. Sie hat auch die Priorität vor Belgien und Holland, wo die erste

Druckerei ein Jahr später, — ferner vor England und Spanien, wo eine solche zwei Jahre später errichtet wurde.

Diese erste vaterländische Druckerei war leider nur von kurzem Bestande, und so mussten dann die nötigen Bücher im Auslande gedruckt werden, so z. B. das Graner Missale 1480 in Verona.

Die erste vaterländische Druckerei von längerem Bestande war die Kronstädter, welche ihre Gründung der Reformationsbewegung verdankte. Als nämlich Johann Honter, der Reformator der siebenbürgischen Sachsen, von den ausländischen Universitäten aus Krakau, Wittenberg und Basel zurückkehrte, brachte er eine Buchdruckerei-Einrichtung mit sich und errichtete in seiner Vaterstadt Kronstadt eine Werkstätte. Hier erschienen anfangs nur lateinische, griechische und deutsche Werke, das erste ungarische erst im Jahre 1688.

Die erste Buchdruckerei, aus welcher ein ungarisches Werk hervorging, errichtete Thomas Nádasdy, der Banus von Kroatien und spätere Palatin, auf seinem Gute Neanesos (Insula Nova, Újsziget) neben Sárvár im Comitate Vas. Mit der Leitung derselben war Benedict Abádi, später Pfarrer von Szegedin, betraut. Das erste Werk das hier gedruckt wurde, war die *Grammatica Hungaro-Latina* des Johann Sylvester (Erdősi) im Jahre 1539.

In Klausenburg wurde im J. 1550 und zwar durch die Bemühung des aus Wittenberg zurückgekehrten Caspar Heltai, Pfarrers von Klausenburg, mit Beihilfe des Buchdruckers Georg Hoffgreff, eine Buchdruckerei errichtet. Es folgten dann die Städte Ungarisch-Altenburg, Debreczin, Grosswardein u. a., so dass wir bis zum Jahre 1711 von 48 Buchdruckereien Kenntniss haben. Ein grosser Teil derselben war nur ein-zwei Jahre in Tätigkeit.[1]

Bezüglich der Literatur sehen wir bei einem Vergleiche der beiden Bände, dass die nicht-ungarischen Druckwerke die Zahl der ungarischen zwar um 4—500 übersteigen, dass dagegen die ungarische Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts an Umfang, Bedeutung, wissenschaftlichem Wert und Einfluss der einzelnen Werke die nichtungarische vaterländische Literatur bedeutend übertrifft. Wir finden unter den Verfassern der letzteren keinen von solcher Befähigung, von so ausgebreiteter Arbeitsamkeit und so grossem Einflusse, wie unter den ungarischen Autoren, und suchen unter den ersteren vergebens einen Caspar Heltai, Franz Dávid, Peter Melius, Nikolaus Telegdi, Peter Pázmán, Albert Szenczi-Molnár u. A.

Es ist dies auch leicht erklärlich. Die Niederlage von Mohács und dann die Reformation erweckten das nationale Bewusstsein, mit der

[1] Vrgl. hiezu Eugen Ábels Abhandlungen: *Die Landes-Bücherausstellung* und *Die Anfänge des ungarischen Buchhandels*, jene im Jahrgange 1882, diese im Jahrgange 1883 der *Ungarischen Revue*.

Verbreitung der letzteren hörte die lateinische Sprache auf Literatursprache zu sein, und die ungarische Sprache trat in den Vordergrund. Die Reformation erzeugte eine an alle Classen der Nation sich wendende theologische Literatur, und die Religion wurde im XVI. und XVII. Jahrhundert ein Hauptfactor unserer sprachlichen Entwickelung. Die religiösen Ideen durchdrangen Wissenschaft, Kunst und Poesie. Auf letzterem Gebiete, auf welchem Männer aus dem Volke, Priester, Lehrer u. A., die ausländische Universitätsbildung genossen hatten, wirkten, besass die ungarische Sprache nahezu die Alleinherrschaft.

Bis zum Beginne des XVII. Jahrhunderts trug die Literatur ein vorwiegend protestantisches Gepräge. Dieser Verbreitung des Protestantismus gegenüber erhob sich nun allmälig der hohe katholische Clerus. Besonders war es Peter Pázmány, Erzbischof von Gran, dessen Werke einen gewaltigen Umschwung zu Gunsten der katholischen Literatur herbeiführten und eine energisch geführte Polemik ins Leben riefen. Aus dieser theologischen Literatur erwuchsen der ungarischen Sprache neue Kraft und neue Schönheiten.

In nicht-ungarischer Sprache erschienen nur kleinere literarische Producte. Erst um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, unter dem tiefer gehenden Einflusse der Jesuiten, greift die lateinische Sprache mehr um sich, vermag jedoch die ungarische nicht zu unterdrücken. Bei einer Durchsicht der nicht-ungarischen Literaturproducte zeigt es sich, dass ein grosser Teil derselben aus Schul-Disputationen von wenigen Seiten oder Bogen, aus Abhandlungen und Gelegenheitsdrucken besteht. Dennoch liefern diese anscheinend geringfügigen Drucke wertvolle Daten für die Kenntniss der Geschichte unserer Kirchen und Schulen wie nicht minder für die Lebensgeschichte unserer Gelehrten und Schriftsteller.

Die literarischen Producte des Zeitraumes bis 1711 bezeugen es, dass Ungarn während des XVI. und XVII. Jahrhunderts nicht nur für die Interessen des christlichen Glaubens und die Erhaltung seiner verfassungsgemässen Freiheit stritt, sondern auch in betrübendsten Epochen seiner Geschichte, unter unablässigen äusseren und inneren Kriegen an dem damaligen weltbewegenden Ideenkampfe regen Anteil nahm. Die erstaunliche geistige Arbeitskraft mehrerer damaliger Autoren erwarb denselben bleibende Verdienste um die Pflege der nationalen Sprache und Wissenschaft.

Árpád Hellebrant.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.[1]

3. König Katzor.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal eine Witwe, und diese Witwe hatte eine grosse Katze. Diese grosse Katze war aber auf ein Haar so genäschig, wie die kleine Katze und eines Morgens da schleckte sie die Milch aus der Schüssel aber rein bis zum letzten Tropfen aus. Da wurde die Witwe zornig, prügelte die Katze gut durch und jagte sie aus dem Hause. Da legte sich die Katze also auf's Wandern, ging bis an das Ende des Dorfes und setzte sich dort in grosser Betrübniss neben der Brücke nieder. Am Ende der Brücke sass auch ein Fuchs und liess seinen zerlumpten Schwanz hinunter hängen. Wie den die Katze sieht, da kommt sie gelaufen und gesprungen und fängt an mit dem Schwanze des Fuchses zu spielen. Der Fuchs erschrickt, springt auf und dreht sich um und so erschrickt auch die Katze, dreht sich ebenfalls um und macht einen Buckel. So blickten sie sich eine Weile an. Der Fuchs hatte noch nie eine Katze gesehen, die Katze noch nie einen Fuchs, ein jedes fürchtete sich, aber keines wusste, was anzufangen. Endlich sagte der Fuchs:

— Bitte sehr. Sie sind doch wol nicht beleidigt, wenn ich frage, aus welcher edlen Familie Sie abstammen?

— Ich bin der König Katzor!

— Der König Katzor?! Von dem habe ich aber mein Lebtag nichts gehört!

— Nun, Du hättest aber wirklich von ihm hören können. Jedem Tier kann ich commandiren, so gross ist meine Macht.

Da wurde der Fuchs ganz betreten und bat die Katze höchst untertänig, auf einen kleinen Hühnerbraten bei ihm zu Gaste zu bleiben. Und weil nun die Zeit schon auf Mittag ging und die Katze eine ganz anständige Fresslust verspürte, liess sie sich das nicht erst zweimal sagen. So gingen sie also in die Höhle des Fuchses. Die Katze fand sich bald in die Rolle des grossen Herrn hinein und hatte ihre helle Freude daran, dass sie der Fuchs mit einer Aufmerksamkeit bediente, wie wenn sie ein wirklicher König wäre. Sie benahm sich auch ganz wie ein Herr, sprach wenig und ass umso mehr, nach dem Essen legte sie sich zum Schlafen und befahl dem Fuchse aufzupassen, dass sie ja niemand störe, während sie schlafe.

Der Fuchs stellte sich also vor dem Eingange der Höhle auf die Wache. Kommt da gerade der kleine Hase vorbeigegangen.

— Hörst Du, kleiner Hase! da gehe nicht herum, denn mein Herr, der König Katzor, schläft jetzt; wenn der herauskommt, dann wirst Du nicht wissen, wohin Du laufen sollst; jedem Tier kann er commandiren, so gross ist seine Macht!

Da erschrak der kleine Hase, machte sich fein langsam davon, hockte sich

[1] Aus der im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft von Lad. Arany und Paul Gyulai besorgten Sammlung ungarischer Volksdichtungen übersetzt von Andor Verbirš.

auf einer Lichtung nieder und zerbrach sich fort den Kopf darüber: wer mag denn nur dieser König Katzor sein? mein Lebtag habe ich von ihm nichts gehört.

Eben kommt auch noch ein Bär dahergetrollt. Frägt ihn der kleine Hase: wohin des Weges?

— Ich mache nur so meinen Rundgang, weil mich die Langweile zu stark geplagt hat.

— Ach, gehe da nicht herum, denn der Fuchs hat gesagt, dass sein Herr, der König Katzor, schläft und wenn er herauskommt, wirst Du nicht wissen, wohin Du laufen sollst; jedem Tier kann er commandiren, so gross ist seine Macht!

— König Katzor?! Mein Lebtag habe ich von ihm nichts gehört! Jetzt werde ich erst recht vorbeigehen, wenigstens sehe ich, wie denn dieser König Katzor eigentlich aussieht.

Und der Bär ging auch wirklich auf die Höhle des Fuchses zu.

— Hörst Du, Bär! da gehe nicht herum, denn mein Herr, der König Katzor, schläft und wenn er herauskommt, dann wirst Du nicht wissen, wohin Du laufen sollst; jedem Tier kann er commandiren, so gross ist seine Macht!

Da sank dem Bären der Mut in die Kniee, ohne ein Wort drehte er sich um und ging zurück zum kleinen Hasen. Dort traf er den Wolf und den Raben, die ihm klagten, dass es ihnen ebenso gegangen sei.

— Wer mag nur dieser König Katzor sein? unser Lebtag haben wir von ihm nichts gehört! sagten sie alle und dann berieten sie sich, was sie tun könnten, um ihn zu Gesichte zu bekommen. Endlich kamen sie darin überein, ihn sammt dem Hasen für Mittag einzuladen. Der Rabe wurde auch gleich abgesendet die Gäste einzuladen.

Wie der Fuchs den Raben erblickte, lief er voller Wut hinaus und schimpfte ihn aus, dass er schon wieder zur Last falle.

— Pack' Dich fort von hier! hab' ich Dir's nicht schon einmal gesagt? mein Herr ist der König Katzor; und wenn er herauskommt, dann wirst Du nicht wissen, wohin Du laufen sollst; jedem Tier kann er commandiren, so gross ist seine Macht!

— Ich weiss ja, ich weiss sehr gut; ich komme auch gar nicht aus eigenem Antrieb her, sondern der Bär, der Wolf und der Hase haben mich geschickt, um Euch für Mittag einzuladen.

— Das ist etwas anderes! warte ein wenig!

Damit ging der Fuchs hinein, dem König Katzor die Sache zu melden. Ueber kurz kam er auch wieder zurück und gab dem Raben zu verstehen, dass der König Katzor der Einladung gerne folgen werde und dass sie bereit seien zum Essen zu kommen, sie müssten nur wissen, wohin?

— Ich werde morgen um Euch kommen und Euch hinführen.

Hu, was schlugen auf die gute Nachricht hin Bär, Wolf und Hase für eine gewaltige Küche auf. Der kleine Hase musste Koch sein, weil er einen kurzen Schwanz hat und sich so leicht nicht verbrennen kann. Der Bär, als der stärkste, trug Holz und Wildpret zur Küche. Der Wolf deckte die Tafel und drehte den Braten.

Als das Essen schon fertig war, machte sich der Rabe auf, um die Gäste abzuholen. Er flog von einem Baum zum andern, aber hinunterzufliegen traute er

sich nicht, sondern blieb nur immer oben auf den Bäumen und rief von dort nach dem Fuchs.

— Warte ein wenig, gleich werden wir fertig sein — sagte der Fuchs — Seine Majestät wichsen sich nur noch den Schnurrbart.

Und richtig kam endlich auch der König Katzor. Langsam und mit grosser Würde schritt er voran, aber dabei wandte er kein Auge von dem Raben, denn er hatte Furcht vor ihm. Auch dem Raben war es ganz sonderbar zu Mute; er traute sich nur mit halbem Auge hinüber zu schielen und sprang von einem Baume auf den andern, so führte er sie an.

Bär, Wolf und Hase waren in grosser Erwartung und frugen sich fortwährend: wie mag dieser König Katzor nur aussehen? und blickten immer wieder nach der Strasse, von wo sie die Gäste erwarteten.

— Dort kommt er, dort kommt er! Ach Gott, wohin laufe ich denn nur, schnell! — schrie der kleine Hase und rannte in seinem Schrecken gerade in das Feuer. Auch der Bär erschrak und schlug sich im Fliehen den Kopf so stark an einen Baum, dass er ihm augenblicklich entzwei brach. Der Wolf lief sammt Spiess und Braten auf und davon und dass nicht Einer übrig bleibe, um Nachricht von Allem geben zu können, folgte auch der Rabe dem Beispiele der Uebrigen.

Die hungrigen Gäste fanden von Wirt und Essen nur mehr die kahle Stelle. Es war noch ein Glück, dass unterdessen der Hase im Feuer gut weich gebraten war. Den zogen sie also heraus, taten sich gütlich daran und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

4. Das Herz der armen Frau.

Es war einmal eine arme Frau, die fasste den Vorsatz zur heiligen Jungfrau von Bistritz zu wallfahrten. Wie sie so darauf los geht, kommt sie auf einmal in einen dichten Wald zwischen den Bergen. In der Mitte des Waldes wurde sie von Räubern angehalten, die sie frugen, wohin sie wolle. Da sagte die arme Frau, dass sie nach Bistritz wolle um zur heiligen Jungfrau von Bistritz zu wallfahrten. — Dann durchstöberten die Räuber alle Bündel und Sachen der Frau und weil sie durchaus kein Geld bei ihr fanden, wurden sie sehr zornig. — Was willst Du, Bettlerin, denn dann der Jungfrau Maria bringen, wenn Du nicht einen Kreuzer bei Dir hast? — frug sie der Räuberhauptmann. — Da sagte die Frau: «Ich bringe der heiligen Jungfrau von Bistritz mein Herz zum Geschenk.» — Nun gut, wenn Du ihr Dein Herz hinbringen willst, da können wir Dir ja behilflich sein. — Hierauf schlitzte der Hauptmann der armen Frau mit einem grossen Messer die Brust auf, riss ihr das Herz heraus und warf ihr es in die Schürze: «Da! jetzt trage Dein Herz zur heiligen Jungfrau von Bistritz.» Das arme Weib nahm ihre Schürze auf und ging weiter nach Bistritz; kaum war sie zur Mark gelangt, da begannen die Glocken von selbst zu läuten, die ganze Stadt und die ganze Geistlichkeit zog ihr mit Fahnen entgegen und führte die arme Frau in die Kirche hinein. Die arme Frau aber war kaum in die Kirche gelangt, so kniete sie vor der heiligen Jungfrau nieder, nahm ihr Herz aus der Schürze und legte es der Mutter Gottes zu Füssen. — Aber bis sie ein, Gegrüsset seist Du Maria' hergesagt, hatte sie die gebenedeite Jungfrau geheilt, dass nicht einmal eine Narbe auf ihrer Brust zu sehen war.

5. Das kluge Mädchen.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein Müller und der hatte eine hübsche und kluge Tochter, die so klug war, dass der Ruf davon in sieben Landen verbreitet war. — So kam es denn endlich auch dem Könige zu Ohren. Da lässt ihr der König sagen, dass er auf dem Boden hundertjährigen Flachs liegen habe, sie möge daraus doch Seidenzwirn spinnen. — Darauf gab das Mädchen zur Antwort, dass bei ihr zu Hause eine hundertjährige Hecke sei, aus dieser möge ihr also der König eine goldene Spindel machen lassen, dann sei sie gerne bereit den goldenen Faden zu spinnen; aber das könne doch der König unmöglich von ihr verlangen, dass sie den Goldfaden auf einer nichtsnutzigen Holzspindel spinnen solle.

Nun, die Antwort gefiel dem Könige gar wohl und so lässt er ihr sagen, dass ihm ein durchlöcherter Krug auf dem Boden stünde und da solle sie einen Fleck darauf setzen, wenn sie das könnte. Und wieder lässt ihm das Mädchen zur Antwort geben, der König möge also den Krug nur umwenden lassen, denn so etwas hätte ja selbst ihr Grossvater nicht gesehen, dass man etwas auf der rechten Seite ausgeflickt hätte.

Diese Antwort sagte dem Könige noch bei weitem mehr zu, und jetzt liess er ihr wieder sagen, dass das Mädchen zu ihm gehen und doch wieder nicht gehen, vor ihm angelangt grüssen und doch wieder nicht grüssen, ihm etwas zum Geschenke geben und ihm doch wieder nichts schenken möge.

Da bittet sich das Mädchen den Esel von seinem Vater aus, setzt sich darauf und geht so zum König. Zu Hause hatte sie eine Taube gefangen, mit einem Siebe zugedeckt und mit sich genommen.

Wie sie dann vor den König kam, sagte sie nicht ein Wort, sondern verneigte sich nur, hob dann das Sieb auf und liess die Taube davon fliegen. So war sie also zum König gegangen und doch nicht gegangen, hatte gegrüsst und doch wieder nicht gegrüsst, ihm ein Geschenk gebracht und doch nichts geschenkt.

Der König aber gewann das kluge Mädchen so lieb, dass er es gleich zum Weibe nahm.[1]

[1] Das Stellen und Lösen solcher verfänglicher Fragen wählt sich das Volksmärchen mit Vorliebe zum Thema. So kommen abwechselnd scherzhafte und ernste Fragen vor. In einem ungarischen Märchen z. B., sucht ein König durch das Stellen solcher listiger Fragen einen Vorwand zu finden, um dem andern König den Krieg erklären zu können. Er übersendet ihm sieben Pferde von gleicher Grösse und gleicher Farbe und lässt ihm sagen, dass ein Pferd immer um ein Jahr älter sei, als das nächste, er möge also erraten, in welcher Reihenfolge sie auf einander folgen und welches das Aelteste, welches das Jüngste sei, denn wenn er das nicht errate, werde er sein Land mit Krieg überziehen. Der so bedrängte König lässt den Pferden hierauf, auf den Rat eines wackern Kämpen, Hafer von sieben verschiedenen Jahren aufschütten und je nach seinem Alter macht sich jedes Ross daran, das jüngste Ross an den jüngsten, das ältere an den ältern Hafer. Jetzt schickt der böse König einen Stab, der an beiden Enden gleich stark ist und stellt zum zweitenmale die Frage: welches Ende von dem Stamme sei. Auf den Rat des nämlichen

6. Die Engel-Lämmer.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Söhne, die beiden ältesten aber waren sehr faul.

Als die Mutter schon gar nichts mehr zu beissen hatte, schickte sie ihren ältesten Sohn fort, er möge sich nach einem Dienste umsehen. — Der Knabe ging trotzig fort und begegnete unterwegs einem alten Manne.

— Wohin, mein Sohn? frägt der Alte.

— Ich möchte mich nach einem Dienste umsehen, mein alter Vater, wüsste ich nur, wo ich einen finden könnte.

— Dann bleibe nur gleich bei mir! sagt der gutherzige Alte. Bei mir dauert das Jahr nur drei Tage lang. Da hast Du sonst gar nichts zu tun, als die Lämmerheerde, die ich habe, tagtäglich auf die Weide hinauszutreiben; aber wie sie aufbrechen, musst Du ihnen nur immer hübsch nachgehen, treibe sie nicht zurück, sondern gehe immer dorthin, wohin sie Dich führen. Hier hast Du ein kleines Kästchen, darin bringe mir eine Hand voll von dem Grase mit, das die Lämmer abweiden und hier ein kleines Fläschchen, in dem bringe mir von dem Wasser, wovon sie getrunken. Ich pflege jeden Tag nachzusehen, was für ein Gras sie fressen und was für ein Wasser sie trinken.

Der Knabe versprach dem Alten, alles fein ordentlich zu machen, und trieb andern Morgens die Schafe zur Weide, aber die Heerde ging ganz von selbst hin. Ein zutrauliches kleines Lämmchen ging dem Knaben fortwährend zur Seite und rieb sich zuweilen gegen ihn an. Aber der rohe Schäfer stiess das arme in die Seite und fluchte, dass ihm das Lämmchen alle seine Zechen anhängen wolle. Es währte nicht lange, da kamen sie an eine zerfallene Brücke, die weder Geländer noch Brett hatte, so dass nur ein zwei Balken auf den Stützpfosten ruhten. Die Lämmer gingen Eines nach dem Andern über die schlechte Brücke, das sanfteste

Kämpen wird nun ein Zwirnsfaden um die Mitte des Stabes geknüpft, das Gleichgewicht bemessen und das schwerere Ende als dem Stamme zunächst gelegen bezeichnet.

Auf einen ähnlichen Gedankengang weist übrigens auch die Tradition aus dem Sagenkreise der Einwanderung der Ungarn hin, wo Arpad für kostbare Geschenke Erde, Gras und Wasser von Zalán herauslockt und dann erklärt, hiedurch das Land vertragsmässig an sich gebracht zu haben.

Auch die bekannte Anekdote vom Kantor von Czinkota kann hieher gezählt werden, der drei Fragen des Königs Mathias glücklich zu beantworten weiss; hieher gehört ferner die List der Einwohner von Oláhfalu mit ihrer Bitte, ihnen mit Privilegien zuzusichern, dass 1. zu Fusse gehen soll, der keinen Wagen hat, und dass 2. Klausenburg nur zwei Meilen von Oláhfalu liege, welche Privilegien sie dann geschickt zu ihrem eigenen Vorteile benützen.

In ähnlicher Fassung kommt dieses Märchen noch unter Haltrich's sächsischen Märchen, als 42-stes, vor. Die dritte Aufgabe hat auch Grimm in der «klugen Bauerntochter» (94.), nur mit einer kleinen Abweichung. Bei ihm findet sich auch, III. 171., eine Aufzählung der verwandten italienischen, deutschen, französischen und serbischen Märchen.

Lämmchen blieb als letztes und wie um den Schäfer zu ermutigen, dass er sich nur an seiner Wolle festhalten möge, ging es ganz zu ihm hin und blickte ihn an, gleichsam als wollte es sagen: komm nur mit.

Aber der faule Bursche drehte sich brummend um: «Nur weiter, ihr dummen Tiere, wenn es Euer Gnaden so beliebt; ich für meinen Teil habe wirklich nicht die geringste Lust von dieser schlechten Brücke hinunterzuplumpsen.»

Nach einiger Zeit kommen die Lämmer in schöner Ordnung wieder zurück und schlagen den Weg nach Hause ein. «Oho, was mache ich jetzt?» dachte der Knabe bei sich, «was für ein Gras soll ich denn jetzt in das Kästchen geben, was für ein Wasser in das Fläschchen füllen, wo diese Lämmer doch keine Handvoll gefressen und keinen Löffel voll getrunken?» Kurz entschlossen gibt er irgend ein Gras in das Kästchen, füllt das Fläschchen aus der Quelle und geht damit der Heerde nach. — Zu Hause frägt ihn der Alte:

— Nun, mein lieber Sohn, bist Du also hier mit Deiner Heerde? — Zeige doch nur, was für ein Gras sie gefressen und was für ein Wasser sie getrunken?

Der Knabe reichte das Kästchen und das Fläschchen hin.

Da schüttelte der Alte den Kopf.

— Ach, mein Sohn, Du hast nicht von dem gebracht, was meine Lämmer gegessen und getrunken. Bringe Du morgen ja von dem.

Am zweiten Tage treibt der faule Junge seine Heerde von neuem zur Weide und tat wieder ganz so wie am vorigen Tage. Wieder scheuchte er das sanfte kleine Lämmchen von seiner Seite und folgte den Lämmern wieder nicht über die Brücke. Dort, am Anfange der Brücke wartete er auf sie, bis sie zurückkamen. Dann gab er wieder irgend ein Gras in sein Kästchen, schöpfte aus dem Flusse Wasser in das Fläschchen und trieb dann die Lämmer nach Hause, die brauchten ohnehin nicht eine Handvoll Gras und sahen das Wasser nicht einmal an.

Der Alte schüttelte wieder nur den Kopf.

Am dritten Tage machte es der faule Schäfer wieder gerade so, wie an den zwei ersten. Wie er am Abend dieses Tages nach Hause kommt, sagt der Alte zu ihm:

— Nun, mein lieber Sohn, Dein Dienst ist zu Ende, was willst Du also zum Lohne dafür haben: eine Schüssel voll Gold oder Dein Seelenheil?

Der Knabe überlegte nicht lange:

— Wo ist die Schüssel voll Gold?

Der Alte brachte eine Schüssel, die war voll von gleissendem Golde und das schüttete er dem Knaben in den Aermel seines Szür.[1]

Am andern Tage machte sich der Junge auf den Heimweg; er konnte kaum erwarten, dass der Morgen graute. Unterwegs kehrte er in eine Schenke ein und ass und trank nach Herzenslust. Als er nun vollständig betrunken war, nahmen ihm seine Zechgenossen alles Gold aus dem Aermel seines Szür heraus, ihn aber liessen sie dort liegen. Mit leerer Hand, wie er gegangen, kam er auch wieder heim.

Auch den zweiten Sohn sandte die Mutter aus, sich einen Dienst zu suchen. Der war auch nicht besser, als sein Bruder und tat ebenso mit den Lämmern des

[1] Mantel des ung. Bauern.

Alten. Nach Ablauf der drei Tage bat auch er eine Schüssel Goldes von dem Alten als Lohn. Doch wie er nach Hause ging, verspielte er in der Schenke all sein schönes Gold.

Auch dieser kam mit leerer Hand heim in das Haus seiner Mutter.

Da zergrämte sich die arme Frau, von was sie wol ihre Kinder erhalten solle, wenn ihr Alles aufgezehrt sein werde und da doch ihre zwei Grössten keinen Groschen verdienen können. Ihr jüngster Sohn sprach ihr Trost ein:

— Weinen Sie nicht, liebe Mutter, so werde also ich dienen gehen, ich werde Ihnen schon Geld nach Hause bringen.

Das wollte die Mutter nicht und hielt ihn immer wieder zurück, er sei ja so noch viel zu klein. Aber eines Morgens da war der kleine Knabe verschwunden. Wie er so vor sich hin geht, trifft er den alten Mann.

— Wohin, wohin, mein lieber Sohn? frägt der Alte.

— Ich gehe einen Dienst suchen, mein lieber alter Vater. Meine arme Mutter stirbt beinahe schon vor Hunger, sie hat kaum etwas zum Beissen. Ich möchte ihr helfen in ihrem erbärmlichen Leben.

— Nun, ich sehe, Du bist ein gutes Kind, sagte der alte Mann, und ich nehm' Dich gerne in meinen Dienst; ist's Dir recht, so bleibe bei mir, es wird Dir nichts zu Leide geschehen.

Und der Knabe ging mit dem alten Manne; zu Hause angelangt, sagt der Alte zu ihm:

— Mein lieber Sohn, Du wirst sonst nichts zu tun haben, als meine Lämmchen zur Weide zu treiben. Bei mir aber hat das Jahr nur drei Tage, so lang und nicht länger hast Du bei mir zu dienen. — Hier ist ein kleines Kästchen, stecke es in den Aermel Deines Szür und hier nimm auch noch dieses kleine Fläschchen. Gib täglich etwas von dem Grase, wovon meine kleinen Lämmchen essen, in das Kästchen und etwas von dem Wasser, daraus sie trinken, in das Fläschchen. Hast Du mich verstanden?

— Ich verstehe, sagte der Kleine.

Als er andern Tages die Lämmer zur Weide trieb, kam das sanfte kleine Lämmchen, welches seine ältern Brüder immer von sich gestossen hatten, fortwährend zutunlich auf ihn zugesprungen und schmiegte sich wie schmeichelnd immer wieder an seine Seite, so dass der kleine Schäfer das Lämmchen sehr lieb gewann, es streichelte und sein Fell glättete. Als sie zur alten, zerfallenen Brücke kamen, gingen die Lämmer schön Eines nach dem Andern über die Balken hinüber, aber das Bübchen erschrak schon voraus, wie es ihm nur möglich sein werde hinüber zu kommen.

Das kleine Lämmchen sah ihn ermutigend an und begann zu sprechen:

— Fürchte Dich nicht, fürchte Dich nicht, lieber kleiner Schäfer! halte Dich nur fest an meiner Wolle, ich werde Dich schon hinüberleiten.

Der kleine Knabe tat, wie ihm das Lämmchen geheissen, hielt sich an seiner Wolle fest und kam so vorsichtig, Schritt vor Schritt, auch glücklich über die Brücke. Die Lämmchen aber gingen nur immer weiter und weiter, so dass der kleine Schäfer sich nicht genug über sie verwundern konnte, weil sie halt weder assen noch auch tranken. Nach einiger Zeit kamen sie an eine kleine Kapelle. Vor der Kapelle angelangt schüttelten sich die Lämmchen und im Augenblicke wurde

jedes von ihnen zu je einem Engel. — Der kleine Schäfer fand seines Staunens kein Ende, riss den Hut vom Kopfe und getraute sich kaum sie anzuschauen. Die zu Engeln verwandelten Lämmchen traten nun alle in die Kapelle ein und ein schöner Engel — es war derselbe, der als Lämmchen dem kleinen Schäfer zur Seite gegangen — führte auch ihn hinein. Vor dem Altare knieten die Engel nieder, ein Priester spendete ihnen mit der Hostie und dem Kelche die heilige Communion und bedachte auch das Bübchen. Das Bübchen tat nun auch in sein Kästchen eine Hostie und gab etwas von dem geheiligten Weine in sein Fläschchen. — Hierauf gingen sie wieder alle aus der Kapelle hinaus. Die Engel schüttelten sich wieder und wurden aufs Neue zu Lämmern und das Bübchen folgte ihnen andächtig und mit dem Hut in der Hand. Bei der schlechten Brücke aber half ihm wieder jenes schöne, sanfte Lämmchen, der schöne Engel, hinüber. Zu Hause angelangt frägt ihn der Alte:

— Nun, mein Söhnchen, hast Du mir etwa von dem Gras und Wasser gebracht, das die Lämmer gefressen und getrunken?

— Ach, mein lieber, alter Vater, sagt der Kleine, das sind ja keine Lämmer, sondern wirkliche Engel! Hierauf erzählte er, was er gesehen und gab dann dem Alten Kästchen und Fläschchen: hier ist, was meine Lämmchen gegessen und getrunken. — Da lächelte der Alte.

— Nun, mein liebes Bübchen, ich sehe, dass Du ein braves und ehrliches Kind bist, Du hast Deine Pflicht rechtsschaffen getan. Wähle jetzt, was willst Du zum Lohne: eine Schüssel Goldes oder Dein Seelenheil.

— Gott sieht in mein Herz, liebes Grossväterchen, mir wäre auch die Schüssel Goldes recht, denn wir sind gar sehr arme Leute, aber mein Seelenheil ist mir doch noch lieber und darum wähle ich das.

— Gut gewählt, mein Kind! sagt der gute Alte. Weil Du Dein Seelenheil höher gehalten, als Erdengut, verdienst Du, dass ich Dir auch von diesem gebe, denn Alles steht in meiner Gewalt: ich bin der liebe Gott.

Das Büchen fiel vor ihm auf die Knie, der gute Gott aber füllte den Aermel seines Szür mit drei Schüsseln voll Gold an und liess ihn mit seinem Segen nach Hause ziehn.

Daheim aber wurde seiner guten Mutter nie mehr das Herz schwer, denn von dem vielen Reichtume konnten sie bis an ihr seliges Ende ein glückliches Leben führen.[1]

[1] Eines der wenigen ungarischen Volksmärchen, in welche die christliche Mythologie hineinspielt.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 1. Juni las das ordentliche Mitglied Aron Szilády eine mit grossem wissenschaftlichen Apparat ausgearbeitete Abhandlung des Ehrenmitgliedes Graf Géza Kuun *Ueber die Sprache und Nationalität der Kunen (Kumanen).* Der als Forscher der Kumanensprache über die Grenzen Ungarns hinaus bekannte Verfasser tritt in dieser umfangreichen Arbeit der vom Verfasser der «Geschichte der Jazygen und Kumanen», dem vor kurzen verstorbenen ord. Mitgl. Stephan Gyárfás, aufgestellten Ansicht, dass die Sprache der Kumanen die magyarische gewesen sei, entgegen. Er führt einerseits aus historischen Urkunden, andererseits aus erhaltenen kumanischen Sprachdenkmälern den Beweis, dass die Kumanensprache *türkisch* gewesen sei. Er erwähnt unter Anderem der in Rumänien, der eigentlichen Heimat der Kumanen, zahlreich vorhandenen, vom Volke «Kunenhügel» genannten tumuli, welche dort in walachischen Urkunden noch im XV. Jahrhundert mit dem türkischen Worte «gurgan» bezeichnet werden, welches Wort auch in verschiedenen Gegenden Ungarns in der Form «korhány» fortlebt. Unter den zahlreich angeführten Sprachresten behandelt Verfasser besonders eingehend das sogenannte kumanische Vaterunser, dessen türkischen Sprachcharakter er gründlich nachweist. Interessant ist auch das Bruchstück eines in den kumanischen Distrikten Ungarns bis heute von den Kindern recitirten kumanischen Liedes, welches vom Volke für zigeunerisch gehalten wird, in Wahrheit aber ebenfalls durchaus türkisch ist. Wir teilen den Text dieses merkwürdigen Sprachdenkmals nachstehend mit beigefügter Uebersetzung mit:

Heli, heli, jáde üzürmény
üzbe her!
Zeboralle, sarmamamile,
Alo bizon sasarma,
Düzüsztürmö dücsürmö.
Hej ala hilala
Zeboralle dücsürmö.

[Wolan, wolan, ich löse das Gelübde,
Der Lenz ist da!
Mit Gebeten, Zauberzeichen
Mache ich den Zauber
Unschädlich. Ich preise dich!
Es ist nur ein Gott.
Mit Gebeten preise ich dich.]

Hierauf las das corresp. Mitglied Ferdinand Barna eine Abhandlung unter dem Titel: *Die heidnischen Religionsgebräuche der Votjaken,* deren Hauptinhalt wir in Folgendem resumiren: Die Gottheiten zerfallen in gute und böse. Die höchste gute Gottheit ist *Jumar,* der in der Sonne wohnt. Seine Mutter *Mumu*

Kalána befördert die Fruchtbarkeit der Erde, der Tiere und Menschen. Zu den guten Gottheiten gehören auch *Sundi Mumu*, die Mutter der Sonne, und *Sompan-Dis*, der sorgende Geist. Die mächtigste unter den bösen Gottheiten ist *Keremet*, auch *Saitan* genannt, der auf Erden lebt und überall wohnen kann. Ausser diesen bespricht Verfasser die Gottheiten der Wälder und der Gewässer. Jumar ist den Votjaken der gütige, gerechte, allerhaltende Gott, dessen Namen sie regelmässig das Beiwort «gerecht» und «erhaben» vorsetzen. Eben seiner Güte wegen wenden sie sich in allen Unglücksfällen mit Gebeten und Opfern an *Keremet*. Die Art des Opfers, welches Keremet fordert, tut ihnen der «Tuav», der zauberkundige Priester kund. Nach dem Glauben der Votjaken war Keremet der leibliche Bruder Jumars, wurde aber von diesem seiner schlimmen Streiche wegen verstossen und verflucht. Diese von Keremet seinem Bruder Jumar namentlich bei der Schöpfung der Welt und insbesondere der Menschen gespielten Streiche bespricht Vortragender eingehender und sucht sie mit verschiedenen im Munde des ungarischen Volkes lebenden Liederbruchstücken in Beziehung zu bringen.

Sitzung der II. (philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen) Classe am 8. Juni. Das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth hat als Präsident des Strafsenats der königlichen Curie sich fleissig mit dem Studium der Strafsysteme befasst und über die vaterländischen Strafanstalten, sowol auf Grund des bei der Regierung eingelaufenen reichen statistischen Materiales, als auch auf Grund persönlicher Besuche in verschiedenen dieser Anstalten eingehende Studien gemacht. Heute legte er seine auf die *Illavaer Strafanstalt* bezüglichen Studien vor. Dieselbe ist die interessanteste und des Studiums würdigste unter den bestehenden vaterländischen Strafanstalten, indem in dieselbe aus allen Teilen des Landes die schwersten, zu mehr als 10 Jahren verurteilten Verbrecher geschickt werden. Aus der umfangreichen, die Illavaer Strafanstalt nach allen Gesichtspunkten betrachtenden Studie wählte Vortragender wegen der Kürze der für eine Vorlesung bemessenen Zeit blos diejenigen Partien zur Verlesung, welche die Geschichte und Ortsbeschreibung der Anstalt, die strafhäuslichen Arbeiten, das Unterrichtssystem, die Disciplin, die Besserung der Sträflinge betreffen, und schloss die Vorlesung mit der Geschichte der Sträflingsemeute vom Jahre 1858.

Hierauf dissertirte das correspondirende Mitglied Julius Schwarcz über: *Montesquieu's Theorie der monarchischen Staatsform in den ersten zehn Büchern des «Esprit des Lois» und das Verhältniss derselben zur Entwicklung der europäischen Staatsverfassungen*. Vortragender weist vor allem die Kluft nach, welche die in den ersten zehn Büchern enthaltene Theorie vom Inhalte des 6. Capitels des eilften Buches trennt. Dort vermag sich Montesquieu die moderne europäisch-christliche Monarchie durchaus nur noch auf feudaler Grundlage vorzustellen; hier erweitert sich sein Gesichtskreis bereits nach der Richtung der modernen verfassungsmässigen, auf Volksvertretung und Ministerverantwortlichkeit ruhenden Monarchie nach englischem Muster. Als Montesquieu die ersten zehn Bücher schrieb, kannte er überhaupt weder die Verfassung Englands, noch die verschiedenen von der Form der französischen Monarchie seiner Zeit abweichenden Formen der damaligen continentalen Monarchien (Aragonien, Castilien, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Siebenbürgen); sondern schöpfte seine Staatsformenlehre fast

ausschliesslich einerseits aus dem Studium des mittelalterlichen Feudalrechts und der Institutionen der französischen Monarchie seiner Zeit, anderseits aus dem von überallher mit grossem Fleisse zusammengetragenen altgriechischen und römischen Material. Der allgemeinen Annahme entgegen, wonach Montesquieu den Schluss des eilften Buches unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England, unter den frischen Eindrücken seiner Studienreise, spätestens 1733, geschrieben haben soll, weist Vortragender nach, dass Montesquieu das 6. Capitel des eilften Buches erst nach dem Sturze Sir Robert Walpole's geschrieben haben könne. Aber auch damals hatte er noch keine Kenntniss von dem staatsrechtlich wichtigen Ausspruche des Hauses der Lords vom Jahre 1711, dass nach Englands Verfassung für die Regierungsacte des Königs nur die Minister verantwortlich sind, ebensowenig von den gleichlautenden Aeusserungen des Herzogs von Argyll im Hause der Lords von 1739 und Sir John Barnard's im Unterhause von 1741, und deshalb ist von der politischen Verantwortlichkeit der Minister im «Esprit des Lois» nicht die Rede. Montesquieu hatte nicht einmal eine Ahnung von jener intensiven Entwicklungsfähigkeit der monarchischen Staatsform, vermöge welcher dieselbe, nach dem völligen Aufhören der ständischen Vorrechte und Privilegien einst in ganz Europa auf der demokratischen Basis der Gleichberechtigung würde zur Geltung gelangen können.

VERMISCHTES.

— **Kaschau und die Ostkarpathen.** Soeben ist im Verlage von Adolf Maurer in Kaschau ein sehr empfehlenswertes Reisehandbuch erschienen: *Kurzgefasster Führer für Kaschau, das Abauj-Torna-Gömörer Höhlengebiet und die ungar. Ostkarpathen. Im Auftrage des ungar. Karpathenvereines von Karl Siegmeth*, 176 S., mit einer Orientirungskarte, dem Plane der Aggteleker Höhle und 16 Illustrationen. Das Stück Ungarn, dessen Darstellung das vorliegende geschmackvoll ausgestattete Büchlein enthält, bietet dem Touristen eine Reihe der schönsten Exkursionen, welche zufolge der durch den Karpathenverein ausgeführten Arbeiten nunmehr leichter zugänglich und doppelt lohnend sind. Der Wert des Siegmeth'schen Buches liegt vor Allem darin, dass der Verfasser, seit zwölf Jahren mit der Durchforschung dieses Gebietes beschäftigt, den Touristen nur authentische, auf Grund eigener Anschauung gesammelte Daten mitteilt. Das Büchlein enthält nach einer einleitenden topographischen Skizze in drei Abschnitten zunächst eine Schilderung der Stadt Kaschau und ihrer Umgebung, dann eine Darstellung des benachbarten Höhlengebietes (Aggtelek, Szilicz, Dobschau), endlich in zwölf Routen Exkursionen in die romantischen Ostkarpathen. Der Verfasser hat für alles Schöne und Lehrreiche Interesse und Verständniss und orientirt seine Leser in anziehender und verlässlicher Weise. Auch die Karten und Illustrationen heben den Wert des hübschen Bändchens, welches sehr geeignet ist, zum Besuche der geschilderten Gegenden einzuladen und zugleich als stets verlässlicher Führer durch dieselben zu dienen. Hoffentlich wird es diese seine doppelte Aufgabe recht oft erfüllen. Preis 2 fl.

— **Die Schülerzahl an den Mittelschulen Budapest's** weist am Beginne des lauf. Studienjahres 1885/6 folgende Daten auf (die eingeklammerte Zahl bezeichnet die Anzahl der errichteten Parallelclassen):

I. GYMNASIEN:

Anstalt	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen	Gegen das Vorjahr +	Gegen das Vorjahr —
Im II. Bezirk ...	107(2)	79(2)	74(2)	54(2)	62(2)	33	39	40	488	4	—
« V. «	127(2)	127(2)	62	59	106(2)	31	63	50	603	42	—
Piaristen-Gymn.	154(2)	112(2)	94(2)	106(2)	84(2)	49	45	42	686	56	—
Reform. «	70	44	46	37	41	44	37	43	362	—	86
Evangel. «	70	56	61	57	49	39	36	24	392	—	57
Im VII. Bezirk	120(2)	105(2)	91(2)	80(2)	—	—	—	—	396	33	—
Übungsschule...	—	33	—	31	—	30	—	25	119	—	8
Zusammen ...	648	534	428	424	342	226	220	224	3046	135	151
										—	84

II. REALSCHULEN:

Anstalt	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen	+	—
Im IV. Bezirk	144(2)	121(2)	119(2)	72	31	24	15	20	546	59	—
« V. «	158(3)	112(2)	100(2)	83(2)	56	32	36	32	609	98	—
« VIII. «	182(3)	132(2)	72	58	43	17	23	11	538	29	—
« II. «	103(2)	73(2)	54	52	25	16	15	13	351	48	—
Zusammen...	587	438	345	265	155	89	89	76	2044	234	—

III. GYMNASIEN UND REALSCHULEN ZUSAMMEN:

Anstalt	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	Zusammen	+	—
—	1235	972	774	689	496	315	309	300	5090	369	151
										+	218

Aus diesen Daten ist ersichtlich, dass die Zahl der Realschüler wesentlich gestiegen ist, d. h. dass das Vertrauen des Publicums sich in wachsendem Masse diesen, in den letzteren Jahren gemiedenen Lehranstalten zuwendet.

— **Der neue Lehrplan der höheren Mädchenschulen,** den der Unterrichtsminister am Beginne des lauf. Schuljahres veröffentlicht hat, weist folgende Verteilung der Lehrgegenstände auf:

Classe	Religion	Ungar. Sprache	Deutsche Sprache	Franz. Sprache	Geschichte	Geographie	Mathematik	Naturwissenschft.	Haushalt u. Buchhaltung	Pädagogik	Gesang	Zeichnen	Schönschreiben	Handarbeiten	Gymnastik	Summe der wöchentlichen Stunden	Bemerkungen
I.	2	6	2	—	2	2	3	2	—	—	2	2	1	2	2	28	
II.	2	4	3	3	2	2	3	2	—	—	2	2	1	2	2	30	
III.	2	4	3	4	2	2	3	2	—	—	2	2	—	2	2	30	Englisch facultativ
IV.	2	5	3	4	2	1	2	3	—	—	2	2	—	2	2	30	Gymnastik "
V.	2	5	3	5	2	2	2	2	2	—	1	2	—	2	—	30	Ges. u. Zeichn. "
VI.	2	5	2	5	3	—	2	4	—	2	1	2	—	2	—	30	Gesang, Zeichnen u. Handarbeit facult.
Summe der Lehrstunden	12	29	16	21	13	9	15	15	2	2	10	12	2	12	8	178	

Die wesentlichste Differenz zwischen diesem und dem bisherigen Lehrplan besteht darin, dass *die deutsche Sprache* nunmehr schon in der ersten Classe unterrichtet wird (bisher von der zweiten an), dass der *naturwissenschaftliche* Lehrstoff etwas vermindert, dagegen der *geographische* etwas vermehrt wurde und dass *Haushalt-Kunde* und *Buchhaltung* als selbstständige Lehrgegenstände aufgenommen wurden.

— **Gabriel Fábián.** Am 20. September l. J. wurde an dem Wohnhause des Schriftstellers Gabriel Fábián in Arad in Gegenwart eines zahlreichen Publicums und der Vertreter unserer wissenschaftlichen Gesellschaften mit grosser Feierlichkeit eine Gedenktafel enthüllt. Aus diesem Anlasse veröffentlichte der Arader Gymnasial-Professor Benedict Jancsó eine auf tüchtigen Studien beruhende, mit liebevoller Hingabe abgefasste biographische Skizze,[1] auf deren Grundlage wir Fábián's Leben und schriftstellerisches Wirken in kurzen Zügen zusammenfassen.

Gabriel Fábián war im December 1795 zu Vörösberény im Veszprimer Comitat geboren. Er war der Sprosse einer alten adeligen Familie, der Sohn des Berényer reformirten Predigers Josef Fábián; seine Mutter war eine geborne Susanna Somogyi. In dem ganzen Hause der Fábián war ein von den Altvordern überkommenes Erbstück eine gediegene, über das gewöhnliche Niveau jener Zeiten weit hinausragende wissenschaftliche und literarische, namentlich altclassische Bildung. Der Vater war ein tüchtiger, vielseitiger Gelehrter, ein Schüller des berühmten Debrecziner Collegiums und nachmals der Hochschulen zu Bern und Zürich, wo er Lavater hörte; er hat als naturwissenschaftlicher und homiletischer Schriftsteller vielfach Erspriessliches geleistet. Auch in der Familie der Mutter waren Bildung und literarische Strebungen heimisch; Fábián's Oheim mütterlicherseits war Gedeon Somogyi, der Uebersetzer der Werke des Petronius, der Autor der in der damaligen Controverse zwischen Orthologen und Neologen auf

[1] Fábián Gábor élete és irodalmi működése. (Gabriel Fábiáns Leben und schriftstellerisches Wirken) Arad, 1885.

dem Gebiete der ungarischen Sprache berühmt gewordenen Streitschrift «Mondolat». In solcher Atmosphäre flossen Fábián's Knabenjahre dahin und sie machte ihren Einfluss bestimmend und richtunggebend auf seinen ganzen nachmaligen Lebenslauf geltend.

Seinen ersten Unterricht genoss Fábián im Vaterhause und in der Berényer Schule. Von hier ging er an das Lyceum in Pressburg und dann nach zwei Jahren an das Collegium zu Pápa, welches damals unter der Leitung des berühmten ungarischen Schulmannes Stefan Márton stand. Fábián absolvirte mit Erfolg den ganzen Curs dieser Hochschule, die theologischen Studien nicht ausgenommen. Im Jahre 1817 bezog er die Universität Pest, um Jura zu studiren und bestand im Herbst 1819 seine Examina mit ausgezeichnetem Erfolge. Die folgenden zwei Jahre waren der Patvaristen-Praxis gewidmet, welche er als Jurat an der Seite des nachmaligen Akademie-Präsidenten Grafen Ladislaus Teleki vollendete. Im Winter 1821 erwarb er das Advocaten-Diplom.

Schon im Laufe der Studienjahre tritt bei Fábián die Vorliebe zur Beschäftigung mit heimischer und fremder Literatur in ausgesprochenster Weise in die Erscheinung. Mächtigen Anstoss erhielt diese Richtung durch seinen Verkehr mit dem ihm innig befreundeten Stefan Zádor. Er liest viel, mit hohem Genusse und mit eminentem Verständnisse; dafür zeugen die häufigen kritischen Bemerkungen in seinem damaligen Briefwechsel mit Zádor. Ausgebreitete Sprachkenntnisse kamen dieser Neigung zu Statten; er beherrschte die Muttersprache und das Lateinische in vollendeter Weise und eignete sich noch in seinen Jünglingsjahren die Kenntniss des Deutschen, Italienischen, Französischen und Englischen an. Auch der Drang zu selbsttätiger literarischer Production brach sich bei Fábián frühzeitig Bahn. Schon auf der Schule zu Pápa galt er unter den Genossen als eine Autorität in Gelegenheitsgedichten; im Jahre 1817 erschien zum ersten Male einer seiner derartigen Versuche im Druck: ein Poëm, worin er als Abiturient von Pápa Abschied nimmt vom Collegium, von den Lehreren und Genossen daselbst.

Die äussere Erscheinung des jugendlichen Fábián wird uns als eine schmucke, stets propere und distinguirte, seine Umgangsform als eine vornehme und gebildete geschildert. Fábián lebte während seiner Universitätsjahre in der Weise, wie die besten seiner Alters- und Standesgenossen zu leben pflegten. Er vernachlässigt die Studien nicht, zieht sich aber auch von den Menschen nicht zurück. Er geht nebst den edleren auch den gewohnten Genüssen des alltäglichen Lebens nach, ohne aber in irgend etwas die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. In allen seinen Empfindungen, Strebungen und Handlungen herrscht eine gewisse wohltuende Harmonie. Er liebt die Unabhängigkeit, aber sein Streben nach solcher hat nichts von fieberhafter Erregung, nichts von revoltirendem Wesen an sich. Er ist ruhevoll, gemässigt, emsig und ausdauernd, aber er strebt deshalb doch immer nach dem Idealen und weiss sich für dasselbe zu begeistern. Und so ist er geblieben sein ganzes Leben lang; immer der Mann, auf den das «Didicisse fideliter artes» voll und ganz seinen veredelnden Einfluss bewährt.

Mit dem Diplome ausgestattet, begann sich Fábián nach einer kurzen Erholungsfrist im Vaterhause nach einem erwerbenden Berufe umzusehen. Die Advocatenpraxis wollte ihm nicht behagen und so gelang es ihm erst nach mancherlei Enttäuschungen und vereitelten Hoffnungen im Sommer 1824 sich eine

eigene materielle Existenz zu begründen: er wurde von der Familie Bohus als deren Fiskal berufen. Die Stellung war eine einflussreiche und nach damaligen Verhältnissen und Begriffen glänzend dotirte. Wir wollen nebenbei erwähnen, dass diese Dotation in einem Jahresgehalte von fünfhundert Gulden Conventions-Münze und freier Station bestand. Fábián hatte seinen Amtssitz zu Világos im Arader Comitat; er fühlte sich in seinen neuen Verhältnissen überaus behaglich und zufrieden. Indessen sollte diese günstige Situation nur sehr kurze Zeit, kaum ein Jahr lang andauern. Der Anlass, welcher derselben schon im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1825 ein jähes Ende bereiten sollte, ist kein neuer und ungewöhnlicher: es war die Liebe. Fábián hatte sein Herz an eine entfernte Anverwandte der Familie Bohus verloren und die junge Dame erwiderte seine Neigung; der Chef des Hauses aber war gegen die Verbindung; er motivirte seinen Widerstand einfach und ehrlich mit der Erklärung: die beiden seien seiner Ueberzeugung nach nicht für einander geschaffen, die Verbindung könne ihnen nicht zum Heile gereichen. Das Verhältniss zwischen Bohus und Fábián wurde immer gespannter, bis schliesslich der junge Mann, um der Wahl seines Herzens willen alle materiellen Vorteile hintansetzend, seine Stellung aufgab, die Erkorene zum Traualtar führte und sich in Ofen als practicirender Advocat niederliess. Es scheint indessen, dass bei diesem hochwichtigen Schritte Fábián's Idealismus sich nicht als stichhaltig erwies, — Bohus' practischer Blick und Sinn behielten Recht. In der Ehe herrschte keine Harmonie; nach kaum anderthalb Jahren — es sind wohl die düstersten in diesem ganzen Lebenslaufe — war der Traum von Befriedigung und Glück spurlos geschwunden. Die Ehe wurde getrennt und Fábián kehrte gebrochenen Herzens und gedrückten Gemüts in seine frühere Stellung als Familienfiskal der Bohus nach Világos zurück, welche er fortan bis 1838 ununterbrochen bekleidete.

Eine mehr als zehnjährige erspriessliche angestrengte Tätigkeit heilte ihm jedoch Herz und Gemüt und förderte seine Geltung im gesellschaftlichen, wie im wissenschaftlichen und literarischen Leben in hohem Masse. Er begann nebst eifriger und glücklicher Führung seiner Amtsagenden und vielseitiger literarischer Tätigkeit sich auch an dem öffentlichen Leben, an den Beratungen im Comitatssaale immer mehr und mehr zu beteiligen und der Erfolg dieser Strebungen blieb nicht aus. Nach und nach wählten ihn die Comitate Arad, Csanád, Csongrád, Bihar und Torontál zu ihrem Sedrial-Assessor (táblabiró), die kön. Freistadt Arad zu ihrem Ehrenbürger; im Jahre 1832 wurde er correspondirendes, 1835 ordentliches Mitglied der Akademie, später Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft.

Im Jahre 1838 ward ihm endlich zu allen anderen Gütern des Lebens auch jene Gnade des Geschickes zuteil, die einzig und allein den Mann voll und ganz zu beglücken vermag: ein trautes eheliches Heim. Er hatte eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame, Frau Franziska Telbisz, kennen, wertschätzen und lieben gelernt, und verband sich mit ihr zu einer Ehe, die nahezu vierzig Jahre lang beiden alles Glück und Gedeihen bringen sollte, dessen wir hienieden nur immer teilhaft werden können.

Das Jahr 1838 bildet ungefähr auch den Markstein der ersten Periode der literarischen Wirksamkeit Fábián's, denn von da ab wendet sich seine Arbeit mehr und mehr der politischen Tätigkeit zu. Seine Hauptwerke aus dieser Peroide

sind die Uebersetzung der Ghazelen aus den «Divan» des Persers Hafiz; Uebersetzungen aus diversen arabischen und persischen Dichtern; eine «Biographie Sigmund Szögyényi's»; die Uebersetzung der Gesänge Ossian's; eine überaus wertvolle Monographie des Comitats Arad; verschiedene kleinere Uebersetzungen aus dem Französischen; eine Reihe belletristischer und kritischer Arbeiten in verschiedenen Journalen.»

Durch seine Verheiratung war Gabriel Fábián auch materiell völlig unabhängig gestellt. Er resignirte in Folge dessen auf sein Fiskalat, verlegte seinen bleibenden Wohnsitz nach Arad und wendete seine Kraft fortan gross angelegten literarischen Arbeiten und einer rührigen, höchst einflussreichen und erspriesslichen politischen Tätigkeit zu. Was er dem Comitat Arad im Beratungs-Saale, als dessen nunmehr salarisirter Sedrial-Assessor in der Verwaltung und dem Lande im Allgemeinen als politischer Publicist (Fábián war von ungefähr dieser Zeit ab unter Anderem einer der tätigsten Mitarbeiter des Kossuth'schen «Pesti Hirlap») geleistet, vermögen wir in dem engen Rahmen dieser Zeilen unmöglich zu schildern.

Die Ereignisse des Jahres 1848 fanden in Fábián einen unermüdlichen, stets opferbereiten Kämpen im Dienste des Vaterlandes. Die Wahlbezirke Világos und Kis-Jenő entsendeten ihn als ihren Deputirten in den Reichstag. Im Juni 1849 wurde er unter dem Justizministerium S. Vukovics zum Richter an der Septemviral-Tafel ernannt. Nach dem Tage von Világos wurde er flüchtig und hielt sich bald hier, bald dort, im Arader und den angrenzenden Comitaten verborgen. Schliesslich stellte er sich aber über eine, von den damaligen Machthabern ergangene allgemeine Aufforderung dem Pester Kriegsgerichte, wurde processirt, in Folge der bald darauf erlassenen politischen Amnestie aber in Freiheit gesetzt. Ein herrliches Wort bewahrt uns aus dieser Zeit der Biograph von Fábián's Gemahlin. Sie besuchte den gefangenen Gatten im Kerker und sagte bei dieser Gelegenheit zu ihm und seinen Schicksalsgenossen: «Ich beklage, dass es mir, da ich ein Weib bin, nicht gestattet ist, Eure dermalige Lage zu teilen. Gern wollte ich das Märtyrertum erdulden für eine so edle Sache, wie die Eurige.»

Von seiner Freilassung ab lebte Fábián zurückgezogen in Arad, ausschliesslich seiner Familie und den Musen. Noch einmal — im November 1865 — veranlasste ihn das Drängen seiner Mitbürger, in die öffentliche Arena hinauszutreten; er wurde mit bedeutender Majorität zum Reichstags-Abgeordneten der kön. Freistadt Arad gewählt und nahm die ehrenvolle Wahl dankend an. Er war auf diesem ewig denkwürdigen Reichstage ein warmer Anhänger der Deák-Partei. Allein schon im Herbste 1867 legte er mit einem offenen Schreiben an seine Wähler sein Mandat zurück, wol gedrückt von der Last seiner siebzig Jahre und in der Besorgniss, dass seine Kräfte den heftigen Kämpfen, welche damals, der Haltung der staatsrechtlichen Opposition nach zu urteilen, im Anzuge waren, nicht mehr gewachsen sein dürften.

Die Zeit von der zweiten Vermählung Fábián's ab war, trotz seiner vielseitigen Tätigkeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, auch die zweite, reichere und bedeutsamere Periode seiner literarischen Tätigkeit. Er stand in fortwährendem lebhaften Verkehr mit den Besten und Hervorragendsten des Landes und schöpfte aus demselben und aus dem eigenen reichen Borne nie versiegende Anregung. Er beschenkte in dieser zweiten Periode seiner Tätigkeit die nationale

Literatur mit einer reichen Serie von Arbeiten, aus denen wir eben nur die Hauptwerke anführen können: die Uebersetzung der Briefe Cicero's und der vermischten Schriften Cicero's, die sorgfältige Arbeit voller zehn Jahre; die Uebersetzung des gewaltigen Buches Tocqueville's «Die Demokratie in Amerika»; Uebersetzungen aus Seneca's Briefen; die Uebersetzung der Pädagogik von Heinsius, — kleinerer zahlreicher Arbeiten nicht zu gedenken.

Gegen das Ende des Jahres 1877 waren auch die Grenzen erreicht, die dem Erdenwallen Gabriel Fábián's gesetzt sein sollten. Er schied von hinnen am 10. December. Sein Tod war der schönste, den ein Sterblicher sich wünschen mag: ein tatenreiches, durch Erfolg und Anerkennung verschöntes Leben hinter sich, einen weiten Kreis liebender, seiner würdiger Kinder und Kindeskinder um sich, — so hauchte er seine edle Seele aus. Er hatte redlich getan, was er vermochte, und glücklich erreicht, was er ersehnt hatte.

— **Jacques Richard und Alexander Petőfi.** Es war im Juli 1860. Der Präsident des concours général Herr Hector Lemaire verlas den Jüngern der Pariser alma mater das Thema der Preisbewerbung: es sollten die Tugenden des Prinzen Jerome Bonaparte, der am 24. Juni desselben Jahres das Zeitliche gesegnet hatte, in einer lateinischen Ode gebührend gepriesen werden. Kaum hatte der Präsident geendet, als ein Murren der Unzufriedenheit durch die Reihen des Auditoriums ging. «Wir kennen diesen Monsieur nicht» — riefen die Kühneren. «Auch er war bei Waterloo», antwortete besänftigend Herr Lemaire in sichtlicher Verlegenheit.

Die französische Jugend sollte also auf Befehl den verstorbenen Oheim des Kaisers in wohlgedrechselten Hexametern besingen. Wahrlich eine starke Zumutung an eine Jugend, die für Michelet schwärmte, die den Anspielungen Saint-Marc Girardin's ein inniges Verständniss entgegenbrachte und die trotz aller Verbote verbreiteten «Châtiments» mit Entzücken las! Der Minister für öffentlichen Unterricht, Herr Rouland, durfte kaum besonders erbaut gewesen sein, unter den Preisschriften Erklärungen zu finden, wie die Duvergier de Hauranne's, dessen Vater, wie so viele Andere, nach den Decembertagen verbannt worden: «Meine und meines Vaters politische Ueberzeugungen — schrieb Duvergier — verbieten mir, an einer solchen Preisbewerbung teilzunehmen.» Alles aber überbot ein Gedicht, das von den Bedingungen der Preisausschreibung abweichend in französischer Sprache eingereicht wurde und eine unerhört kühne Sprache führte:

> Vous ne comprenez pas que nos veilles muettes
> Ont de chacun de nous fait un républicain
> Que nous supportons mal nos fers, que nos poètes
> Ce sont les Juvénal, les Hugo, les Lucain!

Nicht der «vieux fou qu'hier encore sa maîtresse battait,» sondern die Freiheitshelden begeistern den jungen Dichter; — in diesem Tone geht es fort durch fünfzehn Strophen.

Diese Kühnheit erregte enormes Aufsehen. Jacques Richard — dies war der Name des jugendlichen Verfassers der heftigen Philippika — ward plötzlich

ein berühmter Mann. Leider sollte dieses Wagniss für den jungen Dichter von sehr schlimmen Folgen werden. Sein Vater, ein von der Regierung abhängiger Notar und später Richter in einer kleinen Provinzstadt, besorgt um das Schicksal seines heissblütigen Sohnes, rief ihn bald darauf von Paris ab. Wohl sandte der Dichter auch nachher seine Gedichte den Pariser Journalen, vorzüglich der »Jeune France«, wohl wurden dieselben sehr sympathisch aufgenommen, — aber Jacques Richard empfand es dennoch als einen harten Schlag, fern zu leben von Paris, vom Ziele seiner Hoffnungen. Ueber seine Zukunft, schreibt er einem seiner Freunde, ist er mit sich im Reinen: er will Schriftsteller und wenn möglich Politiker werden. Aber um sich als solcher geltend zu machen, muss er nach Paris, dahin richten sich seine Gedanken, dahin sein innerstes Streben. Und dennoch sollte er Paris nie wiedersehen. Sein unsägliches Sehnen nach der Hauptstadt, sein inneres verzehrendes Feuer, die unerträgliche Last des kleinstädtischen Lebens führten den brustkranken Jüngling, der kaum sein zwanzigstes Lebensjahr überschritten hatte, einem frühen Grabe zu, in welchem der Stolz eines tiefgebeugten Vaters zugleich mit den schönsten Hoffnungen der französischen Literatur bestattet wurden.

Jacques Richard gehört unter jene glorreichen Jünglinge, die verzehrt von der Glut ihrer Gedanken und Gefühle in das Grab stiegen und dennoch eine bleibende Spur in der Literatur hinterliessen. Sie haben noch nicht ihr Bestes geliefert, aber was sie geboten, lässt wehmütig ahnen, was man zu erwarten berechtigt war. Jacques Richard war der Sänger der Freiheit und der Liebe. Mit unerhörter Kühnheit greift er in seinen Dichtungen das bestehende imperialistische Regime an. Aber neben diesen harten Klängen welch' weiche und zarte Töne schlägt er an in seinen Gedichten an die schöne Schauspielerin Blanche Pierson!

Herr Auguste Dietrich, dieser gründliche Kenner der deutschen Literatur, füllte ein fühlbare Lücke aus, indem er die in verschiedenen Zeitschriften und Manuscripten zerstreuten Dichtungen Jacques Richard's gesammelt dem französischen Lesepublikum vorlegte.

Man wird gewiss mit Vergnügen die schönen Freiheits- und Liebeslieder lesen, die in dem Bande vorliegen. Wir lasen die Gedichte Jacques Richard's mit doppeltem Interesse, denn auch die ungarische Literatur hat den früh Dahingeschiedenen tief zu beklagen. Jacques Richard war ein begeisterter Verehrer Petőfi's, den er sich zum Muster auserkoren. Seitdem er Chassin's Werk über Petőfi und den ungarischen Freiheitskampf gelesen hatte, schwärmte er für den ungarischen Dichter und für die ungarische Nation. Wir finden in dem vorliegenden Band eine Studie Jacques Richard's über Alexander Petőfi, und acht Gedichte des ungarischen Dichters nach der Prosa Chassin's in Verse übertragen. Wir entnehmen der Studie über Petőfi folgenden Passus, der charakteristisch ist für die ganze Denkungsweise des jungen Dichters. »Er war ein grosser Dichter und ein bewunderungswürdiger Held. Ihn mit Jemandem vergleichen — ruft Jacques Richard mit jugendlicher Ueberschwänglichkeit — hiesse seinen Ruhm erniedrigen. Man hat seinem Namen manchmal den Namen Béranger's hinzugefügt. Ich erhebe Verwahrung gegen diesen Vergleich. Der Bourgeois-Liedersänger, dessen langes, kluges Dasein in einer egoistischen Ruhe friedlich erlosch, was hat der gemein mit dem Soldaten, der bei Schässburg unter den Bajonneten fiel? Der Eine kümmerte

sich vor Allem um seine Interessen, um sein Glück; der Andere um die Unabhängigkeit und die Grösse seines Vaterlandes.»

Die Uebersetzungen der Gedichte Petőfi's, die wir bei Jacques Richard finden, lassen tief bedauern, dass der junge Dichter, der berufen gewesen wäre, die Dichtungen Petőfi's in congenialer Uebersetzung in die französische Literatur einzuführen — allzu früh von dannen geschieden ist.

Jacques Richard verdolmetscht seine innersten Gefühle, indem er Petőfi's Lied «Freiheit und Liebe» übersetzt:

«La Liberté, l'Amour! — Mon âme avec envie
A pour ces deux trésors palpite tour à tour.
Pour mon amour je donne et mon sang et ma vie,
Et pour la liberté je donne mon amour.»

Welch warmes Gefühl spricht aus der folgenden Uebersetzung, in welcher der Dichter mit Petőfi den frühen Tod Etelka's beweint:

«Les étoiles tombent des cieux,
Et les pleurs tombent de mes yeux.

Pour qui tombez vous de la sorte,
Pleurs, étoiles? Pour une morte?

Au vent de mes saintes douleurs,
Tombez, tombez, étoiles, pleurs!»

Freilich weicht er manchmal vom Original ab. So wird in der Elegie des Mondes aus der Jutka, die bei Petőfi gebratene Erdäpfel aus dem Ofenloch hervorholt — eine französische Mamsell, die sich Zigarretten dreht und dabei die Finger verbrennt.

Gelungen ist die Uebersetzung des Gedichtes; «Europa ist ruhig, wieder ruhig»:

«La lâche Europe t'abandonne
Généreux peuple magyar!
A leur bras la chaîne résonne . . .
— Qu'aux tiens résonne le poignard!»

Und auch als der Dichter sein Ende herannahen fühlte, wehrte er sich gegen den finstern Tod mit den Versen, die Petőfi zur Geburt seines Sohnes schrieb:

Tu n'oserais, ô Mort, dans le linceul
Envelopper cette tête chérie!
Car mon fils n'est pas à moi seul:
Je le consacre à la Patrie.»

Umsonst! die grausamen Parzen erhörten nicht das Gebet eines flehenden Vaters.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ballagi Károly, Adalék Borsodmegye népiskoláinak történetéhez (Beiträge zur Geschichte der Volksschulen des Borsoder Comitates, mit einer Darstellung des gegenwärtigen Standes der Volksschulen im Comitat und in der Stadt Miskolcz, von Karl Ballagi). Miskolcz, 1885, Löwy; 116 S.

Balics L., A kath. egyház története Magyarországon (Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn. I. Band. Von der Krönung Stefan's des Heiligen bis zum Tode König Ladislaus des Heiligen, 1000—1095. Gekrönte Preisschrift von Ludw. Balics). Budapest, 1885, Verlag der St. Stefans-Gesellschaft, VIII und 503 S.

Barabás Ábel, Az újkori philosophia keletkezése (Die Entstehung der neueren Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Descartes, aus kritischen Gesichtspunkten von Abel Barabás). Klausenburg, 1884, Stein, 57 S.

Burány G., A görögök és rómaiak vallása (Die Religion der Griechen und Römer aus dem Gesichtspunkte des Christentums betrachtet von Dr. Gregor Burány). Steinamanger, 1885, Seiler, 67 S.

Dworzsak János, Magyarország helységnévtára. — Ortslexikon von Ungarn mit Bezug auf die politische und kirchliche Einteilung der Bevölkerung. Budapest, 1885. Selbstverlag, 851 S.

Endrődi Sándor költeményei (Alexander Endrődi's Gedichte, 1879—1885). Budapest, 1885, Grill, 244 S.

Hajnal A., Fiume és kikötője (Fiume und sein Hafen von Anton Hajnal). Budapest, 1885, Kilian, 112 S. u. 24 Tabellen.

Hazslinszky Fr., A magyar birodalom moh-flórája (Die Moos-Flora des ungar. Reiches. Im Auftrage der ungar. naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Friedrich Hazslinszky). Budapest, 1885. Kilian, VIII und 280 S.

Hegyesi M., Biharvármegye 1848—49-ben (Das Biharer Comitat in den Jahren 1848—1849 von Martin Hegyesi). Grosswardein, 1885, S. Berger, 344 S.

Kardos Albert, Szilágyi és Hajmási mondája (Die Sage von Szilágyi und Hajmási in der ungarischen Dichtung von Albert Kardos). Budapest, 1885, 34 S.

Keleti K., A Balkán-félsziget (Die wirtschaftlichen Verhältnisse einiger Länder und Provinzen der Balkan-Halbinsel. Im Auftrage der Landes-Commission der 1885-er Budapester Landes-Ausstellung bearbeitet von Dr. Karl Keleti). Budapest, 1885, Eggenberger, 452 S.

Majláth B., Az 1642. évi szőnyi békekötés (Geschichte des Szönyer Friedensschlusses vom Jahre 1642, von Béla Majláth). Budapest, 1885, Akademie, 122 S.

Munkácsi Bernát, Votják nyelvmutatványok (Wotjakische Sprachdenkmäler mit ungarischer Uebersetzung u. Wortregister. Erster Teil: Einleitung. Fremde Elemente im Wotjakischen. Von Bernhard Munkácsi). Budapest, 1885, Akademie 197. S.

Statistik der Bevölkerung Ungarns. Mit 20 polychromischen Cartogrammen, Budapest, 1885, Athenaeum, VII und 193 S.

Stadler K., Bakony rózsája, regény (Die Rose des Bakony, Roman von Karl Stadler). Budapest, 1885, Zilahy, 240 S.

Szinnyei József, Révay Miklós és Verseghy Ferencz (Die Sprachforscher Nikolaus

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Révai und Franz Verseghy, dargestellt von Dr. Josef Szinnyei), Pressburg, 1885, Stampfel, 24 S.

— — *Horváth Mihály és Szalay László* (Die Historiker Michael Horváth und Ladislaus Szalay, dargestellt von demselben). Das., 24 S.

Télfy Iván, Nyelvészeti mozgalmak a mai görögöknél (Sprachwissenschaftliche Bewegungen bei den heutigen Griechen, von Professor Johann Télfy). Budapest, 1885, Akademie, 29 S.

Thury József, A kasztamunii török nyelvjárás. (Der türkische Dialekt von Kastamuni, dargestellt von Josef Thury). Budapest, 1885, Akademie, 77 S.

Trefort Auguste, Éloges de Lukács, de Mignet et de Thiers, prononcés a l'Academie hongroise. Traduction de M. Arányi. Budapest, 1885, Grill, 70 S.

Vargha Gyula, Magyarország pénzintézetei. (Die Geldinstitute Ungarns. Rückblick auf die Entwickelung unserer Credit-Verhältnisse und auf die Wirksamkeit der ungarischen Geldinstitute während der letzten drei Decennien. Im Auftrage der Landes-Commission der 1885-er Budapester Landes-Ausstellung bearbeitet von Dr. Julius Vargha.) Budapest, 1885, Eggenberger, 219 S. und 14 Tabellen.

Varsányi Gyula költeményei (Gedichte von Julius Varsányi). Budapest, 1885, Aigner, 111 S.

Wekerle László, Alba-Maria mint Árpád sirja (Alba-Maria als Grab Arpád's, nachgewiesen von Dr. Ladislaus Wekerle), Budapest, 1885, Pallas 190 S. und eine Karte (von Altofen).

DIE KRONE DES FÜRSTEN STEPHAN BOCSKAY.

Stephan Bocskay (geb. 1557, gest. 1606), Fürst von Siebenbürgen, gewählter König von Ungarn, ist eine kraftvolle, sympathische Gestalt des 17. Jahrhunderts. Er ist der erste und siegreiche Vorkämpfer der ungarischen Religionsfreiheit, der Retter der ungarischen ständischen Verfassung, welche den ungarischen Staat und mit diesem auch dessen erhaltendes Element, den ungarischen Stamm, conservirt hat. Die allgemeine Geschichte kennt mehr das Ergebniss der Kämpfe Bocskay's, weniger jenen zähen, stolzen Charakter, welcher auch als Revolutionär loyal, auch als Sieger billig zu sein verstanden hat. Bocskay hat gegen die habsburgische Dynastie die Waffen ergriffen, mit dem Türken Bundesgenossenschaft geschlossen. Und doch ist er lange Zeit hindurch ein Anwalt der deutschen Bundesgenossenschaft gewesen, für den Türken aber hat er nie Sympathie gehegt. Er war Ratgeber Kaiser Rudolfs II, gegen den er die Waffen ergriff, und empfing von den Türken, gegen die er 1595 tapfer kämpfte, eine Krone. Die Deutschen hassten und fürchteten Bocskay, der «junge türkische Sultan Mehemet liebte ihn, nannte ihn in seinem Briefe seinen Vater», wie ein ungarisches historisches Lied sagt.[1]

Und dieser Fürst nimmt, damit das Recht der freien Wahl und der Selbstbestimmung der Nation keinen Abbruch leide und der Türke in der Folge den ungarischen Tron nicht nach seinem Belieben besetzen könne, die Krone blos als ein Zeichen der Freundschaft an.[2] Diese Krone wird in der Wiener kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt. Durch die Gnade Sr. Majestät war es dem grossen Publicum gestattet, dieses vom Gesichtspunkte der Kunst und der Geschichte gleichmässig interessante Object gelegentlich der Budapester historischen Goldschmiedekunstausstellung besichtigen zu können. Wir wollen dasselbe von beiden Gesichtspunkten betrachten. Wir

[1] Thaly K.: «Ismeretlen históriás énekek a XVI. és XVII. századból.» Századok, 1871. 321.

[2] Bericht des Siegmund Forgács an den Erzherzog Mathias vom 12. Decemb. 1605. Wiener Hofkammerarchiv und Joannis Bocatii consulis Cassoviensis commentatio epistolica apud Bél: Adparatus ad Historiam Hungariae 1735, p. 33.

wollen zuerst die Form und den Kunstwert der Krone untersuchen, sodann alle jene Daten zusammenfassen, welche die bewegte Geschichte dieses Kunstobjectes zur Anschauung bringen.

Die Krone gehört, wie aus der beigefügten Abbildung zu ersehen ist, zu den geschlossenen Kronen. Sie besteht aus reinem Golde und ist aus zwei Hauptteilen zusammengesetzt, einem breiten Reifen aus Goldblech, einer Art offener Krone, und einem mützenartigen Oberteile, etwa von der Form einer Halbkugel, welcher in die offene Krone hineinpasst.

Der Unterteil besteht wieder aus zwei über einander gesetzten Gliedern: das untere ist ein schmaler Reif, das obere ein breiter Kamm. Jener Reif ist aus sechsunddreissig schmalen, nach oben gerichteten Blättern gebildet, der Blätterkranz ist zwei Centimeter hoch, an seiner Basis sitzen in enger Reihe vierundsiebenzig edle Perlen, und an der Spitze jedes Blattes sitzt ebenfalls je eine Perle.

Das obere Glied, eine offene Lilienkrone, besteht aus einem 0·41 Meter hohen Blechstreifen, dessen oberer Rand abwechselnd in Form von Lilien und dreiteiligen Blättern ausgeschnitten ist.

Auf der Spitze der *vordersten* Lilie sitzt ein kleines, gleicharmiges Kreuz; jeder Arm endet in dreizackiger Blattform; es ist nicht aus einem Stücke mit dem Reife, auch nicht von gleicher Arbeit, doch wohl aus derselben Zeit. An dem Ende der Arme und zwischen denselben ist je eine Perle, in der Mitte des Kreuzes ein Rubin angebracht.

Die Spitzen der Lilien ziert immer je ein Rubin, an der Vorderfläche sitzen stets ein Smaragd, ein Rubin und zwei Türkise. Auch die Spitze der Blätter zierte je ein Rubin, doch fehlen jetzt deren sechs; an der Vorderseite der Blätter wechselt je ein Rubin und Smaragd.

Unterhalb der Lilien und Blätter zieren die Oberfläche der Krone drei Reihen Edelsteine, unter denen vierzehn quadratförmige Rubinen, zwei Rauchtopase und ebensoviele Smaragde.

Ueber der Lilienkrone folgt die Mütze aus Goldblech. Ihre Oberfläche wird durch acht aus dem oberen Centrum auslaufende Perlenreihen in acht sphärische Kreisabschnitte geteilt. Jede Reihe zählt siebzehn Perlen.

Jeden Abschnitt verzieren drei Reihen Edelsteine, welche mit den Perlenreihen concentrisch laufen; es sind unter den Steinen acht Rubine verschiedener Form, vier grosse und ebensoviele kleinere Smaragde und zwei Türkise.

Den höchsten Punkt der Mütze nimmt eine kleine offene Krone ein, bestehend aus acht spitzen Blättern, auf deren Spitze je eine Perle sitzt. Die Miniaturkrone ist separat angefügt, und vermutlich von anderer Künstlerhand, doch wohl gleichen Alters wie die Bocskaykrone. Aus ihrem Mittelpunkte erhebt sich ein auf durchlaufendem Drahte sitzender sechsflächig geschliffener grösserer Smaragd.

Wo jetzt das Krönchen ist, hat sich vermutlich vordem ein orthodoxes Kreuz befunden.

Zu dem bunten Edelsteinschmucke[1] bietet die reich ornamentirte Oberfläche der Krone einen prachtvollen Hintergrund.

Mit Ausnahme geringer Teile[2] wiederholt sich auf der gesammten Oberfläche ein reich gegliedertes Blättersystem; stets sind die grösseren Blätter blank und leuchten hervor aus der Umgebung der kleineren Blätter, welche mit Niello bedeckt sind.

Ein grosser Teil der Rubine, ebenso die Smaragde, sind von geringem Wert. Von den siebenzig Rubinen sind zweiundfünfzig glatt polirt, sechzehn viereckig geschliffen und zwei facettirt; von den siebenzig Smaragden sind vierundfünfzig glatt, sechzehn Tafelsteine, darunter einer, der auf ein Glied des Kreuzes befestigt ist, dreieckig, die übrigen viereckig. Die Türkise sind muglich, die beiden Topase Tafelsteine. Ihre Fassung rührt aus derselben Zeit.

Die Krone ist inwendig schwarz, ihr Futter ist mit gelber Seide überlegter Sammtstoff, die Oberfläche innen mit Holzbelag befestigt.

Ihre Höhe ist 0·235. Es gehört dazu auch ein mit indischem, nach Anderen persischem Seiden- und Silberbrocat überzogenes zierliches, 0·28 Meter hohes Futteral, nach dessen Muster die Tafel des Katalogs der Goldschmiedekunstausstellung angefertigt wurde. Das Gewicht der Krone ist 527 Ducaten,[3] nach neuerer Wägung 1·88 Kilogr.

Zeitgenössische Schriftsteller sind über die Krone verschiedener Ansicht. Nicolaus Istvánffy, Augenzeuge der Ereignisse dieser Zeit, auch selbst officielle Person, schreibt: «*Man sagt,* sie sei von gröberer Arbeit (rudioris operis), aussen mit Goldplatten belegt und nach alter Art verziert. Wiewohl die Türken behauptet haben, dass sie die ehemalige Krone der byzantinischen Kaiser oder aber der bulgarischen Könige sei, ist es doch ungewiss, welcher Art sie sei und woher sie stamme.»[4]

Die archivalischen Daten bezeichnen die beschriebene Krone beinahe einstimmig als eine *griechische Krone.*[5] Für eine solche hielt sie auch

[1] Die Edelsteine repräsentiren keinen bedeutenden Wert; die Perlen waren grösstenteils bereits früher gebraucht, die meisten sind an mehreren Stellen angebohrt.

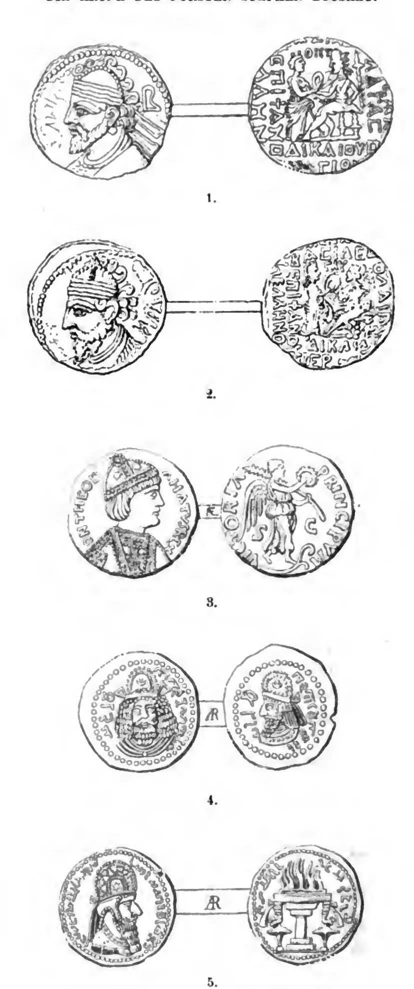
[2] Ohne Niello sind: der unterste Kronreif, das Kreuzchen und das oberste Krönchen.

[3] Felső Magyarországi Minerva, 1828. S. 1660—1668. Abhandlung v. M. Jankovich: Botskay István valóságos koronájáról (Von der wirklichen Krone Stephan Bocskai's).

[4] Nicolaus Istvánffy: Historiarum liber XXV.

[5] Durch Güte des Vicedirektors des Wiener Geheimarchivs Josef Fiedler:

1605. Nov. 19. im Briefe Illésházy's: «Nach diesem haben sy aine *grichisch Cron* herfürgebracht.»



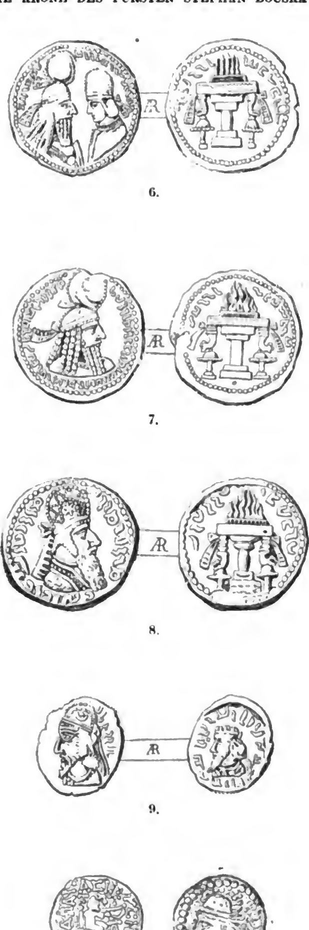
1.

2.

3.

4.

5.



6.

7.

8.

9.

10.

Bocskay selbst; als solche galt sie ferner in der öffentlichen Meinung, welcher auch das Corpus juris Hungarici im Ges.-Art. XX vom Jahre 1609 Ausdruck gibt, indem es sagt, dass sie für die Krone des Serben- und Bulgarenreiches gehalten werde. [1]

Ebenfalls ein Augenzeuge, Matthäus Laczkó von Szepsi, sagt Folgendes: «28. Octobris (1605) ging der Fürst von Patak nach Szerencs, von da auf das Rákosfeld, und am 12. Novembris krönte ihn der Vezier auf Befehl des türkischen Kaisers (welcher den Stephan Bocskay als Vater angenommen hatte) mit der Krone des griechischen Kaisers und beschenkte ihn am 13. Novembris mit der Krone von Rascien; [2] der Kaiser schenkte dem Fürsten auch einen Stab und ein Schwert; [3] man schätzt den Wert beider Stücke auf 40,000 Gulden. Ich habe beide in Tokaj gesehen und in der Hand gehabt; als der Leichnam des Fürsten zur Beerdigung nach Siebenbürgen geführt wurde, zeigte sie mir der Kammerdiener des Johann Rimay, Balthasar Burja.» [4]

Einer zeitgenössischen Ansicht gibt auch Wolfgang Bethlen in seinen Commentarien Ausdruck, indem er sagt:

«Freitag, am Festtage der Türken (11. Nov. 1605), befiehlt der Vezier, die Krone, welche nach Einigen *einem persischen Könige*, nach Anderen *den Griechen* gehört hat, zugleich mit dem Königsscepter hervorzubringen und setzt, nachdem er selbst Bocskay's Hüften mit dem von Gold und Diamanten ganz funkelnden Schwerte umgürtet hat, diesem die Krone auf das Haupt.» [5]

Die Quellen stimmen also darin überein, dass sie die Krone sämmtlich für eine *griechische* — Bethlen für eine persische — erklären. Ueber die Zeit ihrer Anfertigung äussert sich Keiner; Istvánffy sagt, sie sei «nach alter Art» verziert gewesen, aber aus seiner Darstellung geht hervor, dass er sie nicht gesehen hat. Die kaiserlichen Gesandten äusserten sich darüber nicht, nur hinsichtlich der Provenienz stimmen sie überein.

1605. Nov. 22. Im Briefe der Friedenscommission Ernst Peter Molart und Genossen: «ain Cron, welche der Botskay selbst ein *Grichischen Cron* genennt.»

1605. Decemb. 7. Die Friedenscommission an Mathias: «Dominum Bocskay Vezirius nomine Turcici Imperatoris imposita illi praetiosissima Regni Graeciae corona in regem Hungariae coronaverit.»

[1] Decretum Generale inclyti Regni Hungariae. Tom. I. Budae. 1844.

[2] Autor erwähnt irrtümlich zwei vom Sultan gesandte Kronen; die s. g. raizische Krone übergaben am 14. Nov. die Siebenbürger.

[3] Dieser Säbel und mit Türkisen verzierte Stab wurde in der Schatzkammer des Fürsten aufbewahrt und vom Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten stets getragen. (Sammlung des Bischofs A. Ipolyi.)

[4] Erdélyi történelmi adatok. Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens. Herausgegeben vom Grafen Emerich Mikó. Klausenburg, 1858. III. S. 65.

[5] Wolfgangi de Bethlen: Historia de rebus Transsylvanicis. Tomus VI. 1793. S. 346.

Was die Form und Technik der Krone anbelangt, steht dieselbe den in der Moskauer Schatzkammer aufbewahrten Patriarchen-Mithren aus dem 17. Jahrhundert am nächsten, von welchen einige, so z. B. eine Mithra des Patriarchen Nikon, direct aus Griechenland stammen.

Von solchen kirchlichen Mithren unterscheiden sich die gleichzeitigen Czarenkronen, von welchen wir hier einige Muster vorlegen, nur darin, dass im Giebel der Mithra die Krone gleichsam verdoppelt ist.

Auf der Krone Bocskay's nimmt die Stelle dieser obersten kleinen Protuberanz ein offenes Krönchen ein, wodurch man die weltliche, fürstliche Bestimmung der ursprünglich vielleicht für die Kirche bestimmt gewesenen Mithra bezeichnen wollte.

Den Ursprung der konstantinopolitanischen Mithren haben die Kunsthistoriker noch nicht festgestellt; es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, dass zugleich mit dem Namen auch der Typus der geschlossenen Krone selbst vom Orient, von Persien herübergekommen ist — nur kann man nicht wissen, wann. Die Münzen der beigeschlossenen Tafel I zeigen die durch viele Jahrhunderte hindurchgehende Continuität der geschlossenen Krone. Auf der Münze Nr. 1 und 2 der Tafel I können wir sehen, dass in der Dynastie der Arsaciden (250 v. Chr. bis 226 n. Chr.) bei Mithridates und Phraates die perlenbesetzte geschlossene Krone in Gebrauch war; ebenso erscheint die perlenbesetzte geschlossene Krone auch auf sieben Münzen (I., 4—10) des ersten Königs der Besieger der Arsaciden, der Sassaniden, des Ardeshir Babekán (Artaxerxes).[1] Wir wissen, dass die byzantinischen Kaiser diese Form durchwegs gebrauchten; von Justinianus bis zu den Komnenen ist dies die conventionelle griechische Krone. Solche Kronen senden sie ihren Vasallen: dem Serben, dem Bulgaren. Ja, auch einer der Könige der Ostgothen, Theodahat (534—536), der erste, der auf seine Kupfermünzen statt des Bildnisses des Kaisers sein eigenes prägen liess, erscheint in einer solchen perlenbesetzten geschlossenen Krone (I., 3). Es ist gewiss, dass diese Form auch zu den Russen auf dem Wege der griechischen oder vielmehr orientalischen Kirche hinübergekommen ist. Ihre berühmtesten Kronen: die sibirische goldene Krone, 1684 (Tafel III, Nr. 4), die Krone des Czaren Peter des Grossen, 1689 (Tafel III, Nr. 5), die Krone des Monomachos (Tafel II, Nr. 1) und die Krone der Czarin Anna, 1730 (Tafel II, Nr. 3), sind insgesammt Variationen der eben berührten Mithren[2] (Tafel II). Wie und auf welchem Wege der europäische Kunst-

[1] Edward Thomas: Numismatic and other antiquarian illustrations of the urle of the Sassanians.

[2] Die splendide Publication des russischen Hofes: Древности россискаво Государства 1854. Die Schätze des russischen Reiches. Französisch: Antiquités de l'empire de Russie editées par ordre de Sa Majesté l'empereur, Nicolas I, Vol. I. II. Serie. Les ornements des tzares Taf. 1, 3, 5, 7, 9, 12.

charakter, welcher an diesen Kronen in Anwendung kam und welcher sich an der Bocskay'schen, unter Anderm, in Niello auf gravirtem Grunde offenbart, nach Byzanz und Russland verbreitet worden sei, ist für den vorliegenden Gegenstand ohne Belang.

Wir hätten es viel nötiger, zu entscheiden, wann diese Krone verfertigt worden sei, und dann könnten wir sie auch chronologisch in die Reihe der geschlossenen, den Einfluss der orientalisch-persischen Goldschmiedekunst verrathenden Kronen einfügen. In diese Reihe hat dieselbe auch schon Jankovich eingefügt, aber nur im Allgemeinen.

Den sämmtlichen sonstigen Quellen gegenüber besitzen wir bezüglich der Zeit der Anfertigung der Bocskay'schen Krone zwei türkische hiehergehörige Quellen.[1] Der türkische Chronist Ali Pecsevi äussert sich wie folgt:

[illegible]

. . . . . [illegible] . . . . .

(Der Bocskay betreffende Teil des auf das Jahr 1013 bezüglichen Capitels der Chronik des Türken Ali Pecsevi d. i. Ali von Pécs (Fünfkirchen). [Durch Güte des Herrn Daniel Szilágyi.])

«..... Der selige Grossvezier Lala Mehemed (so schreibt der eben genannte Autor) nahm es vertragsmässig über sich, Bocskay zu krönen und zum König des gesammten ungarischen Reiches zu weihen. Denselbigen Winter nach Konstantinopel kommend, unterbreitete er die Sache dem verewigten Kaiser Sultan Ahmed. *Er liess eine wertvolle Krone anfertigen, deren Gold nahezu 3000 ... betrug, und sie mit Edelsteinen von gleichem Werte schmücken.* Nach der Einnahme von Gran kam er nach Ofen. Auf der Pester Seite wurden grossartige Zelte und Prachtpavillons errichtet und ein grosses Freudenmahl gehalten. Ich konnte selbst nicht dabei sein, da ich als Ueberbringer der Graner Freudenpost nach Stambul reisen musste. Mit einem zehntausend Mann starken ungarischen Heere und der Elite des hohen Adels ankommend, traf er (Bocskay) mit dem Seligen zusammen, welcher ihn krönte und mit dem edelsteinbesetzten Schwerte umgürtete und ihm eine durch Seine Majestät den Sultan allergnädigst für ihn bestimmte Fahne mit den kaiserlichen Emblemen überreichte. Allda wurde von ihnen ein mündlicher grossangelegter Bundesvertrag geschlossen und alle Angelegenheiten endgiltig geregelt .....»

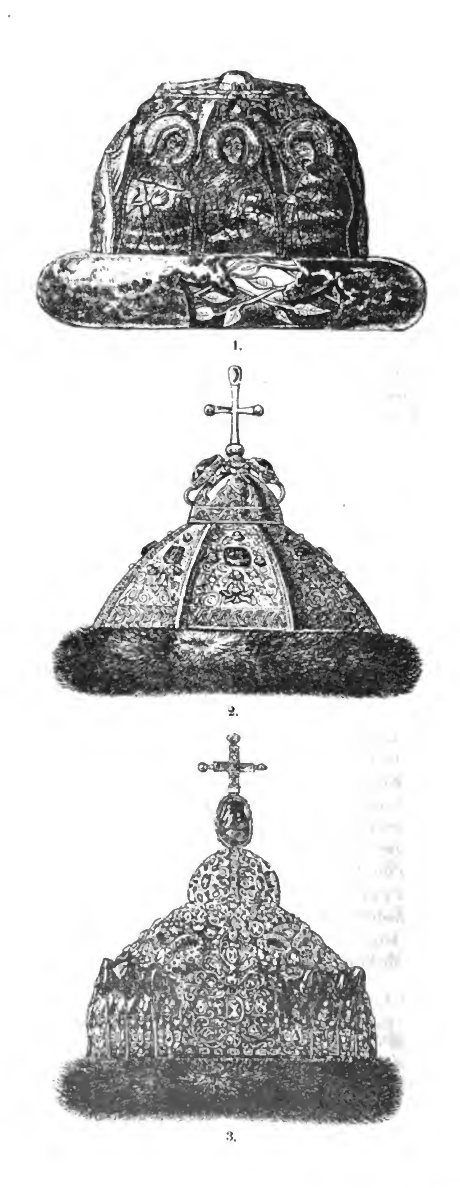
Auch der Grossvezier Lala Mehemed behauptete von dieser Krone im Monat November 1605, dass sie neu und nicht schwer von Gewicht sei.[1]

Wenn wir diesen beiden Berichten Glauben schenken, könnten wir leicht das Ergebniss aussprechen: wir haben eine auf Befehl Sultans Ahmed in Mithraform (1604) angefertigte Krone des 17. Jahrhunderts vor uns, an welcher die älteren persischen Motive noch schön erkennbar sind.

In Konstantinopel wurden die Goldschmiede niemals höher geschätzt als im 16. Jahrhundert und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Sultane lernten in ihrer Jugend — getreu dem Herkommen — auch irgend ein Handwerk; der grosse Sulejman und sein Sohn Selim waren Kojumdzsi (Goldschmiede) und begünstigten ihre Zunft in grossem Massstabe durch Bestellungen.[2] Evlia Effendi, ein zeitgenössischer namhafter türkischer Reisender, rühmt unablässig den Reichtum, das Ansehen und die Gesuchtheit der Kojumdzsi-Zunft. Konstantinopolitanische Meister erhielten zahlreiche Bestellungen und ihr Ruf breitete sich vom äussersten Oxanien bis Italien aus. Dass die Meister keine Osmanli-Türken gewesen, brauchen wir nicht weitläufiger zu erörtern. Armenier, Perser waren es, die sich allezeit in den Goldschmiedewerkstätten Konstantinopels hervortaten; ihnen schlossen sich später bulgarische, griechische und albanische Elemente an. An der Möglichkeit, in Konstantinopel im Jahre 1604 eine solche Krone anfer-

[1] Siegmund Forgách's Bericht an den Erzherzog Matthias: «Coronam ei (Bocskayo) a Sultano dono missam magna solennitate Vezerius exhibuit, quam *novam*, levisque ponderis esse asserit.»

[2] Hammer-Purgstall: Constantinopolis und der Bosporus, II. 466.



1.

2.

3.



4.



5.

1. Die Krone des Monomachos. — 2. Peter Czars Krone 1689. — 3. Die Krone der Czarin Anna 1730.
4. Die sibirische Krone 1664. — 5. Die alte Czarenkrone, mit welcher der Tronfolger gekrönt wird.

tigen zu lassen, fehlte es also dem Sultan ganz und gar nicht. Ein einziger äusserer Umstand würde dagegen sprechen, dass der Sultan eine neue Krone anfertigen liess.

Wie hätte nämlich der *Sultan*, der Padischah der fanatischen Osmanli des 17. Jahrhunderts, das am Rande des obersten Reifes angebrachte Kreuz machen lassen können? Das Kreuz ist aber entschieden gleichzeitig mit der ganzen Krone, und so kann von einer späteren Anfügung desselben nicht die Rede sein. Wir können, um die Daten und die Krone in Uebereinstimmung zu bringen, eine zweifelhafte Combination aufstellen. Wir können annehmen, dass der Sultan aus besonderer Rücksicht auf Bocskay die Krone durch einen Armenier anfertigen liess und das Kreuz auf derselben, als für einen Giaur, stehen liess, oder wir müssen die Anfertigung der neuen Krone so verstehen, dass er eine alte restauriren liess. Andererseits ist — da das Kreuz und die Spitze der Cupola entschieden anders gearbeitet und nicht, wie die übrige Oberfläche, niellirt ist — auch das nicht unwahrscheinlich, dass sie Bocskay selbst darauf setzen liess.

In Ermangelung unzweifelhafter Daten acceptire ich die Behauptung des türkischen Schriftstellers Ali Pecsevi und halte die Bocskay-Krone für eine Krone des 15. bis 17. Jahrhunderts.

Was die gelehrten Verfasser des Verzeichnisses der Wiener Hof-Schatzkammer behauptet haben [1], dass dies die Krone des Königs Wladislaus sei, welche die Türken gelegentlich der Einnahme Ofens im Jahre 1541 in ihre Gewalt bekamen, ist ein Irrtum Den König Wladislaus I. haben nämlich die Stände Ungarns mit der in der Stuhlweissenburger Gruft aufbewahrten heiligen Stephans-Reliquie gekrönt, welche alles Andere, nur nicht eine geschlossene Krone sein konnte; König Wladislaus II. aber wurde mit der heiligen ungarischen Krone gekrönt.

Am 10. November 1605 kam der Grossvezier Lala Mehemed auf dem Rákosfelde unweit Pest mit dem Fürsten Bocskay zusammen. Sultan Ahmed schloss ein Bündniss mit Bocskay, welchen er mit königlicher Würde an die Spitze des ungarischen Reiches zu stellen wünschte.

Am 11. November überreichte der Vezier die von seinem Herrn, dem Sultan, gesandte Krone Bocskay. Mitte November befand sich der Fürst bereits in Karpfen, wohin er von Ofen über Waitzen reiste.

[1] Nach Petri Révay: Monarchia Hungariae. Es ist übrigens originell, dass in den bisherigen Beschreibungen der Krone: Die hervorragendsten Kunstwerke der Schatzkammer des österr. Kaiserhauses, Quirin Leitner 1870—73. S. 13. (schöne Zeichnung derselben auf Tafel 34), sowie in den 1869er und 1873er Ausgaben der Uebersicht der Sammlungen der k. k. Schatzkammer, die gelehrten Beschreiber das Material der Krone stets als vergoldetes Silber bezeichneten, während sie sich jetzt auch selbst überzeugt haben, dass dasselbe Gold sei.

Zu ebenderselben Zeit schenkten auch die Siebenbürger Bocskay eine *Krone*. Ihre Abgesandten kamen aber zu spät zum Rákosfelde und konnten ihr Geschenk nur in Waitzen am 14. November Bocskay überreichen. Dasselbe war aber: eine mit federförmig gestalteten goldenen Kämmen geschmückte *goldene Krone* und ein *goldener Gürtel*[1], welche die Stadt Kronstadt gespendet hatte. Diese Krone war der Sage nach die Krone des mösischen Despoten Georg. Dieser brach — von Mezed, dem Vezier des Sultans Amurath, besiegt — in Siebenbürgen ein und fing dort Verheerungen an. Mezed eilt ihm nach, verbündet sich mit den Kronstädtern, schlägt Georg und tödtet ihn; seine Krone aber gibt er den Kronstädtern.[2]

Eine historische Basis dieser Sage habe ich nirgends gefunden. Zur Zeit des Begs Mezed, der Schlachten von Szentimre und Hermannstadt (1442), spielen die moldo-walachischen Wojwoden Vlad, Drakul, Elias und Stephan und Johannes Hunyadi eine Rolle. Ganz abweichend davon ist die Erzählung Istvánffy's, welcher von der Siebenbürger Krone sagt: «dass man sie aus einem gewissen unterirdischen Verstecke ausgegraben habe und dass sie die Krone jenes Despoten gewesen, der zu unserer Zeit durch die Eroberung der Moldau bekannt geworden ist.»[3]

Unter diesem bekannt gewordenen Moldauer Despoten kann Istvánffy den Jacobus Basilicus, auch Johannes Heraklides genannt, verstanden haben, welcher 1562 die Moldau mit ungarischen Széklertruppen eroberte,

[1] «Coronam auream cristis aureis ad instar pennarum confectis exornatam simulque cingulum seu balteum aureum.» Wolfgangi de Bethlen: Historia de rebus Transsylvanicis 1793. VI. S. 348 und nach ihm Hermann: Das alte und neue Kronstadt. Band I.

[2] In den Rechnungen der Stadt Kronstadt kommt von diesem Geschenke vom Sept. 1605 bis Janur 1606 nichts vor. Dann sagt das Diarium des Valentin Hommonnai Drugeth: «Am 12. Nov. 1605 brach Se. Majestät unser Fürst mit uns nebst seinem ganzen Lager vom Rákosfelde auf und wir nahmen in Waitzen Abstieg. Hier übergaben die Siebenbürger Sr. Majestät die Krone des raizischen Despoten, welche nicht geringer ist als die vom türkischen Kaiser gesandte Krone; auch desselbigen raizischen Königs oder Despoten goldenen Gürtel sammt seinen goldenen Federn präsentirten die Siebenbürger Sr. Majestät.» Tudománytár, Herausgegeben von der Ungar. Akademie d. W. 1839. S. 372—3. Vgl. Erdélyi Tört. Adatok III. S. 65. Bocatius aber sagt: «Huc nobis convenerint nos civitatum Transsylvanicarum nuncii vbi Coronenses, coronam Rascianorum et Valachorum olim Regis et Principis cum paludamento et aliis ornamentis decoram Principi dono obtulerunt antea toto tempore coram Sigismundo Bathorio et Caesaris aucupibus celatam et Brassoviae sive Coronae clam a multis adservatam annis». Siehe Bél: Adparatus S. 335.

Siegm. Forgách, Bericht an Mathias vom 12. Decemb. 1605: «Finito eo prandio mihi coronam alteram Despoti Regis baltheum coniugis eius a Transsylvaniensibus, ei missa, alteram a Sultano frameam itidem, clavam, vestes amissum dono per Vezerium oblata ostendit, quae omnia pluribus astantibus se testamento Regno Hungariae in sui memoriam legaturum asserint.»

[3] Istvánffy: lib. XXV.

sie zwei Jahre lang tyrannisirte und dann bei Szucsava getödtet wurde. Dieser Abenteurer — er war der Sohn eines griechischen Schiffers — liess zwei goldene Kronen anfertigen [1] und sich auch krönen. Nach der 1563 stattgefundenen Ermordung des Heraklides wurden seine Schätze verschleppt; viele davon wurden nach Siebenbürgen entführt. Auf den Münzen des Heraklides [2] ist die conventionelle offene Krone sichtbar (S. 672), welche für unseren Gegenstand ebensowenig einen Anhaltspunkt bietet, wie die Erzählung des Bocatius, welcher meint, dass sie die Krone des Wojwoden Drakul gewesen sei, welcher 1441 durch Demeter Jaksics in Hermannstadt ermordet wurde (Bél, a. a. O., S. 355). Die siebenbürgische Krone taucht nur noch einmal auf: sie wurde im Jänner 1607 neben derjenigen des Sultans auf Bocskay's Sarg gelegt; hierauf ging sie nebst den übrigen Schätzen Bocskay's in den Besitz seines Adoptivsohnes Valentin Homonnay über. Wo sie hingekommen, ist unbekannt. [3]

Diese beiden Kronen wurden von den Scribenten häufig verwechselt, da sie nicht wussten, dass die Krone des Sultans Bocskay früher übergeben worden ist als die siebenbürgische Despotenkrone. Aus den spärlichen, confusen Beschreibungen ist es denn sehr schwer auf die Form der Kronen zu schliessen. Während indessen die letztere nie zu staatsrechtlicher Bedeutung gelangt ist, hat die Sultanskrone — trotz der Erklärungen Bocskay's — die Wiener Kreise lange beunruhigt. Kaiserliche Personen jener Zeit erkennen zwar einstimmig die Loyalität Bocskay's an; das persönliche Prestige des grossen Revolutionärs war indessen so gross, dass diese Krone im Laufe der Friedensverhandlungen immer an hervorragender Stelle erwähnt wird.

Der Punkt der Präliminarverhandlung des ersten Wiener Friedens lautet:

«Dass Bocskay mit Rücksicht auf die heilige Krone, den König und das freie Königswahlrecht von den Türken die Krone nur geschenkweise angenommen habe und dass diese Krone weder er selbst, noch sein Erbe, noch überhaupt irgend Jemand zum Nachtheile des Landes und des Königs tragen werde; dagegen verwahrt er sich feierlich, wie er sich auch vor dem Vezier verwahrt haben soll.» [4].

Und als zwischen den Ungarn und dem Wiener Hofe der fundamentale Kraft besitzende Wiener Friede definitiv abgeschlossen wurde, lautet

[1] Vita Jacobi Despotae Moldavorum Reguli, descripta a Johanne Sommero. Vitebergae. 1587. S. 30.

[2] Bibliografia numismaticei romane, de DA. Sturdza. Tab. II. Av/6.

[3] Tatsache ist, dass diese Krone nie in den Besitz des Hofes gelangt ist. Ein gleichzeitiger Diarist, Georg Závodszky bemerkt: «coronam Bocskaianam *eamque solam* Gazophylaceo Viennensi, *non autem duas* intulit.» (1610, Palatin Thurzó.)

[4] Stephani Katona: Historia Critica Regum Hungariae, Tomus IX. S. 504.

der § 19: »Herr Bocskay betrachtet die ihm vom Vezier präsentirte Krone nicht als eine, welche die Rechte des Königs, des Landes und der alten



Krone beeinträchtigt, und garantirt, dass er dieselbe nicht als solche angenommen habe.«[1]

Bocskay selbst, die im Nichthalten der Verträge sich geltend machende politische Consequenz des damaligen Wiener Hofes wohl kennend, war

[1] Decretum Generale Inclyti Regni Hungariae: Pacificatio Viennensis. 1606.

aller seiner Versprechungen ungeachtet nicht geneigt, dieses politische Capital aus den Händen zu geben. Er übergab sie dem Wiener Hofe nicht, aber er erklärte in seinem Testamente: «auch die Krone, die uns der türkische Kaiser gegeben hat, lassen wir der *Schatzkammer des Landes;* so bleibe sie von Fürsten zu Fürsten und werde für denjenigen bereitgehalten, der der Herr des Landes sein wird, zugleich mit jenem edelsteinbesetzten Säbel, welchen er (der Türkenkaiser) mit ihr zugleich gegeben hat.» [1] Bocskay fühlte, dass «so lange die ungarische Krone in den Händen einer uns an Macht überlegenen Nation, der Deutschen, sein wird, und auch das ungarische Königtum von den Deutschen abhängt, es immerfort notwendig



sei, in Siebenbürgen einen ungarischen Fürsten zu erhalten». [2] Dessen Palladium mochte die Krone sein, von welcher ein Klagelied singt:

«Királyi koronám előttetek vagyon—
Tündöklő zászlómat ti reátok bizom.» [3]

(Meine königliche Krone ist vor euch —
Meine glänzende Fahne überantworte ich euch.)

Bocskay stirbt am 29. December 1606, und der Wiener Hof ist schon im ersten Monat (19. Jänner) des folgenden Jahres bemüht, in den Besitz der Krone zu gelangen. Palatin Siegmund Forgách will die Krone von dem Universalerben des Fürsten, Valentin Homonnay Drugeth, auf jede Weise zurückerlangen. Er empfiehlt dem Hofe, man möge Homonnay in seinen Besitztümern bestätigen, ihn zum Grafen erheben, damit er nur die von den Türken erhaltene Krone und Würden-Insignien zurückgebe. [4] Der

[1] Georg Rumy: Monumenta Hungariae. II. 1816. S. 313.

[2] Ebendas. S. 325.

[3] Thaly: a. O. S. 320. Klagelied auf den sterbenden Bocskay.

[4] «Ideo affatim domina Majestas Caes. Homonnayum remunerabitur, si bona praedicta jura liquido ad ipsam descendentiam Homonayo relaxauerit addito insuper Comitis de Homonna Graff nuncupati honore: sub ea tamen cautione, ut Coronam Turcicam et quicquid a Turca honoris vel praerogativa sumsit, id universum suae Majestatis Caes. potestati sub elat. Qua eius benignitate mediocriter poterit esse contentus».

Forgách's Bericht.

verstorbene Fürst hatte eben Valentin Homonnay Drugeth zum Fürsten ausersehen. Die Siebenbürger aber machten nicht ihn, sondern seinen Schwiegervater Siegmund Rákóczy zum Fürsten, und Homonnay liess sich einstweilen mit der Erbschaft genügen. Homonnay war willens, die Krone nach Siebenbürgen zu führen; aber auf Zureden Andreas Dóczy's, des eifrigen Anhängers des nachmaligen Palatins Siegmund Forgách liess er dieselbe in Ungarn.[1] Dessenungeachtet gab Homonnay die Krone nicht heraus. Mathias, der Nachfolger des Königs Rudolf, hielt die Frage für so wichtig, dass er in Betreff der Krone auf dem Reichstage 1609 ein Gesetz schaffen liess, den Artikel XX, welcher also lautet:

«Was mit der Bocskay'schen Prätendentenkrone zu geschehen hat und wie dieselbe von ihren Besitzern zurückgefordert werden soll.

Was jene Prätendentenkrone betrifft, welche auch Fürst Bocskay, der Wiener Uebereinkunft gemäss, als nicht zum Nachteil der alten und englischen Krone angenommen erklärt hat:

§ 1. Obgleich dieselbe der heiligen Krone nicht zum Nachteile sein kann, haben es die Landesbewohner doch aus gewissen Rücksichten für gut befunden, dass der Herr Palatin, wenn er in die oberen Gegenden des Landes reisen wird, bezüglich derselben genaue Nachforschung mache und sie von denjenigen zurückfordere, welche sie in Händen haben.

§ 2. Wenn diese dieselbe nicht zurückgeben wollen, sollen sie vor den erwähnten Herrn Palatin vorgeladen werden, und soll der Herr Palatin diese Angelegenheit mit den ordentlichen Richtern des Landes, den Parteien eine entsprechende Frist anberaumend, auf ausserordentlichem Gesetzeswege zu untersuchen berechtigt und verpflichtet sein.

§ 3. Diejenigen, welche die Zurückgabe der Krone verweigern, sollen nach Art jener bestraft werden, die sich den Gesetzen des Landes widersetzen.

§ 4. Wenn die Krone im Besitze von Kindern oder Unmündigen sein sollte, sollen die Vormünder oder Diener derselben in ähnlicher Weise vorgeladen werden und unter der angeführten Strafe verpflichtet sein, die Krone dem Palatin auszuliefern.

§ 5. Sobald aber die Krone dem Herrn Palatin eingehändigt wird, soll der Palatin dieselbe Sr. königlichen Majestät übergeben, damit sie in seinem Schatze zur Aufbewahrung niedergelegt werde.»

Der Palatin Georg Thurzó, Forgách' Nachfolger, waltete 1610 seines Amtes und nahm im Schlosse von Sáros-Patak von dem Vormunde der

[1] «Coronam Bochkaianam cum auferre seceum in Transylvaniam funeris comitis vellent, Domini Andreae Dochi persuasionibus mutata sententia in Hungaria se relicturos confirmarunt».

Forgách an Mathias, 4. Febr. 1607.

Waise Stephan des Valentin Homonnay Drugeth die Krone (am 30. Juni) in Empfang und beförderte sie nach Wien. Dort wurde dieselbe am 6. October mit grosser Feierlichkeit und Messelesen ausgestellt.[1] Seitdem wird dieses für uns so wertvolle Denkmal in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt.

In den Dreissigerjahren unseres Jahrhunderts, als die südslavischen Schwärmer vom Reiche Dušan's träumten, suchten sie für das neue Kaisertum auch eine Krone. Auf Grund der Tradition und der Form entdeckten sie die Bocskay-Krone und erklärten dieselbe für die Krone des südslavischen Kaisertums. In der Petersburger und Belgrader Akademie befinden sich bis heute die Abbildungen derselben. Im Anfange des Jahrhunderts würdigte dieselbe unser berühmter Kunstsammler Nicolaus Jankovich in einem kleinen Hefte: «De corona Bocskayana», 1828,[2] welches ungarisch im 1828er Jahrgange der «Felsőmagyarországi Minerva» (Oberungarische Minerva) erschien und nachweist, dass Bocskay's Krone wirklich diese geschlossene Krone sei und nicht jenes Papiermaché-Modell, welches im vorigen Jahrhundert von der heiligen Krone genommen wurde.



Für uns Ungarn hat die Bocskay'sche Krone einen doppelten Wert. Sie hat keinen Augenblick lang den Glanz der heiligen Krone verdunkelt; sie ist die Reliquie einer grossen Gestalt der ungarischen Geschichte, das Denkmal einer kampf-, aber siegreichen Zeit, und verdient als solches Verehrung, als Kunstobject und eines der schöneren Exemplare der geschlossenen Kronen aber Würdigung.

LUDWIG THALLÓCZY.

[1] Georgii Závodszky diarium apud Bél: Adparatus ad historiam Hungariae. 1735. S. 366.

[2] Ist in der Bibliotek des Ung. National-Museums vorhanden.

ZUR PHILOSOPHIE DES UNBEWUSSTEN IN DER UNGARISCHEN SPRACHE.

Die Wahrheit ist kosmopolitisch und kennt keinen Unterschied der Nationalitäten und Sprachen. Wie sich aber das Licht in eine Vielheit von Farben bricht, so fällt der Weg, welcher zur Wahrheit führt, in eine Vielheit von Wegen auseinander. Der Stolz, mit welchem jede Nation auf ihre Literatur sieht, lässt es ahnen, dass der Weg zur Wahrheit durch die Sprache der Forscher vorgezeichnet ist.

Die Sprachen sind nicht das Werk einzelner Künstler, welche wussten, was sie schufen. In den Sprachen philosophirt der seiner unbewusste Geist der Gattung, und es unterliegt keinem Zweifel, dass jede Sprache ein apriorisches Element für das wissenschaftliche Forschen in sich enthält.

Meine Muttersprache ist die deutsche, und ich habe erst im Mannesalter ungarisch erlernt. Wer eine Sprache erlernen will, dem ist es um grammatische Regeln sehr zu tun, durch welche er vor Fehlern bei dem Gebrauche der zu erlernenden Sprache bewahrt wird, und am glücklichsten ist er, wenn er dem Grunde dieser Regeln auf die Spur zu kommen vermag.

Wäre die ungarische Sprache meine Muttersprache, so hätte ich deren Regeln, welche in manchen Sätzen den Gebrauch von «van» (ist) und «vannak» (sind), «nincs» (ist nicht) und «nincsenek» (sind nicht) gebieten und in andern verbieten, mit derselben beneidenswerten Sicherheit in Anwendung gebracht, wie der geborne Ungar, der, ohne viel um Regeln zu fragen, gewissermassen instinctmässig weiss, dass er in den Sätzen: Die Rosen sind in dem Garten, oder: Die Rosen sind nicht in dem Garten, das «sind» durch «vannak» und das «sind nicht» durch «nincsenek» übersetzen muss; während in den Sätzen: Die Rose ist rot; Die Rose ist eine Blume; Die Rose ist weiss und ist nicht rot; Die Rose ist nicht eine Brennnessel, die Copula «ist» und «ist nicht», «sind» und «sind nicht» im Ungarischen strenge verboten ist und nach einem consequenten Gesetze der ungarischen Sprache nie gebraucht werden darf. Der Ungar sagt: Die Rose rot oder: Rot die Rose und muss die Copula «ist» und «sind», welche der Deutsche noch hinzufügen muss, als eine grobe Versündigung gegen die Gesetze der Syntax der ungarischen Sprache in Betrachtung ziehen.

Aus dieser Verschiedenheit der Gesetze der ungarischen Sprache über den Gebrauch von van und vannak, nem, nincs und nincsenek ergibt sich

zunächst die Ahnung, dass die ungarische Sprache zwischen den Sätzen einen Unterschied macht, welchen die deutsche Sprache nicht macht, und daraus ein interessantes Problem, zu dessen Lösung ich den nachfolgenden Beitrag zu liefern mir erlaube.

Die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache kann nur im Wege der Beobachtung und Erfahrung erschlossen werden, bei welcher das über Betrauung der ungarischen Akademie der Wissenschaften von Georg Czuczor und Johann Fogarassi in sechs Bänden verfasste Wörterbuch der ungarischen Sprache mir ausgezeichnete Dienste leistete, welche ich nicht dankbar genug anerkennen kann.

Der Beweis für die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache ist ein Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände, welche sich nicht anders erklären lassen, als wenn ihnen eine Philosophie des Unbewussten zu Grunde gelegt wird, welche Denken und Sein strenge von einander unterscheidet.

Sein heisst im Ungarischen lenni. Schwerlich dürfte es eine zweite europäische Sprache geben, welche dem Sein im Gegensatze zum Denken eine so häufige Verwendung, eine so tief aufgefasste Bedeutung, ja einen solchen Cultus angedeihen lassen würde, wie die ungarische.

Der Franzose, der sich nach dem Befinden eines Andern erkundigt, fragt: Wie tragen Sie sich? der Engländer: Wie tun Sie tun? der Italiener: Wie stehen Sie? der Lateiner: Wie bist Du vermögend (quomodo vales)? der Czeche: Wie haben Sie sich? der Rumäne: Sind Sie gesund? der Deutsche: Wie befinden Sie sich? und nur einzig und allein der Ungar fragt: Wie sind Sie?

Der Deutsche, welcher nach Kant von dem Sein an sich und folglich auch von dem Befinden an sich nichts wissen kann, fragt: Wie erscheint Ihnen Ihr Sein? Welchen Befund haben Sie über Ihr Sein? Der Ungar aber fragt geradezu nach dem Sein und macht demnach den Unterschied zwischen dem Befinden an sich und dem Befinden als Erscheinung und Vorstellung nicht. Selbst in Bezug auf die Ehre, bei welcher es doch scheinen könnte, als ob sie nur in Vorstellungen bestehen würde, welche Andere über unseren Wert sich bilden und welche den grössten Einfluss auf das Befinden des Ungarn hat, ist die ungarische Sprache gerade so realistisch wie die römischen Juristen, welche Ehre mit existimatio, gewissermassen Herausschätzung von innen nach aussen, bezeichnen und damit zu erkennen geben, dass eine Ehre, die sich in Ehren nicht offenbart, ein Wesen ist, das nicht erscheint und folglich für ein Wesen nicht gehalten werden kann. Wenn jemand mir nicht durch sein Verhalten offenbart, dass er mich ehrt, so habe ich von seinem innerlichen Vorstellen noch keine Ehre. Die Römer sagen: Existimatio est dignitatis illæsæ status legibus ac moribus comprobatus. Was die römischen Juristen dignitas nennen, die

innere Ehre, die innere Würdigkeit, das nennt der Ungar becsület; die äussere Ehre nach Sitte und Gesetz, die Folge der inneren Würdigkeit, nennt der Ungar tisztelet und bezeichnet damit treffend concret das Wesen der römischen existimatio, welche ex delicto nostro auctoritate legum aut minuitur aut consumitur.

Die ungarische Sprache ist eine jener merkwürdigen Sprachen, welche kein Wort für «Haben» hat. Alles Haben ist dem Ungarn nur ein Dasein für den Besitzer mit Possessivsuffixen. Der Innehaber heisst im Ungarischen birlaló und der Besitzer birtokos, welche beide Worte von birni (vermögen) stammen. Das Vermögen, das Können, welches zum Haben erfordert wird, kann ein blos tatsächliches oder vom Rechte anerkanntes sein. Hiedurch fällt auf den Besitz und das Eigentum ein ganz anderes Licht als aus dem deutschen «Besitz» und dem römischen «possessio», bezüglich welch letzteren es nach den Pandekten zweifelhaft ist, ob es von pedibus oder sedibus herzuleiten ist, denn die l. 1. D. 41. 2 hat zwei Lesarten: die eine a sedibus, die andere a pedibus. Für das deutsche «wahr» hat der Ungar zwei Worte: igaz und való, letzteres seiend bedeutend. Igaz bedeutet ein den Regeln und Gesetzen entsprechendes Wahres; darum wurde der Richter einst igazlátó, d. h. der das Wahre Sehende genannt. Eine Freundschaft, welche dem Begriffe der Freundschaft entspricht, nennt der Ungar igaz barátság. Wenn der Richter, ein gerechtes Urteil fällend, den Geklagten verurteilt, so sagt der Ungar, er hat ein wahres (igaz) Urteil gefällt.

Hegel hat es sich in seiner Logik zur Aufgabe gemacht, die Grundbegriffe des reinen Denkens, welche Natur und Geist in Ordnung zusammenhaltend beherrschen, nach dem dialektischen Gesetze der Thesis, Antithesis und der speculativen Synthesis aus dem reinen Denken hervorgehen zu lassen.

Nach dem Anspruch Hegel's sind die Grundbegriffe seiner Logik so allgemein und so notwendig, dass Gott vor Erschaffung der Welt an die Grundbegriffe der Logik gerade so gebunden war, wie der erste beste Schüler Hegel's. Der erste Grundbegriff, den Gott nach Hegel's Logik vor Erschaffung der Welt haben musste, war das reine Sein. Weil aber ein reines Sein nur dasjenige genannt werden kann, in welchem nichts vorhanden ist, so steckt in dem reinen Sein notwendigerweise das Nichts, beweisend, dass das reine Sein und das Nichts Abstractionen sind, welche einen höheren Grundbegriff, in dem sie ihre Versöhnung finden, notwendig machen, und dieser höhere Grundbegriff ist das Werden, die Einheit des Seins und des Nichtseins. Als ein Beispiel für diese Kategorien Hegel's kann die Zeit gelten. Die Zeit ist ein ewiges Werden, und jedes Zeitatom in demselben Augenblicke nicht, in welchem es ist.

Wenn Hegel ein Ungar gewesen wäre und in der ungarischen Sprache philosophirt hätte, so hätte er sagen müssen, dass es kein Wort im Unga-

rischen gibt, welches nur das reine Sein bezeichnet, und kein Wort gibt, welches nur das Werden bezeichnet, dass der Ungar für Sein und Werden nur ein und dasselbe Wort «lenni» hat, welches Sein und Werden bedeutet. Die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache steht auf dem Standpunkte des Griechen Heraklit, von dem der Ausspruch herrührt: «Alles fliesst und nichts hat Bestand.»

Eine Nation, welche nach der Philosophie des Unbewussten ihrer Sprache Sein und Werden nur mit einem Wort bezeichnet, ist nicht optimistisch, wie in der Regel alle Idealisten, sondern selbst in frohen Stunden wehmütig angehaucht, denn alle Lust ist nicht blos ein Sein, sondern auch ein Werden, ein Entstehen und Vergehen. Das geflügelte Wort: sirva vigad a magyar (weinend ergibt sich der Ungar der Lust) findet in dem Heraklitischen Standpunkt der ungarischen Sprache seine Erklärung. Die ungemessene Macht und das zur Begeisterung Hinreissende der Zigeunermusik in Ungarn erklärt sich daraus, weil in ihren Tönen die Lust und das Weh des Ungarn sich objectivirt. In der Energie des Genusses des sein Dasein fördernden Zeitmomentes ist der Ungar eben so charakteristisch, wie er musterhaft ist, wenn das Glück ihn verlässt und Unglück sein Dasein herabmindert. Glück und Unglück sind, wie sein «lenni» es ihn lehrt, ein Seiendes, aber auch ein Werdendes, ein Entstehen und Vergehen, und darum hält der Ungar, der im Glück so leicht überschäumt, im Unglücke an nichts so fest, als an der Hoffnung und dem Vertrauen an den ewigen Bund, in welchem sein Genius mit der Natur steht. Was dem Ungarn sein Genius verspricht, leistet früher oder später die Natur der Dinge gewiss. Und in Bezug auf das Haben ist der ächte Ungar ganz so wie seine Sprache. Haben ist ihm ein Sein mit Possessivsuffixen, Sein gleichbedeutend mit Werden, einer Einheit von Sein und Nichtsein, folglich das Haben eine Einheit des Habens und Nichthabens. Der Ungar knausert nicht, glänzt durch seine Freigebigkeit und betätigt hiedurch praktisch die Philosophie des Unbewussten seiner Sprache.

Nirgends jedoch offenbart die ungarische Sprache eine solche Gedankentiefe als in ihren Gesetzen über den Gebrauch und das Verbot von van und vannak, nem und nincs, nincsenek.

Die ungarische Sprache unterscheidet die Sätze oder Aussagen in zwei Classen: 1. in Urteile, und 2. in Seinsätze.

Die Aussage: die Rose ist rot, die Rose ist eine Blume, ist ein Urteil, und zwar ein bejahendes Urteil; die Rose ist nicht rot, sondern weiss, die Rose ist nicht eine Brennnessel, ist ebenfalls ein Urteil und zwar ein verneinendes Urteil.

Die Sätze: die Rosen sind im Garten, der Vater ist im Zimmer, der Bruder ist im Wasser u. s. w. sind keine Urteile, sondern Seinssätze, und bleiben dies, auch im Falle der Verneinung.

Es ist strenge verboten, in bejahenden Urteilen die Copula van und vannak, und in verneinenden Urteilen die Copula nincs und nincsenek zu gebrauchen. Van und vannak, nincs und nincsenek darf der Ungar nur in solchen Fällen gebrauchen, in welchen die Absicht des Aussagenden nicht darauf gerichtet ist zu urteilen, sondern einen modus des Seins auszudrücken, in welchem sich das Subject im Raum und in der Zeit befindet. Wesentlich verschieden von dem Seinsatze ist das Urteil, und zwar so wesentlich, dass die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache für Urteile eine ganz andere Form vorgeschrieben hat als für Seinsätze. Es ist auch in der Tat etwas ganz anderes, wenn ich sage: der Vater ist im Zimmer oder nicht im Zimmer.

Im Urteile erschaue ich oder erschaue nicht einen Begriff, eine Art, eine Gattung, eine Eigenschaft, eine Gedankenform, also jedenfalls etwas, was nicht ein Sein ist, in dem oder an dem Subject; im Seinsatze habe ich nicht die Absicht über das Subject zu urteilen, sondern weile mit meinem Denken im Raume und in der Zeit, und will das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Subjectes in einem bestimmten Daseinsmodus ausdrücken.

In den deutschen Lehrbüchern der formalen Logik wird als Formel für das Urteil das S sub P gelehrt, d. h. das Subject ist unter dem Prädicate. Wenn der Ungar seiner Sprache treu bleiben will, so darf er diese Formel nicht anerkennen, denn sie sagt uns, dass das Subject, Rose in in dem Urteile: die Rose ist rot, in dem Prädicat Rot gerade so liegt, wie in dem Seinsatze: die Rose ist im Wasser, in dem Wasser.

Die Rose ist in dem obigen Urteile nicht im Roten, sondern umgekehrt das Rote ist in oder an der Rose, und zwar ist das an der Rose seiende Rot ein durch und durch bestimmt Einzelnes, und nie und nimmer ein allgemeines Rotes. Und sage ich: die Rose ist eine Blume, so ist der Begriff Blume nicht ein Kreis ausserhalb der Rose, in dem sich die Rose gerade so befindet, als ob sie im Wasser wäre, sondern die Blume ist in oder an der Rose, und die Rose ist durch den bestimmten Artikel etwas bestimmtes Einzelnes. Wenn ich nach der deutschen Formel sage: die Rose ist eine Blume, so verletze ich das oberste logische Grundgesetz, das Gesetz der Identität, ich behaupte: das Bestimmte ist ein Unbestimmtes, das Einzelne ist ein Allgemeines, das Seiende ist ein Gedanke. Nach dem Gesetze der Identität muss aber gesagt werden, das Subject ist nur das Subject und nicht das Prädicat, das Prädicat ist nur das Prädicat und nicht das Subject, das Sein ist Sein, und nicht Gedanke, ausserhalb des Subjectes, in welchem es ist. Die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache hat also zu ihrem Grundsatze: Gedankenbestimmungen haben kein abgesondertes Sein, sie sind nicht Kreise in oder ausser den Subjecten, sondern in oder an dem Subjecte gerade so, wie sie dem

Subjecte in der ungarischen Sprache beigefügt werden. Mit dem Sein des Subjectes ist auch sein Prädicat an demselben gesetzt.

So streng hält der Ungar daran fest, dass Gedankenbestimmungen ein Sein nicht zuerkannt werden kann, dass er auch beim Addiren und im Einmaleins «ist» und «sind» nie gebraucht, weil Zahlen Gedankenbestimmungen sind.

Ein Vergleich der Philosophie des Unbewussten in der ungarischen und deutschen Sprache bezüglich der grammatikalischen Formen des Urteils ist ebenso interessant als lehrreich, und ganz zum Vorteil der ungarischen Sprache. Die logische Formel des Urteils nach der deutschen Sprache ist: das Subject ist in oder unter dem Prädikate (S sub P), die logische Formel des Urteils nach der ungarischen Sprache muss lauten: P an S d. h. das Prädicat ist in, an oder mit dem Subject.

Im Deutschen heisst Urteilen das Subject von seinem Platze wegnehmen und es in den Umkreis seines Prädicates stellen. Das Subject ist, wie sein Name sagt, das Unterworfene, der Untertan, und das Prädicat der Herrscher, unter welchen subsummirt wird. Im Ungarischen ist das Urteilen ein Schauen und Finden der Gedankenform des Prädicates in dem Subjecte. Urteilskraft ist im Ungarischen eine glückliche natürliche Anlage, das Allgemeine des Prädicates in dem Subjecte zu schauen und zu entscheiden, ob das Prädicat im Subjecte, oder an dem Subjecte oder mit dem Subjecte ist. Der Mangel an Urteilskraft ist gleichbedeutend mit Dummheit. Wer wie der Narr in Shakspeare Malvolios Nase für einen Peitschenstiel ansieht, dem ist nicht zu helfen.

Nach dem Deutschen besteht jedes Urteil aus drei Teilen: 1. dem Subjecte, 2. dem Prädicate, und 3. der Copula ist und sind, welche die Verbindung zwischen dem Subjecte und Prädicat herstellt. Nach dem Ungarischen hat das Urteil nur zwei Bestandteile: das Subject und das Prädicat. Das Subject ist im Ungarischen kein Subject, sondern in Wahrheit ein Substantivum, und die wechselnden Prädicate werden als Accidenzen nicht von dem Subjecte abgesondert, sondern an und mit dem Subject gesetzt. Wenn das Meer Wellen wirft, so ist das Meer nicht in den Wellen als seinen Prädicaten, sondern umgekehrt die Wellen sind an dem Meerwasser, so wie nach dem Gesetze der ungarischen Sprache das Prädicat an seinem Subjecte.

Es gibt deutsche Philosophen, welche die Copula «ist» und «sind» im Urteile verabsolutiren und nicht die geringste Ahnung davon haben, dass in ihrer nächsten Nähe eine Sprache gesprochen wird, welche die Copula als etwas Widersinniges und den Gesetzen der Logik Widersprechendes auf das Strengste verbietet. Michelet sagt in dem ersten Teil seines Systems der Philosophie, enthaltend Logik, Dialektik, Metaphysik (Berlin 1876 S. 160, 161), wörtlich Folgendes: «Die Einzelheit wird das

Subject, die Allgemeinheit das Prädicat genannt, und die Beziehung beider, welche durch das Wörtchen *ist* ausgedrückt wird, heisst die logische Copula. Da diese allgemeine Beziehung, in der allein die Glieder existiren, der Hauptpunkt ist, auf den es ankommt, so bildet die Copula das Wesen des Urteils.»

Es ist etwas Merkwürdiges um die Autorität und deren Einfluss auf die Gewissheit. Was Michelet von der Copula lehrte, habe auch ich steif und fest geglaubt, bis ich ungarisch gelernt und durch die Philosophie des Unbewussten in der ungarischen Sprache belehrt wurde, dass die Verhimmelung der Copula von Seite so vieler deutschen Philosophen ein Götzendienst ist. Den Ungarn ist der Hauptpunkt und das Wesen des Urteils verboten: ich bin aber überzeugt, dass sie dessen ungeachtet richtig zu urteilen vermögen, obschon vielleicht von Seite einiger deutscher Philosophen eingewendet werden wird, dass das Urteil des Ungarn richtig sein mag, aber auf Wahrheit keinen Anspruch hat, weil der Ungar nicht auf die Identität des Denkens und Seins schwört und nach den Gesetzen seiner Sprache nicht schwören kann. Michelet sagt S. 268 seiner Logik: Die Wahrheit ist weder in dem formellen Subjecte, noch in dem objectiven Stoffe, sondern sie existirt nur als die Copula zwischen beiden. Da im Ungarischen die Copula «ist» oder «sind» in Urteilen verboten ist, so kann es sich nur um die Frage handeln, ob die Wahrheit des Urteils in dem Subjecte oder Prädicate zu finden ist. Beim Entstehen der ungarischen Sprache scheint man nur in Prädicaten die Wahrheit gesucht und gefunden zu haben. Man sah den Regen fallen und sagte: es fällt, und «es fällt» wurde gleichbedeutend mit: es regnet. Nachdem aber Regen ein Substantivum geworden, ist die Wahrheit aus dem Prädicate in das Substantivum verlegt worden, und es gilt im Ungarischen nur jener Satz und jenes Urteil für wahr, in welchem das Subject das Prädicat an sich hat, wie «eső» das «esni». «Eső esik» sagt der Ungar, d. h. Fallendes fällt oder Regen regnet.

Hermannstadt.

Dr. Alois Sentz.[1]

[1] Diese geistvollen und anregenden Bemerkungen finden natürlich teils ihre Ergänzung teils ihr Correktiv in der Geschichte der ungarischen Sprache, worauf unsere *Revue* wohl bei Gelegenheit zurückkehrt. Die Red.

BERATUNG IN BETREFF DER IM MILITÄRÄRZTLICHEN CORPS WAHRGENOMMENEN MÄNGEL

UND EINER IN WIEN ZU ERRICHTENDEN MILITÄRÄRZTLICHEN AKADEMIE.

(Abgehalten bei *August Trefort* k. u. Minister für Cultus und Unterricht am 20. Decemb. 1884.)

Anwesend waren: *August Trefort*, Minister für Cultus und Unterricht, Präsident. — Von Seite des Ministeriums: *Dr. Albert Berzeviczy* und *Dr. Ludwig Markusovszky*, Ministerialräte, und *Dionys Szüry*, Präsidialsecretär; — von Seite der medicinischen Facultät der Budapester Universität: *Dr. Coloman Balogh*, Decan; *Dr. Johann Wagner*, *Dr. Friedrich Korányi*, *Dr. Joseph Kovács*, *Dr. Joseph Fodor* und *Dr. Wilhelm Schulek*, Professoren; — von Seite der Klausenburger Universität: *Dr. Eduard Géber*, Decan, und *Dr. Aladár Rózsahegyi*, Professor; — von Seite des Landes-Sanitätsrates: *Dr. Ludwig Csatáry* und *Dr. Julius Janny*, Räte.

August Trefort, Minister für Cultus und Unterricht: Die Frage, welche den Gegenstand unserer Beratung bildet, ist der geehrten Versammlung bekannt.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass der Herr gemeinsame Kriegsminister sich speciell und eindringlich mit der Sanitätsfrage beschäftigt; denn es ist nicht in Abrede zu stellen, dass jene Armee, deren Sanitätszustand ein schlechter ist und welche nicht entsprechend verpflegt wird, die teuerste Armee genannt werden muss, schon deshalb, weil sie zur gehörigen Zeit nicht schlagfertig ist. Es gereicht mir daher zur besonderen Freude, wenn ich sehe, wie der Herr Kriegsminister, indem er den Umstand erwägt, dass die Armee mit der erforderlichen Anzahl von Aerzten nicht versehen ist, Mittel und Wege sucht, diesem Mangel abzuhelfen. Der Herr Kriegsminister ist der Ansicht, dass diesem Uebelstand durch die Errichtung einer militärärztlichen Facultät (Akademie) in Wien könnte abgeholfen werden. Hierüber sind jedoch die Meinungen verschieden.

Ich habe über Zuschrift des Herrn Kriegsministers[1] die Fragepunkte bereits aufgestellt und ersuche die Herren, sich bezüglich jeder dieser Fragen zu äussern. Das Resultat unserer Beratung werde ich dem Herrn Kriegsminister mitteilen; ja es ist meine Absicht, dasselbe auch zur allerhöchsten Kenntniss Seiner Majestät zu bringen.

Dr. Berzeviczy (verliest die Fragepunkte):

1. Was sind die Ursachen der im militärärztlichen Corps qualitativ und quantitativ bemerkbaren Mängel?

[1] S. unten die drei Beilagen.

2. Entsprechen die gegenwärtig zur Ausbildung von Militärärzten bestimmten Stipendien diesem Zwecke, und wenn nicht, weshalb nicht? Auf welche Weise wären die Stipendien zur Aufhebung der bestehenden Mängel zweckentsprechender zu verwenden?

3. Wäre zum Zwecke der Ausbildung von mehr und besseren Militärärzten nicht etwa das Convict-System einzuführen, und wenn ja, auf welche Weise?

4. Ist zu demselben Behufe die Wiederherstellung der Wiener Josefs-Akademie wünschenswert? Welche Erfahrungen hat man aus der Tätigkeit dieses Instituts geschöpft, und welche Resultate sind etwa von der Wiederherstellung desselben zu erwarten?

6. Welche sonstigen Verfügungen wären zur Sanirung der ursprünglichen Uebel zu treffen? Sollte nicht der Einjährig-Freiwilligendienst in Bezug auf die Mediciner modificirt werden, und wenn ja, auf welche Art?

I. *Dr. Balogh:* Meines Erachtens ist der Hauptgrund der im ersten Punkte berührten Mängel, welche in dem militärärztlichen Corps bemerkbar sind, darin gelegen, dass die Lage der Armee-Aerzte weder materiell noch moralisch eine solche ist, als diese es verdienen würden. Für die jungen Aerzte, sobald sie ihre Laufbahn beendigt haben und sofort Militärärzte werden, ist der Anfang ziemlich günstig; allein später ist das Fortkommen ein äusserst langsames; in der Regel wird einer 50—55 Jahre alt, bis er endlich zum Stabsarzt mit einem Gehalt von 1500 Gulden ernannt wird. Dagegen, wenn jemand 30—35 Jahre hindurch im bürgerlichen Leben als praktischer Arzt Dienste leistet, so wird derselbe, nach Bekämpfung der anfänglichen Schwierigkeiten und Verhältnisse, ganz gewiss auf ein viel beträchtlicheres Jahreseinkommen rechnen können, ja sich auch ein Vermögen zu erwerben im Stande sein.

Diese Verhältnisse haben bei dem Militär in früheren Zeiten ebenso bestanden wie heute; allein früher hatte die militärische Laufbahn für den jungen Arzt einen grösseren Reiz. Heutzutage hat sich bei dem Civile der Stand und das Einkommen der Aerzte wesentlich verbessert, so dass die Neigung, die militärische Laufbahn zu betreten, heute eine geringere ist als vordem.

Dazu gesellt sich auch der Umstand, dass es früher bei dem Militär auch Chirurgen gab, die als Unterärzte fungirten; diese betraute man mit den Agenden minderer Bedeutung; so begleiteten diese die Soldaten, wenn sie ins Bad gingen. Heutzutage werden hiezu die Doctoren der Medicin verwendet, von denen gegenwärtig eine grössere Ausbildung beansprucht wird, und für welche es keinen besonderen Reiz haben mag, derartige Dienste zu verrichten.

Ferner: es sind die Militärzte auch in moralischer Beziehung nicht so situirt, wie sie es beanspruchen können. Man betrachtet sie mit den Combattanten nicht für ebenbürtig. Es mag z. B. einer Stabsart im Spitale sein, so kann er das Personale, die Wärter u. dgl., doch nicht bestrafen. Hat er gegen wen immer eine Klage, so ist er verpflichtet, denselben zum Rapport dem Spitals-Commandanten zu stellen, eventuell einem Oberlieutenant; und *dieser* misst die Strafe aus.

Gibt es eine Vorstellung, so stellt man jeden Officier vor, vom Obersten angefangen bis zum Cadeten herab — dann kommen die Auditore und zuletzt die Aerzte. Man hält dieselben also für weniger als die Cadeten. Stirbt ein Militärarzt, und mag er auch an Gefechten und Schlachten teilgenommen haben, erschallen bei seinem

Begräbniss keine Paradeschüsse, welche doch dem übrigen Militär zukommen. Und so Mehreres.

Um also Militärärzte in grösserer Anzahl zu haben, ist es vor allem notwendig, ihre materielle Lage zu verbessern; dann aber auch ihnen nicht nur den Rang, sondern auch den Charakter zu verleihen, welcher denselben zufolge ihrer Stellung gebührt.

Der Militärarzt setzt sein Leben den Kriegsgefahren ebensogut aus wie jeder Combattant; überdies setzt er sich auch noch den ansteckenden Krankheiten aus. Er muss an den Eventualitäten des Krieges ebensogut teilnehmen wie die Combattanten. Wie gesagt: es gibt keinen Grund, warum der Militärarzt den Combattanten nicht ebenbürtig wäre.

Wenn trotzdem Verfügungen getroffen werden, dass ihr Leben womöglich geschont und den Wirkungen der Waffen unnützerweise nicht ausgesetzt werde: so ist das natürlich, und es geht dies aus dem Berufe der Militärärzte ebensogut hervor wie aus jenem der Generale. Auch diese werden womöglich geschont; denn um einen General oder guten Arzt heranzubilden, braucht es Zeit; sind diese einmal ausgebildet, so sind sie auch zu schonen, da man sie nicht so leicht substituiren und ersetzen kann.

Dr. Csatáry: Ich will dem, was Dr. Balogh gesagt hat, noch Einiges beifügen.

Es ist wahr, dass die Bezahlung der Militärärzte ungenügend ist. Auch kann nicht geleugnet werden, dass die schiefe Lage, in welcher sie sich angesichts des Officierscorps befinden, niemand dazu bewegen wird, in den Militärdienst zu treten; auch das ist wahr, dass die Aerzte bei dem gegenwärtigen System der Kriegführung der Wirkung der Waffen fast ebenso ausgesetzt sind wie die Officiere, ausserdem noch der Gefahr der ansteckenden Krankheiten. Demnach ist umsoweniger Grund vorhanden, ihnen die volle Parität mit den übrigen Officieren zu entziehen, weil ja diese auch den Auditoren, die nie in die Gefechtslinie kommen, gewährt ist.

Es gibt aber noch eine andere Ursache, warum die Zahl der Militärärzte eine so geringe ist. Diese Ursache sehe ich in der grossen Anzahl der Krankheiten.

Wollen wir daher Militärärzte immer in zureichender Zahl besitzen, so müssen wir vor allem dahin trachten, dass weniger Krankheiten vorkommen; denn es ist Tatsache, dass in der österreichisch-ungarischen Armee die Anzahl der kranken Soldaten eine viel grössere ist als jene in den meisten anderen Armeen.

Dass wir so viele kranke Soldaten haben, hat seinen Grund darin, dass sie schlecht verpflegt werden. Die Ueberprüfungs-Commissionen haben es klar dargetan, dass bei ganz guter Gesundheit eingereihte Recruten bald darauf aus dem Militärverbande entlassen werden, weil dieselben sich eben im Dienste solche Krankheiten zugezogen haben, in Folge deren sie nicht weiter dienen können.

Die Verpflegung der Soldaten ist — bei einer sehr ermüdenden und grossen Arbeit, die der Beschäftigung des Taglöhners ähnlich ist, der Holz hackt oder Feldarbeit verrichtet — eine so geringe, dass sie davon nicht leben können. Ich spreche aus eigener Erfahrung.

Trefort: Dieser Zustand mag sich denn doch seitdem schon etwas gebessert haben?

Csatáry: Ich werde darauf zurückkommen. — Früh bekommt der Soldat

5 Deciliter Einbrennsuppe, deren Preis $1^1/_2$ Kreuzer beträgt. Man kann sich vorstellen, was das für eine Suppe ist! — Vormittags 11 Uhr bekommt er 190 Gramm Fleisch und einen Tag 70 Gramm Gemüse, den andern 70 Gramm Mehlspeise. Von 11 Uhr an bis zum nächsten Tag isst er nichts, aber macht sehr starke gymnastische Bewegungen, marschirt, geht in die Unterofficiersschule, putzt und säubert alles, was eben geputzt und gesäubert werden kann, mit einem Worte: der Soldat verrichtet eine harte Arbeit.

Wollen wir daher eine gehörige Anzahl von Aerzten, so haben wir den Sanitätszustand der Armee durch entsprechende Nahrung zu verbessern.

Man sagt: dies koste so viel Geld, dass es der Staat nicht erschwingen kann. Allein dies ist keine gründliche Einwendung; denn die Kosten der Spitäler und Aerzte belaufen sich gewiss höher als eine ordentliche gute Verpflegung.

Korányi: Ich stimme dem, was mein geehrter Freund Balogh sagte, vollkommen bei und erlaube mir noch einige Gründe anzuführen.

Der Stand der Militärärzte leidet meiner Ansicht nach auch an dem, dass dort die intellectuelle Qualification kein Gewicht hat, sondern die Vorrückung nach der Dienstzeit erfolgt. Allerdings hört man auch hie und da von einer ausserordentlichen Vorrückung; allein aus den Erklärungen der militärärztlichen Fachblätter selbst weiss ich, dass dieselbe nicht immer auf Grund der ärztlichen Fachbildung erfolgt, so dass die Militärärzte auch in dieser Beziehung gegen die combattanten Officiere zurückgesetzt sind, welch letztere mehrfache garantirte Vorteile der intellectuellen Qualification besitzen; so z. B. die Stabsofficiersprüfung, durch deren Ablegung der befähigte Officier über die Hauptmannscharge hinaus von der Concurrenz der minder Befähigten befreit wird; so die Absolvirung der Kriegsschule, nach welcher derselbe in das Generalstabscorps tritt, welches ihm ein schnelles Avancement sichert.

Auch ist in Betracht zu ziehen, dass der Stand des Civilarztes in Ungarn im Emporblühen ist; einerseits weil die Anzahl der behördlichen Aerzte fortwährend im Wachsen begriffen ist, anderseits weil in Folge der kategorischen Bestimmungen des Sanitätsgesetzes, welche sich auf die Bezahlung der ärztlichen Beihilfe beziehen, aber auch in Folge der veränderten allgemeinen Begriffe, die ärztliche Praxis zwar verschiedene Grade besitzt, allein nicht mehr so prekär ist als damals, da sie noch viel mehr von der Stimmung der Kranken abhing.

Dabei ist der Civilarzt in vollem Besitze seiner persönlichen Freiheit.

Wenn daher die Wahl zu treffen ist zwischen dem Stand des Civilarztes und jenem des Militärarztes, welch letzterer materiell unvorteilhaft, bezüglich der persönlichen Freiheit vielfach beschränkt ist, zur wissenschaftlichen Fortbildung wenig Mittel und Wege bietet; dabei berücksichtigt wird, dass derselbe gegenüber den Combattanten fortwährend an dem Gefühl der subordinirten Minorität leidet: so ist es nicht schwer zu sagen, auf welche Seite sich die Wagschale neigen wird. Es muss also mit Besorgniss ausgesprochen werden, dass bei solchen Verhältnissen die Uebelstände der militärärztlichen Laufbahn weder durch Stipendien, noch durch Convicte, noch durch die Errichtung von Akademien behoben werden können.

Damit man die Wirkung dieser Verhältnisse auf den Stand der Militärärzte im Ganzen übersehen könne, ist auch noch der Umstand zu berücksichtigen, dass

die Zahl der Militärärzte seit 1872 fortwährend im Abnehmen begriffen ist. Die Josefinische Akademie wurde im Jahre 1872 aufgelöst, und zur selben Zeit wurde auch an allen öst.-ung. Universitäten der chirurgische Lehrcurs aufgelassen, in der Weise, dass um diese Zeit in der öst.-ung. Monarchie neben den Doctoren der Medicin noch eine grosse Anzahl von Chirurgen bestand. Allein da seit 1872 Chirurgen nicht mehr ausgebildet wurden, nahm die Zahl derselben stetig ab; um aber diese zu ersetzen, hat man Doctoren der Medicin in entsprechender Anzahl nicht ausgebildet.

Nachdem also in beiden Teilen der Monarchie die Ausbildung von Chirurgen aufgehört hat, verminderte sich die Zahl der Aerzte nicht nur bei dem Militär, sender auch im Civil. Es ist also natürlich, dess der Bedarf an Aerzten im bürgerlichen Leben ein grösserer wurde: und dieser Bedarf kann auch hier nicht ganz gedeckt werden. Die Zahl der Medicin-Studirenden hat sich aber nicht auf einmal so vermehrt, sondern nur im Laufe der folgenden Jahre in einer bestimmten, man kann sagen, sehr geringen Anzahl; während inzwischen sowohl beim Militär als auch beim Civil Not an Aerzten war.

Zur selben Zeit kam die zahlreichere Bestallung von Gemeinde-Aerzten in Schwung; allüberall ein grösserer Bedarf und diesem gegenüber sozusagen weniger Material an Aerzten.

Es ist eine natürliche Folge, dass vor Allem der militärärztliche Stand, bei welchem die Lage ohnehin eine misslichere ist, im grössten Masse unter der Last dieser Verhältnisse zu leiden hatte.

Was ich zuletzt erwähnte, glaube ich aus dem Grunde besonders hervorheben zu sollen, weil dies Uebergangs-Verhältnisse waren.

Nach einer in meinem Besitze befindlichen Broschüre, hat sich die Zahl der Medicin-Studirenden an den gesammten Universitäten der Monarchie von 1872 bis 1882 fast um 800 vermehrt. Aus den Journalen aber wissen wir, dass die Zahl der Medicin-Studirenden in Wien stetig im Zunehmen begriffen ist; wie denn auch hier bei uns der Anwuchs im verflossenen Jahre ein grösserer war als im Jahre 1882. Es kann also die Vermehrung im Gegenhalt zu 1872 wahrscheinlich mit noch mehr als 800 beziffert werden. Das zeigt, dass die früheren Verhältnisse transitorische waren.

Diese Vermehrung der Medicin-Studirenden wird ohne Zweifel sich auch bei der Besetzung der militärärztlichen Stellen fühlbar machen, wenn hiezu auch die nötigen Reformen gehörig benützt werden.

Rózsahegyi: Es sei mir gestattet, mich mit jener Seite der Frage zu befassen, von welcher Herr Prof. Korányi zuletzt sprach: nämlich mit den in Betreff der Zahl der Medicin-Studirenden angeführten Daten.

Ich habe die auf die ung. Universitäten bezüglichen Daten zusammengestellt, und hinsichtlich der öst. Universitäten jene Daten, welche amtlich publicirt worden sind und bis zum Ende des Jahres 1882 reichen.

In Ungarn und Oesterreich war von 1872 bis einschlüssig 1882, also beiläufig seit Auflassung des Josefinums, das Schwanken der Zahl der Medicin-Studirenden ein verschiedenes. In Ungarn — die beiden Universitäten zusammengenommen — sehen wir ein stetiges Zunehmen, und zwar von 1872/73, von 569 auf 966 im Jahre 1881/82; es hat sich also die Zahl der Medicin-Studirenden bei-

läufig um 400 vermehrt. Dagegen zeigte sich in Oesterreich im Laufe der 70-er Jahre eine constante Abnahme, welche im Jahre 1872/73 ihren Anfang nahm und bis 1877/78 andauerte, und die so bedeutend war, dass die Zahl der Medicin-Studirenden auf zwei Drittel des früheren Standes, ja sogar noch etwas darunter herabsank.

Wenn man nun, mit Rücksicht auf das Militär, die Daten bezüglich aller Medicin-Studirenden in der Monarchie summirt, so sehen wir, dass die Zunahme, welche in Ungarn wahrzunehmen war, nicht im Stande gewesen ist den Ausfall zu decken, welchen die Abnahme der Zahl der Medicin-Studirenden in Oesterreich verursachte; in dem Maasse, dass, wenn wir auch alle Universitäten der Monarchie zusammennehmen, in dem Stande noch immer eine Abnahme finden, die zwar unbedeutend ist, die aber doch immerhin noch herabsteigt auf zwei Drittel des früheren Standes; wobei ich jedoch bemerke, dass im Jahre 1881/82 dieses grosse Schwanken ausgeglichen war.

Die Folge dieses Schwankens war, dass die Zahl der Mediciner in mehreren Altersclassen eine geringere ergab als früher; und musste sich die Wirkung dieses Umstandes nach der abgelaufenen entsprechenden Studienzeit auch an der Zahl der ausgebildeten Aerzte zeigen. Dass dem so ist, erweist die Anzahl der erteilten Doctordiplome.

Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass die Doctoren der Medizin in der österreichischen Statistik erst seit 1874 speciell nachgewiesen sind; bis dahin wurden nur die Promotionen verzeichnet, unter welchen auch chirurgische sind. Berücksichtigen wir diese Zahl: so stossen wir noch auf das Einwirken eines weiteren Factors, welcher darin besteht, dass im Laufe der 70-er Jahre sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn das Studien- und Rigorosen-System abgeändert worden ist.

Dieser Systemwechsel hat die Ansprüche bezüglich der Rigorosen in grösserem Masse gesteigert. Wir finden nach 5—6 Jahren dieses Systemwechsels die Wirkung dieses Umstandes darin, dass sowohl bei uns, als auch in Oesterreich die Zahl der ausgefolgten Diplome im Abnehmen begriffen war.

Das Endresultat ist: dass sich die Anzahl der ausgefolgten Diplome im Laufe der 70-er Jahre bis 1876/77 stetig steigerte. Im Jahre 1876/77 wurden in der ganzen Monarchie 394 Diplome ausgefolgt; — im Jahre 1877/78 390; — im Jahre 1878/79 nur mehr 298; — und seitdem ist die Zunahme nur 10. Der letzte Ausweis bezieht sich auf 1881 mit 308.

Im Vergleiche zu der Anzahl der früher jährlich ausgefolgten Diplome beziffert sich der Abgang auch jetzt noch mit mehr als 80. Ich habe dabei bezüglich der Zeit, als noch speciell Medicinæ-Doctoren promovirt wurden, auch diese in Rechnung gezogen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass in Ungarn die Abnahme beglichen ist, aber in Oesterreich auch jetzt noch anhält und zwar in so grossem Maasse, dass jährlich die Zahl der Diplome von 316 auf 213 herabging.

Auch ich teile die Ansicht des Herrn Prof. Balogh bezüglich der materiellen und moralischen Lage der Militärärzte, und bin ebenfalls der Meinung des Herrn Professor Korányi, dass die Abnahme der Zahl der Militärärzte auch darin ihren Grund hat, weil inzwischen die Chancen der civil-ärztlichen Praxis sich wesentlich

verbessert haben. Endlich ist die weitere Ursache der Abnahme auch darin zu finden, dass die Ausbildung von Chirurgen aufgehört hat.

Aus meinen Daten geht hervor, dass in Ungarn die Abnahme der Zahl der Chirurgen noch nicht so bedeutend ist; allein in Oesterreich nimmt die Zahl der ausübenden Chirurgen von Jahr zu Jahr ab.

Die Zahl der Civilärzte hat sich nicht nur bei uns, sondern auch in Oesterreich vermehrt. Das übt nun einen unmittelbaren Einfluss aus bei der Frage der in die Militärbranche eintretenden Aerzte, da ja überwiegend österreichische Aerzte in die Armee eintreten, bei denen hinsichtlich der Sprachkenntniss keine Schwierigkeit besteht.

In Oesterreich ist seit dem Anfang der 70-er Jahre auf Grund des Sanitätsgesetzes die Zahl der staatlichen (Landes-) Aerzte um mehr als 130 vermehrt worden, abgesehen von der Zahl der städtischen Aerzte, welche speciell nachgewiesen nicht erscheint.

Im ersten Punkte ist auch die Frage enthalten: was die qualitativen Mängel im militärärztlichen Corps verursacht? Die Ursache besteht vorerst darin, dass in Folge der ungünstigen Verhältnisse nicht der bessere Teil der von der Universität kommenden Aerzte in die Militär-Laufbahn tritt. Der zweite Grund ist vielleicht der, dass, nachdem die militärische Administration derzeit kein System besitzt, nach welchem dieselbe ihre Aerzte zu speciellen militärärztlichen Zwecken ausbilden würde, sie nur zu allgemeinen bürgerlichen Zwecken herangebildete Aerzte bekommt.

Nachdem es ferner in der Natur der Sache liegt, dass bei der Armee der Dienst und das Wirken des Arztes einseitig ist, so vergisst derselbe Manches und muss es vergessen, da die Armee kein Institut besitzt, in dem die Aerzte ihre durch den einseitigen Dienst verminderten Kenntnisse wieder auffrischen könnten, und welches Institut die Aerzte mit den Fortschritten der Wissenschaft, durch Organisirung von Ergänzungs-Cursen, bekannt zu machen berufen wäre.

Den wesentlichen Grund dessen aber, warum sich bei den Militärärzten eine quantitative und qualitative Abnahme zeigt, glaube ich darin suchen zu müssen, dass die Armee kein specielles System besitzt, mit Hilfe dessen der Bedarf an Aerzten fortwährend ergänzt werden könnte; weil der jetzige, zum Teil schon aufgelassene Vorgang: die Activirung von Zöglingen der Medicin, die Aufnahme von sich freiwillig meldenden Aerzten nach einem Cursus von sechs Monaten, u. s. w., ein System nicht genannt werden kann, und sich als solches tatsächlich auch nicht bewährt hat.

Wo man aber nicht systemmässig für die Deckung des Bedarfes sorgt, dort wird dieser auch nie gedeckt werden.

Markusovszky: Und warum hat dieser Cursus der Aufgabe nicht entsprochen?

Rózsahegyi: Weil sich nur wenige zu demselben meldeten. Dieser begann im Jahre 1881 und war schon im verflossenen Jahr nicht mehr abzuhalten, denn es meldeten sich nur 9. Die Zahl war aus dem Grunde eine so geringe, weil der Curs den Eintretenden ebenfalls wenig Chancen in Aussicht stellte. Diesen Curs konnte nur derjenige frequentiren, der seine medicinischen Studien schon beendigt hatte, also ein fertiger Mann, der die Vorteile dieser oder jener Lautbahn, mit reifem Verstand und nüchtern abwiegt. Wie nun aber Herr Prof. Balogh erör-

tert hat, sind die Chancen der militärischen ärztlichen Laufbahn in moralischer sowohl als materieller Beziehung viel schlechter, als jene der Civilärzte. Wenn nun Einer, der über sein Schicksal und seine Zukunft nüchtern nachzudenken vermag, sich die Frage stellt: wohin er sich wenden soll, so wendet er sich selbstverständlich der günstigeren und nicht der ungünstigen Seite zu.

Auch haben die Bedingnisse des Cursus keine besonderen Vorteile geboten; dieser bestand nämlich in Wien mit einer Dauer von 6 Monaten, während welcher die Betreffenden vom Militär-Aerar die oberärztlichen Bezüge erhielten und nach der Prüfung zu einem zweijährigen Dienst verpflichtet waren.

So viel in Erwiderung auf die Frage des Herrn Ministerialrates Markusovszky.

Trefort: Der Cursus wurde in Wien abgehalten?

Rózsahegyi: In Wien, im Garnisonsspital Nr. 1.

Kovács: Ich bin für die statistischen Daten meinem Freunde Rózsahegyi zu Dank verpflichtet. Allein ich glaube einen weiteren Grund dafür, dass sich zu dem fraglichem Curs Teilnehmer nicht in entsprechender Anzahl gemeldet haben, auch darin zu finden, dass an unserer Universität die Zahl der Medizin-Studirenden der Zahl der Graduirten nicht entspricht. Es degeneriren daher von den Medicin-Studirenden sehr viele, ohne dass sie den Doctorgrad erlangan würden. Regelmässig gibt es dritthalbhundert Mediziner im ersten Lehrjahr, allein jährlich wurden vielleicht noch nie hundert graduirt.

Rózsahegyi: In Budapest war die höchste Anzahl derselben 84.

Kovács: Das wäre also der eine Grund dessen, dass die Zahl der Militärärzte eine so geringe ist. Wenn nun mein geehrter Freund Rózsahegyi noch vorbringt, dass in Oesterreich die Sache noch schlechter steht, wo der Abgang von 316 sich auf 213 stellte: so ist leicht zu erklären, warum so eine geringe Anzahl durchkommt.

Ich habe gesagt, dass viele degeneriren, die dann natürlich keine Anstellung bekommen. Dem füge ich noch bei, dass, wenn wir die Graduirten ihrer Qualification nach in eine Reihe stellten, es sich herausstellen würde, dass diejenigen die schwächsten sind, die auch keinen Unternehmungsgeist besitzen; denn, hätten sie einen, so träten sie in die Armee ein, die der Aerzte sehr so bedarf und keine grosse Wahl hat.

Wenn wir fragen: warum die Besseren nicht zum Mititär gehen, so findet dies seine Erklärung in dem, was meine Freunde Balogh und Korányi gesagt haben. Wollte man die Ziffern analysiren, die sie vorgebracht haben, und zwar ganz richtig in retrospectiver Weise zum Jahre 1872, als der chirurgische Cursus aufgelassen wurde: so bin ich überzeugt, dass wie anderswo, so auch bei uns die Sache so erfolgte, dass einen Teil derjenigen, die sich der medicinischen Laufbahn widmeten, nicht so sehr der ärztliche Beruf, als vielmehr der Broterwerb anzog; der andere Teil aber, als er auf dem Punkte stand, einen Beruf zu wählen, sich der Chirurgie zuwendete; als nun aber dieses specielle Fach aufgelassen wurde, er von seinem eigentlichen Ziele abgelenkt, den medicinischen Lehrcurs betrat und zwar mit schlechter Vorbildung. Aus einem solchen ist dann eben ein Arzt geworden, wie ihn der Kriegsminister erwähnt.

Ich glaube aber nicht, dass bei uns dies allein den ganzen militärärztlichen

Stand beeinflusst hätte. Es sind noch andere Ursachen vorhanden, die dabei mitwirkten.

Eine solche ist z. B. das vormalige sehr mangelhafte System des Gymnasial-Unterrichts, bei welchem es möglich war, dass jemand, der nicht einmal die mittelmässigste Gymnasialbildung besass, der vielleicht nur 3 Classen absolvirte, die Maturitäts-Prüfung bestand, und sich in den medicinischen Lehrcurs einschreiben lassen konnte. Ein solcher wurde also Arzt und machte seine Sache, so gut er sie eben zu machen im Stande war.

Mit der Auflassung des chirurgischen Curses versiegte eine Quelle, aus welcher bisher ein Teil der Militärärzte seinen Ursprung hatte; es ist also natürlich, dass die Nachfrage nach besser Ausgebildeten desto grösser wurde

Dazu gesellte sich noch manches andere: so die Organisirung der politischen Administration des Landes; die grössere Ausdehnung des Beamten-Körpers, wobei für den Lebenserwerb sich viele Wege öffneten. Auf diese Art sind viele zweit- oder drittjährige Hörer der Medicin Postmeister, Beamte u. s. w. geworden.

Was aber auch immer die Ursache der Abnahme des militärärztlichen Standes sein mag, so komme ich doch wieder auf das von meinem Freunde Gesagte zurück: dass, wer eine quantitative und qualitative Besserung verlangt, den Stand des Militär-Arztes derart gestalten möge, dass sich um denselben gebildete und gute Kräfte bewerben, ja denselben aufsuchen.

Verbessern wir also die Lage der Militärärzte in den bezeichneten Richtungen, dann wird auch die Qualität derselben eine bessere werden.

Markusovszky: Versteht der Herr Kriegsminister unter Qualität nur die ärztliche Ausbildung, oder — mir scheint es wenigstens so — legt er auch ein Gewicht auf eine andere Qualität?

Kovács: Meiner Impression nach, welche ich aus der Zuschrift schöpfte, und auf Grund der von allen Seiten gemachten Erklärungen, glaube ich, dass das Hauptgewicht auf die Fähigkeit zum ärztlichen Dienste gelegt ist.

Korányi: Ich bin derselben Ansicht, umsomehr, weil in der Zuschrift des Kriegsministers specielle Beziehungen auf die Oculistik, Laryngoskopie, Syphilis u. s. w. enthalten sind, bei welchen die Vorbildung als eine mangelhafte bezeichnet wird.

Kovács: Wie gross die Bedeutung der Qualification sei: darüber will ich nur einiges bemerken. Wir Professoren der Medicin wissen es am besten, dass wenn wir einem jungen Manne, der Arzt werden will, irgendwie jene Kenntnisse beibringen konnten, die in Büchern und sonstigen Arbeiten zur Disposition stehen, — wenn wir ihn soweit brachten, dass er die Krankheiten erkennt, die Symptome auffasst, und die Mittel anzuwenden weiss: dann halten wir ihn für ad hoc vorbereitet und graduiren denselben. In der Tat, wenn die jungen Leute von diesen ihren Kenntnissen Zeugniss ablegen, so lebt noch Alles in ihrer frischen Erinnerung, was sie sich im Curse zu eigen gemacht haben. Zu diesem Zeitpunkte gebührt ihnen auch die Bezeichnung «Expertissimus dominus» in ihrem Diplome. Kommt aber ein solcher Mann zu einem Bataillon, wo 20—23-jährige junge Menschen sind, die nicht so leicht krank werden, — und macht er 4—5—6 Jahre als Oberarzt diesen Dienst mit — nun dann könnte man ihn füglich in den Lehrcurs zurückschicken, denn dann ist sein Intellect nicht mehr in der Ordnung, den

derselbe während des Lernens erhielt und der sich eigentlich stärken hätte sollen.

Wenn wir daher nicht dafür Sorge tragen, dass dergleichen junge Militärärzte ihre ersten Jahre z. B. im Spitaldienste zubringen, also erstarken und ihre Kenntnisse ihr wahrer Besitz werden: so verdüstern und vertrocknen langsam diese Kenntnisse und ihre militärdienstliche Befähigung erscheint viel kleiner, als nach dem Diplome zu urteilen war, welches sie an der Universität erlangt haben.

Ich teile die Ansicht meines Freundes Rózsahegyi, dass in dieser Beziehung möglichst bald vorgesorgt werden möge.

Berzeviczy: In Betreff der Frage, ob die in der Zuschrift des Kriegsministers, sowie auch in den Fragepunkten bezüglich der Qualität der Militärärzte angeführten Fragen sich bloss auf die ärztliche Qualität beziehen? erlaube ich mir zu bemerken, dass die kriegsministerielle Zuschrift auf mich den Eindruck gemacht hat, ja einzelne Stellen derselben klar darauf hinweisen, dass der Einwand sich nicht nur auf die ärztliche Ausbildung beziehe, sondern auch auf den angeblichen Mangel des erforderlichen militärischen Geistes. Die kriegsministerielle Zuschrift betont, dass auch in dieser Beziehung Mängel vorhanden sind und erwartet von der Wiederherstellung des Josefinums auch, dass die Militärärzte in demselben im militärischen Geiste würden erzogen werden.

Géber: Der g. Herr Prof. Kovács hat die eigentümliche Tatsache vorgebracht, dass junge Aerzte, die ihre Schulen vollendet und sich eine gehörige Fachbildung angeeignet haben, in der Weise angestellt werden, welche in Ansehung ihrer Zukunft nicht zweckmässig genannt werden kann. Die Sache verhält sich wirklich so, und ich glaube, das ist die wesentliche Ursache, dass sie in Bezug auf die Qualität immer mehr und mehr herabsinken. Der Arzt, sobald er zum Oberarzt ernannt wird, kommt in ein allgemeines Divisions- oder Garnisons-Spital, erlernt dort einen Teil der Administration, das Verfassen der Rapporte u. s. w.; war er einige, in der Regel 6 Monate dort, höchstens 1 Jahr, so kommt er zur Truppe, wo er nichts anderes zu tun hat, als die Soldaten in das Bad zu begleiten, gegenwärtig zu sein bei den Schiessübungen, überhaupt nichts anderes leistet, als was bis zu Ende des Jahres 1869, als noch 695 Chirurgen in der Armee waren, diese Letzteren oder noch untergeordnetere Sanitätsorgane, Corporale u. dgl. verrichteten. Nun kommt es aber vor, dass ein solcher Arzt 10—15 Jahre hindurch draussen bei der Truppe bleibt, so zwar, dass er mit andern Aerzten gar nicht in Berührung kommt, auch keine Gelegenheit hat das Kranken-Materiale zu wechseln, noch die Literatur mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Hat er während dieser Zeit den Grad erreicht, dass er Regimentsarzt I. Classe oder Stabsarzt geworden ist, versetzt man ihn wieder in das Spital zurück.

Welchen Einfluss nun ein solcher Vorstand auf die jungen Aerzte ausübt, welche Resultate er mit ihnen erreicht, glaube ich nicht erörtern zu müssen.

Ich bin überzeugt, das ist die eine Ursache dessen, dass die Militärärzte qualitativ jenen Anforderungen nicht entsprechen, welche man von ihnen zu fordern berechtigt ist.

Bezüglich der zweiten Frage, warum nämlich sich ihre Zahl vermindert, erlaube ich mir eine kleine statistische Zusammenstellung vorzulegen:

Zu Ende des Jahres 1869 dienten in der Armee 821 Aerzte, 695 Chirurgen.

Mit Ende des Jahres 1870 hörte die Aufnahme und Ausbildung der Chirurgen auf, der chirurgische Cursus wurde geschlossen, und zur Ergänzung dessen um 31 Aerzte mehr in die Armee aufgenommen; es gab also 852 Doctoren der Medicin. Da sich nun also die Chirurgen nicht mehr vermehrten, mussten die Doctoren an ihre Stelle treten und ihre Agenden besorgen; selbstverständlich war dies sehr lästig und die Folge davon war, dass wer es nur konnte, der Armee den Rücken kehrte. Es ist mir bekannt, dass bei diesem Anlasse auch sehr viele Josefinisten austraten und sich der bürgerlichen Laufbahn widmeten.

Das ist die eine Ursache. Die andere, wie Herr Prof. Korányi erwähnte, liegt darin, dass in den Schichten des medicinischen Lehrcurses ein gewisses Schwanken eingetreten ist. Nachdem im Jahre 1872 bei den Oesterreichern der chirurgische Cursus aufgehört hat, hat die Anzahl jener, welche die medicinische Praxis betrieben, bedeutend abgenommen. Dazu kommt noch, dass vom Jahre 1873 an, die Zahl der Medicin-Studirenden so wesentlich herabsank, dass während vor dem Jahre 1872 in Oesterreich 2247 Studirende der Medicin waren, in Ungarn aber 579 ordentliche, 66 ausserordentliche Zuhörer und 41 Chirurgen, zusammen 688, also mit den Oesterreichern zusammen 2963 zur medicinischen Praxis geeignete und ausgebildete Individuen: im Laufe der folgenden Jahre diese Zahl sich immer mehr und mehr verminderte und im Jahre 1879 am kleinsten war, wo in Oesterreich zusammen 1491, also um 656 weniger die medicinische Laufbahn betraten, als vor dem Jahre 1872; ferner in Ungarn 511, also um 175 weniger, demnach zusammen 2001, oder gegen die früheren Jahre um 931 weniger.

Diese Ziffer hat sich in den folgenden Jahren wieder geändert, und zwar stellte sich im Schuljahre 1878—79 eine Zunahme ein.

Mein Ausweis geht bis 1881—82. bis zu welchem Jahre die Zahl derart zunahm, das während in Oesterreich 2388, in Ungarn 1053 Studirende der Medicin sind, insgesammt also = 3441, mithin mehr, als der Stand vor 1872, in welchem Jahre die Abnahme erfolgte.

Wenn trotzdem weniger Promotionen vorkommen und wir also auch weniger Aerzte haben, so ist dieser Umstand vielmehr darauf hinzuführen, dass die Zeit viel kürzer war, als dass jene Studirende der Medicin ihre Curse beendigen und promoviren hätten können. Aber ich finde eine Beruhigung in den jetzigen Zahlenverhältnissen, und teile nicht die Besorgniss des Kriegsministers, dass sich die Verhältnisse nicht bessern würden. Ich glaube, es ist Aussicht vorhanden, dass die Zahl zunehmen wird und immer mehr und mehr Aerzte die militärärztliche Laufbahn betreten werden.

Allerdings ist nicht zu leugnen, dass die Stellen der Gemeinde-Aerzte einen Teil der Jugend von der Armee abziehen.

Ein wichtiger Umstand ist auch der, welchen Herr Prof. Balogh erwähnte, dass nämlich die Militärärzte tatsächlich sich nicht der Anerkennung erfreuen, welche ihnen sowohl in Ansehung ihrer Ausbildung als auch ihres Wirkens zukommt.

Herr Prof. Balogh hat sich diesbezüglich auf den Vorgang in den Spitälern berufen, wonach der Arzt gar keine Disciplinargewalt ausüben, und wenn jemand seine Pflicht nicht erfüllt, der Militärarzt ihn nicht strafen kann, sondern gezwun-

gen ist, den Betreffenden zum Commandanten zu schicken, damit dieser das Ausmaass der Strafe treffe.

Es ist überflüssig zu erörtern, wie sehr ein solches Vorgehen das Wirken eines Arztes lahm legt.

Uebrigens finden wir auch in der Verwaltung der Spitäler derlei Mängel. Der Stabsarzt, welcher das Spital leitet, ist sozusagen für Alles verantwortlich, hat aber dabei eine so geringe Ingerenz in die Spitalsangelegenheiten, wie der dorthin disponirte Buchhaltungsbeamte, mit dem zusammen er die Verwaltungscommission bildet. Er hat nur den Vorsitz bei den Beratungen, besitzt aber nicht mehr Rechte, als z. B. der kommandirte Lieutenant oder der dorthin disponirte Beamte.

Das sind die Ursachen, dass einerseits die Qualität des militärärztlichen Standes, anderseits aber die Zahl unter den berechtigten Erwartungen und dem obwaltenden Bedarf bleibt.

Fodor: Ich stimme dem bei, was meine Vorredner angeführt haben, und werde mir nur erlauben, noch einige andere Gesichtspunkte hervorzuheben.

Meines Erachtens ist eine der Hauptursachen der Abnahme: die ungenügende Vorsorge der Sanitäts-Oberbehörden.

Unter den nach der Auflassung des Josefinums vorwaltenden Umständen hätte man bezüglich der Anwerbung von Militärärzten ganz anders und activer vorgehen sollen. Die Bestallung von Militärärzten ist dermalen kaum anders möglich, als dass sich junge Aerzte freiwillig dieser Laufbahn widmen. Nachdem sie die Vor- und Nachteile dieses Standes nicht kennen, so fragen sie die schon im Dienste befindlichen Militärärzte: wie denn der militärärztliche Posten beschaffen sei? Die Antwort hierauf ist gewöhnlich die, dass die Betreffenden den militärärztlichen Dienst in grösserem Maasse verunglimpfen. Ich habe mehrere junge Aerzte um die Ursache gefragt, warum sie nicht Militärärzte werden? Ich spornte sie an, sie möchten doch eintreten; sie hätten ja hiezu vorzügliche Fähigkeiten. Als sie sich aber um die Verhältnisse dieses Standes erkundigten, sagte man ihnen: sie sollen lieber Holzhauer oder was immer anders werden, als die militärärztliche Laufbahn betreten.

Und was ist der Grund, dass die Militärärzte über ihren eigenen Stand in solcher Weise sprechen? Weil sie tatsächlich mit demselben nicht zufrieden sind.

Als das Josefinum aufgelassen wurde, wäre es Pflicht der Militär-Administration gewesen, dafür zu sorgen, dass die jungen Aerzte nicht nur in Wien, sondern auch in Budapest erfahren, auf welche leichte Art und Weise sie Militärärzte werden können. Man hätte sie mit den Bedingnissen der Aufnahme, mit den Vor- und Nachteilen des militärärztlichen Standes bekannt machen sollen. An unserer Universität sind hierüber nicht einmal die im Reinen, die schon die höheren Jahrescurse besuchen.

Es ist daher notwendig, dass die Militärbehörde in Zukunft den jungen Aerzten eine Anleitung gebe, auf welche Art sie zur militärärztlichen Laufbahn gelangen können; die diesfälligen Schritte der jungen Aerzte sollten durch die Militärbehörde unterstützt, mit einem Worte: dieselben zu der fraglichen Laufbahn angezogen werden. Ausserdem betrachte ich aber als conditio sine qua non: Verbesserung des militärärztlichen Standes.

Berzeviczy: Im Laufe dieser Beratung wurde auch darauf hingewiesen, dass die geringe Zahl der Militärärzte so zu verstehen sei, dass diese Zahl nicht absolut genommen zu klein sei, sondern sie ist zu klein im Vergleiche zu den Sanitäts-Zuständen der Armee, und zwar deshalb, weil eben diese Zustände sehr schlecht sind. Herr Rat Csatáry hat speciell als Grund der misslichen Sanitäts-Zustände angegeben: dass die Soldaten schlecht verpflegt werden.

Ich erlaube mir an den Herrn Professor die Frage zu stellen: ob — insoweit er den Sanitäts-Zustand der Armee kennt, — auch noch andere Gründe vorhanden sind, welche den misslichen Zustand der Sanitäts-Verhältnisse der Armee verursachen.

Fodor: Ich teile die Ansicht, dass in den Militärärzten nicht nur ein absoluter, sondern auch ein relativer Mangel wahrzunehmen ist, insofern in unserer Armee verhältnissmässig zahlreiche Erkrankungen vorkommen. An dem ist ganz gewiss vor allem die mangelhafte Nahrung schuld, — anderseits aber auch anderweitige Sanitäts-Verhältnisse, so wie auch der Mangel an den gehörigen Vorkehrungen.

Allein ich nehme mir die Freiheit noch zu bemerken, dass die Militär-Administration nicht eben darum so besorgt ist, weil sie für den Friedensstand nicht genug Aerzte hat. sondern sie ist hauptsächlich darum besorgt, weil sie im Kriegsfalle nicht im Stande sein wird, die Armee mit der entsprechenden Anzahl von ausgebildeten Aerzten zu versehen.

Berzeviczy: Würden die zahlreichen Reserve-Militärärzte denn nicht entsprechen?

Rózsahegyi: Der Herr Kriegsminister hat die Erklärung abgegeben: dass im Falle einer Mobilisirung um 1200 Aerzte weniger zur Disposition stehen, als notwendig ist.

Balogh: Wenn im Falle einer Mobilisirung nicht genug Reserve-Aerzte vorhanden sind, so sehe ich den einen Grund hiefür darin, dass überhaupt solche von der Militärpflicht enthoben werden, die eben sehr gut Dienste leisten könnten.

Geht man bei der Rekrutirung gewissenhaft vor und reiht man alle ein, deren Gesundheitszustand dies gestattet, dann hat man nicht zu befürchten, dass Reserve-Aerzte nicht in gehöriger Anzahl vorhanden sein werden.

Allein das geschieht nicht. Man reiht Manche ein, die kränklich sind, andere gesündere nicht. Es müsste Sorge getragen werden, dass die Einreihung in gerechter Weise erfolge, ohne Rücksicht darauf, wessen Sohn der Betreffende und ob sein Vater ein einflussreicher Mann ist?

Wagner: Eine weitere Ursache, warum die jungen Aerzte von der Militär-Laufbahn sich abneigen, ist: dass die Freiwilligen mit allerlei Kleinigkeiten gequält werden, z. B. wenn sie ihre Aufgaben im Spital beendigt haben, müssen sie noch eine Stunde lang auf dem «Gange» müssig dastehen, bis der Oberarzt fortgeht.

Balogh: Auch drei Stunden lang.

Wagner: Jeden Tag Nachmittag 2 Uhr haben sie in die Kaserne hinauszugehen, zum Befehl: was sie für eine Kleidung (Uniform) zu tragen haben. Das macht ihnen die Militär-Laufbahn so antipathisch, dass sie lieber auf ein Dorf als zur Armee gehen.

Kovács: Ich glaube, die grössere Anzahl der Erkrankungen in der Armee im Vergleiche zu den Erkrankungen in den Armeen anderer Staaten ist mit dem Umstand verbunden, dass überhaupt im Publikum bei uns die Erkrankungen zahlreicher sind, als in andern Ländern. Es lässt sich aber nicht behaupten dass dieser Umstand die Militärärzte sehr in Anspruch nehmen würde. Nichtsdestoweniger ist es ganz gewiss, dass bei einer besseren Verpflegung auch die Sanitäts-Zustände besser, und die Soldaten stärker wären.

Würde man die Militärärzte nicht mit allerlei Formalitäten plagen: so haben dieselben bei der gegenwärtigen Einrichtung so wenig zu tun, dass man auch aus dem dermaligen Status die Hälfte entlassen könnte, müsste man nicht auch an andere Zeiten denken. (So ist es!)

Schulek: Dass die Zahl der Militärärzte abnimmt, hängt, meiner Ansicht nach, mit der Veränderung der ganzen ärztlichen Stellung zusammen. Die Verkehrsmittel sind leichter geworden: der an einem Ort kein Fortkommen findet, versucht es an einem anderen. Der aber in die Armee eintritt, hat, wenn er nicht weiter kommt, keine andere Wahl, als auszutreten.

Allein auch von wissenschaftlichem Standpunkte aus findet der Arzt bei der Armee kein genügendes Terrain. In Bezug auf Material hat die Medicin in neuerer Zeit eine grosse Ausdehnung erfahren; dies bestimmt die Civilärzte, dass sie sich vorzüglich mit einem speciellen Fache der medicinischen Wissenschaft beschäftigen; wobei es allerdings nicht in der Ordnung wäre, wenn sie die übrigen Fächer vernachlässigen würden. Nun muss sich aber der Militärarzt mit Allem beschäftigen, und kann sich zum Specialisten nicht ausbilden.

Dies ist also meiner Ansicht nach ein Hauptgrund; anderseits ist die Plackerei mit den Formalitäten eine sehr grosse. Und hier erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen: ob es nicht zweckmässig und mit dem Organismus der Armee vereinbar wäre, wenn die Aerzte, wenn sie schon mit den Officieren nicht gleich rangirt werden, gänzlich ausserhalb der Armee, des Regiments stehen würden, was die Deutschen «Ausregimentiren» nennen? (Widerspruch.) Ich halte entweder das eine oder das andere für notwendig.

Markusovszky: In dieser Richtung hat man sich mit der Frage damals beschäftigt, als das Josefinum aufgehoben wurde. Es ist gesagt worden: die Armee brauchte nicht so viel Aerzte, wenn diese nicht an die Regimenter gebunden wären, sondern ein besonderes militärärztliches Officiers-Corps bilden würden, die man dorthin schicken könnte, wo die Armee ihrer eben bedarf, und solche schicken sollte, deren man eben beda.f. Bei einer solchen Einrichtung könnte man mit der Zahl der Aerzte ökonomischer umgehen; anderseits den Aerzten Gelegenheit bieten, dass sie sich weiter ausbilden. Das «Ausregimentiren» wurde damals nicht angenommen, allein die in der Armee vorhin und auch später erfolgten Dispositionen weisen dahin, dass diese Institution in vielen Fällen für zweckmässig erachtet und auch befolgt wurde.

Janny: Dem Gesagten habe ich meinerseits nichts beizufügen; nur in Betreff der Gleichberechtigung, welcher Hr. Prof. Schulek erwähnte, erlaube ich mir die Bemerkung, dass auch ich nicht einzusehen vermag, warum man nicht die Militärärzte mit den combattanten Officieren gleichberechtigen könnte; wir wissen ja, dass die Auditore gleichberechtigt sind, und dass die Militärärzte in Folge des

Einflusses Radetzky's vor 1848 auch schon gleichberechtigt waren. Man hat ihnen das aber wieder entzogen.

Géber: Ich halte in Bezug auf das vom Ministerialrat Markusovszky Vorgebrachte es ebenfalls für einen Mangel, dass die Militärärzte für sich nicht einen besonderen Organismus, eine selbständige Körperschaft bilden, sondern zur Truppe eingeteilt sind und demnach in grossem Maasse vom Truppen-Commandanten, bezüglich vom Obersten abhängig gemacht sind.

Ich kenne Fälle, welche vom moralischen Standpunkt aus ärgerlich sind, z. B. dass der Oberst bei der Superarbitrirung dem Arzte Befehle erteilt, dies oder jenes zu tun; und dieser muss den Befehl vollziehen, da er ja vom Obersten abhängt. Das ist die Folge dessen, dass sie kein besonderes Corps bilden und nicht mittelbar ihrem Chef untergeordnet sind, wie die Auditore.

Trefort: Nachdem hier von formellen Beschlüssen keine Rede sein kann, glaube ich, dass wir auf den zweiten Fragepunkt übergehen können.

II. *Berzeviczy* (verliest den 2. Fragepunkt).

Balogh: Das höchste militärärztliche Stipendium ist 300 Gulden für solche, die noch den Lehrcurs besuchen; und 500 Gulden für jene, die denselben schon beendigt haben und im Rigorosen-Jahre sind.

Dass solche Stipendien überhaupt vorhanden sind, haben wir erst heuer erfahren; bis dahin hat man uns die Stipendien-Verlautbarungen gar nicht zugesandt, und haben die Betreffenden ihre Bittschriften bei der Platzbehörde oder bei dem Ministerium eingereicht.

Hier muss ich darauf reflectiren, was mein Freund Fodor sagte, dass nämlich die Oberärzte der Armee die jungen Leute davon abhalten, die militärärztliche Laufbahn zu betreten. Jene, die im Garnisonsspitale Nr. 17 sind, haben nicht nur Niemanden abgeraten, im Gegenteil eben diese waren es, die viele Andere aneiferten, ihre Gesuche einzureichen. Wenigstens habe ich die Sache von Herrn Tiroch so vernommen.

Dieser Tage war der Stabsarzt Krepelka bei mir, Arzt des Garnisonsspitals Nr. 16. Er brachte ein Verzeichniss, das 5—6 Concurrenten enthielt. Vom Garnisonsspital Nr. 17 ist die Zahl der Bittsteller ebenso gross; es sind daher im Ganzen 10—11, teils Studirende, teils rigorosirende Aerzte. Von diesen haben 3 auch bei uns (Universität) ein Stipendium. Einen von diesen haben wir unlängst entdeckt; aber auf die andern 2, und zwar auf Fialovszky und Olexy sind wir eben jetzt durch den Herrn Stabsarzt Krepelka aufmerksam gemacht worden.

Diese Alle sind ernannt worden, ohne dass dabei die Universität mitgewirkt hätte, die Facultäten befragt worden wären. Als sie das Stipendium erlangt hatten, standen sie unter gar keiner Aufsicht mehr.

Von unseren Stipendien gibt es mehr als 30, die 250—500 Gulden betragen; so das Kajdácsy'sche, das Kaiser-Franz-Stipendium, das Gold-Stipendium Ihrer Majestäten, die Staats-, Maria-Theresia- und Bésán-Stipendien. Bei diesen brauchen die Betreffenden bezüglich ihrer Zukunft sich nicht zu verpflichten; und es wird von denselben nur ein anständiger Lebenswandel und Fortschritt im Lernen verlangt, was ja auch ihr eigenes Interesse ist. Sie bekommen die Stipendien für den ganzen Lehrcurs und auch im Rigorosen-Jahre. Bei dem militärischen

300 Gulden-Stipendium dagegen ist es nicht genug, dass der Betreffende nur lerne, sondern er muss sich auch verpflichten, Jahre hindurch beim Militär zu dienen.

Wenn nun wir schon so viele grosse Stipendien haben, die mit einer geringeren Verpflichtung verbunden sind, so, dass wir hiefür arme, aber auch fleissig lernende Schüler kaum mehr bekommen, derart, dass wir gezwungen sind, einen Teil unserer Stipendien minder Guten zu verleihen: so ist es natürlich, dass unter solchen Verhältnissen ein gut Studirender sich nicht sobald um ein Stipendium von 300 Gulden bewerben wird, wobei er sich zu langjährigem Dienste verpflichten muss.

Wenn es daher die Intention des Herrn gemeinsamen Kriegsministers ist. durch Stipendien die Studirenden zur militärärztlichen Laufbahn anzuziehen, so müssen diese Stipendien jedenfalls grösser sein als die Civil-Stipendien, da ja doch an jene eine grössere Verpflichtung gebunden ist. Wenn aber die Stipendien grösser sein werden, dann ist es wünschenswert, dass man dieselben nur wahrhaft gut Studirenden verleihe und zwar auf Grundlage des Gutachtens der Universitäts-Facultäten. Diese Studirenden sollen unter ordentliche Aufsicht gestellt werden; man verlange von ihnen ein gutes Colloquium. Auch sollten sie das Stipendium nur auf Grund der Vidirung des Decanats erheben können.

Ich glaube, wenn man schon zum Lehrcurs ein jährliches Stipendium von 500 Gulden verleihen würde, dies auch die besseren Studirenden der militärärztlichen Laufbahn zuzuführen geeignet wäre.

Wenn man also durch höhere Stipendien die Lage der Militärärzte verbessert, so glaube ich, dass hierdurch dem obwaltenden Mangel abgeholfen werden könnte. Diesbezüglich sollte allerdings zuerst ein Probeversuch gemacht werden.

Géber: Ich erlaube mir in Bezug auf diese Frage die Acten der Klausenburger Universität vorzulegen.

Die medicinische Facultät dieser Universität hatte bis zum 2. Jänner l. J., — von welchem Tage die Stipendien-Ausschreibung des Ministeriums datirt, — gar keine Kenntniss von solchen Stipendien. Das muss umsomehr auffallen, da ja der Herr Minister in seinem Promemoria erwähnt, dass es 80 Stipendisten gibt, darunter 16 ungarische. Also im Monat Jänner kam die Verlautbarung, wonach der Concurrent 25 Jahre alt sein soll u. s. w. Er soll 8 Semester oder den ganzen Curs ausweisen.

Es werden Stipendien von 500 fl. in Aussicht gestellt; dann nach Beendigung des Curses ein Jahr zur Ablegung der Rigorosen. Hierauf haben sie 2 Monate im Spital zuzubringen um endlich den Rang eines Oberarztes zu erhalten.

Nun haben sich in Folge dieses Aufrufes 2 junge Leute gemeldet; der eine im 5. Lehrjahr, der andere als absolvirter Mediciner. Im Februar haben sie den Bescheid erhalten, dass sie nicht 500 fl., sondern 300 fl. bekommen, und diese auch nur dann, wenn sie schon so weit fortgeschritten sind, dass sie demnächst Doctoren werden. Diesem zufolge hat der Fünftjährige das Stipendium seit März erhoben; der Absolvirte sagte: er wolle lieber noch ein Rigorosum ablegen und dann auf die 500 fl. reflectiren. Darauf schritt er um die 500 fl. ein; bekam aber keinen Bescheid. Später machte er das 2-te Rigorosum, stand vor der Schlussprüfung und reflectirte auch nicht auf die 500 fl. mehr, weil er der Ansicht war, auch ohne dieselben sein Fortkommen zu finden.

Was den Fünftjährigen betrifft: so konnte sich derselbe Familien-Verhältnisse wegen heuer nicht einmal immatriculiren lassen; er ist auch factisch kein Hörer der Medicin, bezieht aber doch das Stipendium.

Vor meiner Abreise kam der Stabsarzt zu mir und erkundigte sich um den Fortschritt dieses Stipendisten. Erst jetzt erfuhr der Stabsarzt, das jener Stipendist gar nicht eingeschrieben ist.

Trefort: Ja, auf diese Art können die Stipendien von keinem Nutzen sein.

Géber: Ausser diesen haben sich noch 2 Concurrenten gemeldet, beide absolvirte Mediciner, die das erste Rigorosum zum Teil schon abgelegt hatten. Sie reichten ihre Gesuche im September ein: einen Bescheid haben sie bis heute nicht erhalten.

Auch das Marine-Departement hat bei uns einen Stipendisten-Concurs publicirt, zu welchem sich auch ein Bewerber meldete. Die Bedingniss war: dass er entweder im letzten Jahrgange des Lehrcurses sei, oder diesen schon absolvirt habe. Der betreffende absolvirte Mediciner schritt um das Stipendium ein. Man gab ihm zur Antwort — ganz im Gegensatze zur Concurs-Kundmachung —: er möge nach abgelegtem Doctorat neuerdings einschreiten, und dann wird man sehen, was mit ihm zu tun sei.

So steht es um die Militärstipendien in Klausenburg. Es ist sehr leicht, aus Allem dem die Folgerung zu ziehen.

Korányi: Es ist klar, dass das Kriegsministerium, sofern es mit seinen Stipendien den Zweck erreichen will, vor allem andern trachten muss, der Lauheit und Unordnung zu entsagen, mit welchen bisher bei Verleihung derselben vorgegangen wurde. Ich erlaube mir Einiges vorzutragen, das zwar in der Praxis die Prüfung nicht bestehen wird, zum mindesten aber zeigen kann, dass die Verwaltung dieser Stipendien auf eine vielfache und vielleicht sehr vorteilhafte Weise möglich ist.

Wir haben vor Allem bei der Bestimmung der Summe der Stipendien eine kleine Berechnung anzustellen.

Man will das Josefinum restituiren; die jährlichen Kosten desselben sind mit 200,000 Gulden präliminirt. Im Jahre 1869 hat das Josefinum 186,000 Gulden gekostet; seitdem haben sich die Verhältnisse so sehr geändert, das man wenigstens 30—40% dazu geben muss, wenn man das erreichen will, was man im Jahre 1869 erreicht hat.

Doch füge ich hinzu, dass der Lehr-Apparat, der damals genügte, heutzutage nicht mehr hinreicht; man muss also nicht den früher bestandenen noch teurer restituiren, sondern statt seiner einen solchen einführen, welcher auch unter den damaligen Verhältnissen kostspieliger gewesen wäre. Wenn wir dass investirte Capital sehr bescheiden mit 1 Million berechnen, so wird die Jahresausgabe mindestens 380,000 Gulden betragen.

Berechnet man nun, wie viel Zöglinge jährlich aus einem solchen Institut hervorgehen: so wird sich herausstellen, dass ein «fertiger Arzt» mindestens auf 6—7-tausend Gulden zu stehen kommt.

Ich bitte dies bezüglich der Stipendien zur Berechnungsbasis zu nehmen. Ich glaube aber nicht, dass wir diese ganze Summe in der Form von Stipendien verteilen sollten. In erster Linie ziehe ich aus den Ziffern nur den Schluss,

welchen mein geehrter Freund Balogh bezeichnet hat, nämlich: dass das Stipendium grösser sein möge. Gegenwärtig gibt man jährlich: während des Curses 300 Gulden, 500 Gulden für das Rigorosenjahr, das macht zusammen 2000 Gulden. Allein man könnte über diese Summen hinausgehen, falls dadurch der Zweck befördert wird.

Für wichtig erachte ich ferner — und hierin weiche ich von der Ansicht Baloghs ab —, dass in den Stipendien mehrere Abstufungen geschaffen werden.

Wenn der Zögling im ersten Jahr 200, im zweiten 300, im dritten 400, im vierten 500, im fünften und in dem Rigorosenjahr 600 Gulden bekommt: so sind das 2600 Gulden, also nicht viel mehr, als der jetzige Betrag. Dennoch glaube ich, dass es ein grosser Anreiz für den jungen Mann wäre, die vorteilhaftere Stipendien-Classe zu erreichen. Umsonst! der Appetit kommt eben während des Essens. Eine solche Einteilung hätte auch einen gewissen praktischen Nutzen.

Ich würde sogar noch mehr anzuempfehlen mir erlauben. Berechnet das Ministerium die Sache so, dass ihm ein «fertiger Arzt» nur auf 6000 Gulden zu stehen kommt, an Stipendien aber für einen Arzt im Ganzen 2000 oder 2600 Gulden ausgibt: so erspart es immerhin noch bei einen Arzt 3500—4000 Gulden.

Verwendet man nun diese ersparte Summe derart, dass man dem Arzt, wenn er seine 10 Jahre abgedient hat, unter irgend einen Titel 1000—1500 Gulden zukommen liesse: so läge darin wieder ein Motiv, welches den Arzt zur Ausdauer anspornen würde.

Wenn man ferner den noch erübrigten Betrag demjenigen bewilligte, der schon 20 Jahre abgedient hat: so könnte hiedurch ein fortwährendes Emolument geschaffen werden, ohne dass die Sache mehr kosten würde, als die Ausbildung im Josefinum. Auf solche Art wäre der Arzt viel enger an die Militär-Laufbahn gebunden, als der durch die Wiederherstellung des Josefinums zu gewinnende «fertige Arzt»; denn dieser, sofern er ein tüchtiger Mann ist, wird in vielen Fällen dahin trachten, von seiner ungünstigen Lage je eher befreit zu werden, um seine Kenntnisse im civil-ärztlichen Stand zu verwerten.

Allein auch meinerseits erachte ich für notwendig, den Staat möglichst gegen solche Fälle zu sichern, über welche der Minister eben jezt Klage führt: dass die Mediciner das Stipendium zwar erheben, aber nichts lernen, die Schule verlassen und keine Militärärzte werden.

Als Correctiv dagegen müsste man mit solchen Stipendisten nicht nur Colloquien, sondern auch strengere Prüfungen halten, ja, gleichwie der Staat die ärztlichen Stipendien auf Grundlage der Staatsprüfungen erteilt: so müsste bei der Verleihung von militär-ärztlichen Stipendien das gleiche System befolgt werden.

Die Abhaltung solcher Prüfungen verstosst nicht gegen unser System. Derjenige, welcher für die Studirenden ein Emolument stiftet, hat auch das Bestimmungsrecht dazu. Es ist Nebensache, wie man dann die Prüfungen einrichtet und abhält. Ich bin überzeugt, dass die Lehrkörper ihrerseits dazu sehr bereitwillig beitragen würden.

Mit den später ins Institut eintretenden Medicin - Zöglingen, oder mit jenen, die nach beendigtem Lehrcurs Militärärzte werden, könnte man so verfahren, dass diese aus dem Grunde, weil der Staat zu ihrer Ausbildung keine Kosten verausgabte, zur Zeit ihres Eintrittes eines gewissen bedeutenderen Emolumentes

teilhaftig würden. Auch auf diese Art würde sich die militärärztliche Laufbahn anziehender gestalten.

Kovács: Mit dem Calcul, welchen mein geehrter Freund dargelegt hat, bin auch ich einverstanden. Auch ich bin der Meinung, das mindestens 300,000 Gulden erforderlich sind, um jährlich 50 Aerzte stellen zu können; und dass ein Arzt auf 6000 Gulden zu stehen kommt.

Allein das System der Stipendien erachte ich nicht für vom Grunde aus anwendbar. Dem könnte ich aber schon gar nicht beipflichten, dass sich der Zögling im ersten Jahr für 200, im zweiten für 300 Gulden u. s. w. »verdinge.« Hat der Studirende nicht genug Geldmittel um leben zu können, so muss er noch etwas anderes tun und leisten, um sich das zu erwerben, was er braucht. Aber aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass diese Nebenbeschäftigung nie dazu diente, um darin mehr leisten zu können, als in meinem Berufe lag; im Gegenteil, sie hat mich vom Studium abgezogen. Von 200 Gulden kann jener junge Mann in Budapest nicht leben und ist gezwungen in einer Advocaturskanzlei oder anderswo sich nach Erwerb umzusehen.

Verleiht man schon Stipendien, so glaube ich, wäre es am zweckmässigsten so zu verfahren, wie es mein geehrter Freund Balogh sagte, dass nämlich der Zögling jährlich 500 Gulden bekomme, während der Zeit der Rigorosen aber 600—700 Gulden.

Principiell halte ich das Stipendiensystem in gar keiner seiner Modalitäten für zweckmässig; ich würde vielmehr das Convict-System anempfehlen.

Dass jemand nach einer Dienstzeit von 10—15 Jahren 1000—1500 Gulden bekommt, ist meiner Ansicht nach eben nicht so anreizend für den Medicin-Studirenden, da dies sehr in die Ferne gerückt ist, so zwar, dass auf ein Jahr etwa 100 Gulden kommen.

Korányi: Bei dem Stipendien-System — abgesehen davon, dass ich dasselbe für vorteilhaft erachte — berücksichtigte ich auch den Umstand, dass dieses System schon besteht, wir also nichts Neues in Antrag bringen. Allein ich berücksichtigte auch das Interesse des Staates; da ja diejenigen, welchen im ersten Jahr ein Stipendium verliehen wird, nicht alle Militärärzte werden, und so der Staat eines Teils der Stipendien verlustig wird.

Was das anbelangt, dass 200 Gulden nicht genug sind, um leben zu können, so muss man nicht vergessen, dass die Medicin-Studirenden nicht nur deshalb die ärztliche Laufbahn betreten, um das Stipendium zu bekommen; denn auch ohne dasselbe müssten sie sich erhalten. Es ist also für sie ein Vorteil, wenn sie die 200 Gulden bekommen.

Rózsahegyi: Ich wäre der Ansicht, dass man mit dem Stipendien-System in der eben besprochenen, modificirten Art und Weise demnächst beginnen sollte, da mit demselben die Heranbildung von Militärärzten in weitem Umfange bewirkt werden könnte. Den Vorteil dieses Systems erblicke ich auch darin, weil, nachdem an mehreren Orten Gelegenheit geboten wird, damit sich die Zöglinge der militärärztlichen Laufbahn zuwenden, auch mehr dieselbe betreten werden.

In Betreff der Modalität glaube ich betonen zu müssen, dass der Hörer der Medicin nicht am Ende des Lehrcurses, sondern je früher, womöglich am Anfang desselben, in den Genuss des Stipendiums trete. Denn je weiter der Zögling von

der Beendigung des Lehrcurses steht, desto mehr ist zu hoffen, dass er sich der militärischen Laufbahn widmen wird, weil um diese Zeit die Vorteile des civilärztlichen Standes ihm noch nicht so klar in die Augen springen.

Ziehen wir die Gesammtkosten in Betracht, mit welchen das Stipendial-System in der vorgebrachten verbesserten Weise verbunden sind: so ist im Vergleiche dessen jetzige Form auch aus dem Grunde unvollständig, weil ja eben für die speciell militärärztliche und die allgemeine militärische Ausbildung nicht Sorge getragen ist. Wäre das letztere aber der Fall, so würde dies hinwieder die Erhöhung der Kosten des Systems nach sich ziehen.

Ich teile also die Ansichten, welche bezüglich der Modificirung vorgebracht wurden, auch meinerseits; allein ich befürchte, dass die Stipendien auf die Zöglinge keine grosse Anziehungskraft ausüben werden, für den Fall, als man mit kleinen Beträgen beginnen sollte. Auch in Klausenburg bestehen dieselben Verhältnisse wie an der Budapester Universität: die Anzahl der Stipendien ist eine sehr grosse; die Zahl der höheren Stipendien vielleicht verhältnissmässig noch eine grössere. Allein, was gegenwärtig bei Verleihung der Stipendien geschieht, das heisst das System geradezu «ad absurdum» führen.

Trefort: Das ist eigentlich eine Frage untergeordneter Natur; diesbezüglich haben sich die Herren alle dahin geäussert, dass das gegenwärtige System schlecht sei, nicht zum Ziele führe und eine ganz andere Handhabung desselben eingeführt werden muss. Ich glaube, wir können auf den dritten Punkt übergehen.

III. (Der 3. Punkt wird verlesen.)

Balogh: Auch ich halte das Convict-System für besser als jenes der Stipendien. Im Convict würden die Zöglinge zusammenleben, sich an eine Disciplin gewöhnen, das Militär-Reglement und die Uebungen erlernen und in ihrem Fortschritt controlirt werden. Das wäre allerdings etwas Vollkommeneres als das Stipendial-System, würde aber auch bedeutend mehr kosten. Ein solches Institut ist das Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, wo die Zöglinge beisammen wohnen und zugleich an der Berliner Universität berechtigte Hörer sind. In dieser Anstalt sind 200—250 Zöglinge; ausserdem sind auch noch in der Kriegsakademie Zöglinge, die nicht beisammen wohnen, sondern ein gewisses Quartiergeld bekommen und unter Aufsicht gestellt sind. Sämmtliche diese Zöglinge sind unter den Hörern der Berliner Universität jährlich speciell ausgewiesen; sie figuriren nicht als «Universitätshörer,» sondern als solche, die berechtigt sind, die Vorlesungen an der Universität zu frequentiren.

Csatáry: Geehrte Versammlung! Ich halte das Convict-System für nicht notwendig; — alle jene Ziele, welche wir durch dasselbe anstreben wollen, können wir auch ohne dasselbe erreichen. Ich anerkenne, dass die Militärärzte ausser den bei den Civilärzten erforderlichen Eigenschaften noch gewisse andere besitzen müssen, die sie sich erst speciell zu erwerben haben, namentlich in der Gymnastik, im Reiten, Fechten, Schiessen u. s. w., ferner dass sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, — ja es mag noch andere Eigenschaften geben, die erforderlich sind. Aber ich sehe nicht ein, warum der Militärärzt in einem Convict leben soll, — besonders mit Rücksicht auf die freie Entwickelung der Wissenschaft.

Ich halte bei dem Militärarzt mehr auf den wissenschaftlichen, als auf den

sogenannten militärischen Geist, der in nichts Anderem besteht, als in dem Gefühl und Bewusstsein der Pflicht, und im entsprechenden Mute. Aber Alles das braucht man im bürgerlichen Leben ebenso gut als beim Militär; das lässt sich nicht in Convicten erlernen, sondern durch ein gesetzmässiges, gutes Erziehungssystem aneignen.

Das Convict-System hat aber, im Vergleich zum Stipendial-System, noch einen weiteren Nachteil: jenes kann nie so leicht erweitert und die Erweiterung dem Bedarf entsprechend angewendet werden als das Stipendial-System.

Aber auch das Ersparungsmoment ist nicht ausser Acht zu lassen. Es ist gewiss, dass wir bei dem Convict-System auch ohne Grund sehr viel ausgeben würden. Und ich frage: werden wir nicht vielleicht etwas anderes erreichen als wir eben angestrebt haben? Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, dass die in Convicten erzogenen jungen Leute ihr ganzes Leben lang gewisse Eigentümlichkeiten behalten, welche in der Gesellschaft sehr oft zu Unannehmlichkeiten Anlass geben. Auch — wie ich schon bemerkt habe — halte ich es vom Standpunkt der Fortbildung der Wissenschaft nicht für angemessen, dass jemand dort (im Convict) eingeschlossen und einer derartigen Disciplinar-Ordnung unterworfen werde, die für ihn später von keinem Nutzen ist.

Nachdem man also jene Ziele, die wir vor Augen haben, auch ohne Convict erreichen kann, und die Errichtung unnötigerweise ein Mehrerforderniss an Kosten erheischt: bin ich meinerseits nicht für die Errichtung desselben, sondern empfehle die Verbesserung des Stipendial-Systems in der Weise und dem Maasse, wie dies Herr Professor Korányi in Antrag gebracht hat.

Korányi: Was die Convicte anbelangt, so teile ich die Ansicht meines Freundes Balogh; glaube aber, dass wenigstens im Anfange die beiden Modalitäten nebeneinander bestehen können; denn es ist fraglich, ob wir bei Errichtung des Convictes sofort so viele Zöglinge bekommen, als erforderlich sind, und ob es nicht zweckmässig wäre, das Stipendial-System beizubehalten insolange bis die Frequenz der Convicte gesichert ist.

Markusovszky: Persönlich kenne ich die angeführten preussischen Verhältnisse nicht; aber aus dem Programm sehe ich, dass in dem Friedrich-Wilhelms-Institut die Zöglinge Quartier, Licht und Heizung bekommen; nur von der Verpflegung ist keine Rede. Ueberdies erhalten sie vom Institut 30 Mark; doch haben sich die Väter oder Vormünder zu verpflichten, während der ganzen Zeit monatlich ebenfalls 30 Mark zu geben. Diejenigen, welche in dieses Institut nicht aufgenommen werden, sondern in die königl. medicinisch-chirurgische Akademie, wohnen draussen in der Stadt und erhalten von Seite der Akademie auf ein Jahr 180 Mark Quartiergeld; allein auch hier besteht die Pflicht für die Väter oder Vormünder, monatlich 75 Mark beizusteuern.

Den Betrag für die Vorlesungen und die Rigorosen zahlt der Staat für die Zöglinge: letztere erhalten auch Unterricht in solchen Fächern, welche speciell die militärischen Uebungen betreffen; so z. B., wie ich privatim erfahren habe, auch Unterricht in der feldärztlichen Chirurgie.

Was die Frage anbelangt, dass der Militärarzt auch in Ansehung des Betragens und anderer sittlichen Eigenschaften, seiner Stellung und seinem Berufe gehörig entspreche: so will man das in Deutschland, wie es scheint, durch das

Dienstreglement erreichen. Demzufolge hat der einjährig freiwillige Mediciner wenigstens ein halbes Jahr als Combattant zu dienen, sofern er in das Sanitäts-Corps aufgenommen werden will; ansonst dient er das ganze Jahr in Waffen ab.

War seine Conduite eine solche, die ihn in jeder Hinsicht dazu befähigt, in der Zukunft Militär- (Officiers-) Arzt werden zu können, so erhält er diesfalls vom betreffenden Commandanten ein Zeugniss. Hat er dann die Rigorosen abgelegt und will befördert werden: so geschieht dies im Wege der Wahl, die mit Genehmigung des Armee-Corps-Commandanten, in einer vom betreffenden Oberarzt einberufenen Sitzung vollzogen wird, und in welcher alle in jenem Corps im Officiersrang stehenden Aerzte (die Abwesenden schriftlich) darüber abstimmen, ob sie den Empfohlenen für würdig halten, unter sie aufgenommen zu werden.

Will der Betreffende endlich Oberstabsarzt werden, so wird er einer besonderen schriftlichen und mündlichen Prüfung unterzogen aus jenen Gegenständen, in welchen derselbe kraft seiner Stellung bewandert sein muss, wie in der Administration, in der feldärztlichen Chirurgie, in der Hygiene, der Militär-Statistik u. s. w.

Kovács: Bei diesem Punkte und in dieser Frage stimme ich meinem Freunde Balogh bei.

Meine Erfahrung ist in dieser Beziehung keine so glückliche, wie die meines Freundes Csatáry. Er hat die Erfahrung gemacht, dass unsere Hörer der Medicin mit dem, was man von der häuslichen Erziehung erwartet, reichlich versehen sind. Meine Erfahrung ist der seinigen diametral entgegengesetzt; ich habe nämlich erfahren, dass jene Hörer an den häuslichen Erziehungsresultaten, welche bei einem guten Arzt erforderlich sind, «bis zum Verzweifeln» Mangel leiden. Und, nachdem meine Erfahrung eine solche ist, so würde ich auch dann, wenn man auch in ganz Europa zu dem Schlusse käme, dass das Convivium (Convict) nicht notwendig sei, behaupten, dass wir desselben noch 50 Jahre lang bedürfen, damit wir damit das ersetzen, was wir bis dahin, im Wege der Erziehung, unserer Jugend nicht beibringen konnten. Ob dann ein solches Convivium nur aus Quartier und Licht oder auch noch aus etwas anderem bestehe, ist eine Frage, mit der man warten kann, bis das Convivium selbst errichtet ist.

Allein der Ansicht bin ich nicht, dass ein solcher Convict nur in Pest sein könne; im Gegenteil, ich sage: ein solcher sollte an beiden Universitäten errichtet werden. In Klausenburg, indem man das Garnisons-Commando dahin verlegt; auch in Budapest, und bekommen wir eine dritte Universität, so auch an dieser.

Man sagt aber: das viele Geld! — Wohnen müssen sie ja, wenn man ihnen auch ein Quartiergeld gibt: wohnen sie aber beisammen, so kommt das billiger zu stehen.

Was man aber den Zöglingen an Disciplin beibringen kann, — das lohnt sehr die Bestellung eines Aufsehers.

Wenn ich annehme, dass das Kriegsministerium alles zusammengenommen, und auch die Rigorosen-Jahre eingerechnet, jährlich die Ausbildung von 50 Aerzten contemplirt, zusammen also 300 — so könnten wir, nach unserer 40% Quote, bei der Armee 120 auf den Stand der Länder der ung. Krone setzen. Ich sehe daher nicht ein (indem man nach dem Verhältniss der sich Meldenden für Pest 80, für Klausenburg 40 annimmt und wenn inzwischen auch eine dritte Universität zu Stande kommt, auch für diese die entsprechende Zahl): — wo das Kosten-Mehr-

erforderniss wäre, — welches sich überdies durch das auf diese Art erzielbare Resultat reichlich lohnen würde.

Wagner: Auch ich pflichte dem Convict-System bei, und zwar aus zwei Gründen. Erstens darum, weil man die alte Akademie wieder herstellen will. Was war denn aber diese Akademie? Nichts anderes, als ein Convict mit einem besonderen Lehrkörper, welcher nichts anderes lehrte, als die militärische Ordre. Dass man eine solche nicht nötig hat, steht ausser allem Zweifel.

Die Tatsachen sprechen übrigens für das Institut eines ordentlich organisirten Convicts. In Preussen ist der Convict gut gelungen; dort gibt es tüchtige Militärärzte in gehöriger Anzahl.

Allein die Sache hat eine sehr schwierige Seite, auf die Prof. Kovács hingedeutet hat. Ich gehe noch weiter und sage: in Oesterreich würden alle Universitäten dasselbe verlangen. Da würden wir uns also auch den Nationalitäts-Fragen gegenüber befinden, was zu grossen Verwirrungen Anlass gäbe.

Ich glaube daher, man könnte auch hier vorläufig den Dualismus aussprechen, wonach es also zwei solche Convicte gäbe: einen in Oesterreich, einen in Ungarn. Dadurch wäre die erwähnte Complication behoben.

Rózsahegyi: Die medicinische Facultät der Klausenburger Universität ist H. Prof. Kovács zu Dank verpflichtet für die warmen Worte, die er im Interesse derselben gesprochen, dass nämlich in Bezug auf die Ausbildung der Militärärzte auch die Klausenburger Universität participire, sofern das Convict-System eingeführt werden sollte. Wollte man Klausenburg nicht berücksichtigen, so würde man sich der Gefahr aussetzen, dass die dortige Universität auch noch im Verhältnisse ihrer jetzigen Frequenz verlieren würde. Die Institute der Klausenburger Universität sind in einem Zustande, wie die Budapester waren vor den Neubauten; der Lehrstoff ist in erforderlichem Maasse vorhanden; überdies ist dort ein Militär-Spital, bezüglich dessen die medicinische Facultät ein Anliegen hat, welchem man bei dieser Gelegenheit vielleicht gerecht werden könnte. Es besteht darin, dass das jetzt nur mit dem Rang eines Truppenspitals bekleidete Spital zu dem Rang eines Garnisons-Spitals erhoben werde. Bei den Truppenspitälern gibt es nämlich keine Garnisons-Apotheken, demzufolge der einjährige Freiwilligen-Dienst für die Hörer der Pharmacopie in Klausenburg unmöglich ist. Unsere Facultät hat dieserwegen mehr als die Hälfte der zweitjährigen Hörer der Pharmacopie eingebüsst.

Errichtet man den Convict nur in Wien: so zieht man dadurch die Hörer von den ungarischen Universitäten noch mehr ab, als gegenwärtig. Nach den letzten Ausweisen beträgt die Zahl der ungarischen Jünglinge, die an österr. Universitäten, besonders in Wien die medicinischen Fächer studiren, beiläufig 600. Seitdem sind 2 Jahre verflossen; und diese Ziffer kann jetzt auf 800 gestellt werden.

Unter den Convict-Systemen ist das preussische, welches ich zu studiren Gelegenheit hatte, in seiner Art das vollkommenste. Die im strengeren Sinne militärärztlichen Studien sind hier, neben der Heeresorganisation und dem Sanitätsdienst, eigentlich auf die Chirurgie reducirt. Diese wird im Convict gelehrt; und ich bin überzeugt, dass, sollte man bei uns den Convict einführen, der Kriegsminister beiläufig jene Principien anwenden würde, nach welchen derselbe seiner Zeit den militärärztlichen Curs organisirt hat, jenen Curs, den man wegen Mangels an Theilnehmern auflassen musste. Allein in diesem Curs hat man viel mehr auf-

genommen, als was im strengen Sinne militärische Wissenschaft genannt werden kann, als in dem Berliner Institut, so namentlich die Therapie, die Hygiene, die gerichtliche Medicin u. s. w. Wird nun in Ungarn der Convict errichtet, und alle diese Gegenstände nicht im Institute selbst in deutscher Sprache, sondern an der Universität vorgetragen, bei dem Militär hingegen nur das, was sich streng genommen auf die Dienstverhältnisse der gemeinsamen Armee bezieht: so könnte hieraus auch der ärztliche Stand der Honvédschaft Nutzen ziehen. Ein jeder dieser Gegenstände hat mit der Wissenschaft, der angewandten medicinischen Wissenschaft denselben Rang; die militärische Sanitätslehre ist ebenso eine Fach-Wissenschaft, wie die bürgerliche Gesundheitslehre; — es könnte daher von Seite der Universität kein Einwand gemacht werden, dass diese als specielle Fächer an der Universität vorzutragen sind. (Zustimmung.)

Einen grossen Vorteil des Convict-Systems erblicke ich auch darin, dass die Universitäten den militärärztlichen Zöglingen allgemeine, praktisch-medicinische Approbationen erteilen können. Ich würde aber für notwendig erachten, dass hierauf die Betreffenden auch die militärärztliche Prüfung ablegen.

Berzeviczy: Nach der frühern und der jetzigen Aeusserung des g. Herrn Professors bin ich nur darüber nicht im Klaren, ob er unbedigt dem Convictsystem einen Vorrang vor dem Stipendial-System zuschreibt, und ob er nicht dafür hält, von der Ausbildung des letzteren ganz abzusehen.

Rózsahegyi: Im Vergleiche mit dem Convictsystem erlaube ich mir das aufrecht zu erhalten, was ich bezüglich des modificirten Stipendialsystems vorhin gesagt habe. Ich halte es für vorteilhafter, weil es eine natürliche Entwicklung des jetzigen Systems wäre, wenn man überhaupt die heutige Manipulation der Stipendien ein System nennen kann. Andererseits — und ich glaube die geehrte Versammlung wird das nicht übel aufnehmen — lässt sich auch im Interesse der Klausenburger Universität, bei Aufrechthaltung der Stipendien mehr erwarten, als von der Einführung des Convictsystems.

Herr Professor Wagner hat darauf hingewiesen, dass man wahrscheinlich auch in Oesterreich mehrere Convicte verlangen wird; und auch seiner Ansicht nach wäre es eine gerechte Sache, wenn Ungarn für sich mehr als einen Convict verlangte.

Wenn der österreichische Cultusminister derart vorgehen wird, dass er jede medicinische Facultät befragt: so bin ich zum Mindesten bezüglich zweier Facultäten überzeugt, dass sie sich einen Convict vindiciren werden: und zwar die Grazer und Prager. Oesterreich hat 6 Facultäten: 4 deutsche, 1 polnische und 1 böhmische. Die böhmische, die Prager steht in Ansehung ihrer Ausrüstung auf einer sehr hohen Stufe; steht aber, was die Zahl der Hörer anbelangt, sehr unter dem Mittel, denn sie zählt nur 160 Zuhörer. Ganz gewiss wird auch diese Facultät die Gelegenheit ergreifen, ihre Frequenz durch die Errichtung eines Convicts zu steigern.

Wagner: Der g. Herr Professor hat mich missverstanden, als er sagte, dass ich auch der Ansicht bin, wonach es gerechtfertigt wäre, in Oesterreich und bei uns Convicte in's Leben zu rufen. Im Gegenteil: ich habe gesagt, dass, sobald man die Institution ausdehnt, sie unmöglich wird; denn sowohl an den 6 österreichischen und an unsern 2 Universitäten überall Convicte zu errichten, würde eine

grosse Summe erfordern; damit wäre aber auch das Convictsystem selbst vernichtet.

Géber: Herr Csatáry hat bemerkt, dass man es nicht bestimmt behaupten könne, ob zur Entwickelung des militärischen Geistes die Institution der Convicte von Vorteil wäre; ja, er hat gewisse Bedingnisse angeführt, welche dies nicht sehr wahrscheinlich machen. Diese Bedingnisse machen es auch nicht wahrscheinlich, als ob dadurch die wissenschaftliche Entwicklung des Betreffenden Schaden erleiden würde, aus dem Grunde, dass sie beisammen leben. Herr Csatáry hat dabei übersehen, dass die Betreffenden ja eigentlich an der Universität ausgebildet werden, und im Convicte nur correpetiren und unter Disciplin gehalten sind. Daraus kann für ihre geistige Entwicklung kein Nachteil entstehen. Ich glaube, ein derartiges Convictleben würde die Garantie bieten, dass die geistigen Fähigkeiten der Lernenden, die zwar sehr verschieden sein können, eben in Folge der Disciplin womöglich gleichmässig und nach einem Gusse sich ausbilden.

Trefort: Diese Fraga ist nun von allen Seiten genügend erörtert worden, gehen wir auf die vierte über.

IV. *Berzeviczy* (verliest den 4-ten Punkt).

Balogh: Wie ich schon früher bemerkt habe, halte ich meinerseits die Wiederherstellung des Josefinums für nicht wünschenswert, besonders darum nicht, weil in demselbem die praktische Ausbildung der Aerzte nicht genügend sein könnte. Namentlich müsste die spitalärztliche Ausbildung ausserordentlich mangelhaft sein; denn, nehmen wir z. B. die Klinik für interne Krankheiten, so sind in den Militärspitälern die Kranken in der Regel kräftige junge Leute, die meistens an Entzündungen, seltener an ansteckenden Krankheiten leiden; während Krankheiten chronischen Verlaufes nicht vorkommen.

Hier würden daher die Zöglinge einseitig ausgebildet werden, und es stünde ihnen kein Material zur Disposition, wodurch sie in der gesammten medicinischen Wissenschaft eine Uebersicht bekommen könnten. Was aber die Hauptsache ist: die chirurgische Ausbildung wäre eine sehr mangelhafte. Denn bestehen denn in Friedenszeit bei der Armee die chirurgischen Affectionen? Es sind zumeist Aufreibungen an den Füssen, Geschwüre, Abscesse u. s. w.

Markusovszky: Ueber alle diese Mängel könnte man nur dann sprechen, wenn man in die Militärspitäler nur Soldaten allein aufnehmen würde.

Balogh: Es würden überhaupt die Zöglinge nicht jene Ausbildung erhalten, welche sie in Hinsicht der Behandlung der Wunden notwendig haben.

Ebenso steht es mit der Oculistik. Die oculistischen Abteilungen der Militärspitäler sind voll mit Catarrhalis conjunctivitis und Trachomen. Was aber die Geburtshilfe betrifft: so verlangt es ja das gemeinsame Kriegsministerium selbst, dass dieselbe von den Zöglingen an der Universität erlernt werde.

Bei einer so mangelhaften Ausbildung können die Betreffenden wohl nicht verlangen, dass ein dem Josefinum entstammender Arzt ein gleiches Recht zur Praxis erlange, wie die Medicinæ-Doctoren unserer Universitäten, von welchen unstreitig eine viel grössere Bildung verlangt wird, als der Lehrcurs und die Rigorosen-Ordnung der beabsichtigten Josefinischen Akademie voraussetzt. In der beabsichtigten militärärztlichen Akademie würde man die Zöglinge nach einer

gewissen Chablone, unter Anwendung einer gewissen Dressur bilden, welche Zöglinge allerdings dieser entsprechend, wie es das Reglement vorschreibt, auch zu arbeiten verstünden, aber darüber hinaus über nichts orientirt wären, namentlich auch der Eigenschaften eines selbständigen Wirkens, der weitern Entwicklung und des Fortschrittes entbehren würden.

Wir wissen, das das Universitätsystem auf der Basis der Lernfreiheit beruht, und dieses System hat sich, nach unsern Erfahrungen, ganz gut bewährt. Heutzutage gibt es schon eine grössere Anzahl hervorragender praktischer Aerzte und Operateure, als früher; und diese entwickeln auch auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung und Literatur eine grosse und lebhafte Tätigkeit, was entschieden für die Güte des neuen Systems spricht. Allerdings hatte auch das alte System seine einzelnen tüchtigen Kräfte aufzuweisen; allein die gute Ausbildung war früher nicht so allgemein und so verbreitet, als heute.

Nachdem man aber das wieder herzustellen beabsichtigte Josefinum auf der Basis des alten Systems, mit Beseitigung der Lernfreiheit, errichten will: so muss ich mich im Interesse des medicinischen Studiums entschieden gegen die Restituirung des Josefinums erklären.

Géber: Auch ich bin der Ansicht des g. Herrn Prof. Balogh. Ich erlaube mir zu dem Gesagten nur noch hinzuzufügen, dass eigentlich nirgends in der Welt ein Josefinum besteht, nirgends ein Institut, wie man ein solches unter diesem Namen bei uns wieder von Neuem errichten will. Das beweist aber, dass man auch nirgends eines solchen Institutes bedarf, nur bei uns; — dass mithin die Ausbildung unserer Militärärzte sehr viel zu wünschen übrig lässt.

Bei einer solchen Sachlage braucht man auch nicht weiter zu erörtern, warum die Errichtung des Josefinums nicht wünschenswert ist.

Allein dieser Tage war in den Journalen eine Erklärung zu lesen, welche, indem sie sich auf die erzielten Resultate beruft, die Errichtung des Josefinums sozusagen kategorisch verlangt.

Ich war in den 60 ger Jahren in Wien und kann daher sagen, dass die in der fraglichen Erklärung enthaltenen Daten nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Es wird dort erwähnt, wie viele tüchtige Männer das alte Josefinum der Wissenschaft und Praxis gegeben habe. In dieser Beziehung enthält jene Erklärung viel Irrtümliches.

So z. B. steht es nicht, dass der Universitäts Professor der Anatomie in Wien aus dem Josefinum hervorgegangen sei; — ja, er war im Josefinum, — allein, in so lange dieses Institut bestand, hatte die Welt keine Kenntniss von Weichselbaumer; denn erst nach der Auflassung der Akademie wurde er Assistent und hatte sich derselbe auf seinen heutigen Posten erhoben. Aber auch das dort noch weiter Angeführte entspricht nicht der historischen Wahrheit.

Korányi: Meiner Ansicht nach hat diese vierte Frage zwei Seiten. Die eine ist: ob es denn wünschenswert sei, eine solche militärische Akademie zu errichten; — die andere: dass man dieses Josefinum in Wien zu errichten beabsichtigt, — womit wir also auch der Frage begegnen: ob es wünschenswert sei, eine solche militärische Akademie in Wien zu errichten?

Was nun das Josefinum als militärische Akademie betrifft, so muss man nicht vergessen, dass das Kriegsministerium in derselben eine solche Facultät

plant, in welcher — wie dies mein g. Freund Balogh erörtert hat — eine Lernfreiheit nicht, wohl aber eine Lern- und Lehrpflicht besteht.

Statt der Lehrfreiheit wünscht das hohe Kriegsministerium in das neu zu errichtende Josefinum ein bestimmtes Lehrsystem einzuführen, ohne Zweifel mit besonderer Rücksicht auf die militärärztliche Erziehung, mit Semestral- und Jahresprüfungen, die schon notwendigerweise die bestimmten Compendien-Bücher voraussetzen.

Es ist nicht zu leugnen, dass man auf solche Art den Zöglingen zu einem gewissen Grad der Vorbereitung am leichtesten verhelfen kann, in deren Grenzen dieselben bald bewandert werden und sich mit Sicherheit bewegen können. Das mag für die täglichen Bedürfnisse des militärärztlichen Wirkens sehr vorteilhaft sein; allein es ist auch gewiss, dass die unausweichliche Folge dieses Systems der Formalismus sein wird und in Folge dieses weiterhin der Dogmatismus.

Wenn man nun berücksichtigt, was schon vor mir mein g. Freund Balogh über die beschränktere Beschaffenheit des Materials der Militärspitäler gesagt hat, — so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass solche Verhältnisse für die Ausbildung von wissenschaftlichen Aerzten mit weiterem Horizont eben nicht günstig sind.

Wenn trotzdem aus dem Josefinum Gelehrte und tüchtige Aerzte hervorgegangen sind: so widerlegt das noch nicht meine Ansicht. Aus Universitäten, die in einer viel ungünstigeren Lage waren, wie z. B. vor 1848 auch die Wiener Universität, sind grosse Männer hervorgegangen, wie Skoda und Rokitansky; — allein das beweist nicht die Güte des Systems, denn jene Männer sind hervorgegangen trotz des Sytems und nicht durch das System. (Zustimmung). Auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass auch die Armee die nachteiligen Folgen davon bald verspüren wird. Den Erfolg und die Wirkung der josefinischen Erziehung hat man — trotz der unstreitig tüchtigen Lehrkräfte — auch früher immer wahrgenommen und gefühlt. Auch — und das weiss ich von Fachmännern, die selbst im josefinischen Verbande lebten — teilte sich immer die Anzahl der Zöglinge in einerseits mit ihren geistigen und materiellen Verhältnissen Zufriedene eines beschränkteren Horizonts, — anderseits in solche, die wissenschaftlichen Eifer besassen und mit ihrem Schicksal unzufrieden waren. Auch hier, wie überall, kommen natürlich Ausnahmen vor. Dass sich die Zahl der Unzufriedenen unter den heutigen Verhältnissen nur noch vermehrt, kann schon aus meinen früheren Erörterungen gezogen werden.

In dem Maasse nun, in welchem die derart erzogenen Aerzte, — indem sie die militärärztliche Laufbahn verlassen, — sich unter die Civilärzte mengen, beginnt nun und wächst die schädliche Reaction auf das Wirken aller Aerzte; denn ein jeder, der für die Verhältnisse des Lebens ein offenes Auge hat, weiss auch, dass nichts so sehr geeignet ist, dem Auftreten eines Mannes mehr Sicherheit zu verleihen, als — bei einem beschränkten Kreise des Wissens — die Sicherheit im Verfahren, welche man sich in der «Abrichtungs-Schule» sehr gut eigen machen kann. Gegenüber solchen Fachleuten wird unser, im Princip der Lehr- und Denkfreiheit erzogene Arzt, bei jeder Berührung im Nachteil sein, da derselbe eben in Folge seiner Denkungsart oft skeptisch ist. — Vor dem Publicum bildet das sichere Auftreten sehr oft die Garantie des Erfolges; auch kann sehr leicht

eine Zeit eintreten, in welcher das gebundene Lehrsystem der Militär-Akademie für den Erwerb als vorteilhafter erscheinen wird, wie das freie Lehrsystem.

Was aber eine solche Consequenz heutzutage für eine Wirkung hätte, wo die gesammte medicinische Wissenschaft in der Entwicklung begriffen ist; und wo das höchste Ziel der ärztlichen Erziehung darin besteht: die Empfänglichkeit für diese Entwicklung zu wecken, — braucht nicht eines Längeren erörtert zu werden.

Das hohe Kriegsministerium beruft sich darauf, dass die Professoren im Josefinum immer tüchtige Fachmänner waren, und dass zur Sicherung einer ähnlichen Wahl die Garantie geboten ist, wonach — wie es in der Zuschrift heisst — die Vorlage bezüglich der Ernennungen, nach Anhörung der Unterrichts-Minister beider Hälften der Monarchie, geschehen würde. Es ist eine allen Zweifel ausschliessende Tatsache, dass es unter den Professoren des Josefinums immer hervorragende Fachmänner gegeben hat; allein, dass bei jeder Besetzung die Wahl eben den ausgezeichnetsten getroffen hätte, lässt sich nicht so entschieden behaupten. Was aber die jetzt proponirte Modalität der Ernennung betrifft, so bin ich nicht im Reinen darüber, ob das Kriegsministerium gewillt ist, diesfalls so vorzugehen, dass die beiden Unterrichts-Ministerien candidiren, und das Kriegsministerium seine Wahl trifft; — denn das Unterrichts-Ministerium beider Staaten würde gewiss aus sehr verschiedenen Standpunkten seine Candidation stellen können; — wahrscheinlich versteht das Kriegsministerium die Sache so, dass der zu ernennende Professor durch dasselbe auserlesen, und bevor der Vorschlag Seiner Majestät unterbreitet wird, die betreffenden Unterrichts-Minister ihre Meinung abgeben würden. Wäre dem so, dann bin ich überzeugt, dass die betreffenden Unterrichts-Ministerien in eine sehr schwierige Situation kämen; denn, für den Fall, als sie Einwendungen hätten, so müssten sie dem Kriegsministerium gegenüber die Untauglichkeit des Candidaten demonstriren, — wozu sich die betreffenden Herren Minister kaum herbeiliessen; — und das Kriegsministerium selbst — ich bin so frei zu fragen: — auf Grund welcher Information würde es denn den Vortrag erstatten?

Das Kriegs-Departement würde gewiss in vielen Fällen auf die militärischen Verdienste Rücksicht nehmen, und diese Rücksicht auch auf die eventuelle Einratung des Josefinums ausdehnen, welche von Fall zu Fall die wissenschaftlichen Rücksichten überwiegen könnte.

Ein weiteres Motiv, welches das hohe Kriegsministerium im Interesse der Errichtung des Josefinums vorbringt, besteht darin: dass in die Zöglinge ein militärischer Geist gebracht werde. Ich glaube, dass man diesen Geist in den Convicten zum mindesten ebenso erreichen kann, als in einer solchen Akademie, ohne dass man die Vorteile der Lehrfreiheit preiszugeben braucht. Diesen Geist werden sich Jene sehr gerne aneignen, die in der militärärztlichen Laufbahn ein Lebensziel erblicken, — welcher Geist anderseits nicht im Stande ist, die Menschen an das zu fesseln, worin sie ihren Lebenszweck nicht erreicht sehen.

Indem ich den Wert der militärischen Akademie betrachte, sehe ich ein gewisses bezeichnendes Symptom in dem Umstande, dass diese einzige milit. Akademie, welche in der Monarchie — und wie mein g. Freund Géber sagte — in Europa überhaupt bestand, angesichts der Entwickelung der Verhältnisse eine so geringe Resistenz gezeigt hat, dass diese Akademie, sage ich, schon dreimal

gestorben ist. (Heiterkeit). Es ist doch sonderbar, dass einmal financielle, ein andermal kriegerische Verhältnisse, ein drittesmal der Wechsel des Lehrsystems die Schuld daran waren, dass das Josefinum, sobald in der Weltordnung nicht nur etwas Ordnungswidriges, sondern auch in der normalen Entwicklung derselben etwas Neues oder Besseres auftauchte: das System des Josefinums immer sich als mangelhaft bewährte und stehen blieb.

Ich sehe in allem dem die Schwäche des Systems ausgedrückt, und glaube, dass man es sehr überlegen soll, mit einem so hinfälligen Institut einen vierten, ausserordentlich kostspieligen Versuch zu machen.

Versucht man es mit den Stipendien: so riskirt der Staat nichts dabei; er kann sie auflassen, sie mit einem andern System vertauschen, wann es ihm gefällig ist. Die Convicte bilden freilich schon gebundenere Verhältnisse, allein immer noch nicht solche, wie das Josefinum; denn in jenen gibt es keine organisirte «Universität» mit Professoren, die man pensioniren muss u. s. w.; man kann daran immer ändern. Errichten wir dagegen die Militär-Akademie, so kann man diese nicht so leicht wieder auflassen, sondern man muss abwarten, bis sie eines stillen Todes abstirbt. Löst man sie plötzlich auf, so kann das dem Lande von grossem Schaden sein, wie im Jahre 1872.

Nach allem dem muss ich mich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gegen die Zweckmässigkeit der militärischen Akademieen erklären; und ich müsste es entschieden für bedauerlich halten, wenn eine derartige Akademie in Wien errichtet würde, denn dies wäre nach meiner Uebzeugung wieder vom schädlichen Einfluss auf die ungarischen Universitäten und deren gesammte culturelle Verhältnisse.

Die Præponderanz Wiens über Pest besteht ohnehin auf Grund Jahrhunderte alter Verhältnisse; und die Universität in Wien hat auch in wissenschaftlicher Beziehung, besonders was die medicinischen Fächer anbelangt, noch vor ein Paar Jahrzehnten die Führer-Rolle gespielt. Wenn Letzteres heute nicht mehr der Fall ist: so hat Wien doch noch immer die vorzüglichsten und ausgebreitetsten ärztlichen Institute aufzuweisen.

Hierzu gesellt sich noch, dass Wien als eine Weltstadt sehr viele Bedingnisse der Zerstreuung, des Vergnügens und des Lebens-Erwerbes in sich schliesst, welche unbestritten in vieler Beziehung eine anziehende Kraft auf die Universitätshörer ausüben. Bei uns bezieht sich das besonders auf die medicinische Facultät; weil die Natur der juridisch-philologischen Studien und die speciellen Local-Verhältnisse bezüglich dieser Facultäten andere Zustände gestalten.

Ich kann auch nicht verschweigen, dass die in Wien in viel grösserem Umfang bestehende Lehrfreiheit, die grössere Anzahl der Hörer, dann der sich manifestirende Unterschied zwischen den in- und ausländischen Hörern, in vielen Fällen eine anziehende Kraft ausübt auf alle jene, die unser, mit strenger Controle verbundenes Lehr-Fürgehen für unbequem halten. Zum Beweiss dessen berufe ich mich auf die Anzahl jener jungen Aerzte, die bei uns den wissenschaftlichen Fortschritt repräsentiren, und unter welchen sehr wenig solche zu finden sind, die als Zöglinge ihre Studien bis zum Schluss oder zum grössten Teil in Ungarn beendigt haben.

Wenn nun durch die Errichtung des Josefinums dargetan würde, dass es einen

Zweig der ärztlichen Qualification und Bestallung gibt, den man einzig allein nur in Wien, in Ungarn aber nicht sich eigen machen kann: so würde die Præponderanz Wien's vor der öffentlichen Meinung eine autoritative Sanction erhalten, welche, wenn sie auf dieser Basis vor der Wissenschaft auch nicht bestehen könnte, fürs Leben doch immerhin von grossem Gewicht wäre. Das wäre eine neue anziehende Kraft, welche die Zöglinge von den ungarischen Universitäten abziehen würde.

Geschähe dies im Interesse der wissenschaftlichen Entwicklung, so könnte man sich darüber nur freuen. Allein dass dem nicht so ist, habe ich schon früher gesagt; und ich kann dies noch mit einem zweiten Grund unterstützen. Sehen wir uns die Reihe der Schriftsteller der ungarischen medicinischen Literatur an, denen zumeist zu verdanken ist, dass die medicinische Wissenschaft in Ungarn immer mehr und mehr zur selbständigen Entwicklung gelangt: so finden wir darunter kaum ein Paar Fachmänner, die ihre Studienjahre bis zum Schlusse in Wien zugebracht hätten. Das ist eine Tatsache, die ich aus der Entwicklungs-Geschichte der jetzt schon fast 30-jährigen ungarischen medicinischen Literatur schöpfe, und welche zeigt, dass diejenigen, welche ihre Studien ausserhalb ihres Vaterlandes beendigt haben, ihr Interesse für die Entwicklung der heimischen Wissenschaft verlieren. Ungarn bedarf in seiner gegenwärtigen Entwicklungs-Periode des Mitwirkens aller seiner Mitbürger; es hat ein Recht hiezu. Sich aber solche laue Bürger zu erziehen und deren Erziehung noch zu fördern, dazu noch mit grossen Opfern an Geld: das widerspricht jeder nüchternen Auffassung.

Diese Sanction der Præponderanz würde überdies auch auf die Tätigkeit des Professoren-Collegiums einen schädlichen Einfluss ausüben. Denn eben unsere Entwicklungs-Verhältnisse bringen es mit sich, dass, gleichwie auf einem andern Terrain, so auch auf dem Terrain des medicinischen Wissens, von dem einzelnen Menschen viel mehr verlangt wird, als unter schon consolidirten Zuständen. Das Wirken, welches man von einem Professor mit Recht erwartet, geht über den Kreis der Amtspflichten weit hinaus. Mit Anspannung seiner Kräfte kann nur der arbeiten, den irgend eine erhebende Idee erwärmt; und diese Idee ist bei uns in Ungarn: die selbständige Entwicklung der medicinischen Wissenschaft, und die Hebung des inneren und äusseren Wertes der Universitäten. Verbraucht man unsere Zöglinge: so leeren sich unsere Lehrsäle; die von uns herangebildeten Aerzte gelangen im Leben in eine nachteilige Stellung. Es entwickeln sich all jene Verhältnisse, die wir aus den Erinnerungen unserer jungen Facultät noch sehr gut kennen, und aus welchen wir mit schwerer Arbeit die Pester Universität losgelöst haben. In diesem Falle wird dieses Institut niemanden aneifern und begeistern, und die Tätigkeit der Fach-Vorstände wird erlahmen und dahin kommen, wo sie vor 20—25 Jahren stand. Das Land wird mit Recht die Anstrebungen bedauern, welche sie zur Hebung der medicinischen Facultäten machte, nicht minder den guten Willen und die Arbeit, welche zu einem solchen unfruchtbaren Resultat führten.

Nach allem dem: wenn nun also die Notwendigkeit einer militärärztlichen Akademie wirklich vorhanden wäre, so halte ich die Transferirung derselben nach Wien mit den Interessen Ungarns nicht für vereinbar, ja im Gegensatz mit denselben.

Sollte man in Wien alle diese Rücksichten für gering erachten, dann wäre ich geneigt, den Wienern eine kleine Probe anzuempfehlen. Denn ich sehe nicht ein, wenn man schon eine militärärztliche Akademie errichtet, warum diese eben in Wien ins Leben gerufen werden soll; ich sehe überhaupt kein Hinderniss, warum dieselbe nicht in Budapest errichtet werden könnte. Auch möchte ich recht gern die Erklärungen auf das Anerbieten hören, dass wir keine Kosten scheuen und diese Militär-Akademie in Budapest errichten.

Aber man sagt: man muss sie deshalb in Wien errichten, damit die Zöglinge deutsch lernen.

Ich gestehe, dass ich diesen Grund nicht für stichhältig ansehe. Man kann wohl nicht voraussetzen, dass jener, der in Ungarn sich der ärztlichen Laufbahn widmet — denn diese Bemerkung des Kriegsministeriums bezieht sich hauptsächlich auf die Ungarn —, der deutschen Sprache nicht wenigstens so mächtig wäre, als dass er sich nicht bis zu dem Grade auszubilden vermöchte, welcher dazu erforderlich ist, den ämtlichen militärischen Dienst zu versehen. Der Mann, der heutzutage Arzt ist, ohne dass er sich mit der deutschen Literatur befassen würde, ist eine so erbärmliche Figur, wie wir sie, Gott sei Dank, unter den Medicinæ-Zöglingen nur selten antreffen: noch weniger aber unter den Aerzten.

Allein, ich will zugeben, dass es solche gibt; dann frage ich aber, welche Figur denn jene Zöglinge machen werden, die nicht deutsch können, wenn sie nach Wien kommen, um dort im Josefinum deutsche Vorträge zu hören? Im günstigsten Fall brauchen sie 2—3 Jahre, bis sie die Sprache erlernen; und ich frage: in welchem Verhältniss der Nachteil dieser Lehrmethode mit jenem steht, dass jemand vielleicht mit fehlerhafter Orthographie seine Rapporte schreibt?

Ueberhaupt sind die heutigen Verhältnisse dazu noch nicht reif, um auf Grund derselben die Notwendigkeit der Errichtung der Akademie aussprechen zu können. Verbleiben die militärärztlichen Stellen so wie sie heute sind, dann wird auch die Akademie das Niveau des Bestandes nicht heben; trifft man hingegen eine Aenderung, so wie es die Ansprüche der heutigen Zeit mit sich bringen, dann bin ich überzeugt, dass die gehörige Handhabung der Stipendien, eventuell die Errichtung von Convicten dem militärärztlichen Status auch das erforderliche Material bieten wird. Diesen Versuch muss man jedenfalls noch früher anstellen, bevor noch die Notwendigkeit der Errichtung der Akademie ausgesprochen wird. Wenn dann — was ich nicht glaube — das Resultat dennoch für die Errichtung sprechen sollte, so muss Ungarn mit allem Nachdruck dahin trachten, dass diese Akademie innerhalb der Grenzen des Landes errichtet werde.

Fodor: Die erste Frage ist: was spricht die Erfahrung von dem Josefinum, in militärärztlicher Beziehung?

Man hat des Josefinum im Jahre 1854 restituirt. Von dem nachfolgenden Kriege im Jahre 1859 ist es notorisch, dass in der österreichischen Armee ein Militär-Sanitäts-Wesen (Ressort?) nicht existirt hat. Man hat sich damit entschuldigt, das Josefinum bestehe erst seit kurzer Zeit, es konnte daher auf die Sanitäts-Angelegenheit des Militärs keinen Einfluss haben. Es folgte aber der Krieg im Jahre 1864, von dem man ein gleiches sagte, dass namentlich die preussischen Militärärzte nach dem österreichischen Sanitätsdienst gesucht hätten, ihn aber nirgends fanden. Es brach der Krieg vom Jahre 1866 aus: dass auch diesmal sich

unser Militär-Sanitäts-Dienst nicht bewährte, beweist vor Allem der Umstand, dass der höchste Militärarzt ein Paar Monate nach dem Kriege pensionirt wurde.

Es wird aber auch sonst klar, dass das Josefinum-System in Bezug auf den militärärztlichen Standpunkt nicht zureichend ist, wenn wir uns die Aufgabe dieses Institutes näher besehen. Es besteht aus zwei Teilen: aus der Heilung der Krankheiten und dem strenggenommenen Sanitätswesen.

In Friedenszeiten ist die Therapie auf einen sehr engen Kreis beschränkt. Der grösste Teil der Krankheiten ist ein solcher (Syphilis), dass von einer speciellen militärärztlichen Fachaufgabe oder Ausbildung gar keine Rede sein kann. Dagegen im Krieg sind massenhaft zu heilen: schwere Verwundungen, Verletzungen u. s. w. Allein das Josefinum kann die Behandlung dieser Fälle minder gut lehren, als die Universitäts-Kliniken der grossen Städte, wo aus den Fabriken, von den Eisenbahnen die schwersten Verletzungen immer in grosser Anzahl behandelt und geheilt werden. Auf diese Art bietet das Josefinum auch in Bezug auf den Krieg keine besseren praktischen Aerzte als die Universitäts-Klinik. Dazu kommt noch, dass im Kriege die Militärärzte zur Besorgung der Kranken durchaus nicht in genügender Zahl vorhanden sind; so zwar, dass unter allen Verhältnissen neben den Militärärzten auch noch andere Aerzte in grosser Anzahl mitwirken.

Es kann also das Josefinum weder im Frieden noch zur Kriegszeit Aerzte ausbilden, die eine besondere Fachgeschicklichkeit besitzen, bessere Aerzte, als die vom Civil; auch macht es im Kriege die Inanspruchnahme von zahlreichen Civilärzten nicht entbehrlich.

Das Militär-Sanitätswesen ist vom Standpunkte der Wohlfahrt der Armee wichtiger, als die Heilung selbst, und zwar im Frieden ebenso wie im Kriege. Im Frieden wacht über die Gesundheit von Hunderttausenden der Sanitätsdienst; die Soldaten, ihren gewohnten Verhältnissen entzogen, sind den Krankheiten (Typhus, Tuberculosis u. s. w.) besonders unterworfen. Auch im Kriege gefährdet der Typhus, Gedärmcatarrh die Armee mehr, als die Verwundungen. Ich kann mich übrigens auch auf Pirogof berufen, der sich dahin äusserte, es sei viel nützlicher, wenn sich der Militärarzt im Felde nicht so sehr mit dem beschäftigt, wie er die Verwundeten operiren soll, sondern vielmehr mit dem, dass in dem Umkreise der Verwundeten den Anforderungen der Hygiene Genüge geleistet werde. Es ist also eine sehr wichtige Sache, dass der Militär-Sanitätsdienst gut organisirt sei und die Aerzte in der feldärztlichen Gesundheitslehre bewandert seien.

Das Josefinum bietet in der Richtuug des feldärztlichen Sanitätsdienstes keine besondere spezielle Ausbildung. Ich habe in dem Schreiben eines hervorragenden Militärarztes gelesen, dass man im Josefinum sich nur mit lauter Sanitäts-Formalitäten und Paragraphen befasst hat; und dass der Militärarzt den militärärztlichen Sanitätsdienst erst dann kennen lernte, als derselbe zur Truppe commandirt wurde. Wie ich aus dem Entwurf des Kriegsministeriums sehe, wird man auch in dem neu zu errichtenden Josefinum auf die Gesundheitslehre nur wenig Gewicht legen, nicht mehr, als bei dem Unterricht unserer Universitätshörer.

Es bildet also das Josefinum, auch in der Richtung des militärischen Sanitätsdienstes, speziell keine Aerzte heran; die Zöglinge dieses Institutes erhalten auch in dem Fache des militärischen Sanitätsdienstes keine eindringlichere Ausbildung, als die Civilärzte.

Allein auch in dem Falle, wenn das Josefinum — so wie die Netley'sche Schule — die Aerzte in der Hygiene gründlicher ausbilden sollte, als die Universität, so sehe ich darin noch immer nicht die Notwendigkeit der Errichtung des Josefinums; da ja in der kritischen Zeit, im Kriege, nicht nur für die aus dem Josefinum stammenden Aerzte, sondern auch für die in viel grösserer Anzahl in der Armee mitwirkenden anderen Aerzte das Bewandertsein in dem Feld-Sanitätsdienst erforderlich ist.

Die wichtige Frage ist: wie denn also zu erreichen wäre, dass zur Zeit eines Krieges die in der Armee mitwirkenden zahlreichen Aerzte alle in dem Feld-Sanitätsdienst bewandert seien? Nicht durch das Josefinum, wohl aber durch die gehörige Ausbildung und Benützung der einjährig-freiwilligen Mediciner kann eine bedeutende Anzahl von Aerzten der Armee zur Disposition gestellt werden. Und die Sanitäts-Angelegenheiten der Armee können viel damit gewinnen, wenn sie diese Aerzte gehörig in Anspruch nimmt, wenn sie dieselben in der feldärztlichen Gesundheitslehre tüchtig ausbilden lässt.

Vom Gesichtspunkte des Unterrichtes aus ist es von grossem Nachteil, dass die Hörer der Medicin als noch Studirende ihrer Wehrpflicht nachkommen. Damit dies abgeändert werde, davon wird einmal gewiss noch die Rede sein. Zur Zeit der Studienjahre ist es unmöglich, den einjährig-freiwilligen Hörer der Medicin in der feldärztlichen Gesundheitslehre praktisch auszubilden. Diese Ausbildung würden sie viel zweckmässiger nach der Beendigung des Lehrcurses erhalten können; — man sollte also den Einjährig-Freiwilligen-Dienst auf diesen Zeitpunkt verlegen. Wer im Sinne der Gesetze seinen Militärdienst früher beendigen will, dem sollte dies nur so erlaubt werden, dass er in Waffen dient. Jene einjährig-freiwilligen Mediciner aber sollte man dann in der Feld-Hygiene tüchtig ausbilden und sie praktisch einführen in die Kenntniss und Anwendung des gesammten Materials des feldärztlichen Sanitätsdienstes.

Auf diese Art und Weise würde der grösste Teil des ärztlichen Standes sehr bald in dem Felddienste ausgebildet sein und im Falle eines Krieges könnte sich die Armee ganz sicher auf dieselben stützen. In dieser Weise könnten jährlich mindestens 200 Aerzte in dem militärärztlichen Geschäftsgange und der Hygiene ausgebildet werden; wo hingegen das Josefinum jährlich höchstens 30—40 Aerzte der Armee zu liefern vermöchte.

Vom Standpunkte der Sanität der Armee aus erachte ich die erwähnte gründlichere Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen für überaus wichtig, da — wie ich schon erörtert habe — die Armee zur Zeit des Krieges nicht allein auf die constanten Militärärzte angewiesen ist, sondern ganz bestimmt noch vieler solcher Aerzte bedarf, die in der beschriebenen Art alle mit Fachbildung in den Armee-Corps, zu welchen sie gehören, ihren Platz auszufüllen im Stande wären.

Allein die Armee bedarf auch solcher Aerzte, die beständig im Verbande der Armee bleiben; diese könnte sich die Armee aus der Reihe der Freiwilligen auf die Art verschaffen, wie ich es vorhin erörtert habe. Man muss die Aerzte aufklären, ihnen Vorteile zukommen lassen: dann wird es gewiss für den Militärdienst genug Competirende geben. — Im Josefinum kostete dem Institut Ein Militärarzt, mit dem Zeitpunkte, da er das Diplom in die Hand erhielt, 3000 Gulden. Heute würde das auf 5000—6000 Gulden zu stehen kommen.

Wenn man nun diesen Betrag, oder den grössten Teil desselben dem eintretenden Arzt anbietet: so lässt sich unter den Concurrenten eine Wahl treffen, welche dann, was therapeutische Fähigkeit und militär-sanitäts-ärztliche Gewandtheit und Praxis betrifft, den Zöglingen des Josefinums nicht nachstehen werden. Uebrigens, errichtet man auch militärärztliche Seminarien: so könnten in diesen Jene, welche sich der militärärztlichen Laufbahn widmen, auch an militärische Haltung und Betragen gewöhnt werden; während auch sie ihre spezielle Ausbildung zum feldärztlichen Dienst nach der Beendigung ihrer Universitätsstudien erhalten könnten.

Die bezeichnete systematische Verbesserung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes ist unbedingt notwendig, auch im Falle der Errichtung eines Josefinums; weil bei der heutigen Art der Kriegführung man gebildeter Aerzte massenhaft bedarf, so vieler, wie sie das Josefinum der Armee nicht stellen kann. Nach jenem System kann man in kurzer Zeit sehr viele und gebildete Aerzte für die Armee gewinnen; während, wenn das Josefinum errichtet wird, dasselbe nur nach Verlauf von 5 Jahren etwa 30—40 Aerzte und binnen 10 Jahren höchstens 150—200 abgeben, und so der Bedarf der Armee an Aerzten nur sehr spät gedeckt werden könnte.

Kovács: In Bezug auf diese Frage teile ich die Ansichten meiner Vorredner. Dieses oftmalige «Absterben», dessen mein g. Freund Korányi erwähnte, dass, so oft man nämlich bei dem vielen Herumtappen nicht wusste, was anzufangen sei, immer wieder das Josefinum, dieses alte Möbel, in's Leben auferweckt wurde, — das ist, sage ich, der grösste Beweis gegen das Josefinum. Ich würde jeden Versuch, diesen schon so oft Verstorbenen aus seinem Grabe wieder in's Leben zu rufen, für eine Sünde halten. Meinerseits stimme ich all dem, was mein Freund Korányi in Betreff der Verlegung des Josefinums in dem Sinne vorgebracht hat, dass es mit den berechtigten Intentionen Ungarns im Widerspruch steht, vollkommen bei.

Rozsahegyi: Ich erlaube mir nur mit einigen Worten auch den Umstand zu betonen, dass der fraglichen militärärztlichen Akademie das Recht der Erteilung solcher Diplome, welche dann auch in Ungarn giltig wären und zur ärztlichen Praxis berechtigten, nicht zugesprochen werden kann; weil dies bei uns gegen die bestehenden rechtlichen Prinzipien verstossen würde. Militärärzte, die ihr Diplom von der Universität erlangt haben, können in Ungarn nicht nur als Militärärzte wirken, sondern auch dann, wenn sie entweder freiwillig nach 10 Dienstjahren, oder als Invaliden ausser Dienst treten oder in Pension gehen, als Civilärzte die Praxis fortsetzen. Hätten sie dagegen vom Josefinum ihr Diplom erhalten, welches bei uns eine Giltigkeit nicht besitzen könnte, so würden sie von dieser Praxis ausgeschlossen sein.

Ein solches Diplom könnte bei uns eben nach dem Gesagten deshalb keine Giltigkeit haben, weil es der Ausbildung in dem Grade nicht entspricht, welche die Universität verleihen kann. In Bezug auf Ungarn weise ich auch auf den Nachteil hin, dass selbst die Civilärzte, welche ihre Diplome an österreichischen Universitäten erlangt haben, in Ungarn sich einer unbeschränkten Praxis erfreuen.

Das medicinische Wissen ist zwar zumeist internationaler Natur; allein der auf den öffentlichen Dienst sich beziehende Teil der medicinischen Wissenschaf-

ten ist rein national; es wäre daher auch schon in Betreff der Civil-Zöglinge der Medicin zu wünschen, je früher eine Anordnung zu treffen, die sie zwingt, zum mindesten einzelne Gegenstände: so die Hygiene, die gerichtliche Medicin u. s. w. an einer ungarischen Universität zu hören, wenn sie in Ungarn die Praxis ausüben wollen.

Ich kann mich dem Entwurf für das Josefinum umsoweniger anschliessen, weil aus dem Lehrplan, welcher dem kriegsministeriellen Memorandum angeschlossen ist, hervorgeht, dass die Armee-Verwaltung jetzt, wo sie schon die Kosten zur Errichtung des Instituts anspricht, definitiv noch nicht einmal festgestellt hat: wie sie eigentlich dort die Studien einzurichten und zu leiten beabsichtigt. Ich bemerke, dass sowohl in Hinsicht auf den Gang der Studien als auch auf die Einteilung der Rigorosen, von dem, was diesfalls auf den österreichischen Universitäten bestimmt ist, sehr weit abgegangen wurde; ja, ich sehe eine ganz unzweckmässige Zeiteinteilung. Ich will mich aber in diese Sache nicht weiter einlassen.

Was die Zöglinge betrifft, so ist mir aufgefallen, dass man sie in Zahlende und Staatsstipendisten eingeteilt hat. Ich glaube nicht, dass, wo man schon jetzt für die Stellen der Staatsstipendien nur sehr schwer Zöglinge erhalten kann, die Betreffenden auch hohe Taxen zu zahlen hätten dafür, damit sie ihre ärztliche Ausbildung im Josefinum erhalten.

Dann giebt es aber in dem Memorandum noch einen Punkt, nach welchem, sofern der Betreffende den Curs nicht beendigt, er die für ihn verwendeten Kosten zurückerstatten, oder aber bei irgend einer Truppe in Waffen zu dienen verpflichtet ist. Hierin erblicke ich eine, im administrativen Wege erlassene Verfügung, welche vielleicht das im Wehrgesetz gesicherte Recht berührt, wonach, wer die Maturitäts-Prüfung bestanden hat, als Freiwilliger Ein Jahr dienen kann. Dieses Recht kann allerdings im Wege des Gesetzes, aber nicht mittelst einer administrativen Verfügung aufgehoben werden. Auch in dem sehe ich einen Grund gegen die Errichtung des Josefinums.

Janny: Ich darf mir vielleicht erlauben, darüber Einiges zu sagen, wie sich die militärischen Kreise selbst über das Josefinum geäussert haben, als im Jahre 1868 in Betreff der Beibehaltung oder Auflassung des Instituts eine Enquête abgehalten wurde. Die Anträge dieser Enquête sind von Hassinger und Michaelis unterzeichnet, und in den Punkten 36 und 39 äussern sie sich entschieden gegen das Josefinum. Wenn man also jetzt die Errichtung des Josefinums plant, und wir aus dem Entwurf sehen, dass das neue Institut beiläufig eben das werden soll, was das alte war: so würde dasselbe dem Niveau der heutigen Wissenschaft ganz entschieden nicht entsprechen; oder man müsste dasselbe in anderer Art und Weise errichten, was hinwieder Millionen kosten und die Errichtung einer neuen Universität bedeuten würde, deren man aber nicht in Wien, sondern bei uns bedarf.

Auch ist nicht ausser Acht zu lassen, dass zur Zeit, als das Josefinum noch bestand, in dem ärztlichen Statut der Armee immer Schwankungen waren. Es war eben das Hauptübel, dass in Friedenszeiten die Armee über sehr viele Aerzte disponirte, welche der Staat beibehalten musste, weil sie zu einer 10—12-jährigen Dienstzeit verpflichtet waren; dagegen im Kriege Militärärzte nicht in erforderlicher Anzahl zu Gebot standen.

Zu dem, was in Bezug dessen vorgebracht wurde, warum die Civilärzte nicht

zum Militär gehen: lässt sich noch der Umstand anführen, dass das Avancement sehr schlecht ist. Es muss auffallen, dass während bei den Hauptleuten zwischen der ersten und zweiten Classe das Verhältniss wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ ist: dieses bei den Militärärzten sich viel ungünstiger gestaltet.

In Friedenszeit sind die Militärärzte in genügender Anzahl vorhanden; das lässt sich nicht in Abrede stellen; wie zur Kriegszeit der Status zu ergänzen wäre, darauf hat schon Hr. Professor Fodor reflectirt.

V. *Berzeviczy:* (Verliest den 5-ten Fragepunkt.)

Balogh: Was die Frage betrifft: ob es Universitäts-Anstalten giebt, wo Militärärzte ausgebildet werden könnten: so ist hieran — meiner Meinung nach — kein Mangel. In der Zuschrift des Kriegsministers ist speziell davon die Rede, dass sich die Militärärzte in der topographischen Anatomie, in den chirurgischen Operationen an Cadavern einüben sollen. Allerdings disponiren wir über wenige Cadaver; allein diesfalls könnte das Militär sowohl bei uns als auch in Klausenburg abhelfen. Ich erinnere mich, dass bis zum J. 1853 die Cadaver der verstorbenen Soldaten der Universität zu anatomischen Zwecken zur Disposition standen; im J. 1854 hat man die Lieferung dieser Cadaver, zu nicht geringem Nachteil der Universität, eingestellt. Man hat diesbezüglich angeführt: es sei der Pietät abträglich, wenn man den Leichnam des Soldaten zerstückelt, in Säcke wirft und so der Erde heimgibt. Heute könnte man die Militärbehörden beruhigen, dass dies nicht mehr geschieht; die Cadaver werden in Särgen begraben. Es wäre also wieder zu gestatten, aus den Spitälern zu Zwecken chirurgischer Demonstrationen Cadaver abzugeben.

Man hat vorgebracht, und auch in den Zeitungen habe ich es gelesen: es seien im Josefinum verschiedene Specialitäten gelehrt worden, welche an den Universitäten nicht vorgetragen werden. Das ist nur ein schwacher Grund für das Josefinum; denn obgleich es der Wahrheit entspricht, dass jene Specialitäten unter die ordentlichen Fachgegenstände nicht aufgenommen erscheinen: so sind sie doch teils durch ausserordentliche Professoren, teils durch Docenten repräsentirt. In wiefern es also notwendig werden sollte, diese ausserordentlichen Professoren und Docenten zu systematischen Vorträgen zu verpflichten: könnte man ihnen eine Geldunterstützung erteilen; dann würden sie ihrer Aufgabe noch gründlicher und gewiss auch mit mehr Eifer nachkommen, als heute.

In Betreff der Frage: dass, inwiefern die Institute mangelhaft wären, die Errichtung einer dritten Universität diesem Uebelstande und in welchem Grade abhelfen könnte, — glaube ich, dass diesfalls vor allem der finanzielle Standpunkt maassgebend ist. Eine dritte Universität wäre geeignet, nicht nur überhaupt das medicinische Studium, sondern auch die Heranbildung von Militärärzten zu fördern. Wenn sich hiemit mehr Fachmänner an mehreren Orten befassen, so ist es natürlich, dass die Zöglinge auch besser werden ausgebildet werden; namentlich für den Fall, als sich die Zahl der Studirenden unter den Universitäten teilen sollte, liesse sich ein Fortschritt im Studium erreichen. Uebrigens würde sich durch die Militärärzte die Anzahl der Universitätshörer nicht sehr vermehren; namentlich würde nur jener Teil der Zöglinge, die jetzt die Medicin studiren, das Militärstipendium beziehen, die Zahl der Hörer aber im Ganzen nicht grösser anwachsen.

Kovács: Ich habe so ziemlich dieselbe Ansicht über diesen Punkt, wie mein geehrter Freund Balogh. Die Anzahl der Studirenden würde sich nicht viel anders herausstellen: ob sie nun als Stipendisten oder Convictoren die Universität besuchten. Allein das unterliegt keinem Zweifel, dass je mehr Centren man schafft, wo die Wissenschaft gepflegt wird, desto mehr im Ganzen die Intensivität des Lehrens und Lernens gewinnt. Ich glaube aber, den Anfang mit der in Frage stehenden Angelegenheit könnte man auch mit den schon bestehenden Universitäten bewirken; bildet sich mit der Zeit ein neues Centrum, so wird das die Sache nur befördern.

Wagner: Ich bin der Ansicht, dass die Errichtung einer dritten Universität in Ungarn, nicht allein in Ansehung der fraglichen Punkte, sondern vorzüglich vom Gesichtspunkt der Professoren-Bildung aus sehr erspriesslich wäre. Wir wissen, welchen intensiven und ausgezeichneten Lehrkörper Deutschland besitzt; denn es bietet genügende Mittel und Wege, sich dieser Laufbahn zu widmen. Bei uns ist das mit zwei Universitäten sehr schwer zu erreichen; deshalb erachte ich die Errichtung einer neuen Universität für sehr notwendig und wichtig.

Korányi: Ich stimme dem Allem bei, was die Vorredner bezüglich dieses Punktes gesagt haben. In Betreff der dritten Universität habe ich Gelegenheit gehabt, mich an einem andern Ort ausführlicher auszusprechen. Nur einen Punkt will ich noch berühren, den nämlich, dass das Kriegsministerium das eine Hinderniss der Ausbildung der Militärärzte in der Ueberfüllung der Universitäten erblickt. Die Zahl der Zöglinge scheint allerdings — in Folge ausgebreiteter Verhältnisse, — immer Schwankungen ausgesetzt gewesen zu sein. Allein, was Ungarn betrifft, so ist auch noch ein anderer Umstand in Betracht zu ziehen, der nämlich, dass die Frequenz der ungarischen Universitäten noch immer nicht die natürliche Stufe erreicht hat. Diese kann insolange nicht als erreicht angesehen werden, als es in Wien 5—700 ungarländische Hörer der Medicin gibt, und in Pest kaum um ein Drittel mehr. Die Entwicklung der natürlichen Verhältnisse an sich muss schon nach sich ziehen, dass in Pest und Klausenburg die Zahl der Zöglinge zunehmen muss. Nun ist es aber nicht zu leugnen, dass man die Lehrsäle auch gegenwärtig für überfüllt ansehen muss; denn z. B. bei meinen Vorlesungen — und das sage ich mit einem gewissen Wohlbehagen — stand das ganze Semester hindurch Mann an Mann, obwohl nicht alle meine Hörer gekommen waren, auch nicht alle Platz gefunden hätten. Auch kann nicht in Abrede gestellt werden, dass der grösste Teil der auf die militärärztlichen Posten aspirirenden Zöglinge sich aus dem ordentlichen Status rekrutirte; das wäre aber nur ein neuer Grund mehr, damit jene naturgemässe Vermehrung zu Stande komme, welche Angesichts der nach Wien trachtenden Hörer auch eintreten muss. Also auch von diesem Gesichtspunkte aus, dem der Ueberfüllung, erachte ich die Errichtung der dritten Universität für notwendig.

VI. (Nach Verlesung des sechsten Punktes.)

Korányi: Bezüglich dieses Punktes hat mein g. Freund Fodor gelegentlich der Frage der Errichtung des Josefinums so ziemlich Alles erörtert, was hier gesagt werden kann. Ich stimme dem direct bei. Den Leitern des militärärztlichen Institutes (Departements) aber wäre zu empfehlen, dass sie sich mit der Hebung der Fachbildung ihrer Aerzte etwas beschäftigen sollten, z. B. in der

Weise, dass sie in den Militärspitälern jene Aerzte verwenden, die hiezu am meisten fähig sind.

Wagner: Wir Universitäts-Professoren machen alle die traurige Erfahrung, dass, wenn die Zöglinge in das dritte Semester kommen, und uns schon zu verstehen anfangen, sie die Klinik nicht besuchen, nachdem sie zumeist um diese Zeit ihr Freiwilligenjahr abdienen. Dem muss abgeholfen werden. Meiner Ansicht nach ist die Frage nur die: sollen die Zöglinge dienen, wenn sie das Diplom schon erhalten haben, oder dann, wenn sie in dem Rigorosenjahr sind? Was mich anbelangt, so wäre ich hauptsächlich im Interesse des Unterrichtes dafür, dass sie nach Erhalt des Diploms dienen sollten.

Balogh: Meinerseits würde ich in Bezug auf die Dienstzeit der Hörer der Medicin, im Gegensatz zu den Zöglingen anderer Laufbahnen, keine Ausnahme anempfehlen. Es ist jedenfalls besser, wenn der junge Mann mit entwickelterem Intellect, mit grösserer Vorbildung in den Dienst tritt. Das hängt hinwieder mit dem Nachteil zusammen, dass nicht jeder Vater in der Lage ist, seinen Sohn nach dem Lehrcurs noch ein Jahr zu erhalten, da jener damals schon um einen Erwerb sich umsehen muss. Würde man überhaupt die Zöglinge aller Laufbahnen dazu verpflichten, ihr Militärjahr nach Beendigung des Lehrcurses abzudienen: so wäre dies auch in Bezug auf die Aerzte ganz in der Ordnung.

Kovács: In dieser Frage stelle ich mich entschieden auf die Seite meines g. Freundes Wagner. Wenn von der Frage der ärztlichen Ausbildung die Rede ist, darf man die missliche Lage der Eltern nicht als Motiv anführen. Nach Beendigung des Lehrcurses kommt der junge Mann beim Militär besser fort. Auch von meinen Freunden des juridischen Professoren-Collegiums habe ich vernommen, dass auch sie die Erfahrung machen, wonach die Freiwilligenzeit sozusagen ein Titel sei, die Lernfreiheit bis zu einem gewissen Grad zur Nicht-Lernfreiheit (zum Nichtlernen) zu gestalten. Ich glaube daher, dass es auch der Gleichförmigkeit angemessener wäre, wenn auch die Juristen nach der Beendigung des Lehrcurses dienen würden. Auf Grund meiner Erfahrungen erachte ich dies so dringend notwendig, dass ich die je frühere Einführung dieser Modalität nicht genug warm empfehlen kann; da ja die gegenwärtige Lage zu vielen Verkehrtheiten Anlass giebt.

Berzeviczy: Ich glaube, man kann die Hörer der Medicin in dieser Hinsicht nicht ganz parificiren mit den Zöglingen anderer Facultäten. Im Falle einer Mobilisirung besitzen die Hörer der Medicin des 3—4-ten Jahrganges denn doch schon so viel Kenntnisse, dass sie zum Militärdienst — wo bei solcher Gelegenheit Viele notwendig sind — verwendet werden können; während die Hörer anderer Facultäten, falls sie vor ihrem Freiwilligenjahr mobilisirt werden, nur als einfache Gemeine den Militärdienst zu leisten gezwungen sind.

Kovács: Die Hörer der Medicin sind die Kosten nicht wert, welche ihre Mobilisirung verursacht.

Géber: In Klausenburg leisten die Zöglinge nach der Vollendung des Lehrcurses den Freiwilligendienst. Wir haben unseren Lehrplan derart eingerichtet, damit sie nicht früher dienen können, als im fünften Jahr, oder nach Beendigung des Lehrcurses. Im Allgemeinen könnte man aussprechen: es sei dem Zögling gestattet bittlich einzuschreiten, dass er ein Jahr später sein Militärjahr abdienen

könne, sofern dies seine Verhältnisse fordern. Das wäre im Interesse des Unterrichts zu wünschen; nachdem die Erfahrung zeigt, dass jenes Jahr so ziemlich verloren geht. Auch wäre es angezeigt, die im Freiwilligendienste Begriffenen, sobald sie den Lehrcurs beendigt haben, als Hilfsärzte zu verwenden. In diesem Falle würden sie sich eher entschliessen, im factischen Dienst zu verbleiben.

Schulek: Auch ich bin der Meinung, dass die jetzige Einteilung der Freiwilligenzeit eine schlechte ist; der principielle Ausgangspunkt ist ebenfalls unstatthaft, da ja der Zögling zu jener Zeit noch gar keine Fachbildung besitzt.

Was mein g. Freund Balogh erwähnte, dass man bezüglich der Juristen keine Parallele ziehen kann, steht — meiner Ansicht nach — die Sache eben ganz conträr. Man sollte aussprechen, dass es den Hörern der Medicin gestattet ist, im Laufe der fünf Jahre in der gemeinsamen Armee ebenso dienen zu können, wie den Juristen. (Zustimmung.) Wollen sie beim Militär ihre Fachbildung ausnützen, nun dann soll dies ihnen nur nach Erhalt des Diploms gestattet sein. Was den hiedurch erfolgenden Entgang betrifft, so ist jene einjährige Praxis dem Arzte bei seiner sonstigen Verwendung auch ansonst notwendig. Das Sanitätsgesetz fordert eine zweijährige Spitalpraxis, und auf diese Art könnte das im Militärdienst zugebrachte Jahr eingerechnet werden. Die Eltern werden wissen, wie sie abzurechnen haben, bevor sie ihre Söhne dieser Laufbahn widmen. Wir können nicht dafür, dass das ärztliche Wissen so ausgebreitet ist; wer nun die Kosten der Lernzeit nicht zu bestreiten vermag, wird gezwungen sein, eine andere Laufbahn zu wählen. Vom Standpunkt der Kosten aus an dem etwas zu ändern, was das Interesse des Unterrichtes erheischt, würde ich nicht für rätlich halten.

Rózsahegyi: Ich kann die Besorgniss nicht verschweigen, dass für den Fall, als dem Hörer der Medicin nur nach der vollen Beendigung des Lehrcurses die Abdienung des Freiwilligenjahres gestattet würde, an der Klausenburger Universität die Ergänzung des Hilfspersonals grossen Schwierigkeiten begegnen könnte.

An der Klausenburger Universität sind gegenwärtig 12 Adjuncten und 4 Operateurzöglinge. Im kommenden Jahr werden nach dem Voranschlag Seiner Excellenz 30 Stellen sein. Die Zahl der Hörer ist derzeit 100; in den letzteren Jahren machten im Durchschnitt 8—10 Zöglinge Rigorosen, denen das Diplom ausgefertigt wird. Es ist jetzt schon schwer, unter diesen Adjuncten und Practikanten gehörig qualificirte Aerzte zu erhalten. Und die Erfahrung lehrt, dass die von Budapest nicht sehr geneigt sind, nach Klausenburg als Adjuncten zu kommen. — Wenn nun den Betreffenden das Freiwilligenjahr nur nach Erhalt des Diploms abzudienen gestattet wird, so würden die erforderlichen Kräfte zur Besetzung der Adjunctenstellen vollends mangeln. Auch heuer ist der Fall vorgekommen, dass auf 8 junge Aerzte, welche Diplome erhielten, 4 solche kamen, die während des Lehrcurses dienen mussten. Nach dem Dienstjahr wurden sie jedoch dem wissenschaftlichen Fache, welchem sie früher mit Vorliebe zugetan waren, schon entfremdet. Kommen solche später an die Universität zurück, so sind sie zu Adjuncten entschieden minder zu brauchen, als früher.

Den Vorschlag, die Reserve-Aerzte mögen ebenso wie die zum Soldatenstand gehörigen Reservisten, während der noch ausständigen Zeit zu zwei und zwei Jahren zur Dienstleistung einberufen werden: erachte ich als für die Armee

mit keinem Vorteil verbunden; anderseits für die Betreffenden, ja auch für den öffentlichen Dienst sehr nachteilig.

Der Armee wäre damit nicht gedient, wenn sie ein paar Wochen während der Einrückung, mehr factisch dienende Aerzte hätte; anderseits aber würde ein solcher Vorgang den praktischen Aerzten von grossem Schaden sein. Eine solche Verfügung würde hinwieder den öffentlichen Dienst insofern berühren, dass die bei den Gemeinden, Städten verwendeten Aerzte für eine Zeit diesem ihrem Berufe entzogen würden: und schliesslich würden die Betreffenden, welche noch in den Rigorosenjahren stehen, viel schwieriger eine Verwendung finden.

Trefort: Ich glaube die Fragepunkte sind nun gehörig erörtert worden. Ich werde in der Lage sein, die Resultate unserer Beratung dem Herrn Kriegsminister mitzuteilen, indem ich mir vorbehalte, auf Grund der hier abgegebenen Erklärungen, auch der Wohlmeinung des Ministeriums Ausdruck zu geben.

I. Beilage. Zuschrift des k. u. k. Kriegsministers an den kön. ung. Minister für Cultus und Unterricht, in Betreff der Restituirung der Wiener Josefs-Akademie.

K. k. Reichs-Kriegs-Ministerium. Präs. Nr. 4719.

Da die Lücken im Personalstande des militärärztlichen Officiers-Corps von Jahr zu Jahr grösser werden, die überdies nur in geringer Zahl aus dem Civil in das Heer eintretenden Aerzte häufig in fachtechnischer Ausbildung Vieles zu wünschen übrig liessen, so wie endlich die Tatsache, dass die bisher vom gemeinsamen Reichs-Kriegs-Ministerium zur Sanirung dieses Uebelstandes ergriffenen Massregeln leider nur sehr ungünstige Resultate ergeben haben, hat dasselbe veranlasst, die Frage der Ergänzung des militär-ärztlichen Officiesrcorps der ernstesten Erwägung zu unterziehen, und vorerst im Schosse des Reichs-Kriegs-Ministeriums nach allen Richtungen hin eingehend beraten zu lassen.

Diesen commissionellen Beratungen wurden in ihrem weiteren Verlaufe auch mehrere Professoren der Wiener medicinischen Facultät beigezogen, und auf diese Weise sorgfältig die Mittel und Wege erwogen, wie die brennend gewordene Frage der Ergänzung des militär-ärztlichen Officierscorps einer radicalen und gedeihlichen Lösung entgegen zu führen wäre.

Es wurde in diesen commissionellen Beratungen an der Hand amtlicher Belege constatirt, dass weder der militär-ärztliche Curs, noch die Verleihung von Staatsstipendien an mittellose Studierende der Medicin, noch die Activirung von militär-ärztlichen Eleven der Reserve die Ergänzung in quantitativer und qualitativer Weise zu heben vermochten, und es gipfelte die Ansicht aller Commissions-Mitglieder darin, dass nur die Errichtung einer militär-ärztlichen Akademie mit eigenem Lehrkörper zu einem, nach jeder Richtung hin entsprechenden Resultate führen könne.

Das Reichs-Kriegs-Ministerium glaubt nun den beiderseitigen Ministerien des Unterrichtes die Details dieser Beratungen mitteilen und die Motive darlegen zu sollen, welche es bestimmten, die Wiedererrichtung der im Jahre 1870 aufgelas-

senen Josefs-Akademie abermals ins Auge zu fassen, indem es der Ansicht ist, dass nur auf diesem Wege eine hinreichende und allen Anforderungen genügende Ergänzung des militärärztlichen Officierscorps zu erwarten steht.

* * *

Es ist eine für Jedermann, der mit den Verhählnissen des österreichisch-ungarischen Sanitätswesens vertraut ist, unleugbare Tatsache, dass die ungünstigen Standesverhältnisse der Militärärzte endlich im Jahre 1854 zur Wiedererrichtung der im Jahre 1848 aufgelösten Josefs-Akademie führten, und ebenso, dass diese Anstalt mit ihrem vorzüglichen Lehrkörper den an sie gestellten Anforderungen in der glänzendsten Weise nachkam. Die Militärärzte, die aus dieser Anstalt hervorgingen, waren nicht nur in fachwissenschaftlicher Richtung in grossem Ganzen hervorragend, sie besassen in Folge ihrer Erziehung auch jenen militärischen Geist, jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Armee, die für den wahren Militärarzt so unbedingt notwendig sind, und erwarben sich dadurch sehr bald das volle Vertrauen der Armee. Ihre Leistungen in den Feldzügen 1859, 1864, 1866 und 1878 wurden nicht nur im Inlande, sondern auch von ausländischen ärztlichen Autoritäten in vollem Maasse anerkannt und gewürdigt. Aber es ist eine ebenso unbestreitbare Tatsache, dass mit der Auflösung des Josefinums im Jahre 1870, welche gegen das Votum einer aus zahlreichen Mitgliedern bestehenden Enquête-Commission erfolgte, abermals mehr und mehr eine Decadence des militär-ärztlichen Officiers-Corps eintrat, welche namentlich für den Kriegsfall zu den ernstesten Besorgnissen Anlass gibt. Es besitzt heute fast kein Truppenkörper, keine Heeres-Anstalt die vorgeschriebene, ohnedies sehr karg bemessene Anzahl von Aerzten, und die dadurch naturgemäss gesteigerten Anforderungen an den Einzelnen sind mitunter derart grosse, dass nur zu viele Militärärzte Mittel und Wege suchen, sich anderweitig ein besseres Loos zu schaffen.

Es fehlen heute auf den systemisirten Stand von 970 Aerzten im Frieden nahe an 170 Berufsärzte, und für den Kriegsfall ergibt sich ein Abgang von mehr als 1200 Reserve-Aerzten!

Es waren vohrnemlich drei Mittel, durch die man den Abgang an Militärärzten decken zu können vermeinte:

1. durch den militär-ärztlichen Curs,

2. durch Activirung von militär-ärztlichen Eleven (der Reserve), die vom Aerar vollkommen erhalten und mit den Mitteln zur Ablegung der Rigorosen versehen wurden, und

3. durch Verleihung von Staatsstipendien à 300 und 500 Gulden an mittellose Studierende der Medicin des vierten und fünften Jahrganges.

Es wurden endlich zahlreiche arme Mediciner mit kleineren Unterstützungen aus verschiedenen, zu solchen Zwecken gewidmeten Stiftungen bedacht, gegen die Verpflichtung, eine bestimmte Zeit im k. k. Heer zu dienen.

Keines dieser Mittel führte auch nur annähernd zu dem erwünschten Ziele.

ad. 1. Für den militär-ärztlichen Curs, in welchem aus dem Civile eintretende Aerzte mit den für den Militärarzt unumgänglich nötigen Doctrinen im Zeitraume von sechs Monaten vertraut gemacht werden sollten, entfällt die Berechti-

gung seines Fortbestandes, indem für den Curs 1882/3 nur mehr 9 Bewerber auftraten. Da die Mehrzahl dieser Bewerber notorisch im «Curse» nur den Zufluchtsort vor drückender Notlage suchte, waren auch die Ergebnisse dieses Curses höchst ungenügend.

ad. 2. Wo möglich noch kläglichere Resultate erzielte die Heeresleitung mit der Activirung von militärärztlichen Eleven. Trotzdem diese vom Staate vollkommen erhalten, denselben die Collegien-Curs- und Rigorosentaxen gezahlt, und sie von jedem Dienste dispensirt werden, brauchen dieselben mitunter 2, 3 und mehr Jahre zur Ablegung der strengen Prüfungen, um schliesslich eine sehr zweifelhafte Acquisition für das Heer zu bilden. So hat einer derselben im Juli 1879 die medicinischen Studien absolvirt, wurde am 10. Jänner 1882 activirt, und steht jetzt vor dem 3. Rigorosum, nachdem er wiederholt reprobirt worden war. Manche derselben dürften vielleicht überhaupt nicht ihr Ziel erreichen. Es wurde in Folge dieser Erfahrungen im Laufe dieses Jahres von der Activirung militär-ärztlicher Eleven ganz abgesehen.

ad 3. Hatte man geglaubt, durch Verleihung von Staatsstipendien à 300 und 500 fl. an mittellose Studierende — gewiss eine sehr bedeutende Unterstützung — sich eine bestimmte Anzahl von Berufs-Militärärzten zu erziehen, so wurde man endlich bald gewahr, dass auch dies kein verlässlicher Weg sei, die Lücken im militär-ärztlichen Corps auszufüllen; ja, obwohl kaum glaublich, ist es doch eine Tatsache, dass es nur unter Zulassung sehr laxer Aufnahmsbedingungen gelingt die für Stipendien bewilligten Summen an Mann zu bringen.

Die Stipendisten sind nahezu jeder Controle entzogen, und obwohl verpflichtet, sich jährlich sogenannten Colloquien zu unterziehen, um der Heeresleitung die Ueberzeugung zu verschaffen, dass dieselben tatsächlich ihren Studien obliegen, ist es doch anderseits nicht zu leugnen, dass diese Colloquien nicht die Stelle strenger Prüfungen vertreten können, welche allein geeignet wären, den tatsächlich erfolgreichen Studienfortgang zu constatiren.

Die an den Universitäten zu Recht bestehende Lehr- und Lernfreiheit bietet der leichtlebigen Jugend mitunter eine nur zu willkommene Gelegenheit, durch fünf bis sechs Jahre wenig oder nichts zu lernen, und mit den Rigorosen spät, bisweilen gar nicht, oder in einer Weise fertig zu werden, dass die wissenschaftliche Ausbildung dieser jungen Leute tief unter dem Niveau der Mittelmässigkeit bleibt. Dass es auch hier Ausnahmen gibt, soll nicht in Frage gestellt werden.

Als Illustration zu dieser Behauptung möge dienen, dass mehreren Stipendisten wegen ungewöhnlich langen Hinausschiebens der Rigorosa, — durch mehr als 2 Jahre — trotz wiederholter Ermahnungen, endlich der Fortbezug der Stipendien entzogen werden musste; von einem Ersatze der für sie aufgewendeten Summen aber, zu dem sie sich bei Annahme der Stipendien verpflichteten, ist in der Regel keine Rede, der Ersatz iss eben uneinbringlich.

Seit dem Jahre 1881 wurden 82 Stipendien an Mediciner des 4. und 5. Jahrgangs verliehen (darunter befinden sich 16 Ungarn), von diesen haben bis heute Alles in Allem nur 13 das Doctorat gemacht, und hiedurch die Grundbedingung für die Ernennung zum Oberarzte in das Heer erfüllt. Auch fällt der grosse Uebelstand ins Gewicht, dass auf dem Wege der Stipendien das Heer niemals tüchtige Chirurgen, Oculisten, Hygieniker, Chemiker und andere Specialisten, deren es doch

so dringend bedarf, bekommen wird, und dass die Stipendisten an der Universität kaum Gelegenheit finden, sich in den speziell militär-ärztlichen Doctrinen auszubilden. Der aus dem Civilstande in die Armée eintretende Arzt wird nur zu häufig jenes militärischen Geistes, jener militärischen Disciplin, jener Begeisterung für seinen schwierigen Beruf entbehren, die für den Militärarzt so notwendig sind, welcher gleich dem Soldaten im Allgemeinen, nicht auf Rosen gebettet ist. Tüchtige Aerzte werden es aus vielen Gründen in den meisten Fällen vorziehen, sich im Civile ein besseres Fortkommen zu sichern; während der Eintritt in das Heer wohl stets nur als Notanker gelten wird.

Die Stipendien sind demnach nicht das Mittel, die Ergänzung des militärärztlichen Corps in quantitativer und qualitativer Hinsicht sicher zu stellen.

* * *

In den commissionellen Beratungen des Reichs-Kriegs-Ministeriums wurde auch die Frage einer gründlichen Erörterung unterzogen, ob nicht ein sogenannter Convict die Garantie bieten würde, dem Heere die genügende Anzahl tüchtiger Aerzte zu verschaffen? Allein diese Frage musste ebenfalls verneint werden, u. z. aus folgenden Gründen:

Die Convictisten wären doch offenbar wieder nur Stipendisten, aber mit dem Unterschiede, dass sie dem Staate noch bedeutend höher zu stehen kämen, als letztere, ohne nur im geringsten bessere Chancen für die Heranbildung von allen Anforderungen entsprechenden Aerzten zu bieten; ohne dass das Heer die Aussicht hätte, nach und nach die genügende Anzahl von Operateuren und anderen Specialärzten zu bekommen. Ein Convict hätte nur den einen Vorteil für sich, dass er wenigstens einigermassen die Ueberwachung der Studierenden in einem gewissen, jedoch kaum zulänglichen Grade zulassen, und den gleichzeitigen Unterricht in den specifisch militärärztlichen Doctrinen, sowie eine gewisse militärische Erziehung ermöglichen würde.

Die Ueberfüllung der Hörsäle, die absolute Lehr- und Lernfreiheit, der Mangel jeder Controle in Bezug auf den Besuch der Vorlesungen, und alle die anderen Uebelstände, an denen die Stipendisten so häufig scheitern, würden auch die wissenschaftliche Ausbildung der Convictisten ungemein erschweren.

Die grossen Kosten eines Convictes dürften somit im Hinblicke auf die zweifelhaften Resultate einer solchen Anstalt kaum zur praktischen Durchführung dieser Idee ermuntern. Bedenkt man, dass für die Convictisten doch jedenfalls die vorgeschriebenen Collegiengelder und Rigorosentaxen an der Universität gezahlt werden müssten, und dass auch die Honorare für die verschiedenen Specialcurse eine nicht unbeträchtliche Summe betragen würden; so lässt sich leicht der ziffermässige Beweis erbringen, dass ein solcher Convict nur um weniges billiger zu stehen käme, als eine Anstalt gleich der vordem bestandenen medicinisch-chirurgischen Josefs-Akademie.

Es wurde hie und da die Idee ausgesprochen, in jeder Universitätsstadt der österr.-ung. Monarchie einen solchen Convict zu errichten: — dies wäre unbedingt das unglücklichste Auskunftsmittel unter allen. Wenn man sich den ziemlich complicirten und kostspieligen Apparat eines Convictes vor Augen hält, so wird es als-

bald einleuchten, dass beispielsweise 6 solche, wenn auch kleinere Convicte, einen unverhältnissmässig grösseren Kostenaufwand verursachen würden, ganz abgesehen von dem Uebelstande, dass jede Einheit des Unterrichtes verloren ginge, und dass es den grössten Schwierigkeiten unterliegen dürfte, in jeder dieser Städte die entsprechenden Lehrer für den Unterricht in den rein militärärztlichen Fächern zu finden. Es mag nur nebenher berührt werden, dass die aus diesen verschiedensprachigen Convicten in das Heer eintretenden Aerzte auch noch mit sprachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. denn die Ausstellung von militär-ärztlichen Zeugnissen, Verletzungsberichten, die Führung der Protocolle, die Verfassung von Krankheitsskizzen und gerichtsärztlichen Gutachten, mit einem Worte: der gesammte schriftliche Verkehr innerhalb des Heeres findet ausschliesslich nur in deutscher Sprache statt, und erfordert daher unbedingt die volle Kenntniss dieser Sprache.

* * *

Man mag demnach den Gegenstand von welcher Seite immer betrachten, die im Verlaufe der letzten 40 Jahre auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens gemachten Erfahrungen, die unumstössliche Tatsache, dass jedesmal nach Auflösung der Josefs-Akademie eine Zeit des Verfalles des militärärztlichen Corps begann, so dass man endlich immer wieder zur Restitution dieser Anstalt schritt, und endlich die Erwägung, dass ein so grosses, in allen seinen Zweigen so trefflich bestelltes Heer, wie das österr.-ungarische, auch dem Sanitätswesen und dessen Organen seine volle Aufmerksamkeit und Pflege zuwenden müsse, — werden die Frage der abermaligen Wiedererrichtung einer militär-ärztlichen Akademie immer und immer wieder in den Vordergrund rücken, denn eine vollentsprechende Ergänzung des ärztlichen Corps dürfte nur auf diesem Wege möglich werden.

Die Einwendungen, die gegen die Errichtung einer Akademie von manchen Seiten erhoben werden, sind wenig stichhältig.

Man wies vor allem auf die enormen Kosten hin, die die Errichtung und Erhaltung einer solchen Anstalt erfordern würde. Nun ist aus den Budgets von 1854 bis 1870 zu ersehen, dass das jährliche Gelderforderniss der bestandenen Josefs-Akademie, welche doch munificent ausgestattet war, niemals die Summe von 200,000 Gulden überschritt; gewiss keine übergrosse Summe, wenn man bedenkt, dass jährlich gegen 50, im Durchschnitte vortreffliche Aerzte diese Anstalt verliessen, die noch heute den eigentlichen Kern der Militärärzte bilden. Die projectirte militär-ärztliche Akademie, selbst den heutigen gesteigerten Anforderungen entsprechend eingerichtet, würde diese Summe nicht überschreiten; um billiges Geld wird man übrigens nie und nirgends gute Aerzte bekommen. Entschieden muss dagegen zugestanden werden, dass die Armee nur dann in den Besitz von Chirurgen, Oculisten und übrigen Specialärzten gelangen wird, wenn sie sich dieselben selbst zu erziehen in die Lage versetzt wird.

Man behauptet, «es würde nicht gelingen, die geeigneten Lehrkräfte für eine Akademie zu acquiriren, um dieselbe ebenbürtig den Facultäten Oesterreich-Ungarns an die Seite stellen zu können.» Nichts wäre aber irriger als diese Behauptung, und wer mit den Verhältnissen der einzelnen medicinischen Facultäten nur einigermassen vertraut ist, wird zugestehen, dass dieselben eine so grosse Zahl

hervorragender jüngerer Kräfte bergen, dass die Frage der Besetzung der Lehrkanzeln nicht die geringsten Schwierigkeiten bieten wird.

Die Frage der Einrichtung einer militär-ärztlichen Akademie war kaum aufgetaucht, als auch schon Männer mit glänzenden Namen, darunter so manche an Universitäten angestellte Personen, sich um Lehrkanzeln an der projectirten Anstalt bewarben.

Wien, Budapest, Prag und Krakau würden wetteifern, ihre besten Kräfte der neuen Schule zu widmen, die alsbald sich ebenbürtig ihren Schwester-Facultäten an die Seite stellen würde.

Brauchte doch auch die bestandene Josefs-Akademie die Concurrenz mit den übrigen medicinischen Facultäten der Monarchie nicht zu scheuen; ihre Aerzte genossen gleich grosses Ansehen, gleiche Rechte wie die an den übrigen Universitäten gebildeten Aerzte, manche ihrer Schüler sind heute als Professoren eine Zierde ihrer Universitäten, und manche Professoren der aufgelösten Josefina wurden mit offenen Armen in den Status der Universitäts-Professoren übernommen. Warum sollte die wiedererstandene Schule nicht ihren alten Rang zu erreichen vermögen?

Man sagt «es könnte ja möglicherweise in nächster Zeit eine Ueberproduction von Aerzten an den Universitäten stattfinden, und dann würden naturgemäss viele dieser Aerzte in das Heer eintreten und den Abgang decken.» Da könnte man mit derselben Berechtigung sagen, es könnte in den nächsten Jahren eine Minderproduction an Aerzten erfolgen, und das Zuströmen von Aerzten zur Armee demzufolge ein noch geringeres werden, als es heute ist. Soll und darf man das Schicksal des militärärztlichen Corps auf eine blosse «Möglichkeit» oder Wahrscheinlichkeit bauen?

Aber selbst diese Möglichkeit einer Ueberproduction für ein, zwei, ja sogar für mehrere Jahre angenommen, wird diese Ueberproduction in erster Linie den Civilbehörden zu statten kommen, denn die Frage der Anstellung von Gemeindeärzten von Amtswegen, sowohl auf dem flachen Lande, als vornehmlich in den Gebirgsländern, ist bereits eine so brennende geworden, dass deren Lösung kaum mehr hinausgeschoben werden kann.

Man sagt: «Verbessert die materielle Lage der Militärärzte durch höhere Gebühren, durch ein besseres Avancement, bessere Dislocirung, gebt den Aerzten den vollen Officiers-Charakter»! Sind alle diese Desiderien durchführbar? Ist es auch sichergestellt, dass selbst dann, wenn alle diese Wünsche befriedigt werden sollten, der Zuzug von Civilärzten zur Armee ein genügender werden wird?

Die soeben beantragte Chargenvermehrung im militär-ärztlichen Officierscorps, so gering sie ist, ergibt ein jährliches Mehr-Erforderniss von circa 70.000 Gulden und doch wird sie kaum das Avancement-Verhältniss wesentlich verbessern. In den letzten Jahren schon ist der Oberarzt nach 2-, längstens 2½-jähriger Dienstzeit zum Regimentsarzte avancirt, ohne dass dieses günstige Verhältniss eine besonders anlockende Wirkung geäussert hätte.

Wäre es durchführbar, ja wäre es billig, den Militärarzt höher zu besolden als den Combattanten der gleichen Charge? Es wäre ein Danaër-Geschenk, nach dem gewiss kein vernünftiger Militärarzt ein Verlangen trägt.

«Bessere Dislocirung und Stabilität» sind Schlagworte, die strikte durchge-

führt, die grösste Unbilligkeit wären, und mit Recht die grösste Misstimmung erregen würden. Stabilität wünschen nur jene, die eben in sogenannten guten Garnisonen dislocirt sind, während solche in minder günstigen Stationen gewiss die Stabilität perhorresciren. Endlich werden Erkrankungen, Superarbitrirungen, der freiwillige Austritt aus dem Heere und Todesfälle stets unabweisbar Transferirungen nach sich ziehen, selbst wenn solche niemals im rein dienstlichen Interesse erfolgen müssten.

Die Verleihung des Officiers-Charakters an die Militärärzte ist der Gnade Sr. Majestät anheim gestellt, und es ist immerhin noch zweifelhaft, ob dieselbe auf die Ergänzung des ärztlichen Corps einen besonderen Einfluss hätte, wenn auch zugegeben werden muss, dass wohl alle Militärärzte ohne Ausnahme auf eine Besserstellung nach dieser Richtung hin den grössten Wert legen dürften. Die Erreichung dieses Zieles dürfte aber gewiss erst dann anzuhoffen sein, wenn eine militär-ärztliche Akademie nicht nur Militärärzte, sondern auch tatsächlich Officiere heranbilden würde.

Man hat schliesslich von »einer Entnationalisirung der an der militär-ärztlichen Akademie studierenden Jugend« gesprochen, sowie von einer Benachteiligung der verschiedenen Landes-Universitäten dadurch, dass zahlreiche Studierende diesen Universitäten entzogen, und den Docenten und ausserordentlichen Professoren dieser Universitäten die Gelegenheit zur Vermehrung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit verkürzt werde.

Es wäre dies wohl der schwächste Einwand, den man gegen die Wiedererrichtung der militär-ärztlichen Akademie erheben könnte, denn gerade bei einer eventuellen Errichtung einer militär-ärztlichen Akademie eröffnet sich den Docenten und Professoren der vielen Universitäten ein weites Feld einer schönen und lohnenden wissenschaftlichen Tätigkeit umsomehr, als wohl den beiderseitigen Unterrichts-Ministerien ein bestimmter und massgebender Einfluss bei Besetzung der verschiedenen wichtigen Lehrkanzeln gewahrt werden würde.

Gleichwie an der seinerzeit bestandenen Akademie die Idiome sämmtlicher Völkerstämme der österr.-ung. Monarchie gesprochen wurden, und die verschiedensprachigen Zöglinge dieser Anstalt auch weiter treue Söhne ihrer Heimat blieben, so wird es wohl auch an der neugeplanten Schule der Fall sein. Dem Reichs-Kriegs-Ministerium kann es im Gegenteil nur im höchsten Grade erwünscht sein, wenn Mediciner aus allen Ländern Oesterreich-Ungarns die Akademie aufsuchen, um den verschiedenen Truppenkörpern bei Besetzung der ärztlichen Posten, auch in sprachlicher Richtung entsprechend Rechnung tragen zu können.

Uebrigens studieren beispieleweise im heurigen Schuljahre nach eigener freier Wahl 96 Ungarn als Einjährig-freiwillige Mediciner an den verschiedenen cisleithanischen Universitäten und von den 232 Medicinern, welche als Einjährig-Freiwillige ihren Präsenzdienst in den beiden Garnisons-Spitälern Wiens ableisten, sind 90 in Ungarn heimatsberechtigt. Welch' kleiner Bruchteil davon dürfte auf die Zöglinge der militär-ärztlichen Akademie entfallen?

Den allgemeinen Umriss des Organisationsplanes dieser militär-ärztlichen Akademie, sowie den Studienplan wolle das kön. ung. Ministerium für Cultus und Unterricht aus den Beilagen ersehen.

Um die Kosten dieser Akademie möglichst zu verringern, müsste von der

Errichtung einer geburtshilflichen Klinik, von der Anlegung kostspieliger Sammlungen für Botanik, Zoologie und Mineralogie abgesehen werden und hätten die Zöglinge der Akademie diese Gegenstände, sowie Curse über Frauen- und Kinderkrankheiten, Psychiatrie und Physik, die Einwilligung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht hiezu vorausgesetzt, an der hiesigen Universität zu hören.

Das Reichs-Kriegs-Ministerium beehrt sich nunmehr das kön. ung. Ministerium für Cultus und Unterricht zu ersuchen, die vorstehenden Auseinandersetzungen einer geneigten Erwägung zu unterziehen und die Wohlmeinung in dieser für die Armee so hochwichtigen Angelegenheit gefälligst hieher bekannt geben zu wollen. Es könnte dann den gemeinsamen Beratungen zwischen den Vertretern des Reichs-Kriegs-Ministeriums und der beiderseitigen Unterrichts-Ministerien vorbehalten bleiben, diese Angelegenheit einer endgiltigen Lösung entgegen zu führen.

Wien, 25. October 1884.

Bylandt, m. p., Feldzeugm.

An das kön. ung. Ministerium fur Cultus und Unterricht.

II. Beilage. — Allgemeiner Umriss eines Organisations-Planes der militär-ärztlichen Akademie.

Da sich das Reichs-Kriegs-Ministerium bewusst ist, dass eine militär-ärztliche Akademie nur dann ihrem Zwecke voll entsprechen kann, wenn ihr die Bedingungen hiezu in munificenter Weise geboten werden, so wird in erster Linie getrachtet werden, die sämmtlichen Lehrfächer mit hervorragenden Kräften teils aus dem Civile, teils, namentlich die speciell militär-ärztlichen und rein militärischen Gegenstände mit Fachmännern aus den Reihen des k. k. Heeres selbst zu besetzen.

Die Professoren werden nach Einholung der Gutachten der beiderseitigen Unterrichts-Ministerien über Vorschlag des Reichs-Kriegs-Ministeriums von Sr. Majestät dem Kaiser ernannt, und geniessen alle Rechte und Prärogative der Universitäts Professoren. Sie beziehen einen von Fall zu Fall zu vereinbarenden Gehalt, Quartiergeld und werden nach zehn Jahren pensionsfähig, beziehen jedoch weder Collegiengelder noch Rigorosen oder Promotions-Taxen.

Die dem k. k. Heere angehörenden Mitglieder des Lehrkörpers erhalten die ihrer Charge entsprechenden Gebühren nebst den systemisirten Dienstes-Zulagen.

Als Commandant der Anstalt fungirt ein General-Stabsarzt oder Ober-Stabsarzt I. Classe, der in seiner Eigenschaft als Commandant direct dem Reichs-Kriegs-Ministerium untersteht. Er entwirft die Stundeneinteilung, überwacht den Unterricht und den Studienfortgang der Akademiker, er intervenirt bei den Semestral- und Annual-Prüfungen und führt den Vorsitz im akademischen Professoren-Collegium, sowie bei den Rigorosen und Promotionen. (Sein eventueller Stellvertreter ist, soweit es Studien-Angelegenheiten betrifft, der rangälteste Professor.)

Der Commandant der Anstalt überwacht schliesslich den geregelten Dienstbetrieb und die Aufrechthaltung der Ordnung in der Akademie.

Zur Versehung des rein administrativen Dienstes und des Rechnungswesens werden ihm ein Hauptmann des Soldatenstandes und ein Rechnungsführer zuge-

teilt und obliegt dem ersteren auch die rein militärische Ausbildung der Zöglinge und die Ueberwachung der Hausordnung.

Es besteht die Absicht, 50 Zöglinge in jeden Jahrgang aufzunehmen, wornach sich der Gesammtstand, inclusive der Doctoranden, auf 300 Zöglinge belaufen wird.

Die Zöglinge gliedern sich in Zahl- und Aerarial-Zöglinge.

Die Zahlzöglinge haben einen jährlichen, im Vorhinein zu erlegenden Betrag, dessen Höhe erst bestimmt werden wird, zu entrichten.

Die Aerarial-Zöglinge haben blos einen einmaligen Equipirungs-Beitrag von Einhundert Gulden bei ihrer Aufnahme in die Akademie zu erlegen. Doch kann in besonders berücksichtigungswürdigen Fällen von dem Erlage des Equipirungsbeitrages abgesehen werden.

Analog wie in den übrigen k. k. Militär-Bildungs-Anstalten (Akademien) werden die Zöglinge der militär-ärztlichen Akademien gemeinsam bequartiert, verköstiget und uniformirt, und geniessen den unentgeltlichen Unterricht in allen Disciplinen, sowie sie auch von allen Rigorosen- und Promotions-Taxen befreit sind. Nach erlangtem Grade eines Doctors der gesammten Heilkunde werden sie vollkommen adjustirt und mit den nötigen Lehrbüchern und dem vorgeschriebenen Instrumenten-Étui ausgerüstet, zu k. k. Oberärzten im Activstande des k. k. Heeres mit dem Vorrückungsrechte in die höheren Chargen ernannt. Dagegen verpflichten sie sich durch zehn Jahre als Berufs-Militärärzte zu dienen.

Sollte ein Akademiker wegen schlechten Studienfortganges oder aus disciplinären Gründen aus der Akademie entlassen werden, so hat er den vollen Betrag der für ihn bis dahin aufgelaufenen Kosten dem Militär-Aerar zu ersetzen, oder falls ihm dies nicht möglich sein sollte, seine ihm obliegende Wehrpflicht im streitbaren Stande abzuleisten.

III. Beilage. — Studien-Plan für die militär-ärztliche Akademie.

I. Jahrgang. — 1. Semester.

	Wöchentlich
Systematische Anatomie, I. Teil	5 Stunden
Allgemeine Chemie (anorganische Chemie)	5 «
Experimental-Physik	5 «

2. Semester.

Systematische Anatomie. II. Teil	5 «
Organische Chemie	5 «
Mineralogie mit besonderer Berücksichtigung der Geognosie	3* «
Histologie	3 «

II. Jahrgang. — 1. Semester.

Physiologie I. Teil	5 «
Zoologie	3 «
Histologie	3 «

* Eventuell nur zwei Stunden wöchentlich.

2. Semester.

	Wöchentlich
Physiologie II. Teil	5 Stunden
Allgemeine Botanik	3 „
Histologie	3 „

Die anatomischen Secirübungen werden durch zwei Winter-Semester betrieben, in der Weise, dass die Zöglinge des II. Jahrganges als Demonstratoren für die Zöglinge des I. Jahrganges beigezogen werden.

Die histologischen Uebungen werden durch zwei Sommer-Semester betrieben unter der Leitung des Prof. der Anatomie (oder Physiologie).

III. Jahrgang. — I. Semester.

	Wöchentlich
Allgemeine und specielle pathologische Anatomie	5 Stunden
Propädeutische Klinik	3 „
Allgemeine Chirurgie mit Einschluss der Instrumenten- und Bandagenlehre	5 „

2. Semester.

Allgemeine und specielle pathologische Anatomie	5 „
Allgemeine Pathologie mit praktischer Anleitung zur physikalischen Krankenuntersuchung (Gehört zur propädeutischen Klinik.)	3 „
Pharmakologie (Pharmakodynamik und Pharmakognosie mit besonderer Berücksichtigung der officinellen Pflanzen)	6 „
oder durch 2 Semester	3 „
Veterinär-Polizei (im Tierarznei-Institute)	2 „

IV. Jahrgang. — 1. Semester.

Specielle Pathologie, Therapie und Klinik der inneren Krankheiten	10 „
Specielle chirurgische Pathologie, Therapie und Klinik	10 „
Klinik für Syphilis und Hautkrankheiten	5 „
Physiologische und pathologische Chemie	5 „

2. Semester.

Medicinische Klinik	10 „
Chirurgische Klinik	10 „
Geburtshilfliche Klinik mit geburtshilflich-gynaekologischen Vorträgen	10 „
Hygiene mit besonderer Rücksicht auf die militärischen Verhältnisse	5 „
Zahnheilkunde	1—2 Stunden (an Samstagen)
Laryngoscopie in Cursen zu 6 Wochen	3 Stunden wöchentlich.

Das ganze Jahr hindurch chirurgische Operations-Uebungen, im 2. Semester auch geburtshilfliche Operations-Uebungen, an der Leiche und am Phantome.

V. Jahrgang. — I. Semester.

	Wöchentlich
Medicinische Klinik	10 Stunden
Chirurgische Klinik, mit besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Chirurgie	10 «
Augenheilkunde	5 «
Gerichtliche Medicin und Sanitäts-Polizei	5 «

2. Semester.

Medicinische Klinik	10 «
Chirurgische Klinik mit besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Chirurgie	10 «
Augenheilkunde	5 «
Ohrenheilkunde in Cursen zu 6 Wochen	3 «

In diesem Semester, sowie im Winter-Semester, werden die Zöglinge an der Universität Curse über Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie über Psychiatrie hören und gerichtsärztliche Uebungen vornehmen.

Es muss jedoch bemerkt werden, dass die vorliegende Verteilung des Lehrstoffes nur als eine beiläufige betrachtet werden kann und dem Professoren-Collegium der Akademie eine Einflussnahme auf die Verteilung des Stoffes sowie der Unterrichtsstunden gewahrt werden wird.

Ueberdies werden in diesem Rahmen noch die militär-ärztlichen und rein militärischen Gegenstände: Militär-Sanitätswesen, Militär-Pharmakopoe, Militär-Administration, Heeres-Organisation und Dienst-Reglement, der Unterricht im Fechten und Reiten eingefügt werden; wofür namentlich der 1. Jahrgang (Dienst-Reglement) dann der 5. und einige Monate des 6. Jahrganges in Aussicht genommen wurden.

Es ergibt sich nach Durchsicht dieses Studienplanes, dass derselbe die sämmtlichen Doctrinen umfasst, die an den österreichischen medicinischen Facultäten gelehrt werden und für eine erfolgreiche Ablegung der strengen Prüfungen erforderlich, ja unentbehrlich sind, und dass ausserdem einige für den Militärarzt besonders wichtige, specielle Gegenstände militärärztlicher und rein militärischer Natur in den Studienplan aufgenommen wurden.

Durch Einfügung einer propädeutischen Klinik für interne Medicin und für Chirurgie in den Studienplan der militär-ärztlichen Akademie glaubt das Reichs-Kriegs-Ministerium einem Fortschritte zu huldigen, der wohl unzweifelhaft in Bälde auch an den medicinischen Facultäten der österreichischen Universitäten sich Bahn brechen dürfte.

Dagegen muss an einer militärischen Akademie aus naheliegenden und leicht begreiflichen Gründen von der sogenannten Lernfreiheit ganz abgesehen und der Zögling einer solchen Anstalt verhalten werden, die Vorlesungen aus den verschiedenen Gegenständen in einer zweckentsprechenden, systematischen Reihenfolge zu hören und in Semestral-, beziehungsweise Annual-Prüfungen der Heeres-Verwaltung die Garantie zu verschaffen, dass er seinen Studien mit Erfolg obliege, und die für ihn verausgabten Kosten nicht vergeudet seien. Ueberdies werden die Professoren

verpflichtet werden, sich schon im Verlaufe des Semesters durch zeitweise Prüfungen (Collegial-Prüfungen) von dem Studienfortgange ihrer Schüler zu überzeugen.

Zöglinge, welche bei der Semestral- oder Annual-Prüfung blos aus einem Gegenstande eine ungenügende Fortschrittsclasse erhalten haben, müssen sich aus diesem Gegenstande einer nochmaligen Prüfung unterziehen, nach 6, eventuell 8 Wochen. Zöglinge jedoch, welche bei einer Semestral- oder Annual-Prüfung aus zwei Gegenständen eine ungenügende Fortgangsclasse erhalten oder bei der Reparaturs-Prüfung abermals nicht entsprochen haben, werden aus der Anstalt entlassen. Nur in ganz besonders berücksichtigungswürdigen Fällen kann einem solchen Zöglinge die Wiederholung eines Jahrganges vom Reichs-Kriegs-Ministerium bewilligt werden.

Rigorosen-Ordnung.

Während an der Universität die drei Rigorosen aus je einer practischen und theoretischen Prüfung bestehen, glaubt das Reichs-Kriegs-Ministerium die an der früher bestandenen Josephs-Akademie vorgeschriebene Rigorosen-Ordnung abermals einführen, d. h. die practischen Prüfungen aus Anatomie, aus der chirurgischen, oculistischen und geburtshilflichen Operationslehre in Eine, und zwar das dritte (oder letzte) Rigorosum zusammenfassen zu sollen, und zwar aus dem Grunde, weil an der Akademie diese practischen Prüfungen der Zöglinge ohnedies das ganze Jahr hindurch am Secirtische, im chemischen und physiologischen Laboratorium, und endlich am Krankenbette stattfinden, und bei der geringen Zahl von Zuhörern (etwa 50 per Jahrgang) die Professoren mit den Schülern in beständigem näheren Contacte stehend, in der Lage sind, sich über das practische Wissen derselben leicht zu orientiren. Ebenso empfiehlt es sich, vielleicht auch nach den an der Universität gemachten Erfahrungen, alle drei Rigorosen in den sechsten Jahrgang zu verlegen; denn es ist eine bekannte Tatsache, dass die Mediciner in der Zeit, wo sie sich für die Ablegung des I. Rigorosums vorbereiten, das Studium und den Collegienbesuch der in diese Zeit fallenden Vorlesungen in der Regel nur zu sehr vernachlässigen, ein Uebelstand, der an der Akademie sich in erhöhtem Grade geltend machen würde, da die Zöglinge derselben sich auch für die Semestral-, resp. Annual-Prüfungen vorbereiten müssen.

Die drei Rigorosen würden demnach in den sechsten Jahrgang fallen und folgendermassen verteilt werden:

I. Rigorosum. Theoretische Prüfung aus: Anatomie, Physiologie, Chemie, pathologischer Anatomie und Physik.

II. Rigorosum. Theoretische Prüfung aus: Medicin, Chirurgie, Augenheilkunde, Geburtshilfe, Pharmakologie, gerichtlicher Medicin und Sanitäts-Polizei (Hygiene), Militär-Sanitätswesen.

III. Rigorosum. Practische Prüfung aus: Anatomie; eine chirurgische, oculistische und geburtshilfliche Operation.

Behufs Zulassung zu den Rigorosen muss sich der Zögling über die mit Erfolg abgelegten 3 naturhistorischen Vorprüfungen ausweisen.

Zum II. und III. Rigorosum wird auch der Professor der Geburtshilfe, bei dem die Zöglinge der Akademie die Vorlesungen über diesen Gegenstand an der Universität gehört haben, zugezogen werden.

Für die Rigorosen werden im Uebrigen die Einrichtungen, wie sie an der Wiener medicinischen Facultät bestehen, massgebend sein und wird den Vorsitz bei denselben der Akademie-Director, oder bei Verhinderung desselben, der rangälteste Professor führen.

UNGARISCHE VOLKSMÄRCHEN.[1]

7. Der Tod und die Alte.

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo noch über dem operenzianischen Meere, weit über den gläsernen Bergen, dort wo der hinfällige und baufällige Kamin stand, daran weder Mauer noch Schlot mehr war, der noch aufrecht stand, wo er nicht schon zusammengefallen war und zusammengefallen war, wo er nicht noch stand, ganz dicht neben dem kahlen Suchnicht- und Weissteufelsberge, da war einmal ein Fluss, am Ufer des Flusses eine alte hohle Weide, an jedem Ast der Weide ein zerlumpter und zerfetzter Weiberrock und in jedem Winkelchen und Fältelchen jedes Weiberrockes je eine Heerde von Flöhen — und wer mir nicht aufmerksam zuhört, soll der Hirt von dieser Heerde Flöhen sein. Wenn er aber auch nur einen entspringen lässt, soll er dem schrecklichen Blutdurst der Flohheerde preisgegeben und von ihr zu Tode gezwickt werden.

Es war also einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo auf der Welt war einmal eine ur-uralte Frau, die war älter als die Landstrasse und länger auf der Welt, als der Gärtner von unserem alten Herrgott. Diese Alte war schon so alt, dass sie kaum mehr vernünftig reden konnte und doch war es ihr noch gar nie in den Sinn gekommen, dass ja endlich einmal auch an das Sterben die Reihe kommen müsse; aber statt dessen arbeitete und hetzte sie sich den ganzen Tag ab und war immerfort in der Wirtschaft rührig und auf den Beinen, sprang und stolperte, kehrte und kramte immer herum und hätte am liebsten die ganze Welt in sich gepfropft und hatte doch niemanden auf der ganzen Welt, nicht so jemanden, wie meine Faust. Es sah aber dann auch danach aus, denn zuletzt hatte sie sich so herausgemausert und herausstaffirt, dass es eine Pracht war; da war aber auch rein alles im Hause, da war eine kleine Axt, eine grosse Axt, alles, alles.

Einmal aber machte der Tod mit seiner Kreide auch durch ihren Namen einen Strich und ging auch richtig zu ihr hin, um sie mit sich ru nehmen. Aber der Alten tat es leid, die schöne Wirtschaft so stehen zu lassen, und so bat sie also den Tod und lamentirte gar sehr, er möge sie doch noch ein Weilchen leben lassen und ihr nur noch zehn Jahr zugeben und nicht mehr, oder wenigstens fünfe, oder zum allerwenigsten ein Jahr. Der Tod aber wollte durchaus nicht nachgeben und sagte:

— Mache Dich schnell zusammen, und dann komm; kommst Du nicht im Guten, so schlepp' ich Dich mit Gewalt fort.

Aber die Alte liess sich nicht herumkriegen, sie bat und flennte, er möge ihr nur noch ein wenig Zeit schenken und wenn es auch gleich nicht viel wäre. Der Tod aber wollte nichts davon hören. Doch zuletzt hatte ihm die Alte so viel vorlamentirt und vorgeflennt, dass er schliesslich sagte:

[1] Aus der im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft von Lad. Arany und Paul Gyulai besorgten Sammlung ungarischer Volksdichtungen übersetzt von Andor Verbirs.

— Nun, meinetwegen, ich gebe Dir also drei Stunden.

— Das ist viel zu wenig, sagt die Alte, aber nimm mich nicht heute mit, sondern verschieb' es lieber auf morgen.

— Das geht nicht!

— Vielleicht geht es doch!

— Nein, das geht einmal nicht!

— Geh, sei doch nicht so!

— Na, wenn Du schon Deinen Narren an diesem Tag gefressen hast, also meinetwegen!

— Dann möchte ich Dich noch bitten, dass Du ... nun dingsda ... dass Du mir das also hier auf die Türe schreibst, dass Du erst morgen kommst ... ich bin wenigstens beruhigt, wenn ich die Schrift auf der Türe sehe.

Der Tod wollte nicht noch mehr Zeit vertrödeln und stritt sich daher nicht weiter herum, sondern nahm die Kreide aus dem Sacke und schrieb auf die Türe oben hinauf «morgen» und damit ging er seinen Geschäften nach.

Am andern Tage nach Sonnenaufgang kam der Tod zur alten Frau, fand sie aber noch in den Federn.

— Also folge mir jetzt! — sagt der Tod.

— Sachte, sachte! schau' nur erst nach, was auf der Türe steht!

Der Tod schaut hin und sieht dort nur das eine Wort: morgen.

— Nun gut! — morgen komme ich aber auch ganz gewiss! damit machte er sich auf die Beine.

Richtig hielt er auch Wort und kam am folgenden Tage wieder zur alten Frau, die noch schön warm im Bette lag. — Doch auch dieses Mal konnte er nichts ausrichten, denn die Alte zeigte wieder nur auf die Türe, wo nur das eine Wort stand: morgen.

So ging das eine Woche lang fort, aber endlich wurde dem Tode der Spass denn doch zu dick und so sagte er also am siebenten Tage zur Alten:

— Jetzt wirst Du mich aber nicht mehr drankriegen! — ich brauche meine Kreide und nehme sie jetzt mit! — und mit diesen Worten löschte er die Schrift auf der Türe schön aus, — morgen aber, passe gut auf, also morgen komme ich wieder und führe Dich mit mir!

Hierauf ging der Tod fort. Der Alten aber blieb der Mund nur so offen, denn jetzt sah sie, dass es morgen Ernst sein werde und dass sie dann sterben müsse, ob sie nun wolle, oder nicht; da wurde ihr angst und bange, dass sie zitterte wie ein Stück Sulze.

Als es nun gar erst Morgen wurde, da kannte sie sich vor lauter Furcht kaum mehr aus und hätte sich vor dem Tode mit Vergnügen auch in eine leere Flasche verkrochen, wenn das nur gegangen wäre. So aber zerbrach sie sich den Kopf darüber, wohin sie sich nur verstecken könnte, um sicher zu sein. In der Kammer hatte sie ein Fass mit Tropfhonig stehen, in das setzte sie sich also zuletzt hinein, so dass nur Mund, Nase und Augen herausschauten.

— Wie aber, wenn er mich auch hier findet? — Es wird am Besten sein, ich krieche ins Bett zwischen die Flaumen.

So kam sie denn wieder aus dem Honig heraus und kroch in das Bett zwischen die Flaumen; doch auch hier hielt sie's nicht lange und so kroch sie

auch hier wieder hervor, um sich ein besseres Versteck zu suchen. Gerade wie sie sich aus den Federn herausarbeitet, kommt der Tod, der sich nicht vorstellen konnte, was Gottes Wunder das Unding da sei und einen so gewaltigen Schreck in die Glieder bekam, dass ihm beinahe das kalte Fieber in den Leib gefahren wäre. Er lief also in seiner Furcht auf und davon, so dass er sich vielleicht bis auf den heutigen Tag der Alten nicht wieder in die Nähe getraut hat.[1]

8. Prinz Johann und Prinzessin Windhauch.

Es war einmal der Himmel weiss wo, irgendwo noch weit über dem operenzianischen Meere[2] war einmal ein König. Dieser König hatte einen Sohn und der hiess Johann. Einmal da sagte der König zu seinem Sohne:

— Du musst jetzt auf Reisen gehen, mein Sohn, über siebenmal sieben Lande, damit Du etwas von der Welt siehst, so wird dann schneller etwas aus Dir werden.

Prinz Johann machte sich also auf die Sohlen, warf ein Ränzel über den Rücken, nahm einen derben Knotenstock mit auf die Reise und zog aus über siebenmal sieben Lande, etwas von der Welt zu sehen. Wie er so nur immer weiter und weiter geht, begegnet er auf einmal einem langen, dünnen Mann.

— Gott gebe Euch einen guten Tag![3] — sagt der Dünne.

— Auch Dir! — antwortet der Prinz — wer bist Du, und was ist Dein Gewerbe?

— Ich bin Blitzgeschwind und kein andrer. Wenn ich anfange zu laufen, bin ich so schnell wie der Blitz.

— Nun, das wäre ja sehr schön — sagt Johann — wenn Du wirklich so schnell laufen könntest, als Du sagst.

Gerade in diesem Augenblicke sprang ein wunderschöner, stattlicher Hirsch aus dem Walde; wie das der Prinz sieht, sagt er zu Blitzgeschwind:

— Wenn Du also so schnell laufen kannst, als der Hirsch, so fange ihn.

Das lässt sich Blitzgeschwind nicht zweimal sagen, er streift seine Gatya[4] hinauf, springt dem Hirsch nach und mögt Ihr's jetzt glauben, oder nicht glauben, es ist so wahr, wie meine Faust, mein Ellbogen kann es bezeugen, dass es genau so ist, ich war selbst dabei, wie es erzählt wurde, kurz mit drei Schritten holte er den Hirsch ein.

— Hättest Du nicht Lust, mein Kumpan zu werden? — frägt ihn der Prinz, wie er ihm den Hirsch hinbringt.

[1] «Der Tod und die Alte» ist eine Variante des bekannten Märchens, in dem der Student den Teufel das Wort: «cras» an die Türe schreiben lässt und sich ihn auf diese Weise vom Leibe hält. Hieher gehören noch verschiedene Märchen bei Erdélyi und Merényi; unter den deutschen s. Grimm's 42-tes.

[2] Dies ist ein Meer, auf dem das ungarische Märchen mit Vorliebe kreuzt.

[3] Gebräuchliche Begrüssungsart.

[4] Das weite Unterbeinkleid des ungarischen Bauern, ihm zugleich Oberbeinkleid.

Der Uebers.

— Na und ob, mit tausend Freuden!

Nun jetzt zogen sie also schon zu zweien ihre Strasse und wie sie so unterwegs von dem und jenem sprechen und plaudern, begegnen sie einem starken breitschultrigen Mann.

— Gott gebe Euch einen guten Tag! — sagt der Breitschultrige.

— Auch Dir, — antwortet der Prinz — wer bist Du und was ist Dein Gewerbe?

— Ich bin Bergträger und kein andrer, auf meinem Rücken kann ich mit Leichtigkeit jeden beliebigen Berg tragen, wie gross er auch sei.

— Der tausend! Versuchen wir das — sagt ihm Prinz Johann — das wäre ja sehr schön, wenn es nur wahr ist.

Da nahm Bergträger einen grossen Berg auf den Rücken und trug ihn, dass es eine helle Freude war.

— Ach, das ist schön, ach, das ist schön! hättest Du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?

— Na und ob, mit tausend Freuden!

Nun jetzt zogen sie also schon zu dreien ihre Strasse. Nach einer Zeit begegnen sie einem Mann mit einer auffallend breiten Brust.

— Gott gebe Euch einen guten Tag! — sagt der mit der breiten Brust.

— Auch Dir — antwortet Prinz Johann, — wer bist Du und was ist Dein Gewerbe?

— Ich bin Blasebalg und kein anderer und kann so stark blasen, dass ich nur eins zu blasen brauche und gleich fliegen alle Hausdächer wie Flocken in die Luft. Mit einem Stosse kann ich zwei-dreihundert der stärksten und grössten Bäume aus der Erde blasen.

— Ah, das müssen wir uns ansehen, — sagt Prinz Johann zu ihm, — versuche nur einmal, dort stehen ohnehin ein paar grosse Eichen; wenn Du etwas kannst, blase sie heraus.

Da begann Blasebalg mit solcher Gewalt zu blasen, dass die paar Bäume, welche ihm Prinz Johann gezeigt hatte, aus der Erde flogen, wie die Motten und in der Luft herumwirbelten, wie der Kehricht im Wirbelwinde, in dem die Hexe ihren Tanz hält.

— Hättest Du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?

— Na und ob, mit tausend Freuden!

Nun jetzt waren sie schon viere zum darauf los wandern. Wieder nach einiger Zeit begegnen sie einem Mann mit Pfeil und Bogen.

— Gott gebe Euch einen guten Tag! — grüsst der mit dem Bogen.

— Auch Dir, — dankt ihm der Prinz, — wer bist Du und was ist Dein Gewerbe?

— Ich bin Triffgut und kein anderer, und kann so gut zielen, dass ich ein Erbsenkorn von einem Steine herunterschiesse, ohne den Stein mit meinem Pfeile auch nur im geringsten zu berühren.

— Versuchen wir das, — sagt der Prinz zu ihm, — ob sich die Sache wohl wirklich so verhält, wie Du sagst?

Drauf legten sie ein Erbsenkorn auf einen Stein; Triffgut aber schoss es so herunter, dass der Pfeil den Stein nicht auf flohnierenbreit berührte.

— Nein, so etwas habe ich aber mein Leben nicht gesehen — sagt der Prinz — hättest Du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?

— Na und ob, mit tausend Freuden!

Nun, jetzt waren sie schon fünfe; wie sie so weiter gehen, begegnen sie einem kleinen, stämmigen Mann.

— Gott gebe Euch einen guten Tag! — grüsst sie der Kleine.

— Auch Dir, — dankt ihm Prinz Johann — wer bist Du und was ist Dein Gewerbe?

— Ich heisse Peter, und wenn ich meinen Kopf auf die Erde lege, weiss ich alles, was die Menschen tun und denken.

— Hättest Du nicht Lust, unser Kumpan zu werden? — frägt ihn der Prinz.

— Na und ob, mit tausend Freuden!

So gingen sie denn ihrer sechse über siebenmal sieben Lande, weit über die gläsernen Berge, auch darüber noch hinaus, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, da mit einem Male kommen sie ins Feenreich. Hier herrschte ein sehr reicher und mächtiger König, dieser hatte eine wunderschöne Tochter, die so unglaublich schön war, dass kein Maler je etwas Schöneres hätte malen können, und die hinschwebte wie der Wind, nicht ihre Fussspitze berührte den Boden.

Der König liess also im ganzen Lande verkünden, dass wer seine Tochter im Laufe besiegen könne, der sollte sie zum Weibe haben; wer aber kein Vertrauen in seine flinken Füsse setze, der solle sich das Wettlaufen nur gleich aus dem Kopfe schlagen, denn wenn er auch nur um einen Schritt hinter Windhauch — denn so hiess nun einmal die Prinzessin — zurückbliebe, so würde er ihm sicher einen Platz anweisen lassen, wo er nicht mit der Fusspitze den Boden berühren werde. — Es kamen denn auch viele, arm und reich, einer ein grösserer Herr als der andere, aber bei allen ging die Sache darauf hinaus, dass sie halt schliesslich so tanzen und die Fersen so zusammenschlagen mussten, wie der Wind die Melodie pfiff.

Diese Geschichte kam nun einmal auch den sechs Kumpanen zu Gehör, sie zögerten also auch nicht lange, sondern sandten gleich Blitzgeschwind zum König, damit er sein Glück versuche und jetzt zeige, von wie weit her seine Kunst sei. Blitzgeschwind geht also flugs zum König und sagt:

— Herr König! ich möchte mit der Prinzessin eins zur Wette laufen.

— Gut, mein Sohn! — sagt ihm der König — also komm nur morgen in aller frühe her.

Am andern Tage geht also Blitzgeschwind in aller frühe in den königlichen Palast. Herr, Du mein Gott! ist da überall ein Gedränge von Menschen, die alle gekommen sind, um zu sehen, wer denn eigentlich geschwinder sein werde, Windhauch, oder der lange, dürre Fremdling. Ich sage Euch das war eine Flut von Menschen, dass man kein Ende sehen konnte. Sie begannen also zu laufen, aber Blitzgeschwind hatte Windhauch in drei Sätzen überholt und kam viel früher zum Ziele.

Das verdross die Prinzessin sehr, dass sie dieser Fremdling besiegt hatte; allein was war zu tun, es war schon einmal geschehen, und wo ist dieses Kind Gottes, das Geschehenes ungeschehen machen könnte!

— Gut, mein Sohn! — sagt der König zu Blitzgeschwind — ich sehe, dass auch Du etwas kannst. Aber meine Tochter dürfte sich heute kaum ganz wohl fühlen, denn ich glaube nicht, dass Du ihr sonst auch nur das Wasser reichen könntest, aber tue mir den Gefallen und laufe morgen noch einmal mit ihr um die Wette.

Blitzgeschwind war es recht und er gab sich auch so zufrieden. — Am folgenden Tage war das wäschetrocknende Gestirne (die Sonne) schon tüchtig heraufgestiegen, als sie den Wettlauf begannen; auch jetzt waren die Zuschauer zahlreich, wie die Sterne am Himmel. Windhauch bot ihre ganze Kunst auf, aber es war rein umsonst, denn Blitzgeschwind liess sie auch jetzt weit zurück und kam viel früher an das Ziel. — Die Prinzessin sank beinahe unter die Erde vor Scham, aber was war zu tun, das Ganze war nun schon einmal geschehen.

— Nun, mein Sohn — sagt der König zu Blitzgeschwind — laufe doch morgen noch einmal mit meiner Tochter zur Wette, dann wollen wir sehen, wer von Euch es besser versteht, denn Du weisst, das dritte mal entscheidet, wie unter den Zigeunerjungen beim Ringen.

Nun gut, Blitzgeschwind war auch das recht. Die Prinzessin aber sandte ihm, um sich nicht noch einmal beschämen zu lassen, einen goldenen Ring mit einem Diamanten, der die Eigenschaft hatte, dass derjenige, der ihn an den Finger steckt, blos Schritt vor Schritt gar mühsam vom Flecke kam, vom Laufen gar nicht zu reden. Peter hatte die böse Absicht gleich heraus, doch er sagte davon niemandem ausser dem Triffgut.

Am folgenden Tage standen sich Blitzgeschwind und Windhauch von neuem gegenüber, aber da konnte Blitzgeschwind, weil er den Ring eben am Finger stecken hatte, auch Schritt vor Schritt kaum vom Flecke; Triffgut aber legte hurtig seinen Pfeil auf und schoss den Stein — denn, seht Ihr, darin steckte ja eben der Zauber — so hübsch heraus, dass es eine Freude war. Auf das hin sprang Blitzgeschwind der Prinzessin Windhauch in drei Sätzen nach und kam viel früher an das Ziel. Die Prinzessin aber platzte beinahe vor Wut, kam ganz ausser Rand und Band, und biss sich vor Aerger beinahe die Zunge ab, dass sie dieser Nichtsnutz von einem Landstreicher zuletzt doch besiegt hatte.

Die sechs Kumpane traten also jetzt vor den König und sagten ihm, er möge die Prinzessin nur behalten und ihnen statt ihrer so viel Silber und Gold geben, als einer von ihnen schleppen könne.

Die Prinzessin hatte aber den Prinzen Johann kaum gesehen, da war ihr Zorn rein wie weggeblasen; mit einemmale wurde sie so zahm, so sanft und gut, wie sie vordem gewesen, und bekam vor lauter Liebe beinahe das kalte Fieber, denn ein Wort wie tausend, Prinz Johann war auch durchaus nicht als das hässlichste Küchlein aus der Schale gekrochen.

Der König liess sofort hundert Wagen voll Silber und Gold herbringen und Bergträger auf den Rücken laden, aber dem war das alles wie nichts; da liess der König also alle seine Schätze und Kostbarkeiten, alle Messer, Schüsseln, Löffeln und Leuchter, mit einem Worte alles, alles herbringen, was nur aus Gold oder Silber war und alle diese Sachen wurden auf das übrige Gold und Silber hinaufgeworfen und dann kehrten die Kumpane, alle sechse, dem Schlosse des Feenkönigs den Rücken.

Der König bereute gar bald, dass er diesen, weiss Gott woher hereingeschneiten Kumpanen die schwere Menge von Schätzen hingegeben. Er beschloss daher, seine Tochter zu ihnen zu senden, damit es den Anschein habe, als hätten sie die Prinzessin mit Gewalt entführt und ihnen dann ein Regiment Soldaten nachzuschicken, um diese sechs Halunken niederzumetzeln und Schatz und Prinzessin nach Hause zu bringen. Windhauch hatte aber schon früher als ihr Vater so ihre eigenen Gedanken gehabt, denn bis dieser sich seinen Plan zurecht gelegt, da war sie schon längst mit den sechs Kumpanen über alle Berge. Als das der Feenkönig erfuhr, kam er in schreckliche Wut und sandte ihnen sofort ein Regiment Soldaten über den Hals; aber als Peter einmal seinen Kopf auf die Erde legte, kam er gleich dahinter, was diese im Schilde führten, er sagte also zu den andern:

— Hallo, Kameraden! das eine mal werden wir aber kaum mit heiler Haut davonkommen, denn der König schickt uns ein Regiment Soldaten nach, mit dem Befehle, uns sechse niederzumetzeln und Prinzessin Windhauch mit den geschenkten Schätzen nach Hause zu bringen.

— Einfaltspinsel, der Du bist! — sagte Blasebalg — wie kann man nur gleich so erschrecken; das Ganze ist das reine Kinderspiel; setzt Euch nur ein wenig um zu verschnaufen, mit denen will ich schon fertig werden.

Da begann er mit aller Macht zu blasen und blies in einem fort weiter, wie Gott ihm das Zeug dazu gegeben. Gleich war ein solcher Sturm los, dass der Staub die ganze Reiterei mit Mann und Ross unter sich begrub. — Als Blasebalg endlich dachte, nun, die werden den gestirnten Himmel aber auch nicht wiedersehen, hielt er mit dem Blasen ein und alle machten sich auf den Weg nach Hause. — Sie gehen und gehen also nur immer weiter und auf einmal kommen sie in das Schloss von Prinz Johann's Vater, dort verteilten sie die Menge Reichtum unter sich und wurden alle gar grosse Herren.

Prinz Johann aber nahm die wunderschöne Feenprinzessin Windhauch zum Weibe und machte grosse Hochzeit; da wurde in Kesseln gekocht, in Mulden aufgetragen, Brühen allein gab's neunerlei, und erst die vielen Brühen ohne Braten!

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** Die Gesammtsitzung der Akademie am 5. Oktober eröffnete der neugewählte Präsident, Minister *August Trefort* mit folgenden Worten:

»Indem ich die Ehre habe, den Präsidentensitz zum ersten Male einzunehmen, muss ich vor Allem der geehrten Akademie für das Vertrauen danken, dessen sie mich durch die Wahl zu ihrem Präsidenten gewürdigt hat. Ich will mich keiner rhetorischen Mittel bedienen, ich will weder von den glänzenden Verdiensten meiner Vorgänger, noch von meiner eigenen Unbedeutendheit reden —, ich will blos erklären, dass ich ihren Fusstapfen folgen und die Pflichten dieser Stellung ebenso gewissenhaft erfüllen will, wie sie es getan haben. Die Pflichten ändern sich indessen je nach den Aufgaben, deren Lösung uns obliegt.

»Die Aufgaben der geehrten Akademie sind heute andere als sie zur Zeit

ihres Inslebentretens, andere, als sie vor zwanzig Jahren gewesen. Zu jener Zeit, wo die Akademie der einzige Sitz der ungarischen Wissenschaft oder der Wissenschaft in ungarischer Sprache war; wo unsere einzige Universität in sehr bescheidenen Maassen und mit sehr bescheidenen Mitteln in lateinischer Sprache wirkte und unsere Gymnasien blos die Aneignung der lateinischen Sprache bezweckende Anstalten waren; wo ein Fachunterricht in Specialschulen nicht existirte, literarische und wissenschaftliche Vereine bei uns überhaupt nicht vorhanden waren — musste die Akademie eine andere Aufgabe haben als heute.

»Ihre Aufgabe bestand damals hauptsächlich darin: Dasjenige, was wir von der gelehrten und gebildeten Welt Europas für unsere eigenen Zwecke recipiren konnten, in ungarischer Sprache zum Ausdruck zu bringen, in ungarischer Sprache zu verbreiten; die ungarische Sprache literarisch zu cultiviren, damit bei den Ungarn der Nationalgeist erhalten und, wo er fehlt, erweckt werde, damit jede Idee auch im Ungarischen schön und präcis ausgedrückt werden könne. Heute aber, wo die ungarische Sprache von der Universität bis zur Elementarschule hinab die Sprache des Unterrichts, wo die Verwaltung, Regierung und Gesetzgebung des Landes ungarisch ist, wo zur Förderung von Literatur-, Kunst- und Wissenschaftszwecken zahlreiche ungarische Vereine existiren: hat unsere Akademie — wie dies das Gesetz der Teilung der geistigen Arbeit mit sich bringt — andere Aufgaben. Was die Schulen und Vereine leisten, möge die Akademie ihnen überlassen und sie allenfalls den Umständen entsprechend geistig oder materiell unterstützen.

»Meiner Ansicht nach ist die heutige Aufgabe der Akademie: durch Entwicklung der Wissenschaft und Hebung ihres Ansehens im Lande, sowie durch Vereinigung der Kräfte zur Erreichung grosser Ziele die ungarische Cultur zu heben. Diese Aufgabe besteht je nach der Natur der Classen, in welche die Akademie sich trennt, aus unzähligen Teilen.

»Der ersten Classe sind insbesondere zwei Aufgaben zugefallen: die Pflege der allgemeinen und ungarischen Sprachwissenschaft, ferner die allgemeine und ungarische Literaturgeschichte. Die Sprachwissenschaft ist heute eine mächtige Stütze der Geschichtswissenschaft und eine Interpretin der verborgensten Rätsel des menschlichen Geistes, die Literaturgeschichte aber eine Ergänzung der Geschichte der politischen und sozialen Entwicklung. Darum muss die Classe auf diese beiden das Hauptgewicht legen und Alles übergehen, was nicht streng in das Bereich einer Akademie der Wissenschaften gehört. Die Schaffung schönliterarischer Werke kann ohnehin nicht die Aufgabe einer Akademie sein — sie ist die Aufgabe der individuellen Schöpfungskraft —, wohl aber die Zubereitung des Bodens, damit solche Werke entstehen können.

»Die zweite Classe umfasst sehr vielerlei Wissenschaften: Philosophie, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und Geschichte. Wir sagen, es sind verwandte Gegenstände; aber zwischen den Wissenschaften ist ja die Verwandtschaft eine allgemeine. Es fragt sich, ob die Naturwissenschaft mit der Nationalökonomie nicht in verwandtschaftlichem Verhältnisse stehe, und dennoch wird sie dieser Classe nicht eingereiht.

»Bei den bizarren Begriffen, denen wir über die Rechtswissenschaft begegnen, könnte die Correctur derselben eine der Aufgaben der Akademie sein.

»Die historische Classe sammelt und publicirt wertvolle Urkunden; es ist natürlich, dass sie in dieser Tätigkeit fortfahren muss, doch wäre es an der Zeit, dieses Material auch aufzuarbeiten. Wir wissen, dass die Werke Macaulay's, Guizot's und Ranke's nicht von Akademien geschrieben worden sind. Solche Werke sind blos Erzeugnisse der individuellen Befähigung, doch könnte die Akademie auf die eine oder die andere Weise zur Aufarbeitung des Materials einen Impuls geben; denn Ungarn besitzt keine Geschichte, welche auf dem heutigen Niveau der historischen Wissenschaft und Kunst stünde; und doch ist vor allem Ungarn das Land, wo die Geschichte auf die Gemüter und auf die Denkweise zu wirken hätte.

»Bei uns kennt man die Vergangenheit des Landes nicht, denn wenn die Leute sie kennten, würden sie über die gegenwärtigen Zustände vernünftiger und nüchterner urteilen.

»Die Naturwissenschaften, die Mathematik und die damit eng verknüpften Disciplinen finden in unseren Hochschulen und Fachvereinen Pflege, dessenungeachtet muss ihnen die Akademie die grösste Aufmerksamkeit widmen.

»Jedes Zeitalter hat seinen Charakter: dem unsrigen gibt die Naturwissenschaft die Signatur. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass die geistigen Strebungen der Völker dadurch leiden. Während daneben die höchsten Interessen der Religion, der Kunst, kurz der Menschheit, zur Geltung gelangen können, ruht auf dieser Wissenschaft andererseits das vitale Existenzinteresse unseres Vaterlandes, der Wohlstand und die Hygiene, von denen der Bestand des ungarischen Staates zum grossen Teile bedingt ist.

»Der Wechsel der Aufgaben wirkt auf die Wahl der Personen zurück, welche diese Aufgaben lösen sollen. Es fragt sich, ob Derjenige, der vor vierzig Jahren zur Aufnahme in die Akademie geeignet gewesen, dies auch heute sein würde?

»Aber wenn ich von ungarischer Cultur, ungarischer Wissenschaft rede, will ich damit nicht sagen, dass wir uns vom westlichen Europa absondern sollen. In kultureller Hinsicht besteht heute zwischen den occidentalischen Völkern eine Solidarität, von welcher wir uns emancipiren weder können, noch dürfen, daneben indessen kann die nationale Individualität auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst festgehalten werden.

»Die von mir berührten Gegenstände können auch ausführlicher entwickelt werden, doch dafür kommt vielleicht bei einer anderen Gelegenheit die Zeit. Jetzt, wo ich mich auf die blosse Aufzählung der von mir zu erfüllenden Pflichten beschränkt habe, brauche ich blos zu bemerken, dass ich denselben nur dann entsprechen kann, wenn ich mit den verehrten Mitgliedern der Akademie in Eintracht und Freundschaft werde wirken können. Indem ich mir dieselbe ausbitte, glaube ich, dass wir viribus unitis das unter den gegebenen Verhältnissen Erreichbare auch wirklich leisten werden.«

Nach dieser mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Ansprache machte der Generalsecretär Meldung von dem am 15. Juli erfolgten Ableben des auswärtigen Mitgliedes *Daniel Worsaae* in Kopenhagen und von dem am 24. September erfolgten Tode des ältesten Akademikers und Nestors der Rechtswissenschaft *Ignaz Zsoldos*, indem er Beider wissenschaftliche Tätigkeit in warmen Worten würdigte.

Hierauf folgte die Vorlage der Preisarbeiten. Im Sinne des neuen Normativs ist der Einreichungs-Termin für die um die Preise der Akademie concurrirenden Werke am 30. September abgelaufen. Bis zu diesem Tage sind eingelaufen: Für den Teleki-Dramenpreis 12 Arbeiten, den Karátsonyi-Preis 7 Lustspiele, den Nádasdy-Preis 18 Preisarbeiten, den Marczibányi-Preis 4, den Athenäum-Preis 2 Arbeiten; für den Dora- und Sztrokay-Preis je eine Arbeit. Für den Lukács-Preis und den von der Lévay-Stiftung ausgeschriebenen Preis sind keine Arbeiten eingelaufen. Für den Bulyovszky- und den Farkas-Raskó-Preis, deren Einreichungs-Termin erst am 30. September 1886 abläuft, sind bereits 7 Concurrenzwerke eingereicht worden.

In der hierauf folgenden Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe las *Paul Hunfalvy über Josef Jirecek und die ungarischen Hussiten.* Als der gewesene österreichische Minister Josef Jirecek im vorigen Herbst als Mitglied der österreichischen Delegation in Budapest weilte, beehrte er Vortragenden mit seinem Besuche. Bei dieser Gelegenheit erkundigte sich Redner über die Authenticität des im Stiegenhause des Prager Museums eingemauerten Steines, dessen Inschrift besagt, dass in Iglau (Mähren) im Jahre 1437 die berühmten Compactaten in lateinischer, deutscher, czechischer und ungarischer Sprache verkündigt worden seien. Dieses veranlasste Jirecek zu Forschungen, deren publicirte Ergebnisse Vortragender bespricht. — Jirecek teilt vor Allem die Namen der ungarländischen Magistri, Baccalaurei und Studiosi mit, welche in den Jahren 1372 bis 1420 in Prag studirten. Diese Namensliste ist schon deshalb interessant, weil sie zeigt, aus welchen Teilen und Städten des Landes jene Männer stammten. Aus ihr ersehen wir auch, dass nach Prag zu jener Zeit, wo Huss dort die Lehren des Engländers Viklif verkündete, aus Ungarn verhältnissmässig die grösste Anzahl von Studirenden die südlichsten Gegenden, Syrmien, die am Zusammenflusse der Donau, Sau, Drau, Theiss liegenden Landesteile sandten. Die Ungarn scheinen sich dort eines grossen Rufes erfreut zu haben; denn als die Vertreter der Stadt Prag vor Sigmund die Lehren der czechischen Magister rechtfertigen wollten, verlangten sie von ihm, dass die ungarischen Magister dies auch ungarisch sollen tun dürfen. Das Verhältniss Ungarns zu Böhmen charakterisirt auch das Factum, dass einer von den gewählten Richtern, welche 1411 entscheiden sollten, ob in Böhmen Häresie vorhanden sei oder nicht, der siebenbürgische Vojvode Stibor war. Es ist nach alledem verständlich, dass die nach vielen Verzögerungen endlich in Iglau stattgehabte Verkündigung der Compactaten auch in ungarischer Sprache stattfand. Der im Stiegenhause des Prager Museums eingemauerte Stein ist demnach authentisch und stammt aus der Kirche, in welcher die Verkündigung stattgefunden und welche im Laufe der Zeit demolirt wurde. Jirecek teilt mehrere interessante Daten über die ungarischen Hussiten mit, welche auf's neue bestätigen dass in der Tat die älteste vorhandene ungarische Bibelübersetzung von Hussiten herrührt.

Hierauf besprach Hunfalvy einige *neuere Arbeiten rumänischer Historiker,* speciell zwei neuere Werke des Nikolaus Densusian, der in dem einen den von Xenopol behaupteten slavischen Einfluss auf die Entwicklung der Rumänen wegzudemonstriren, in dem anderen aber in Siebenbürgen selbstständige, von den ungarischen Königen unabhängige Bojaren nachzuweisen versucht; ferner die his-

torischen, kritischen und ethnographischen Studien von V. Manin, welche von den Rumänen selbst als «maniac» (wahnsinnig) bezeichnet werden.*

Hierauf las Josef Budenz den Bericht des Bernhard Munkácsi über seine im Auftrage der Akademie gemachten Studien der wotjakischen Syrache in Kasan und im Gubernium Wjátka. Die reiche und interessante Sammlung wotjakischer Sprachproben, welche Munkácsi in wenigen Monaten zusammenzubringen im Stande war, enthält: 1. 250 kürzere und längere Volkslieder. Besonders bemerkenswert ist das Bienenruflied und Soldatenlieder. 2. Sagen, darunter sieben auf Kosmogonie bezügliche (Weltschöpfung; Sintflut; Schuld des Weibes und Gottesfluch; Schuld des Mannes; Das Riesengeschlecht und das heutige Menschengeschlecht; Gottes Besuch auf Erden; Belohnung der gutherzigen Biene; Sage von den Kalmaz-Helden). 3. Volksmärchen. Zehn heidnische Gebete. Rätsel. 170 abergläubische Gebräuche und Meinungen. 4. Grammatische Skizzen und Wörtersammlungen von verschiedenen Dialekten. Munkácsi hat auch G. Bálint's kasanisch-tatarisches Wörterbuch ins Wotjakische übersetzen lassen und eine genaue Revision des Wiedemann'schen Wörterbuches vorgenommen, welche zugleich eine namhafte Bereicherung desselben bedeutet.

Ferner berichtet Budenz, dass Ignaz Kunoss, der in Konstantinopel die türkische Volkssprache studirt, bereits interessante Texte zusammengebracht und eingesandt hat, namentlich zwei volkstümliche Possen. «Karagöz» genannt, die im Ramazan aufgeführt zu werden pflegen. Endlich legt Budenz das jüngste Heft der von ihm redigirten «Nyelvtudományi közlemények» vor, welches neben kleineren Mitteilungen die eine Hälfte der sprachwissenschaftlichen Ausbeute enthält, die Dr. Ignaz Halász im vorigen Jahre von seiner Reise in Lappland mitbrachte, aus dessen bisher unbekannten südlichsten und nördlichsten Dialekten er höchst wertvolle Sprachproben und Sagen gesammelt hat.

VERMISCHTES.

— **Die Zahl der Hörer an der Budapester Universität** im I. Semester des I. Studienjahres 1885/6 weist folgende Daten auf:

Die Zahl der Hörer der theologischen Facultät ist 92, davon 59 in den höheren Jahrgängen, 27 neueingeschriebene, 6 ausserordentliche; Zunahme gegen das Vorjahr 1. — Rechts- und staatswissenschaftliche Facultät: 1580, davon 925 in den höheren Jahrgängen, 535 neueingeschriebene, 120 ausserordentliche, Abnahme 79 — Medicinische Facultät: 1144, davon 760 in den höheren Jahrgängen, 264 neueingeschriebene, 120 ausserordentliche, Zunahme 27. — Philosophische Facultät: 269, davon 122 in den höheren Jahrgängen, 83 neueingeschriebene, 64 ausserordentliche, Zunahme 5. — Pharmazenten 200, Hörerinen des geburtshilflichen Curses 70. — Im Ganzen beträgt demnach die Zahl der Hörer 3355, gegen 3412 im Vorjahre.

* Diese Kritiken Hunfalvy's werden wir in einem der nächsten Hefte dieser *Revue* vollständig mitteilen. Die Red.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábel Jenő, Isota Nogarola. (Isota Nogarola, von Dr. Eugen Ábel.) Budapest, 1885. Akademie, 82 S.

Barabás Samu, Fráter György. (Frater Georg Martinuzzi, eine Biographie von Samuel Barabás.) Pressburg, 1885, 28 S.

Concha Győző, A kilenczvenes évek reformeszmei. (Die Reformideen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und ihre Folgen. Literaturhistorische Skizze von Victor Concha.) Budapest, 1885, Franklin, 243 S.

Deák Farkas, Gróf Dessewffy Aurél. (Graf Aurel Dessewffy's Leben von Wolfgang Deák.) Pressburg, 1885, 26 S.

— — *Gróf Bethlen Miklós.* (Graf Nikolaus Bethlen's Leben von demselben.) Pressburg, 1885, 26 S.

Erődi Béla, Mikes Kelemen életrajza. (Clemens von Mikes' Leben von Dr. Adalbert Erődi.) Pressburg, 1885, Stampfel, 28 S.

Fejérpataky László, A királyi kanczellária az Árpádok korában. (Die königliche Kanzlei im Zeitalter der Árpáden von Ladislaus Fejérpataky.) Budapest, 1885, Akademie, 149 S.

Herich Károly, Iparművészeti tanulmányok. (Kunstgewerbliche Studien von Karl Herich.) Budapest, 1885, Grill, 186 S.

Hermann Emil, Technikai mechanica. (Technische Mechanik. I. Theil; von Emil Hermann.) Budapest, 1885, Nagel, XII, 263 S. u. 3 Tabellen.

Herrmann Otto, Ősi nyomok a magyar népies halászatban. — Dasselbe deutsch: *Urgeschichtliche Spuren in den Geräthen der ungarischen volkstümlichen Fischerei von Otto Herrmann.* Mit 34 Illustrationen. Budapest, 1885, Kilian, 45 S.

Horváth Kálmán, Válponton. (Auf dem Scheidewege. Socialer Roman in zwei Bänden von Koloman Horváth.) Budapest, 1885, Grill, 223 u. 242 S.

Hörk József, A sáros-zempléni ev. esperesség története. (Geschichte des evang. Seniorates von Sáros-Zemplén von Josef Hörk.) Kaschau, 1885, Selbstverlag, 383 S.

Hunfalvy Pál, Emlékbeszéd Lönnrot Illés felett. (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Elias Lönnrot von Paul Hunfalvy.) Budapest, 1885, Akademie, 32 S.

Iványi István, A tiszai határörvidék. (Die Militärgrenze an der Theiss. 1686 bis 1750, von Stefan Iványi.) Budapest, 1885, Aigner, 118 S.

Jókai Mór, A czigánybáró. (Der Zigeuner-Baron. Roman von Maurus Jókai.) Budapest, 1885, Révai, 166 S.

Kálmány Lajos, Boldogasszony ősvallásunk istenasszonya. (Boldogasszony [Unsere liebe Frau] eine Gottheit der magyarischen Urreligion, von Ludwig Kálmány.) Budapest, 1885, Akademie, 37 S.

Lipp Wilhelm, Die Gräberfelder von Keszthely. Mit 360 Illustrationen und drei Tafeln. Budapest, 1885, Kilian, Lu. Oct., VIII, 121 S. und 3 Tafeln.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

